



ZOVQ
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Badische Landes-Geschichte

von den ältesten bis auf unsere Zeiten.

Von

Josef Bader.

Zweite unveränderte Auflage.

Mit sieben Karten.

Freiburg im Breisgau
in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung.

1834.

„Die Geschichte ist ein Spiegel, welcher die vergangenen Zeiten darstellt, „wie sie waren."

Johannes Müller.

Vorwort.

Aus der Anlage und Darstellungsart dieses Buchs wird man entnehmen, daß es zunächst für das Volk bestimmt ist. Um klar und verständlich zu seyn, mußte oft weit ausgeholt und manches gesagt werden, was ich bei einem Publikum blos gelehrter Leser vorausgesezt hätte. Besonders im ersten Heft war es nothwendig, viel allgemein Deutsches und Römisches anzuführen, weil dasselbe die Wurzel aller spätern Erscheinungen enthält, die im altdeutschen Leben und in dem Verhältnisse des deutschen Volks zum römischen Reiche lagen. Vielleicht findet man eben deßwegen diese ersten Kapitel zu weitläufig gegen die folgenden; aber es war mir, wie gesagt, um die Deutlichkeit zu thun, mehr als um eine strenge Gleichstellung in der Form.

Die badische Landesgeschichte wird in dem gegenwärtigen Buch ziemlich speziell abgehandelt. Vom Nuzen dieser Art, von Geschichtsdarstellungen lasse ich hier zwei Andere reden.

„Sobald der Mensch aus den allerengsten Schranken, in welchen er nur um Fristung seines Daseyns gegen so manches dasselbe Bedrängende ankämpft, sich herausgearbeitet, so möchte er von dem Punkte, auf dem er steht, um sich blicken und schauen, wen er in seiner Nähe finde, fragen, auf welche Weise er und die andern dahin gekommen, und erforschen, wie es auf dieser Stätte vor Jahrhunderten ausgesehen habe. Und wenn auch weder seine unmittelbaren Vorgänger, noch alle diejenigen, welche er seit undenklichen Zeiten Landsleute oder Gemeindegenossen nennen kann, je in den Lauf der Zeiten eingegriffen, oder zur Entwickelung des gesammten Menschengeschlechtes bemerkbar etwas beigetragen haben; so begründeten sie doch den gegenwärtigen Zustand, welcher immer er sey, für ihre Nachkommen, für einen Theil ihres Geschlechtes. Darum ist die Geschichte die Lehrmeisterin, nicht blos für große Staaten, für Regenten, Gesezgeber, Feldherren und solche, die das Geschick bestimmte, zahlreiche Massen zu leiten, denselben für lange die Richtung zu geben, sondern eben so für kleine Menschenvereine, für Einzelne, welche nur im engen Kreise durch Befolgung richtiger und redlicher Grundsäze Wohlfahrt zu stiften, oder durch Mißkennung ihrer Pflichten und Bestimmung Unbehagen zu verbreiten im Stande sind. Alles hat seine höchsten Interessen; aber sie richten sich nach der Höhe, Größe und Beschaffenheit, was sie berühren.“

„Niemand bleibt bei der Geschichte seines Vaterlandes ungerührt, Niemand unbelehrt, und der Richter, der Raths-

herr, der Erzieher und Lehrer, der Künstler, der Handwerker und Landbebauer kann sich darin Raths erholen. Und so gebe Gott, daß wir durch diese köstliche Wissenschaft stets auch weiser, thätiger, nachdenkender und in jeder Art des Guten besser werden."

Ueber meinen Beruf, die badische Landesgeschichte abzufassen, steht mir nicht zu, mehr zu sagen, als daß ich von frühester Jugend an das Studium der Historie überhaupt mit besonderer Liebe, und mit fast leidenschaftlicher Neigung dasjenige der vaterländischen betrieben habe. Ich lernte nach und nach die Details kennen; ich wagte einige Versuche der Ausarbeitung, worauf mehrere verdiente Freunde und Kenner der Geschichte mich ermunterten; und jezt, nach zehnjährigen Vorarbeiten, fühlte ich den Drang, das Ganze zu unternehmen. Ich bemerkte zwar wohl, daß dasjenige, was aus meiner Feder floß, weit unter dem Ideal stehe, welches ich mir gebildet hatte; doch ist mir auch die Zuversicht geblieben, daß es kein ganz mißglückter Versuch seyn kann. Und so wage ich mich damit vor das Publikum, da dasselbe seinen Wunsch nach einer solchen Arbeit mehrmals aussprach, ohne daß ein Andrer sie unternahm. Denn was aus früherer Zeit über die badische Geschichte vorhanden ist, befriedigt daß Bedürfniß der Gegenwart bei weitem nicht. Man will nicht blos mehr eine Darstellung der Schicksale des badischen Fürstenhauses, wie sie Schöpflin und Sachs geliefert haben, man verlangt eine Gesammtgeschichte des jezigen Großherzogthums; was aber Herr Hofrath Schreiber

und Herr Professor Fecht in diesem Sinn herausgegeben, ist theils zu kurz abgefaßt, theils unvollendet geblieben. Es mag ein nicht geringer Verlust seyn, daß ein dritter gründlicher Kenner und Bearbeiter unserer vaterländischen Historie, seine eilfjährige Arbeit, nach dem Abzuge des achten Bogens, wieder von der Presse nahm und unterdrückte!

Der Inhalt dieses Geschichtbuches ist auf die Quellen gegründet. Aber Vieles kömmt vor, was weder in Urkunden und Chroniken, noch auf andern historischen Dokumenten ausdrücklich steht; es ist Folgerung, es ist das Ergebniß einer Reihe von Vergleichungen und Schlüssen. Deßwegen habe ich auch nicht zitirt, da die Noten bei dieser Art meines Verfahrens den Text weit hätten übersteigen müssen. Ich muß hier einer besondern Schwierigkeit erwähnen, die dem Bearbeiter der badischen Landesgeschichte im Wege liegt. Unser Großherzogthum ist kein Staat, der, wie etwa Hessen oder Baiern, einen besondern deutschen Volksstamm umfaßt, sondern seine Bevölkerung besteht aus Abkömmlingen theils der Allemannen oder Schwaben, theils der Franken. Ferner ist es ein ganz neuer Staat, zusammengesezt aus drei Hauptbestandtheilen, aus dem ehemaligen Vorderöstreich, aus der Markgrafschaft Baden und der Pfalz. Diese Fürstenthümer aber selbst haben eine oft überaus dunkle uud verwirrte Bildungsgeschichte, und mitten unter ihnen lag ausserdem eine Menge bald reichsstädtischer, bald geistlicher, bald adeliger Territorien. Man sieht also, wie schwer es halten müsse, in ein so buntes Gemengsel denjenigen Zusammen-

hang zu bringen, welchen die Darstellung einer Gesammtgeschichte erfordert. Glücklicher weise ist es mir noch gelungen, einen Faden aufzufinden, woran sich die verschiedenen Stücke zu einem anschaulichen Bilde anreihen ließen.

Was die Manier der Darstellung betrifft, so habe ich keine besonders gesucht, sondern mein Bestreben war einzig, die Ereignisse und Thaten, wie ich sie aus den Quellen in meine Seele aufgenommen und verarbeitet, diesem Bilde getreu zu Papier zu bringen. Ich habe auch keinen besondern Geist affektirt; das erste Gesez blieb mir stets die Wahrheit. Zwar ist sie im Dunkel der Vorzeit, bei oft so widersprechenden Nachrichten, gewöhnlich schwer, und manchmal gar nicht zu erkennen. Also mag wohl Vieles schief oder falsch von mir dargestellt worden seyn. Aber ich folgte allzeit den stärkern Gründen; nichts wollte ich geflissentlich aus Meinungs- oder Parteihaß entstellen. Diese Triebfedern sind meinem Herzen fremd, und immer habe ich jenes unwürdige Spiel mit Anschwärzungen und Lobhudeleien, wie sie aus dem Kampf der Gegenwart so häufig in die Schilderungen der verflossenen Zeiten übertragen werden, verachtet genug!

Sollte irgend ein Sachverständiger veranlaßt werden, mir Irrthümer, Mängel und Fehler aufzudecken, oder Rathschläge und Fingerzeige zu geben, so werde ich ihm für diese Mühe gewiß die dankbarste Anerkennung zollen; ein lehrreicher Tadel ist mir unendlich lieber, als jedes blose,



auch noch so schmeichelhafte Lob. Hat aber meine Arbeit das Glück, die Billigung der Kenner und den Beifall des Publikums zu erlangen, so werde ich sie in spätern Jahren, bei erweiterter Quellenkenntniß und Lebenserfahrung, vermehrt und mit den nöthigsten gelehrten Nachweisungen meinen Mitbürgern abermals vorlegen.

Freiburg, den 15ten März 1834.

Der Verfasser.

Einleitung.

Kurze Beschreibung des gegenwärtigen Grofsherzogthums.

„Diese fruchtreichen Landstriche, durchwunden von breiten, herrlichen Strömen; diese Berge, bedeckt mit ernsten Waldungen, der blumenlächelnde Boden, Felsen und Bäche; diese reine, milde, kräftige, belebende Luft — alles ermahnt uns, daß wir unsere schöne Heimath dankbar lieben sollen, und nicht die fremde preisen, sondern unser blühendes Eigenthum."

E h.

Der Schwarzwald.

Nachdem sich der Rhein zwei Tagreisen unterhalb seiner Quellen am Sankt Gotthard in das große Becken des Bodensees ergossen, verläßt er dasselbe in westlicher Richtung, fließt in mannigfachen Krümmungen und in einem immer noch engen Bett bis nach Basel, wo er sofort in breitem ruhigem Strom seinen Lauf gegen Mitternacht beginnt. In diesem südwestlichen Winkel Deutschlands erhebt sich, kaum einige Meilen vom Rheinufer, der Stock des Feldbergs, eines der Urfelsen, die das Geripp der Erde ausmachen, viertausend sechshundert fünfzig Fuß hoch über die Meeresfläche. Sein Haupt ist breitgedrückt und ganz kahl. Wenn man es erstiegen hat, so eröffnet sich dem staunenden Auge das Schauspiel einer unabsehbaren Welt von Bergen, die sich nebeneinander erheben gleich den Wellen des bewegten Meeres. Dieser große Anblick ist eben so sehr gemacht, unsere Seele zu erheben, als uns zu sagen, wie klein wir sind!

Von seinen meist mit Wald bewachsenen Seiten streckt der Feldberg fast regelmäßig vier Arme nach den vier Weltgegenden aus, welche mit ihren Aesten und Verzweigungen die Gebirgskette des Schwarzwaldes bilden. Der östliche Arm wendet sich zwischen Lenzkirch und Neustadt vom Hochfirst an etwas südlich und endigt mit der hohen Alp oberhalb Stühlingen. Hier begegnet ihm der Randen, ein sehr jähes Kalkgebirg, welches sich von seiner Höhe bei Schaffhausen bis an die Donau, und am Rhein mehrere Meilen auf- und abwärts erstreckt. Es entsteht dadurch das romantische Thal der Wutach, welche aus dem Feldsee kommt, den Tittisee anfüllt, und alsdann in einer großen Beugung und

in überaus wildem Lauf dem Rhein zueilt. Jenseit des Randen, zwischen der Donau und dem See, gegen Schwaben hinaus, verliert sich das Gebirg zuerst in eine Reihe von Hügeln, welche häufig in kegelförmiger Gestalt aus der Ebne aufsteigen, hernach aber mehr und mehr in ein weitgedehntes einförmiges Hochland. Zwischen diesen Hügeln und aus den Einschnitten des Hochlands winden sich viele kleine Flüsse in die Donau, an den Rhein und Bodensee hervor. Längs am östlichen Fuß des Randen erscheint die Biber, dann folgt die Ach, und sofort eine Reihe gleichnamiger Thalwasser. Jene ergießt sich oberhalb Dießenhofen in den Rhein, die Ach aber durch das Moos bei Radolfzell in den Untersee, und geht von dem Abhang des Hügels aus, worauf die kleine Stadt ihres Namens ruht; bei Singen und Hohentwiel wird sie durch einen Bach verstärkt, der über Engen herabrinnt, und dessen Ursprung bei Immendingen zu suchen ist, wo sich ein Theil der Donau in verborgene Klüfte verliert. In den Ueberlinger See fällt oberhalb Bodman die Stockach, welche den Bann der gleichbenannten freundlichen Stadt befruchtet, nachdem sie unweit ihres Anfangs bei Liggersdorf, an der Landstraße nach Möskirch, eine plözliche Richtung gegen Mittag genommen. Die Mauern von Möskirch bespühlt aber die Ablach, die ihre Quellen westwärts an der Duttlinger Höhe hat und ihre Wasser unterhalb Mengen der Donau zuführt. Zu äusserst endlich in der badischen Seegegend entstehen südlich von Pfullendorf die Seefelder und die Urnauer Ach, jene bei Schönach, und diese in einem Moorgrund bei Pfrungen.

An diesen fischreichen Flüssen und ihren Nebenwassern, gleichwie an den Ufern des Zeller und Ueberlinger Sees, liegen viele, zum Theil große und wohlhabende Ortschaften, in einer an Holz, Korn und Wein reichen Gegend. Besonders um den See her entfaltet die Landschaft alle Reize einer glücklichen Natur, und jener weitgereiste Wandrer mag Recht haben, wenn er sagt: „Der Bodensee ist der schönste, größte und lieblichste Anblick in ganz Deutschland.“ Das Volk wohnt sowohl in Städten und Dörfern,

als auf einschichtigen Höfen, und lebt vom Ertrag seines Bodens. Es verräth sogleich in Sprache und Charakter seine schwäbische Abkunft; seine Sitten sind einfach und gründen sich auf eine vorherrschende Treuherzigkeit, deren sorgloser Ausdruck nur zu oft in den Anschein der Rohheit verfällt.

Im Süden des östlichen Feldberg-Arms senkt sich das Gebirg von der Höhe des Hochfirst und der Alp gegen den Rhein hin in mehrere nebeneinander liegende Bergreihen, wodurch die kleinen Thäler der Steinach, Schlücht, Metma und Schwarzach entstehen, welche ungeachtet ihrer größtentheils sehr rauhen Lage doch wegen des vielen Wieslands stark bewohnt werden. Aber die Dörfer und Höfe liegen nicht an den Ufern dieser Wasser, weil dieselben zu schroff und tief sind, sondern an den Abhängen der Berge an den verschiedenen kleinen Nebenbächen. Die Schwarzach kömmt aus dem Schluchsee, welcher zwischen Lenzkirch und Sankt Blasien liegt, in einem äusserst wilden Bergkessel, zweitausend siebenhundert vier und siebzig Fuß hoch über die Meeresfläche. Ihr Bett ist ein schauerlicher Thalgrund, aus dem sie am Horn des Berauer Bergs in die Schlücht hervorstürzt. Leztere führt ihr reissendes Gewässer von Grafenhausen durch ein Mattenthal herab, der Wutach entgegen, mit der sie sich unterhalb Thiengen in den Rhein ergießt. Sie macht eine alte Grenzscheide; denn was östlich von ihr wohnt, nennt der westliche Anwohner schon im Schwaben. Die Mundart und der Charakter des Volks, das die Thäler und Höhen von der Schlücht bis an den hohen Randen hinauf bewohnt, zeigt wirklich auch Spuren schwäbischen Gepräges, obwohl das eigentliche Schwaben erst jenseit des Randen und in der Baar beginnt.

Der südliche Arm des Feldbergs zertheilt sich am Hochkopf, der noch eine Höhe von fast viertausend Fuß hat, in vier Hauptäste. Der östliche davon liegt demjenigen gegenüber, der sich von der Bärhalde, rechts vom Schluchsee und der Schwarzach, über Hächenschwand herabzieht; er bildet mit ihm das wilde felsige Thal der steinigen Alb, die unfern der Wutach entspringt,

und verstärkt durch viele Bergwasser bei Albbruck in den Rheinstrom fällt. Durch die andern drei Aeste, die sich bei Hauenstein, Säckingen und Grenzach endigen, entstehen die Thäler der obern Murg und der Werrach. Man nennt diesen ganzen Landstrich das Hauensteinische, und er enthält zum Theil den rauhesten Schwarzwald, zum Theil die mildeste Rheingegend.

Unterhalb Grenzach beginnt der Breisgau, dessen Gebirge von dem westlichen Arme des Feldbergs in mannigfacher Richtung auslaufen, und sich in die lachendsten Gefilde versenken. Durch einen Ast dieses Armes und die Bergreihe zwischen dem Hochkopf und Grenzach entsteht jenes große, herrliche Thal der von Hebel besungenen Wiese. Im Verlauf eben derselben Bergreihe, welche sich zwischen Schliengen und Efringen in sanften getreide- und weinreichen Hügeln bis an das Rheinufer ausdehnt, stellt sich zuerst der Belchen, und hierauf mehr gegen die Ebene hinaus der Blauen dar. Jener ist nur dritthalb hundert Fuß niedriger als der Feldberg, aber viel schroffer und spizer. An seinem mittäglichen Abhang sammeln sich die Quellen der Birch, die durch ein einsames Thal der Wiese zurauscht. Die Höhe des Blauen beträgt drei tausend sechs hundert sieben und dreißig Fuß, und hat gegen Westen einen schnellen Abfall; gegen Süden gehen von ihr mehrere Bergreihen aus, wozwischen die Kander entsteht, die eine Stunde unterhalb der Wiese in den Rhein stürzt.

Nördlich vom Blauen liegt zuerst das kleine zauberische Thal von Badenweiler, dessen Bach an der hohen Sirniz entsteht, und durch Müllheim in die Ebene hinausfließt; alsdann folgt das Thal von Sulzburg, aus dem der Salzbach hervortritt. Diese Thäler stoßen zwischen dem Blauen und Belchen an der Sirniz zusammen, über deren Höhe von fast vierthalb hundert Fuß die Straße nach Schönau führt.

Nördlich vom Belchen windet sich in mehrfacher Krümmung das Münsterthal durch die Berge, und sendet der Ebene den aus vielen Quellen gesammelten Neumagen zu. Das Thal zieht sich eigentlich hinauf bis an den Storen oder die Halde, wo sich der

zweite Ast vom westlichen Arm des Feldbergs abtrennt. Er läuft in drei Hauptzweige auseinander, welche eben so viel kleine Thäler bilden, deren Wasser theils in die Treisam, theils in den Neumagen zusammenfließen; sie endigen sich bei Staufen mit der südlichen Wand des Münsterthals, bei Sankt Georgen mit dem Schönberg, und bei Freiburg mit dem Bromberg. Der leztere Zweig erhebt sich am Erzkasten noch zu einer Höhe von dreitausend neunhundert zwei und achtzig Fuß, und gewährt auf dem Schauinsland eine der reizendsten Aussichten über die Fluren des Breisgaus, die sich wie ein blühender Garten an die schwarzwäldischen Vorhügel anschließen.

Gegenüber vom Erzkasten geht der vierte oder nördliche Arm vom Stock des Feldbergs aus, eine starke Gebirgskette, welche sich fast in gleicher Richtung mit dem Rheinstrom bis über Pforzheim hinab erstreckt und mit ihren Verzweigungen den untern Schwarzwald bildet. Sein erster Ast trennt sich auf dem Turner gegen Westen ab, theilt sich dann auf Hochreute, oberhalb Sankt Peter, und macht die Häupter des Roßkopfs und Kandels, wovon der leztere eine Höhe von zweitausend zweihundert und neunzig Fuß hat. Durch die kreisförmige Bergreihe, die sich von Freiburg über den Roßkopf, über Sankt Märgen, den Turner, die Weißtannenhöhe bei Breitnau herüber an den Feldberg, und von da über die Halde bis zum Bromberg hinabzieht, entsteht das schöne, gesegnete Zahrtner Thal, aus welchem die kleinern Thäler von Oberried und Sankt Wilhelm, der Zastler, die Hölle, die Wagensteig, das Iben- und Eschbacher-Thal auf die Höhe des Gebirges führen. Alle diese zum Theil sehr tiefen und wilden Bergschluchten vereinigen ihre Wasser in der Treisam. Die Treisam stürzt hinter Breitnau über eine jähe Steinwand in ihr erstes Bett, drängt sich durch den schauerlichen Felsschlund des Höllenthals, fließt über Zahrten, Freiburg vorbei, durch das Moos hinab, und unterhalb des Kaiserstuhls endlich in die Elz, mit der sie neben der Glotter bei Kappel vom Rhein empfangen wird.

Die Glotter hat ihre Quellen am Hornkopf, eine Meile hinter

dem Kandel, und bewässert ein kleines fruchtbares Thal. Die Elz aber entspringt an der Höhe des hohlen Graben, und fließt unter dem Namen der wilden Gutach durch düstere Schluchten, alsdann durch das Simonswälder, und von Bleibach an, wo sie sich mit der Elzach vereinigt, durch das Waldkircher Thal in das ebene Land hervor. Die Elzach kommt von der durch das Roßeck, den Ebichkopf und den Rohrhardsberg gebildeten Höhe herab, fließt anfangs durch eine äußerst einsame Berggegend in das Brechthal, und fort nach einer plözlichen Wendung von Norden gegen Südwest in das Elzacher Thal. Diese Thäler entstehen durch die nördliche Abdachung des Kandels und durch die Fortsezung des nördlichen Feldberg-Arms, der von der Kinzig bei Haslach unterbrochen wird, aber einen Ast nach Westen sendet, von dessen zweitausend dreihundert Fuß hohem Rücken am Hünersattel die Verzweigungen nach allen Weltgegenden auslaufen. Im Westen erstrecken sie sich von Kenzingen bis nach Offenburg. Sie bilden eine Menge kleiner Thäler, worunter die bedeutendsten vom Biederbach, von der Bretten und Bleich, vom Ettenbach, von der Schutter und Steinach bewässert sind. Die Schutter hat von allen den längsten Lauf; sie entspringt an der Nordseite des Hünersattel, tritt bei Lahr in die Ebene, und dann bei Kehl zugleich mit der Kinzig in den Rhein.

Die östlichen Verzweigungen des nördlichen Feldberg-Arms bilden die Landschaft Baar, deren Name eine hoch und frei gelegene Gegend bezeichnet. Der südlichste Gebirgszweig endigt mit den Höhen, die den Fürstenberg umgeben, und durch das Thal der Eitrach vom Randen geschieden sind. Der nördliche streicht vom Kesselberg zwischen Föhrenbach und Triberg an die Donau herab, wo er bei Geißingen und Möhringen in eine Reihe flacher Berge ausläuft. Gegen Morgen hat er das Weilheimer und Speichinger Thal, die ihn vom Heuberg trennen; gegen Norden die Quellen des Neckars und die vielverschlungenen Höhen in der Umgegend von Hornberg. Die Baar erstreckt sich weit am Neckar und an der Donau hinab, und ist im badischen Antheil von der Gauch,

Breg und Brigach durchschnitten. Jene entspringt hinter dem Löffinger Wald und stürzt bei Ewatingen in die Wutach, welche die südliche Grenze der Baar ausmacht; die Breg tritt aus einem einsamen Bergschlund zwischen der Kazensteig und dem Roßeck hervor, bewässert das Thal von Furtwangen, Föhrenbach und Bräunlingen, und vereinigt sich bei Donauöschingen mit der Brigach, die am Kesselberg hinter Sankt Georgen entsteht und über Villingen herabkommt. Diese zwei Flüsse bilden die Donau. Die Gegend, wo sie sich mit noch andern Quellen vereinigen, ist ein stundenlanges Ried, das sich am Fuße des Wartenbergs in das Thal der Donau verliert.

Ohngeachtet ihrer rauhen Lage gehört die Baar unter die ergiebigsten Holz- und Kornländer des Großherzogthums. Ihre Bewohner sind von schwäbischem Gepräg, und ein überaus groß- und starkgewachsener Volksschlag; sie treiben fast ausschließlich Fruchtbau und Viehzucht, und wohnen weniger auf einschichtigen Höfen, als in großen, meist wohlhabenden Dorfschaften.

Die Kinzig, welche die Bergkette des Schwarzwaldes quer durchschneidet, entsteht am Schilikkopf, südwärts von Freudenstadt im Würtembergischen, und fließt in einem großen Bogen über Schiltach, Wolfach, Haslach, Zell, Gengenbach und Offenburg bei Kehl in den Rhein. Das Thal, welches sie bewässert, ist eines der größten, schönsten und ergiebigsten im ganzen Schwarzwald; es enthält eine überaus mannigfaltige Abwechslung von Wiesen, Rebgeländen, Aeckern, Fels und Wald, von Höfen, Dörfern und Städten; seine Bewohner sind ein eben so munteres, als emsiges und betriebsames Volk, das vom Holzhandel, vom Frucht-, Wein- und Obstbau lebt.

Es trennt also die Kinzig den Schwarzwald in den Obern und Untern. Wie dort der Feldberg, so bildet hier der Kniebis den höchsten Punkt. Dieser Gebirgsstock erhebt sich acht Stunden vom Rhein, zwei tausend neunhundert sechszig Fuß hoch über die Meeresfläche. Seine Spize heißt der Roßbühl, und ist völlig nackt. Auch hier genießt man einer großartigen Aussicht, von drei

Seiten über die schwarzwäldischen Bergreihen, und gegen Abend über die paradiesische Fläche des Rheinthals bis an die Höhen der Voghesen und des Harsgebirgs. Der Kniebis sendet einen Arm nach Norden und zwei gegen Mittag. Der westliche dieser beiden verliert sich bei Freudenstadt in eine Menge flacher Bergrücken; der östliche lauft in jähen Abdachungen nach Haslach herab, und bildet rechts mit einem Aste des andern Armes das Wolfacher, links durch seine Verzweigungen das Harmersbacher, Durbacher und Renchthal.

Die Wolfach rinnt von der südlichen Wand des Kniebis zwischen düstern Bergen nach Rippolsdau herab, bewässert das romantische Thal von Schappach, und stürzt sich bei der Stadt ihres Namens in die Kinzig. Die Quellen des Harmersbachs sind theils am Hundskopf, theils weiter unten am Reidel, einem Berghaupt von zwei tausend sieben hundert siebzig Fuß Höhe; sein Thal ist voll grüner Abhänge und Gründe, und macht einen freundlichen Kontrast zu dem benachbarten wilden Nordacher Thal. Der Durbach entsteht an der Höhe zwischen Oppenau und Gengenbach, verläßt bei Ebersweier die fruchtbaren Hügel, und schlängelt sich durch die Wald- und Riedebene zwischen Appenweier und Bischofsheim an den Rhein hinaus.

An der westlichen Wand des Kniebis sind die Quellen der Rench und Acher, und auf der andern Seite sammelt sich die Murg, welche nach einem sechsstündigen Lauf dessen nördlichen Arm bei Weissenbach durchschneidet.

Die Rench stürzt anfangs durch enge Thalschluchten über den Sauerbrunnen von Griesbach nach dem Petersthaler Bad herab, und windet sich dann um den Blauenberg herum, an dessen nördlichem Fuß, zwischen hohen und steilen Bergwänden, die Stadt Oppenau erscheint. Das Thal behält diesen Charakter bis Lautenbach, wo es sich ausdehnt und durch Buchwaldung, Wiesengründe, Saatfelder, Obst- und Weingärten immer reizender wird bis nach Oberkirch hinaus. Der Fluß wälzt nun seine Gewässer durch die Gefilde des gleichnamigen großen und schönen Markt-

fleckens in den Rhein. Die Acher kommt aus dem Mummelsee, fließt unter dem Namen Seebach in das Thal nach Kappel herab, und sofort über Achern in wildem Lauf ohnweit Lichtenau demselben Strom zu. Das Renchthal ist von dem der Acher durch den zweitausend dreihundert zwanzig Fuß hohen Sohlberg und den Ulmer Hard geschieden. Von Achern an wird die Abdachung des Gebirgs immer kürzer und zahmer bis zur Murg, und bildet zwei liebliche Thäler, das von Bühl, und das bei Baden an der Os. Ihre Wasser entspringen an der Herrenwiese, einem zweitausend dreihundert vierzig Fuß hohen, rauhen und unfruchtbaren Bergrücken; der Bühlerbach ergießt sich bei Stollhofen in den Rhein, der Osbach bei Rastadt in die Murg.

Das Thal der Murg beginnt bei Kippenheim und zieht sich fünf Meilen lang am Fuße desjenigen Gebirgsarms hinauf, der vom Stock des Kniebis gegen Mitternacht ausläuft. Es gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Thälern in ganz Deutschland. Seine Fruchtbarkeit ist eben so groß, als seine Schönheit, die in der mannigfaltigsten Abwechslung von friedlichen und wilden, zahmen und großartigen Naturszenen besteht. Nachdem sich die rothe und weiße Murg in dem Bergkessel zwischen dem Roßbühl und den Mählplätzen vereinigt haben, fällt das Gewässer das Baiersbronner Thal herab bis Reichenbach, von wo es seinen Lauf gegen Norden richtet. Die Natur der Gegend ist anfangs rauh und wild durch finstere Tannenhaine, graue Felswände und tobende Bergbäche. Von Fohrbach an mildert sie sich allmälig, und bei Weissenbach erscheinen schon Obstbäume und Weingärten. Doch rauscht die Murg noch schäumend über Granitblöcke, hundert Fuß tief unter der Straße, bis nach dem freundlichen Gernsbach, wo der Fluß durch die Holzflöße überaus lebhaft wird, und das Thal sich zu einem blühenden Garten erweitert.

Der nördliche Arm des Kniebis erhebt sich bei Weissenbach wieder aus der Tiefe des Murgthals, läuft zwischen Pforzheim und Elmendingen hindurch und theilt sich bei Eppingen in zwei große Aeste, die das Thal der Elsenz einschließen. An seiner

westlichen Abdachung bildet dieser Arm nach einander fünf kleine Thäler, deren Gewässer die Ebne von Ettlingen bis Heidelberg in vielen Rinnsalen und in sehr trägem Laufe durchschlängeln. Auf einer ziemlichen Höhe, zwischen Gernsbach und dem Wildbad im Würtembergischen sammelt sich die Alb, welche durch ein romantisches Wiesenthal nach Ettlingen und Mühlberg hinaus strömt. Eine Meile nördlicher rinnt aus dem Konweiler Wald die Pfinz in das Thal nach Wilferdingen herab und betritt bei Durlach die Ebne. Dann folgt der Salzbach, welcher über Bretten, Heidelsheim und Bruchsal, hierauf die Kreich, welche über Gochsheim, endlich der Leimbach, der über Wiesloch dem Rhein zueilt.

Weit rauher ist die östliche Abdachung, deren Fuß von der Enz bespühlt wird. Dieser Bergfluß durchschneidet bei Pforzheim, wo ihn die Nagold und Würm verstärken, das badische Gebiet und ergießt sich dann bei Bessigheim in den Neckar, der dasselbe unterhalb Wimpfen betritt, und in einem weiten Bogen dem Rheinstrom zueilt, zuerst über Neckarelz, dann über Eberbach und Heidelberg, wo die nördlichsten Punkte der schwarzwäldischen Vorberge die südlichen Höhen des Odenwaldes begrüßen.

Der Schwarzwald bildet also eine Gebirgskette, die sich vom Stock des Feldbergs gegen Süden und Norden in einer Länge von fünfundzwanzig Meilen ausdehnt, und deren größte Breite ohngefähr die Hälfte dieses Maßes beträgt. Seine Masse besteht aus Granitfels, der mit Flözgebirg von Kalk- und Sandstein umlagert ist. Man findet in den Eingeweiden vieler Berge Eisen-, Kupfer- und Bleierz, auch einige Silberadern und mehrere Mineralquellen. Im Aeussern hat der Schwarzwald die Eigenthümlichkeit, daß seine Bergrücken meist abgeflacht und gedehnt sind, und daß er wenige große Thäler, sondern mehrentheils nur Tobel und Schluchten bildet. Seine Bedeckung besteht aus Nadelholzwaldungen, worin die Weißtanne vorherrscht, und welche sich gegen die Vorhügel hinaus mehr und mehr mit Laubholz vermischen. Die höchsten Gegenden tragen wegen der Rauhheit der Luft kein Holz mehr, und sind oft bis tief in den Frühling mit Schnee bedeckt;

sie bringen aber eine Menge kräftiger Kräuter hervor, wodurch ihre Weide für das Vieh überaus gesund und nahrhaft wird.

Die Abdachung des Gebirgs gegen den Rhein hin ist bei weitem jäher, als die gegen Morgen, und hat auch mehrere und tiefere Einschnitte. Aus diesen Thälern und Schluchten stürzen hundert wilde Waldbäche und Flüsse in die Ebne hervor, wohlthätig durch ihre frischen, fischreichen Wasser, aber auch verderblich, wenn sie im Herbst oder Frühjahr ungewöhnlich anschwellen und ihre Ufer übertreten.

Der Schwarzwald ist reich an schönen und großartigen Naturszenen. Man hat einige seiner Thäler mit den berühmtesten der Schweiz verglichen. Auf vielen Höhen genießt das Auge des Wanderers die herrlichste Aussicht über die Umgegend und in die Ferne. Düstre Tannwaldungen wechseln bald mit grauen schroffen Felswänden, bald mit sonnigen Haiden, grünen Berghalden und Wiesengründen; bald ziert ein Wasserfall, bald eine Bauerhütte, bald eine Burgruine die Landschaft.

Die Bewohner des Schwarzwaldes ernähren sich theils von dessen Erzeugnissen, theils durch ihren Gewerbfleiß. Jene sind hauptsächlich Holz, Vieh, Kartoffeln, Hafer und Sommerroggen. Die schwarzwäldische Industrie aber besteht in der Uhrmacherei, in der Verfertigung von Glas- und Holzwaaren, von Strohhüten, Blechlöffeln und Baumwollenzeugen. Diese emsige Betriebsamkeit hat einen Wohlstand hervorgebracht, wie er in solchen Gebirgsgegenden selten vorkommt. Und dessen ohngeachtet ist die Wohn- und Lebensweise der Schwarzwälder äußerst einfach. In einigen Thälern, durch welche sich gangbare Straßen ziehen, sind zum Theil große Flecken, und selbst Städte, aber außer dem wohnt das Volk zerstreut in den Thalgründen und an den Berghalden, jeder Eigenthümer auf einer bequemen Stelle seines Gutes. Diese Wohnweise hat ihre großen Vortheile, sowohl wegen der Viehseuchen und ansteckenden Krankheiten, als wegen der Sitten, da der Bauer sich weniger an das Wirthshaus gewöhnt, wie in den Dörfern, wo Trunk und Spiel mehr und mehr einreißen. Die

Wohnungen selbst bestehen aus hölzernen Hütten, welche Stube, Küche, Kammer, Stall und Scheune im engsten Raum unter einem und demselben Dach von Stroh oder Schindeln traulich vereinigen. Die Stube liegt an der einen Ecke zu ebner Erde, und hat ihrer ganzen Länge und Breite nach eine fortlaufende Reihe von Fenstern, die oft mit buntbemalten Zugläden versehen sind. Ueber diesen Fenstern führt ein Gang zu den Schlafgemächern des Gesinds; neben dem Eingang in die Stube befindet sich der Brunnen, neben der Stallthüre die Dunglege, und über dem Stall die Scheune, zu der eine anhäldige Brücke hinaufführt. Der Hofraum ist mit einem Zaun umfangen, und es befindet sich darin gewöhnlich ein Fruchtbehälter, ein kleines Bethaus, ein Bienenstand, ein Krautgarten und ein Schweinverschlag. Diese Einrichtung ist aus der Natur und Nothwendigkeit hervorgegangen, und es wäre zu wünschen, daß sie von den steinernen Gebäuden nicht verdrängt würde, die man jezt in manchen Gegenden mit städtischer Zierde unter großen Kosten an die Stelle der alten Hütten zu sehen anfängt, und bei welchen die Vortheile eines nahen Beisammenseyns und wohlfeilen Unterhalts verloren gehen; nicht selten sind solche herrische Bauernhäuser die Vorgänger eines baldigen Zerfalls der Familien.

An Gestalt und Charakter gleichen sich die Schwarzwälder nicht so, wie in der Wohn- und Lebensweise. Es giebt Gemeinden, wo man den schönsten Menschenschlag antrifft, und andere, wo die Leute klein und häßlich sind. Eben so zeigen die Bewohner in vielen Gegenden eine sehr friedsame Gemüthsart, während in manch' andern ein äusserst händel- und raufsüchtiges Volk wohnt. Im Ganzen jedoch hat sich bei den Schwarzwäldern noch am meisten von der Einfalt und Biederkeit der altdeutschen Sitten erhalten; sie sind verständig, nachdenkend und ausdauernd, sparsam, begnüglich und sittsam; überhaupt sehr religiös, aber auch eben so munter und lebensfroh.

Der Odenwald.

Als eine nördliche Fortsezung des Schwarzwaldes kann man den Odenwald betrachten, obwohl er weder so hoch und rauh ist, noch aus derselben Gebirgsart besteht. Seinen Hauptstock bildet der Krähberg, welcher sich zwischen Beerfelden und Waldbullau, zwei Meilen vom Neckar, ohnweit der badischen Grenze, etliche über siebzehnhundert und dreißig Fuß hoch von der Meeresfläche erhebt. Er sendet einen Arm gegen Abend, der mit dem Malchen an der Bergstraße endigt; einen andern gegen Mitternacht bis an den Einfluß der Mimling in den Main; und einen dritten ostwärts durch das badische Gebiet bis zur würtembergischen Grenze bei Mergentheim. Dieser östliche Arm verliert sich in eine Menge flacher Hügel, die man das Bauland nennt, und deren ganzer Umfang von dem Kazenbuckel beherrscht wird, der bei Ehrbach vom Ufer des Neckars steil und noch höher als selbst der Krähberg emporsteigt. Von der südlichen Abdachung des westlichen Arms, welche sehr waldig ist und mit ihren Vorbergen das badische Gebiet berührt, fallen die Steinach, die Lar und der Itterbach in den Neckar, jene bei dem Städtchen ihres Namens, die Lax bei Hirschhorn, und dieser am abendlichen Fuße des Kazenbuckels. Diese ganze Thalgegend entfaltet einen ungemeinen Reichthum romantischer Ansichten; die Gestaltung des Gebirgs, die üppige Waldung, die Lage der Städte und Dörfer, und viele Ruinen alter Schlösser, ergözen eben so sehr das Auge, als sie die Seele beschäftigen.

Das odenwäldische Bauland, welches mit der schwarzwäldischen Baar viele Aehnlichkeit hat, wird von zahlreichen Wassern durchzogen, die sich zu ansehnlichen Bächen und Flüssen vereinigt, in den Neckar, den Main und die Jart ergießen. An der mittäglichen Wasserscheide bilden sich die Elz, Schefflenz und Seckach, an der mitternächtlichen die Morre, Erfa und Tauber. Leztere ist ein bedeutender Fluß, der den nordöstlichen Theil des Großherzog-

Mauern entfernt und sich durch heitere Vorstädte vergrößert. Die Dörfer und Flecken bestehen meist aus Häusern mit Riegelwänden und Ziegeldächern. Je mehr es gegen Norden geht, nehmen sie an Größe eben so zu, wie sich ihre Menge verringert; einige haben wohl eher ein städtisches Aussehen, als manche Stadt. Viele ruhen wie in einem Wald von Obstbäumen; andere liegen nackt in ihren Gemarkungen; bei den meisten ist es erfreulich, ein geräumiges, heiteres Schulhaus hervorragen zu sehn.

In diesen Städten und Dörfern zieht man seine Nahrung aus fast allen Arten menschlicher Betriebsamkeit, aus dem Landbau im weitesten Sinn, aus dem Handel, aus Handwerken und Künsten. Fremde Reisende haben die Rheinthäler ein im Ganzen wohlgebautes, verständiges, arbeitsames und mäßiges Volk genannt; im Einzelnen offenbaren sie einen eben so großen Unterschied ihrer geistigen und körperlichen Beschaffenheit, als das Erdreich, auf dem sie wohnen. Nicht nur steht der Pfälzer dem Oberländer eben so schroff entgegen, wie der Wälder dem Flachländer, sondern selbst jede Landschaft hat ihren eigenthümlichen, auszeichnenden Charakter. Die Markgräfler, die Thalleüte, die Marker und Kaiserstühler, die Hanauer, Hardwälder und Bruhrheiner sind sich sowohl in Gestalt und Tracht, als an Sprache und Bildung auffallend ungleich, nur leider durch fast eben so viele Fehler als Vorzüge. Denn an manchen Orten hat die herrschende Wohlhabenheit einen übermüthigen, stolzen Geist erzeugt; in den meisten Weingegenden der launenhafte Wechsel von fruchtbaren und Mißjahren einen verderblichen Leichtsinn; hin und wieder das Zusammenwirken anderer Ursachen eine ausgelassene Rohheit, Streit- und Raubsucht.

Gewandter und scheinbar aufgeklärter als die Wälder sind die Rheinthaler allerdings; aber bei weitem nicht so kräftig, genügsam und moralisch, vielleicht im allgemeinen auch nicht so wohlhabend. Der Grund dieses auffallenden Unterschieds liegt sowohl in der Natur des Bodens und in der Wohnweise, als in der Nachbarschaft Frankreichs. Einmal gewinnt der Flachländer sein

Auskommen mit weniger Mühseligkeit als der Bergbewohner, wodurch er träge und ungenügsamer wird; alsdann erzeugt das nahe Beisammenleben in Dörfern und Städten zwar eine größere Regsamkeit und Gewandtheit, aber durch die vielen Gelegenheiten und Anreize zur Verschwendung der Gesundheit, Zeit und Habschaft, eine Reihe von Uebelständen, die durch den Einfluß der luxuriösen Hauptstädte, der vielen Reisenden und der Schmuggelei am Rhein so sehr vermehrt werden, daß man den Zerfall der Sittlichkeit nicht weniger als eine Ursache des sinkenden Wohlstandes angeführt hat, wie das Ueberhandnehmen der Bevölkerung. Nur zu gerecht sind leider die Klagen über die Abnahme der Moralität, besonders in den Städten und Dörfern des Rheinthals, wovon auch die mehr und mehr einreissende Prozeßsucht wechselweis eine Ursache und Folge ist. Seit dem Jahr zehn haben sich die Prozesse um das doppelte vermehrt, und fast eben so die schweren Verbrechen. Und jene biedere Treu' und Redlichkeit unserer Voraltern, wie verschwindet sie da und dort, mehr und mehr aus den Gemüthern!

Das Grosshertzogthum überhaupt.

Gleichwohl bleibt das Großherzogthum Baden immerhin einer der besten, der gesegnetsten Staaten deutscher Zunge. Die glückliche Vereinigung so mannigfacher Vorzüge des Bodens und der Lage mit einer Reihe günstiger Umstände, die aus der Geschichte floßen, haben dem kleinen Land einen Werth verliehen, den viele weit größere wohl kaum je erlangen werden. Die geistige und physische Kultur wetteifern auf die erfreulichste Weise mit einander. Fremde Reisende haben es bewundert, daß oft hohe Berge bis an ihren Gipfel bebaut sind. In der That liegen von den sechs Millionen Morgen Landes, welche das Großherzogthum in sich schließt, bei weitem keine zweimalhunderttausend unbenuzt,

und dies ist für einen Staat, dessen Flächenraum zu einem vollen Drittel aus größtentheils hohen und rauhen Gebirgsgegenden besteht, der vollkommenste Grad des Anbaus.

Die Landwirthschaft, die allenthalben die sicherste Grundlage glücklicher Staaten ausmacht, ist das Hauptgewerbe des badischen Volks; sie verbessert sich täglich mit der wachsenden Aufklärung und Bevölkerung. Man hat berechnet, daß die Masse der Aeckrr mit den ungeheuern Waldungen ohngefähr gleichen Schritt hält; sie beläuft sich auf eine Million und sechsmalhunderttausend Morgen, wozu noch mehr als halb so viel Matt-, Reb- und Gartenland kommt. Auch gehören von der Gesammtzahl der Einwohner, welche eine Million zweimalhunderttausend Seelen beträgt, wohl zwei Drittel dem Bauernstande an, während der Gewerbstand kaum ein Drittel davon ausmacht. Getreide, Wein, Obst und Hanf findet man, wie das Holz, nicht bald irgendwo besser und reicher; die Rindviehzucht entspricht dieser Stufe des Landbaus; die Pferde-, Schaaf- und Schweinzucht hat sich seit kurzem sehr gehoben.

Aus dem Innern dieses ergiebigen Erdreichs wird an Metallen hinreichend, an Salz weit über den Bedarf gefördert. Einige unsrer Gesundbrunnen sind in ganz Europa bekannt.

Bei so solidem Reichthum ist es zu verschmerzen, wenn der Handel weniger blüht, und wenn andre Staaten den zweideutigen Vorzug zahlreicher Fabriken vor uns haben. Da der große Waarenzug aus dem nördlichen Deutschland und aus den niederländischen Städten nach Straßburg, Basel, Schaffhausen und an den Bodensee, wie aus den südlichen Gegenden nach Leipzig und nach den Niederlanden, durch das badische Gebiet läuft, so blüht der Speditionshandel am meisten, wozu auch unsere vortrefflichen Straßen und Freihäfen, und die Aufhebung des Weggeldes besonders beitragen. Der Handel mit den im Großherzogthum erzeugten Artikeln mag sich jährlich auf einige über zwanzig Millionen belaufen, welche Summe dem Betrag der Einfuhr ohngefähr gleichkommt.

Für die geistige Kultur, für Künste und Wissenschaften wäre durch unsere vielen wohleingerichteten Dorfschulen, durch mehrere Gymnasien und Lyzeen, durch ein politechnisches Institut und zwei Universitäten um so vortrefflicher gesorgt, wenn man in der Auswahl der Lehrgegenstände den Geist und die Anforderungen der Zeit mehr berücksichtigte. Doch auch neben diesen Mängeln stehen wir voran, und wahrlich, viele mächtige Staaten müssen mit Schaam auf das kleine Baden herabblicken; nirgend ist die Bildung so allgemein verbreitet, wie bei uns, und wer kennt die Männer nicht, die Zierden der Zeit, die unter uns wohnen? Für die Aufhellung des Geistes hat auch der Umstand nicht unvortheilhaft gewirkt, daß das Großherzogthum theils aus protestantischen, theils aus katholischen Ländern besteht; denn hiedurch erzeugte sich eine gegenseitige Steigerung des geistigen Strebens, und in Folge dessen sind bei uns manche Vorurtheile gefallen, welche in andern Staaten noch ein so schiefes Licht auf den herrschenden Geist werfen.

Diese Vorzüge unseres Landes haben natürlich auf dessen Bevölkerung einen großen Einfluß gehabt. Wenn die Quadratmeile in dem öden Sibirien kaum fünf Menschen zählt, so enthält sie bei uns das Tausendfache davon. Aber selbst die gesegneten Landschaften Italiens übertrifft nur schon unser Oberland, dessen größter Theil doch aus Gebirgen und Waldungen besteht, und unser Mittelrheinkreis ist stärker bewohnt, als Rheinbaiern, wo noch dreizehnhundert Seelen mehr auf die Quadratmeile kommen, als nach dem Durchschnitt in England. Ein so dankbarer, ein so anziehender Boden ist diese Heimath! Ja, wenn dem nahenden Uebel der Uebervölkerung durch ein glückliches Institut zur Auswanderung gesteuert wird, so darf man sagen, es fehlet Baden nichts, als die möglichst freie Verwirklichung seiner Verfassung, um es zu demjenigen Flor emporzubringen, den der große Carl Friedrich im Auge gehabt; um es auf eine Stufe des Wohlstandes und der Aufklärung zu erheben, daß jeder Fremde wünschen müßte, dieses Landes Bürger zu seyn.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Vom ältesten Zustand der badischen Lande.

Lang unterhielt der Rheinstrom, von dessen Bette das Großherzogthum Baden gegen Mittag und Abend begrenzt wird, im Fortgang seines Laufs mehrere große Seen; es waren die Ueberbleibsel des Gewässers, welches ursprünglich alles Erdreich bis an die höchsten Berggipfel überfluthete. Zuerst erschien das weite Wasserbecken, wovon sich im heutigen Bodensee noch ein Theil erhalten hat. Seine Ausdehnung erstreckte sich westwärts stundenlang in den Hegau hinaus und bis nach Schaffhausen herab. Hier bildete der Randen, durch seinen Zusammenhang mit dem Kohlfirst und andern Thurgauer Bergen, einen starken Damm, über den wohl einst das Gewässer ruhig hinweggeflossen seyn mag. Nachdem sich dasselbe aber gesenkt, durchbrach der Strom das Kalkgebirg und stürzte auf der andern Seite, wo die Abdachung viel stärker ist, mit tobender Gewalt in die Tiefe. Hiedurch entstund der große Rheinfall, welcher noch jezt eine Höhe von zehn Klaftern hat, und eines der erhabensten Schauspiele der Natur darbietet.

Ein zweiter See zog sich von der Aar bis in die Niederungen des Klekgaus hinauf und zwischen den Aargauischen und Schwarzwäldischen Höhen bis an den Jura. Alsdann, vom nördlichen Fuß dieses Gebirges an, wo das breite Rheinthal beginnt, folgten eine ganze Reihe von Wasserspiegeln, die aber einer fortwährenden Veränderung unterlagen, je nachdem der Andrang so vieler aus dem Schwarzwald und den Voghesen hervorstürzenden Bergströme auf die Bewegung des Rheins und die Anhäufung des Gerölles und Sandes einwirkte.

All' diese Seen entleerten sich theils durch plözliche Erderschütterungen, theils nach und nach durch die Gewalt des Gewässers. Die Tiefe ihrer Becken und viele verborgene Klüfte wurden mit den Trümmern der zerrissenen Gebirge angefüllt; es sezte sich der Schutt und Schlamm in große Lager und Bänke nieder; es traten die Kies- und Sandhügel allmählig aus den Fluthen an die trocknende Luft hervor; es bahnten sich die Rinnsale der fließenden Wasser; es entstunden unsere Ebnen, unsere Thalgründe, unsere Flüsse und Bäche.

Von dem ersten Zustand, wo ausser den hohen Gebirgsgegenden alles Land noch unter Wasser lag, bis auf diese Veränderungen sind aber viele Jahrtausende verflossen; einer eben so langen Zeit bedurfte es, bis das wüste Erdreich sich mit dem Schmuck der Gewächse überzogen hatte. Und wer zählt all' die Umwandlungen, welche von der Macht der Elemente und von den geheimen Kräften der Natur noch bewirkt werden mußten, um unserer Heimath ihre jezige Gestalt zu geben? Es lösten sich durch die Einwirkung des Regens und der Luft Felsen von Felsen ab; es stürzten ganze Berge ein und überschütteten Thäler und Ebnen, ja es entstunden wohl auch durch die Gewalt unterirdischen Feuers völlig neue Gebirge, wie man vom Kaiserstuhl vermuthet, der sich abgesondert mitten aus dem Rheinthal erhebt und ein Lava ähnliches Gestein hat. Und durch welche Revolutionen bildeten sich jene Basaltkegel, die im Hegau und am Neckar unsere fragenden Blicke auf sich ziehen? Dies, wie mit manch' Anderm wird uns ein Räthsel bleiben; der Mensch unternahm es, fremde Weltkörper zu berechnen, und in die Werkstätte, woraus sein eigner kleiner Erdball hervor gieng, ist ihm noch kaum ein Schritt gelungen!

Damals ergoß sich der Rhein in mehrern Armen durch die Fläche des Ellsaßes, des Breisgaus, der Ortenau und Pfalz. Zuerst theilte er sich in der Gegend von Basel; der eine Arm lief ohngefähr da, wo das heutige Strombett ist, der andere aber im Thal der Ill. Alsdann entstund beim Kaiserstuhl ein dritter Arm, welcher sich ostwärts in den Breisgau wendete, und hierauf längs am Fuße des Gebirgs hinablief, bis in die Gegend, wo der Neckar aus dem Thal in die Ebne hervordringt. Da die verschiednen Wasser, welche von der Höhe des Schwarzwalds

mochte, den die Strömung des Neckars auf seine Gewässer
:e.
ch der Neckar theilte sich in drei Arme, denn da dieser
rom das mitgeführte Sand und Kies bei seiner Mündung
großen Rheinsee hoch anhäufte, so war er beim Sinken
ewässers genöthigt, süd- und nordwärts neben der Sand-
durchzudringen, und da sich in der Gegend von Ladenburg
eites Kieslager erhob, so trennte sich auch der dortige Arm,
oß eines Theils in der Richtung des heutigen Strombetts,
Theils am Gebirge hinab und dann mit der Weschniz in
hein.
i der Abnahme des Wassers im Rhein und Neckar wurde
ett ihrer Nebenarme durch das Geröll und den Schlamm
ielen Gebirgsflüsse mehr und mehr angefüllt, bis endlich
uf beider Ströme im Ganzen auf ihre jezigen Thalwege
ukt war. In den niedrigsten Gegenden blieben Sümpfe
Moorgründe liegen; die höchsten bestunden aus Sandhügeln,
ttlern aber waren meist mit Dammerde überzogen.
ichdem sich die im Verlauf der Zeit also gestaltet, lag das
Erdreich unserer Gegenden mit Wald bedeckt. In der
stund ein hohes üppiges Laubholz, auf dem Gebirg das
ze Nadelholz. Der Schwarzwald erstreckte sich an einigen
bis an die Ufer des Rheins; der ganze Bodensee war mit
, schauerlicher Waldung umgeben; vom Kaiserstuhl bis
inab in die Ortenau zog sich das Moos, dann folgte der
bis an den Neckar, und hierauf das Föhrenholz unterhalb
heim. Diese Wälder waren vielfältig von Sümpfen und
t unterbrochen; der kleinste Theil des Bodens mochte aus
Wiesland bestehen. Hin und wieder blühte zwischen den
Eichen und Buchen bescheiden die Holzbirne und der Holz-
vielleicht auch die Waldkirsche; an den Halden wuchs die

schlanke Birke, in den Thalgründen, an den Ufern der Bäche und Flüsse die Esche, die Erle und hohes Weidengebüsch; auf dem Gebirg, im Schatten der Fichten, Tannen und Föhren verbreitete sich der Wachholder- und Heidelbeerstrauch; sonst, je nach der Beschaffenheit des Bodens, wucherten überall Haidekraut, Moos, Binsen, Riedgras und Flaggen. Die vornehmsten Thiere, welche diese unwirthbaren Gegenden bewohnten, waren Auerochsen, Elche, Bären, Wölfe, Hirsche und Wildschweine, Geyer, Falken, Auerhahnen, Wildgänse und Krametsvögel. Die Luft mußte noch sehr feucht und rauh seyn; denn auf den Gebirgen blieb der Schnee lange liegen, aus den Sümpfen stiegen fortwährend giftige Dünste auf, und die halbe Zeit des Jahrs verhinderten dicke Nebel die Einwirkung des belebenden Strahls der Sonne.

So ungefähr mochte der Zustand unserer Heimath seyn, als die Menschen sich zuerst darin ansiedelten. Diese ersten Bewohner und Bebauer bestunden aus Abkömmlingen der Kelten oder Gallier, welche ursprünglich von den Höhen des asiatischen Gebirgs herstammten. Der Euphrat hatte sie an's schwarze Meer hinabgeleitet. Von da setzten die Geschlechter ihre Wanderung durch die europäischen Gefilde fort bis an die Küsten des Meers. Die Kelten waren anfangs Jäger und Hirten; als das Meer ihrem Zuge halt zu machen gebot, setzten sie sich fest und trieben Feldbau. In den südlichen Ländern, wo Himmel und Erde freundlicher sind, gewann der Anbau des Bodens und die Bildung der Sitten einen weit schnellern Fortgang, als in den westlichen und vollends in den nördlichen, wo ungeheure Sümpfe und Waldungen alle Fortschritte der Kultivirung äusserst erschwerten. In Griechenland und Italien blühten schon Handel, Künste und Wissenschaften, während der ganze Westen und Norden noch in tiefer Nacht begraben lag.

Von den wilden Völkerstämmen erlangten diejenigen, welche jenseits der Voghesen und des Jura saßen, zuerst zahmere Sitten. Sie vervollkommneten sich in der Landwirthschaft, und gründeten Dörfer und Städte. Hiedurch vermehrte sich ihre Menge so, daß das Land endlich nicht mehr hinreichte, sie zu ernähren. Und dieser mit der Bevölkerung wachsende Mangel an Feld nöthigte sie, von Zeit zu Zeit auszuwandern. Schon sechshundert Jahre

vor unserer Zeitrechnung geschah eine solche Auswanderung unter zwei Anführern aus königlichem Geblüt, unter Bellovès und Sigovès. Jener zog mit seinen Schaaren über die Alpen bis an den Po hinab, und siedelte sich dort an. Dieser hingegen drang über die Voghesen nach Deutschland. Ein Theil seiner Begleiter sezte sich sogleich in dem weiten und fruchtbaren Thal des Rheins, während der andre weiter ostwärts durch die Berge des Schwarzwalds und der rauhen Alp bis nach Böhmen hineinzog.

Auf solche Weise erhielten unsere badischen Lande ihre erste Bevölkerung und Kultur. Jahrhunderte lang mögen die Kelten ruhig die Vorhügel des Schwarzwalds, die Wiesengründe in den ausgetrockneten See- und Flußbetten und die Auen des Rheins bearbeitet haben; aber ein trauriges Schicksal ergieng nachmals über sie. Die deutschen Völker, welche das Herz von Europa bewohnten, mochten eifersüchtig seyn auf die glückliche Ausbreitung der Gallier, und errichteten unter sich sofort einen Bund zur Abwehr der eindringenden Nachbarn. Sie erhielten davon den Namen Wehrmannen, der nach gallischer Mundart in German verwandelt, und hierauf durch die Römer die allgemeine Bezeichnung der Deutschen wurde, wie man heutzutag die Schweizer mit dem Wort Eidgenossen bezeichnet. Vermög dieses Vertheidigungsbunds gelang es ihnen, die Gallier vom rechten Rheinufer zu verdrängen, und sich eine drohende und gefürchtete Stellung gegen das linke zu verschaffen. Lang genug aber dauerte der blutige Kampf, und hatte ungeheure Erschütterungen zur Folge. Noch bis auf ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt bestund zwischen den gallischen und deutschen Völkerstämmen an den Ufern des Rheins ein täglicher Krieg. Und wie ehemals die gallische Macht vorherrschend war, so wurde es jezt die deutsche. Denn die Gallier hatten sich nicht allein durch die Kämpfe gegen jene Gefahr von Aussen, sondern auch durch innere Zerrüttung, durch den Zerfall der Freiheit und Sitten, ungemein geschwächt. Sie waren reif, eine Beute entweder der Deutschen oder der Römer zu werden.

Der deutsche Volksstamm, welcher das Land zwischen dem Rhein und Main besezte, waren die Sueven oder Schwaben, die tapfersten von allen Deutschen. Die verschiednen Gaue oder

Staaten derselben hatten zur Behauptung ihrer Grenzen eine besondre Eidgenossenschaft errichtet, und erhielten den Namen Markmannen, da Mark das altdeutsche Wort für Grenze ist. Sie drangen bald über den Rhein, und eroberten auch die jenseitigen Ebenen bis an die Höhen des Voghesischen und Hardgebirgs. Von dem an wohnten im Illthal die Triboken, am Speierbach die Nemeter und weiter abwärts die Vangionen. Da durch diese Eroberungen und jene Bundsgenossenschaft der Name der Sueven bei allen benachbarten Völkern furchtbar wurde, so machten die Sequaner, welche in Gallien mit den Aeduern um die Oberherrschaft stritten, ein Hilfsbündniß mit ihnen, gleichwie sich ihre Widersacher um die Freundschaft der Römer beworben hatten. In Folge dieser Verbindung sezte Heerfest, welcher damals der Anführer oder Herzog des markmännischen Bundes war, mit einem Heer über den Rhein, und demüthigte die Feinde der Sequaner. Da er aber bei ihnen sizen blieb, und immer neue Schaaren seiner Landsleute zu sich rief, beschuldigte man ihn der Absicht, seine Gewalt über ganz Gallien auszudehnen, und beide Völker vereinigten endlich ihre Waffen gegen den gemeinschaftlichen Bedränger. Sie wagten ein entscheidendes Treffen; aber Heerfest schlug ihre Schaaren, und behauptete sich sofort als Herr und König des besiegten Landes.

In solcher Noth wandten sich die Gallier an den römischen Feldherrn Cäsar. Und wo konnten sie geneigtere Hilfe finden, als bei dem Mann, dessen Ehrgeiz sich mit Planen beschäftigte, zu deren Ausführung ihm dieser Ruf das willkommenste Mittel darbot? Der suevische Heerführer wurde ermahnt, von seinen Beeinträchtigungen der gallischen Freiheit abzustehn, und da dies nicht geschah, da Heerfest zur Antwort gab, die Römer hätten den Deutschen nichts vorzuschreiben, griff Cäsar zu den Waffen. Heerfest suchte ihm auszuweichen, bis die Mannschaft angelangt wäre, welche er aus Deutschland erwartete. Allein diese ward unterwegs aufgehalten, und er sah sich durch einen allgemeinen Angriff des römischen Heers endlich gezwungen, ihm zu begegnen. Seine Schlachtordnung geschah unwillig und übereilt; gleichwohl entwickelte er während des Kampfs ein so großes Feldherrntalent, daß der lang zweifelhafte Sieg sich nur durch die zu starke Ueber-

macht der Römer auf die Seite Cäsars neigte. Es war ein Tag von unabsehbaren Folgen; denn hätte das Glück den Deutschen gelächelt, wäre Gallien in Heerfests anstatt in die Hände Cäsars gefallen, ganz Europa besäße eine andere Gestalt!

Das suevische Heer wurde nach seiner Niederlage bis an die Ufer des Rheins verfolgt, und der fliehende Anführer fand kaum noch seine Rettung auf einem Kahn. Dies war das erstemal, daß die Deutschen den römischen Adler an ihrer Grenze sahen. Es knüpfte sich daran ein vierjahrhundert langer Kampf, der unsre Vorväter mehr als einmal an den Rand des Untergangs drängte, worin sie aber dennoch durch ihre unerschöpfte Kraft und Tapferkeit über die römische List und Kriegekunst die Oberhand gewonnen, und endlich die Welt von den Fesseln Roms befreit haben!

Zweites Kapitel.

Von den Römern und Deutschen überhaupt.

Das römische Volk empfing seinen Ursprung und Namen von der Stadt Rom, welche achthalbhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung durch Romulus, einen italischen Fürsten, gegründet worden. Das anfangs kleine Gemeinwesen wuchs durch gute Verwaltung, durch gastfreundliche Aufnahme flüchtiger Fremdlinge, durch glückliche Fehden und durch die liberale Behandlung besiegter Feinde, in kurzer Zeit zu einem gefürchteten Staat heran. Die ersten Vorsteher waren Könige, welche aber im dritten Jahrhundert ihrer Herrschaft wegen Mißbrauch derselben vom Volk vertrieben wurden. Von dem an blieb Rom bis auf Augustus eine Republik. Der Tapferkeit und Herrschbegier gesellte sich in all' seinen Unternehmungen das Glück bei; so gelangte es zur Beherrschung der ganzen damals gesitteten Welt! Denn nachdem das mächtige Karthago, Roms einzig würdige Nebenbuhlerin, durch den Tag bei Zama, im Jahr zweihundert eins vor Christi Geburt, unterdrückt war, fielen Afrika, Mazedonien, hierauf mit Achaja ganz Griechenland, mit Numantia ganz Spanien, endlich die von

Alexander dem Großen hinterlassenen Reiche in Asien unter das römische Joch. Aber so viele Macht, so vieler Glanz, die asiatischen Reichthümer und Genüsse vergifteten nach und nach die Bürgertugend, ohne welche kein Freistaat in die Länge bestehen kann. Der Ehrgeiz glücklicher Feldherren stritt sich um die Oberherrschaft, bis es dem Genie Cäsars gelang, sich unter dem Namen eines lebenslänglichen Diktators die königliche Gewalt anzumaßen; sein Mörder, Brutus, war der lezte große Republikaner. Hierauf erschien Augustus, welcher die noch übrige Spur der römischen Freiheit vollends vernichtete, indem er alle Macht des Senats, des Volks, der Gerichte und Priester in seiner Hand zu vereinigen wußte. Von den sechszig Nachfolgern dieses ersten Kaisers war der bei weitem größere Theil entweder schwach oder schlecht. Das ungeheure Reich bot unter ihrer Beherrschung das ekle Schauspiel eines verfaulenden Riesenkörpers dar, dessen Wiederherstellung und Erhaltung von einzelnen guten Regenten mit redlichem Eifer, aber umsonst, versucht wurde.

Vorzüglich scheiterte das römische Weltreich an der jugendlichen Kraft der deutschen Völker, welche zu unterjochen so viel vergebliche Opfer gekostet hatte. Nach Besiegung Heerfests, des größten Feldherrn, und vielleicht auch sonst des größten Mannes, welchen Cäsar neben sich sah, wagte sich dieser Held zweimal über den Rhein, um die Deutschen auf ihrem vaterländischen Boden anzugreifen. Aber es schien ihm bald zu gefährlich; er begnügte sich mit der Eroberung des linken Rheinufers, und zog alsdann gegen die brittischen Inseln, und endlich gegen die eigene Heimath zu Feld. Die deutschen Stämme jenseit des Stroms blieben fortan römisch. Augustus theilte das ganze Uferland von Schlettstadt bis an's Meer in zwei Provinzen, Ober- und Untergermanien, deren jede ihren Befehlshaber und Gefällverwalter bekam. Alles aber stund unter dem Statthalter, welcher im Namen des Kaisers ganz Gallien regierte. Im Süden von Obergermanien begann die große Provinz Sequanien, welche sich zwischen den Sevennen und den Appenzeller Bergen hinauf zog, und ostwärts von ihr folgte zwischen der Donau und den höchsten Alpen die Provinz Rhätien. Bei einer so geordneten Einrichtung gedieh das überrheinische Deutschland bald zu blühender Kultur. In Ober-

germanien hatten sich die Orte Argentoracum und Mogurtiacum, wo jezt Straßburg und Mainz liegen, zu Municipalstädten, oder Gemeinden mit eigner Verwaltung, erhoben, wie in Helvetien die römische Kolonie Augusta Rauracorum bei Basel, und in Rhätien die Kolonie Augusta Vindelicorum am Lech, aus deren Trümmern nachmals Augsburg erwuchs. Alle jenseitigen Rhein- und Donau-Ufer waren mit Festungen verwahrt, und solche unter sich durch Heerstraßen und Standlager verbunden. Diese Anstalt gieng durch's ganze Reich; sie allein machte es möglich, so viele und verschiedene Länder und Völkerschaften unter einem Scepter zu erhalten. Patrioten, Weise, Gesezgeber und Künstler hatte Rom nicht die größten; aber in der Kriegskunst blieb es unübertroffen!

Zur Zeit des Augustus war die ganze römische Waffenmacht in fünf und zwanzig Legionen abgetheilt. Ursprünglich bestand die Legion in einem Ausschuß der kriegsfähigen Mannschaft; später wurde sie vervielfältigt und durch Hilfstruppen verstärkt. Sie zerfiel in zehn Kohorten oder fünf und zwanzig Manipeln Fußvolk, und in zehn Haufen Reiterei, so daß jenes sechstausend ein hundert, diese siebenhundert, die ganze Legion also sechstausend achthundert, und mit den Hilfsvölkern über zwölftausend Mann stark war. Die Bewaffnung und Bedeckung des römischen Kriegers übertraf die Barbaren weit an Vollständigkeit; sowohl der Fußgänger als Reiter trug einen Helm, einen Panzer und Schild, ein Schwert und eine Lanze, nur an Gewicht und Größe nach der Natur der drei Treffen verschieden, in welche die Legion beim Angriff aufgestellt wurde. Denn hinter dem Vortrupp der Schüzen und Schleuderer folgte das erste und zweite mit dem kurzen Schwert und Spieß, dann das dritte mit der längern und leichtern Pike; die Geschwader der Reiterei mit langem Schwert und Schild pflegten die beiden Flügel zu begleiten. Es war Alles gethan, kriegerischen Sinn zu erwecken, und den Ehrgeiz anzuspornen. Ehemals durfte kein Bürger um öffentliche Aemter werben, bevor er zehn Feldzüge mitgemacht. Hinwiederum hatte der Soldat verschiedene Vorrechte, und für eine ungewöhnlich tapfere That belohnte ihn die Bürgerkrone; wenn er damit in's Theater kam, erhob sich der ganze Senat ehrend von seinem Siz.

Rom blieb so lange unüberwindlich, als überhaupt die altrömischen Sitten, und im Heer die alte Mannszucht herrschten; nachdem jene erloschen, und der Soldat übermüthig geworden, war auch kein Wall mehr stark genug, um die Grenzen des Reichs zu behaupten. In vielen Kaisern sah das Heer nur seine Kreaturen; das Bürgerthum, wodurch Rom sich erhoben hatte, lag erstickt; am Hof giengen alle Greuel der Schwelgerei und Intrike im Schwung; der beseelende Geist athmete nichts als Herrschbegier; die Beamten fröhnten einer unersättlichen Habsucht: alle Stände waren durch Wollüste entnervt; überall Schmeichelei, Verrath, Knechtschaft und Niedertracht. Diesen Ausgang nahm das römische Volk, für alle spätern Nationen ein wie warnendes Beispiel!

Einen ganz andern Ursprung und Fortgang hatten die Deutschen. Diese große Nation bestand aus einer Menge einzelner Volksstämme, wovon ein jeglicher unter seinem eigenthümlichen Namen eine größere oder kleinere Strecke des damals noch rauhen Landes bewohnte, welches sie von den Ufern des Bodensee's und der Donau, zwischen dem Rhein und der Oder, bis an die Küsten der Nordsee hinabzog. Alle Deutschen aber hielten sich für ein Geschlecht von gemeinsamer Herkunft; sie hielten sich für die ursprünglichen Bewohner ihres Bodens, und bezeichneten dies durch den Namen, den sie sich beilegten. Denn Deut heißt bei ihnen soviel als Volk oder Land; jeder Eingeborne wurde also ein Landsmann oder ein Deutscher genannt. Auf diese Abstammung waren sie so stolz, daß man es auf's sorgfältigste vermied, sich mit dem Geblüte eines fremden Volks zu vermischen. Hievon war eine natürliche Folge die durchgängige Gleichheit ihrer Gestalt. Sie sahen alle einander ähnlich; und es gab in der ganzen alten Welt keinen größern, kraftvollern, schönern Menschenschlag, als die Deutschen. Das gewöhnliche Maaß eines Mannes betrug sieben Schuh. Von Jugend auf gewöhnten sie sich an jede Abhärtung, wodurch Leib und Seele ungemein gestärkt und geübt wurden. Ihre weiße Haut, ihr blaues Auge und goldfarbnes Haar gewährte den höchsten Reiz. So war ihre körperliche Beschaffenheit, und die geistige kam derselben gleich. „Die Deutschen haben einen Geist, sagt der gallische Statthalter Agrippa, welcher noch größer ist, als ihre Leiber; sie haben eine Seele, die den Tod verachtet, und einen grimmigern Zorn, als die reißenden Thiere."

Dieses Volk nährte sich vom Landbau, von der Viehzucht und Jagd. Jeder Familienvater wohnte auf seinem Hofgut, in einer einfachen Hütte von Holz. Er trieb nebeneinander die nothwendigsten Handwerke; er war Zimmermann, Schmied und Wagner. Die Besorgung des Hauswesens lag seinem Weib, die Pflege des Feldes und Viehes seinen übrigen Leuten ob. Diese hieß man das Gesinde, und es bestand theils aus nahen Verwandten, theils aus Knechten und Mägden, die entweder persönlich frei waren, und ihren Dienst aufkündigen konnten, oder die dem Hofherrn wie ein anderes Eigenthum angehörten. Die Kleidung bestand bei beiden Geschlechtern gewöhnlich in einem schlichten Anzug von Leinwand und einem Pelzmantel. Die tägliche Nahrung waren Brod, Milch und Fleisch. Ueberall herrschte die größte Reinlichkeit, denn Jedermann pflegte sich nach dem Aufstehen zu baden. Alle Genüsse wurden auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt; nur in zwei Dingen hatte der Deutsche kein Maß, im Trunk und im Spiel!

Die Verfassung, worin unsere Voraltern ursprünglich lebten, bildete einen vollkommenen Freistaat. Ihr Grundstein war die Selbstständigkeit der einzelnen Familien und Stämme. Jeder Deutsche, der so viel Erdreich besaß, um mit seinen Leuten davon leben zu können, war ein unabhängiger Bürger, und jeder Volksstamm innerhalb seines Landes ein unabhängiger Staat. Zu Hause besaß der Familienvater die unbeschränkteste Gewalt; nur wurde die Ausübung derselben gemäßigt oder geschärft je nach der Meinung und Stimme der Familienglieder, welche sich bei einer wichtigen Angelegenheit zur Berathung um ihn versammelten. Sein Ansehen war patriarchalisch; er vereinigte Alles in sich, den Nähr-, Lehr- und Wehrstand. Ueberhaupt konnte der Deutsche anfangs thun, was er wollte. Aber das Gefühl der Rechtlichkeit war im ganzen Volke so stark, daß man sich hütete, seine Freiheit durch einen Mißbrauch derselben einzubüßen. Denn jeder offenbare Verbrecher bekam seine ganze Gemeinde zum Feind, und es durfte sich jeder freie Mann mit eigener Faust an demjenigen rächen, der ihn an Ehre, Gut oder Leben verlezt hatte. Wurde Jemand erschlagen, so war es der Anverwandtschaft desselben erlaubt, den Mörder bis in den Tod zu verfolgen. Diese rohe Blutrache

Alexander dem Großen hinterlassenen Reiche in Asien unter das römische Joch. Aber so viele Macht, so vieler Glanz, die asiatischen Reichthümer und Genüsse vergifteten nach und nach die Bürgertugend, ohne welche kein Freistaat in die Länge bestehen kann. Der Ehrgeiz glücklicher Feldherren stritt sich um die Oberherrschaft, bis es dem Genie Cäsars gelang, sich unter dem Namen eines lebenslänglichen Diktators die königliche Gewalt anzumaßen; sein Mörder, Brutus, war der lezte große Republikaner. Hierauf erschien Augustus, welcher die noch übrige Spur der römischen Freiheit vollends vernichtete, indem er alle Macht des Senats, des Volks, der Gerichte und Priester in seiner Hand zu vereinigen wußte. Von den sechszig Nachfolgern dieses ersten Kaisers war der bei weitem größere Theil entweder schwach oder schlecht. Das ungeheure Reich bot unter ihrer Beherrschung das ekle Schauspiel eines verfaulenden Riesenkörpers dar, dessen Wiederherstellung und Erhaltung von einzelnen guten Regenten mit redlichem Eifer, aber umsonst, versucht wurde.

Vorzüglich scheiterte das römische Weltreich an der jugendlichen Kraft der deutschen Völker, welche zu unterjochen so viel vergebliche Opfer gekostet hatte. Nach Besiegung Heerfests, des größten Feldherrn, und vielleicht auch sonst des größten Mannes, welchen Cäsar neben sich sah, wagte sich dieser Held zweimal über den Rhein, um die Deutschen auf ihrem vaterländischen Boden anzugreifen. Aber es schien ihm bald zu gefährlich; er begnügte sich mit der Eroberung des linken Rheinufers, und zog alsdann gegen die brittischen Inseln, und endlich gegen die eigene Heimath zu Feld. Die deutschen Stämme jenseit des Stroms blieben fortan römisch. Augustus theilte das ganze Uferland von Schlettstadt bis an's Meer in zwei Provinzen, Ober- und Untergermanien, deren jede ihren Befehlshaber und Gefällverwalter bekam. Alles aber stund unter dem Statthalter, welcher im Namen des Kaisers ganz Gallien regierte. Im Süden von Obergermanien begann die große Provinz Sequanien, welche sich zwischen den Sevennen und den Appenzeller Bergen hinauf zog, und ostwärts von ihr folgte zwischen der Donau und den höchsten Alpen die Provinz Rhätien. Bei einer so geordneten Einrichtung gedieh das überrheinische Deutschland bald zu blühender Kultur. In Ober-

germanien hatten sich die Orte Argentoracum und Mogurtiacum, wo jezt Straßburg und Mainz liegen, zu Municipalstädten, oder Gemeinden mit eigner Verwaltung, erhoben, wie in Helvetien die römische Kolonie Augusta Rauracorum bei Basel, und in Rhätien die Kolonie Augusta Vindelicorum am Lech, aus deren Trümmern nachmals Augsburg erwuchs. Alle jenseitigen Rhein- und Donau-Ufer waren mit Festungen verwahrt, und solche unter sich durch Heerstraßen und Standlager verbunden. Diese Anstalt gieng durch's ganze Reich; sie allein machte es möglich, so viele und verschiedene Länder und Völkerschaften unter einem Scepter zu erhalten. Patrioten, Weise, Gesezgeber und Künstler hatte Rom nicht die größten; aber in der Kriegskunst blieb es unübertroffen!

Zur Zeit des Augustus war die ganze römische Waffenmacht in fünf und zwanzig Legionen abgetheilt. Ursprünglich bestand die Legion in einem Ausschuß der kriegsfähigen Mannschaft; später wurde sie vervielfältigt und durch Hilfstruppen verstärkt. Sie zerfiel in zehn Kohorten oder fünf und zwanzig Manipeln Fußvolk, und in zehn Haufen Reiterei, so daß jenes sechstausend ein hundert, diese siebenhundert, die ganze Legion also sechstausend achthundert, und mit den Hilfsvölkern über zwölftausend Mann stark war. Die Bewaffnung und Bedeckung des römischen Kriegers übertraf die Barbaren weit an Vollständigkeit; sowohl der Fußgänger als Reiter trug einen Helm, einen Panzer und Schild, ein Schwert und eine Lanze, nur an Gewicht und Größe nach der Natur der drei Treffen verschieden, in welche die Legion beim Angriff aufgestellt wurde. Denn hinter dem Vortrupp der Schüzen und Schleuderer folgte das erste und zweite mit dem kurzen Schwert und Spieß, dann das dritte mit der längern und leichtern Pike; die Geschwader der Reiterei mit langem Schwert und Schild pflegten die beiden Flügel zu begleiten. Es war Alles gethan, kriegerischen Sinn zu erwecken, und den Ehrgeiz anzuspornen. Ehemals durfte kein Bürger um öffentliche Aemter werben, bevor er zehn Feldzüge mitgemacht. Hinwiederum hatte der Soldat verschiedene Vorrechte, und für eine ungewöhnlich tapfere That belohnte ihn die Bürgerkrone; wenn er damit in's Theater kam, erhob sich der ganze Senat ehrend von seinem Siz.

Rom blieb so lange unüberwindlich, als überhaupt die altrömischen Sitten, und im Heer die alte Mannszucht herrschten; nachdem jene erloschen, und der Soldat übermüthig geworden, war auch kein Wall mehr stark genug, um die Grenzen des Reichs zu behaupten. In vielen Kaisern sah das Heer nur seine Kreaturen; das Bürgerthum, wodurch Rom sich erhoben hatte, lag erstickt; am Hof giengen alle Greuel der Schwelgerei und Intrike im Schwung; der beseelende Geist athmete nichts als Herrschbegier; die Beamten fröhnten einer unersättlichen Habsucht: alle Stände waren durch Wollüste entnervt; überall Schmeichelei, Verrath, Knechtschaft und Niedertracht. Diesen Ausgang nahm das römische Volk, für alle spätern Nationen ein wie warnendes Beispiel!

Einen ganz andern Ursprung und Fortgang hatten die Deutschen. Diese große Nation bestand aus einer Menge einzelner Volksstämme, wovon ein jeglicher unter seinem eigenthümlichen Namen eine größere oder kleinere Strecke des damals noch rauhen Landes bewohnte, welches sie von den Ufern des Bodensee's und der Donau, zwischen dem Rhein und der Oder, bis an die Küsten der Nordsee hinabzog. Alle Deutschen aber hielten sich für ein Geschlecht von gemeinsamer Herkunft; sie hielten sich für die ursprünglichen Bewohner ihres Bodens, und bezeichneten dies durch den Namen, den sie sich beilegten. Denn Deut heißt bei ihnen soviel als Volk oder Land; jeder Eingeborne wurde also ein Landsmann oder ein Deutscher genannt. Auf diese Abstammung waren sie so stolz, daß man es auf's sorgfältigste vermied, sich mit dem Geblüte eines fremden Volks zu vermischen. Hievon war eine natürliche Folge die durchgängige Gleichheit ihrer Gestalt. Sie sahen alle einander ähnlich; und es gab in der ganzen alten Welt keinen größern, kraftvollern, schönern Menschenschlag, als die Deutschen. Das gewöhnliche Maaß eines Mannes betrug sieben Schuh. Von Jugend auf gewöhnten sie sich an jede Abhärtung, wodurch Leib und Seele ungemein gestärkt und geübt wurden. Ihre weiße Haut, ihr blaues Auge und goldfarbnes Haar gewährte den höchsten Reiz. So war ihre körperliche Beschaffenheit, und die geistige kam derselben gleich. „Die Deutschen haben einen Geist, sagt der gallische Statthalter Agrippa, welcher noch größer ist, als ihre Leiber; sie haben eine Seele, die den Tod verachtet, und einen grimmigern Zorn, als die reißenden Thiere."

Dieses Volk nährte sich vom Landbau, von der Viehzucht und Jagd. Jeder Familienvater wohnte auf seinem Hofgut, in einer einfachen Hütte von Holz. Er trieb nebeneinander die nothwendigsten Handwerke; er war Zimmermann, Schmied und Wagner. Die Besorgung des Hauswesens lag seinem Weib, die Pflege des Feldes und Viehes seinen übrigen Leuten ob. Diese hieß man das Gesinde, und es bestand theils aus nahen Verwandten, theils aus Knechten und Mägden, die entweder persönlich frei waren, und ihren Dienst aufkündigen konnten, oder die dem Hofherrn wie ein anderes Eigenthum angehörten. Die Kleidung bestand bei beiden Geschlechtern gewöhnlich in einem schlichten Anzug von Leinwand und einem Pelzmantel. Die tägliche Nahrung waren Brod, Milch und Fleisch. Ueberall herrschte die größte Reinlichkeit, denn Jedermann pflegte sich nach dem Aufstehen zu baden. Alle Genüsse wurden auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt; nur in zwei Dingen hatte der Deutsche kein Maß, im Trunk und im Spiel!

Die Verfassung, worin unsere Voraltern ursprünglich lebten, bildete einen vollkommenen Freistaat. Ihr Grundstein war die Selbstständigkeit der einzelnen Familien und Stämme. Jeder Deutsche, der so viel Erdreich besaß, um mit seinen Leuten davon leben zu können, war ein unabhängiger Bürger, und jeder Volksstamm innerhalb seines Landes ein unabhängiger Staat. Zu Hause besaß der Familienvater die unbeschränkteste Gewalt; nur wurde die Ausübung derselben gemäßigt oder geschärft je nach der Meinung und Stimme der Familienglieder, welche sich bei einer wichtigen Angelegenheit zur Berathung um ihn versammelten. Sein Ansehen war patriarchalisch; er vereinigte Alles in sich, den Nähr-, Lehr- und Wehrstand. Ueberhaupt konnte der Deutsche anfangs thun, was er wollte. Aber das Gefühl der Rechtlichkeit war im ganzen Volke so stark, daß man sich hütete, seine Freiheit durch einen Mißbrauch derselben einzubüßen. Denn jeder offenbare Verbrecher bekam seine ganze Gemeinde zum Feind, und es durfte sich jeder freie Mann mit eigener Faust an demjenigen rächen, der ihn an Ehre, Gut oder Leben verlezt hatte. Wurde Jemand erschlagen, so war es der Anverwandtschaft desselben erlaubt, den Mörder bis in den Tod zu verfolgen. Diese rohe Blutrache

die man das Fehderecht nannte, milderte sich aber im Verlauf der Zeit durch die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Man wurde daran gewöhnt, sich über geringe Verlezungen gütlich zu verständigen, und für gröbere eine Genugthuung anzunehmen, wovon ein Theil dem Kläger, der andere der Gemeinde zukam. Die Gewohnheit wurde nach und nach zum Recht, und endlich durfte derjenige, der die Genugthuung oder das Wehrgeld, wie man sie damals hieß, gesezlich leistete, nicht ferner verfolgt werden; wer sie aber nicht leistete, ward von der Gemeinde ausgeschlossen. Denn außer der Buße und Aechtung kannten die Deutschen keine Strafe, weil jede andere mit ihrem hohen Begriff von männlicher Würde und Freiheit unvereinbarlich war.

Alle öffentlichen Angelegenheiten wurden von den Gemeinden an einem bestimmten Orte unter freiem Himmel verhandelt. Es gab aber eine doppelte Art solcher Gemeinden. Die eine und älteste bestand in dem gemeinschaftlichen Antheil, welchen mehrere Hofeigenthümer an einem Wald, oder an einer Viehweide besaßen; die andre und wichtigere hingegen in der allgemeinen Bürgschaft, die von einer Anzahl solcher Hofeigenthümer für Ehre, Gut und Leben eines Jeden unter ihnen geleistet wurde. Jene hieß eine Mark, diese ein Gau. Die Einrichtung des Wehrgeldes und der Gaugemeinde beruhte also auf einem sehr edlen Grundsaz, und wirkte auch sehr wohlthätig auf die Moralität zurück, indem sie eine allgemeine Sorgfalt in der Beaufsichtigung der heranwachsenden Jugend und des Hausgesindes erzeugte. Jede Gemeinde hatte ihren Vorsteher, dem es oblag, in den Versammlungen die Ordnung zu handhaben, die Gemeindsgenossen um ihr Urtheil zu fragen, und solches alsdann in Vollzug zu sezen. Der Vorsteher eines Gaues war zugleich auch der Anführer der bewaffneten Macht, wenn ein Krieg beschlossen wurde. In der Versammlung stand ihm der Priester zur Seite, dessen Stimme über Dinge entschied, die außer dem Bereich einer einzelnen Gemeinde lagen. Hieher gehörte die Züchtigung oder Verurtheilung derjenigen, die sich gegen Gott oder das Vaterland oder die Natur versündigt hatten. Der Priester war eine geheiligte Person, und gehörte keiner Gemeinde an, sondern wurde als ein allgemeiner

Beamter des Volkes betrachtet. So richtete sich bei unsern Vorfahren selbst die Religion nach den strengen Begriffen, die sie von ihrer Freiheit hegten. Es gab Haus- und Gemeinde-Götter, deren Verehrung sich nur auf die Grenzen des Hofgutes und der Mark erstreckte; der große Nationalgott hingegen hatte überall seine geweihten Flüsse, Wälder und Berge, nirgends aber einen Tempel, weil seine Majestät für jede Beschränkung zu erhaben schien.

Die bewaffnete Mannschaft eines Gaues bestund aus allen Gutsbesizern desselben; auf dem Grund und Boden beruhte ja die Freiheit, und auf dieser das Recht, die Waffen zu tragen, woraus die Ehre entsprang, für das gemeine Wesen in den Krieg zu ziehen. Wenn die Deutschen zum Kampf aufbrachen, so gesellte sich Familie zu Familie, Gemeinde zu Gemeinde, Gau zu Gau. Das Heer erwählte den Tapfersten von den Vorstehern zum Feldherrn, der sofort in Begleitschaft des Priesters die Leitung des Krieges übernahm. Die Bewaffnung und ganze Kriegsweise der Deutschen war von der römischen eben so verschieden, wie überhaupt ihr Leben vom Leben der Römer. Aber sie mußte der römischen Kriegskunst in vielen Stücken weit nachstehen, ein Mangel, der nur durch mehr Kraft und höhern Muth ersezt werden konnte. Ein langes Schwert, ein leichter Wurfspieß oder eine Lanze, war Alles, was der Deutsche zur Bewaffnung mit sich führte. Helme, Panzer, Streitärte, Bogen und Pfeile, fanden sich selten vor. Die gewöhnliche Bedeckung bestand in einem langen Schild aus Weidengeflecht, und in dem Fell eines wilden Thieres, das wie ein Mantel getragen wurde, und so, daß das Obertheil des Kopfes als Hut auf dem Haupt des Kriegers ruhte. Da die Ausrüstung eines Pferdes sehr kostspielig war, so sezten die Deutschen ihre vorzügliche Kraft in das Fußvolk. Selbst die Reiterei vermischten sie mit demselben, so daß jeder Mann zu Roß einen zu Fuß neben sich hatte. Dies wurde für eine eigenthümliche Einrichtung gehalten, und von den Römern ungemein bewundert. Denn es waren sowohl die Pferde so abgerichtet, daß sie in der Ordnung blieben, als die Fußgänger so geübt, um mit der Schnelligkeit der Reiter wetteifern zu können.

Diese gefürchtete Reiterei that gewöhnlich den Angriff. Die

große Masse des Heeres bildete ein Dreieck, oder einen Keil, und war sehr schwerfällig, aber auch unwiderstehlich, wenn Erde und Himmel ihrem Andrang kein Hinderniß entgegensezte. Jede Schlacht wurde unter dem Schall der Hörner, unter dem Getöse der Waffen und unter kriegerischem Gesang begonnen. All' dies vereinigte sich zu einem furchtbaren Anblick und Gebrause, wodurch oft Aug und Ohr des Feindes überwunden wurde, bevor dessen Muth oder Uebermacht siegen konnte. Wenn es die Nothwendigkeit verlangte, daß Weiber und Kinder dem Heere nachfolgten, so bildeten diese eine zweite Schlachtordnung auf der Wagenburg, und mehr als einmal war der Kampf hier noch blutiger und gräßlicher, als selbst auf der Wahlstatt; die deutschen Weiber hatten ein so lebhaftes Gefühl für ihre Würde und Freiheit, daß sie sich und ihre Kinder eher umbrachten, als in die Knechtschaft begaben.

Außer dem öffentlichen Aufgebot der Kriegsmannschaft eines Gaues oder ganzen Volksstammes, das man den Heerbann nannte, bestand noch eine Privateinrichtung, die auf Fälle berechnet war, wo es nicht der Mühe lohnte, alle Hausväter von ihrer Arbeit wegzuziehen. Dies war das Gefolge. Nämlich der Vorsteher einer Gemeinde, oder sonst ein Mann von Ansehen, bildete sich aus den kampflustigsten Jünglingen eine Garde, und führte sie gegen den Feind. Hier wurde um Ehre und Sold zugleich gekämpft, da der Feldherr die gemachte Beute unter seine Gefährten, als Lohn ihrer Tapferkeit, vertheilte. Die Gefolgschaften nahmen mit der Zeit immer mehr zu, und hatten zur Folge, daß die Anführer, durch ihren Vorzug der Ehre und Macht, allmälig einen Adel begründeten, indem sie zum erblichen Besitz des Vorsteher-Amtes in den Gauen gelangten. Und es kam bei dem kriegerischen Leben, das die Angriffe der Römer auf die deutsche Freiheit in der Nation erregten, endlich so weit, daß die Benennung solcher Geleitsanführer in dem Namen Graf, welcher aus dem Wort Gefährte entstand, allgemein auf die Vorsteher der Gaue übergieng. Diese Gefolgschaften untergruben aber die Freiheit, indem sie die allgemeine Volksbewaffnung in Abgang brachten, und die stehenden Heere erzeugten. Die Freiheit ist überall gefährdet, wo die Vertheidigung derselben einem besondern Stande anvertraut wird. Die altdeutsche Verfassung kannte keinen solchen Unterschied;

alle Stände floßen in den ursprünglichen Stand der freien Grundeigenthümer zusammen. Zu Hause waren dieselben Herren, ausserhalb waren sie Bürger mit vollkommen gleichem Recht; sie bildeten das Volk, und das Volk war das Heer!

Dies sind die Grundzüge der bürgerlichen und der Kriegs-Verfassung unserer Voraltern. Sie würde wohl kaum haben bestehn können, wenn nicht die Macht des sittlichen Gefühls in solchem Grad geherrscht hätte, daß die Römer gestehen mußten: „Bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr, als bei uns die besten Gesetze.“ Vor allem war die Redlichkeit eine so geheiligte Tugend, daß das Wort eines Mannes für die unverbrüchlichste Treue galt. Hiedurch wurden die Grundsäze dieser eben so vortrefflichen als einfachen Verfassung auch so lange erhalten, bis Karl der Große erschien, der sie nach dem Bedürfniß seines Jahrhunderts vervollkommnet und auf die Nachwelt verpflanzt hat.

Drittes Kapitel.

Versuche der Römer, Deutschland zu unterjochen.

Von jeher glaubte sich Rom bestimmt, die übrige Welt zu beherrschen; seine ganze Geschichte ist beinahe nur eine Erzählung von Eroberungen fremder Länder und Völkerschaften. Als Augustus den römischen Staat mit königlicher Macht verwaltete, lagen Karthago, Mazedonien und die asiatischen Reiche besiegt; es gehorchten Spanien, Gallien und die brittischen Inseln; nur Deutschland und die hohen Alpen waren noch unabhängig. Aber zur Unterjochung auch dieser Freistätten schmiedete der Uebermuth jener Eroberungssucht jezund den Plan.

In den Alpen wohnten eine Menge kleiner Völkerstämme, welche nichts besaßen, als eine wilde, ungebundne Freiheit. Sie liebten dieselbe aber mehr als ihr Leben. Daher waren sie schwer zu bezwingen, und es kostete von Cäsar an, welcher den ersten Versuch gemacht hatte, zwanzig Jahre lang die furchtbarsten Kämpfe, bis sie völlig unterjocht lagen.

Als die lezten Schaaren dieser tapfern Gebirgsmänner, neben ihren Frauen, theils im Streite für die Unabhängigkeit ihrer heimathlichen Berge und Thäler gefallen, theils von den Siegern verfolgt und als Sklaven hinweggeführt waren, zogen die Stiefsöhne des Kaisers, Tiberius und Drusus, gegen den Rhein und die Donau herab, um sich an die Eroberung nun auch Deutschlands zu wagen. Dies hielten sie zwar selbst für ein sehr schwieriges Unternehmen, da sich unsere Vorväter stets als äusserst kriegerisch, ausdauernd, kräftig und freiheitsliebend gezeigt hatten; aber die römische Schlauheit rechnete auf den großen Fehler, der den Deutschen gleichsam als eingeboren anhängt, auf den Mangel an Einheit, Zusammenhang, Gesammtinteresse unter den verschiedenen Völkerstämmen, auf die gegenseitige Eifersucht, Spannung und Feindschaft, wodurch sie sich selbst so oft blutig bekriegten. Noch in sehr später Zeit, wo ihnen hundert erlittene Unfälle zur heilsamen Lehre hätten dienen können, überließen sie sich der ererbten Neigung so sehr, daß ein großer Römer ausrief: „Möge er den Deutschen verbleiben dieser Haß gegen sich selbst; bei der wachsenden Gefahr des Reichs kann uns das Glück nichts erwünschteres gewähren, als die Uneinigkeit unserer Feinde."

Die Gegenden zwischen der Donau, dem Rhein und Main, wovon unser Großherzogthum den westlichen Theil, waren durch ihre Lage zuvörderst der Gefahr eines Angriffs durch die Römer ausgesezt. Allein da die Sueven, welche ohnehin einen gefürchteten Ruf behaupteten, ihre frühere Bundesgenossenschaft wieder hergestellt hatten und neuerdings unter dem Namen der Markmannen auftraten, mochten sie so stark scheinen, daß Drusus es für klüger hielt, einen geraden Angriff auf ihre Grenzen zu vermeiden, und am Unterrhein nach Deutschland einzudringen, wodurch er sie alsdann von drei Seiten zwischen die römischen Waffen bringen konnte. Es gelang ihm auch theils zu Wasser, theils zu Land, durch Kämpfe und Unterhandlungen die nördlichen Völker zu bezwingen, und durch Erbauung verschiedener Festungen in Unterwürfigkeit zu erhalten. Wie er aber, im Vertrauen auf einen so glücklichen Fortgang seiner Waffen, endlich die südwestlichen Stämme, welche den markmännischen Bund ausmachten, anzugreifen beschloß, hatten diese schon die Schlinge

bemerkt, womit man sie umziehen wollte, und brachen von ihren bisherigen Sizen auf, um jenseit des Schwarzwalds, im Innern Deutschlands, eine neue, vor römischer Verrätherei und Gewalt sichere Heimath zu suchen. Hiedurch wurde der Oberrhein von aller Vertheidigung entblößt, und beinahe die ganze westliche Grenze der deutschen Völker stund jezt den Römern zur Besezung offen.

Indessen starb der Held des großen Unternehmens an den Folgen eines Sturzes vom Pferd, und der Kaiser übertrug die Eroberung Deutschlands nun dem Tiberius, der schon nach Besiegung der Alpenvölker einen glücklichen Zug über den Bodensee und die Höhen des Schwarzwalds bis an die Quellen der Donau gethan hatte. Diesem Tiberius leider gelang es, durch eine Reihe schmählicher Treubrüche und Intriken, die deutschen Völker am Niederrhein und an der Weser in eine solche Verwirrung zu sezen, daß es nicht schwer war, sie in das Joch des Gehorsams zu beugen. Doch fand er seinen fernern Absichten bald einen Riegel geschoben. Die Markmannen hatten unter ihrem Anführer Marbod in dem böhmischen Gebirg ein Reich gegründet, das sowohl durch die Natur des Landes, als durch Bündnisse mit den benachbarten Stämmen eine drohende Stärke gewann. Und überdies war Marbod ein Mann von solchem Verstand und Muth, daß Tiberius selbst nachmals bezeugte: „Weder an Pyrrhus, noch an Antiochus hat Rom einen so gefährlichen Feind gehabt, wie an dem Fürsten der Markmannen."

Ja, Marbod schien bestimmt, die deutsche Freiheit zu retten; aber das Schicksal wand den Lorbeer dieses Ruhms einem Andern um das Haupt. Ein Aufstand in Panonien nöthigte die Römer, mit den Markmannen ein Friedensbündniß einzugehen, welches dem Marbod erwünscht seyn mußte, da er dadurch Zeit gewann, seine Macht noch mehr zu befestigen. Inzwischen wurde die panonische Empörung glücklich gedämpft, und es herrschte jezt im römischen Reich überall die tiefste Ruhe. Diesen Zeitpunkt ersah sich Augustus zur Vollendung seiner Herrschaft in Deutschland. Wenn man ein Volk für bleibend unterjochen will, so sucht man ihm vor allem seinen Nationalcharakter zu rauben; man unterdrückt seine eigenthümliche Art und Weise, seine Sprache und Verfassung. Ein solches Verfahren schlug Rom gegen die Deutschen

ein. Der Kaiser sandte den Quinctilius Varus in die eroberten Gegenden zwischen dem Rhein und der Elbe, um den dortigen Völkern die römischen Sitten und Geseze einzuimpfen. Es erschienen mit dem neuen Statthalter eine Menge Advokaten und Schergen; er selbst saß öffentlich zu Gericht, entschied die Streitigkeiten der deutschen Bürger sowohl unter sich als mit den römischen Soldaten und Krämern nach fremdem Recht, in fremder Sprache, und ließ die verfügten Strafen an den freien Männern mit Ruthen und Beilen, wie an Sklaven, auf's strengste vollziehn. Diese Behandlung war für die Deutschen ein unerträglicher Gräuel; noch Andres, was verlezte, was empörte, kam dazu; die Gemüther wurden mehr und mehr erbittert, der Haß des römischen Jochs drang von Hütte zu Hütte, stieg von Tag zu Tag!

Da erhob sich der keruskische Fürst Hermann, ein Jüngling voll Geist und Muth, und gab den mißhandelten Völkern Eine Seele. Varus traute der scheinbaren Ruhe, und bemerkte nicht, daß sich eine furchtbare Verschwörung gegen ihn angesponnen habe. Sorglos zechte er mit den deutschen Fürsten; sorglos ließ er sich durch einen geheuchelten Vorwand in die Tiefe des Teutoburger Waldes verlocken. Als ihn das schauerliche Waldgebirg umschloß, als die Pfade ausgiengen, und ein heftiger Regen vom Himmel fiel, stürzten die Deutschen plözlich und mit aller Wuth entbrannter Rache auf den betäubten Feind, und bereiteten seinen Legionen einen grausenvollen Untergang. Von diesem Schlage an hatte das Glück der römischen Waffen wider die Deutschen keine Beständigkeit mehr, und mit Recht sagt der Geschichtschreiber: „Hermann war ohne Widerrede der Befreier Germaniens.“

Die Nachricht von der Niederlage des Varus versezte zu Rom alles in Betrübniß und Schrecken; man befürchtete einen Angriff der Barbaren auf Italien, und sah in Gedanken schon die siegtrunknen Schaaren vor den Thoren der Stadt. Aber die Deutschen blieben ruhig; sie hatten das fremde Joch abgeschüttelt, sie hatten die Gefahr entfernt, die ihrer Freiheit den Untergang drohte, und mehr wollten sie nicht. Um so frecher bewiesen sich die Römer, deren Durst nach Alleinherrschaft unlöschbar schien. Bald ermuthigte sie jenes ruhige Verhalten zu neuen Unternehmungen in Deutschland. Als Augustus gestorben und Tiberius an seine

Stelle getreten war, erschien Germanicus, der Sohn des Drusus, an den deutschen Grenzen. Er setzte mit einer starken Macht über den Rhein, und drang zweimal glücklich bis an die Lippe vor. Hier aber stund der Retter des Vaterlandes mit seinen Schaaren; Germanicus mußte denselben weichen, und als er sich zu einem dritten Feldzug entschlossen hatte, rief ihn Tiberius aus Eifersucht und Mißtrauen nach Rom zurück.

Die Teutoburger Befreiungsschlacht geschah im neunten Jahr vor der Geburt des Weltheilands; vier und dreißig Jahre früher war die Unterwerfung der Alpenvölker begonnen worden, und acht Jahre später erfolgte die Zurückberufung des Germanicus. Also währte der Kampf, welchen die Römer zur Unterdrückung des deutschen Volkes unternommen hatten, über ein halbes Jahrhundert. Die deutschen Länder vom Rhein bis an den Neckar und die Donau blieben ihnen und wurden zur römischen Provinz; aber im Herzen Deutschlands blühte die Freiheit fernerhin unangetastet, und von da aus ergoß sich neues Leben über die Europäische Welt, nachdem das römische Reich durch allgemeinen Sittenzerfall in eine unheilbare Fäulniß übergegangen war.

Viertes Kapitel.

Das römische Zehntland am Oberrhein.

Durch den Abzug der Markmannen nach Böheim war die Gegend zwischen dem Rhein, Main und Neckar größtentheils leer geworden. Es konnte nicht fehlen, daß nach und nach verschiedne Haufen aus Gallien und Helvetien herüber kamen, und sich in den wohlgelegensten Gegenden ansiedelten. Die Römer beförderten diese Niederlassungen, und es glückte ihnen damit so gut, daß das Land nach Verfluß eines Jahrhunderts schon wieder ansehnlich bevölkert war. Hiezu trugen die Verhältnisse, welche damals zwischen Rom und den deutschen Völkern am Rhein und an der Donau statt fanden, das meiste bei. Denn obgleich das gegenseitige Mißtrauen beide Theile in aufmerksamem Vertheidigungszustand

2 *

erhielt, so herrschte doch an diesen Strömen zunächst kein Krieg, und jene Erschütterungen der batavischen und dazischen Revolutionen äusserten wohl einen wenig störenden Einfluß auf die südliche Rheingegend.

Ruhig bauten sich also die gallischen Einwanderer, neben den vielleicht hin und wieder zurückgebliebenen deutschen Bewohnern, an den fruchtbaren Ufern des Rheins und der vielen Flüsse an, die von der Höhe des Schwarzwalds, zuerst durch wilde Thäler und Klüfte, alsdann aber durch freundliche Ebnen dahin strömen. Die meisten dieser Gewässer, gleichwie die ausgezeichneten Häupter des Gebirgs, erhielten auch aus dem Munde der neuen Anwohner ihre Namen, welche von den Römern bald eine lateinische Form bekamen und nachmals mehr oder weniger verändert auf die deutsche Zunge übergegangen sind. So mag die Treisam Tragisama, der Neumagen Neomagus, die Elz Alisus, die Kinzig Quintia, die Alb Alba, die Ens Anisus, die Elsenz Alisontia geheißen haben, wie die Weschniz Visutius, der Neckar Nicer, der Main Mönus, die Donau Danuvius und der Rhein Rhenus. Zweifelsohne sind auch die Bergnamen Kandel und Belchen, Sirniz und Möri desselben Ursprungs. Viele dieser keltischen Benennungen giengen nachmals wieder ab, wie Juliomagus, worunter wahrscheinlich die Wutach zu verstehen ist, und wie selbst der Name des Schwarzwalds, den die Gallier das Gebirg Abnoba nannten, während er bei den Römern Sylva Martiana hieß, welches vielleicht eine Uebersezung von Markwald seyn soll.

Der steigende Werth dieser Niederlassungen konnte dem umfassenden Blick des Kaisers Trajan nicht entgehen. Nachdem die östlichen Grenzmarken bestimmt und die Besazungen bis dahin vorgerückt waren, wurde der ganze Landstrich dem römischen Reich als wirklicher Bestandtheil einverleibt, und den Statthaltern der angrenzenden Provinzen die ihnen zunächst gelegnen Gegenden davon zugetheilt. Das Land zwischen der Donau und rauhen Alp zählte man sofort zu Rhätien; den südwestlichen Rheinwinkel vom Zellersee bis zum Einfluß der Elz in den Rhein zu Sequanien, und den übrigen Theil zu Obergermanien. Da die Römer als Schuzherrn von der neuen Erwerbung den Zehent alles

Gütterertrags bezogen, so erhielt sie den Namen Agri Dekumates oder Zehentland. Zur mehrern Sicherung gegen die Einfälle der Deutschen vollendete Trajans thätiger Nachfolger Hadrian die von seinen Verwesern mit glücklicher Benüzung der Ortsgelegenheit durch Anlegung von Wällen und Gräben bewerkstelligte Verbindung der zwischen dem Main und der Donau seit langem zur Vertheidigung der Reichsgrenze hin und wieder errichteten Thürme und Standlager. Es entstund dadurch der große Landhag oder Pfahlrain, welcher sich vom Einfluß der Altmühl in die Donau in gekrümmter Richtung über Berg und Thal ununterbrochen bis an den Main und weiter fortsezte; ein der Welteroberer würdiges Werk, aber auch nur so lang ein wirklicher Schuz, als es mit altrömischem Muth vertheidigt wurde!

Die bisher im südwestlichen Deutschland bestandne Ruhe dauerte seit der Aufnahme des Zehntlands in den römischen Reichsverband ungestört noch anderthalbhundert Jahre fort, theils weil die deutschen Völker durch den traurigen Ausgang des batavischen Kriegs von jeder ähnlichen Unternehmung abgeschreckt wurden, theils und vorzüglich weil die einzigen deutschen Nachbarn des Zehntlands, die Hermunduren, in sehr freundlichem Verhältniß mit den Römern stunden. Hiedurch und durch mancherlei nach Trajan sowohl von den Antoninen, als den Kaisern aus dem severischen Haus der aufblühenden Landschaft bewiesene Gunst, stieg ihr Wohlstand zu einem Grad empor, den wir nicht vermuthen würden, wenn uns nicht die Trümmer davon überzeugten, welche man jezt nach beinahe zwei tausend Jahren täglich noch aus der Erde gräbt! Von jenen gallischen Niederlassungen wurden einige zu ansehnlichen Orten, entweder durch ihre in militärischer Rücksicht und für gegenseitigen Verkehr vortheilhafte Lage, oder durch Gewerbs- und andere Anstalten. Ausserdem gründeten die Römer selbst eine Menge Bäder, Tempel, Landhäuser, eine Menge Heerstraßen, Kastelle und Wartthurme, wo ihre Truppen in Besazung lagen. Man darf annehmen, daß jeder geeignete Hügel am Eingang eines bedeutenden Thals oder wichtigen Passes von ihnen benüzt wurde. Ihre im Zehntland postirte Macht war auch nicht gering; nebst verschiednen Abtheilungen der dritten, achten und einundzwanzigsten Legion, deren Stammlager sich in

den drei benachbarten Provinzen befanden, wurden mehrere Kohorten theils von freiwilligen römischen Bürgern, theils von britanischen, helvetischen und andern Hilfstruppen dahin verlegt, und daneben hatte man aus den Einwohnern selbst noch eine Landwehr errichtet.

Durch die wachsende Bevölkerung und die Vermehrung der Ortschaften kam besonders der Handel in Aufnahme; es bildeten sich ständige Handelsgesellschaften, und allenthalben verehrte man den Merkur, als den Beschüzer des Verkehrs. Aber auch andern Gottheiten der Kultur wurde geopfert, wie dem Apollo und Aeskulap. Diana empfieng wegen des reichen Wildbanns im Schwarzwald den Beinamen Abnoba; dem Neptun wurden von den Schiffleuten Dankaltäre errichtet, und wegen der Gefahr zerstörender Austritte sezten die Anwohner wilder Bergströme dem muthwilligen Flußgott versöhnende Bildsäulen. An mehreren Orten zeigen sich Spuren uralter Bergwerke, welche wohl von den Römern betrieben wurden; eben dieselben mögen auch die ersten Weingärten auf unsern Hügeln angelegt haben. Sie italisirten, wo es möglich war, den deutschen Boden, welcher an vielen Orten für diese fremde Kultur empfänglich war. Die am meisten bewohnten und bebauten Gegenden enthielt das Oberland; davon zeugen die keltischen und römischen Namen eines großen Theils der dasigen Ortschaften, wie Herden, Minseln, Kandern, Liel, Mengen, Sölden, Amoltern, Ampringen, Tonsol, Bikensol, Kastel, Achkarn. Am Rhein hinauf sind Alpfen, Rafz, Nak, Palm fast die einzigen solcher Namen. Am See bestunden zwar mehrere große Niederlassungen der Gallier und Römer; aber die meisten Ufer lagen noch mit Wald bedeckt oder waren sumpfig, so daß man damals nur eine sehr ungewisse Vorstellung von seiner Größe und Gestalt besaß. Die Römer nannten den Obersee bald von den im Osten anwohnenden Venonen oder Vindelikern Lacus Venetus, bald von der Stadt Bregenz Brigantinus, den Untersee aber Lacus Acroius. Im Hegau scheinen die Benennungen der alten Bergschlösser Twiel und Krähen keltischer Herkunft zu seyn. Die im Nordwesten gelegne Baar empfieng unstreitig ihren Namen von den Galliern, da dies Wort bei ihnen ein freigelegenes Hochland bedeutete. Der Schwarzwald war eine un-

geheure, menschenleere, nur von einzelnen römischen Heerwegen durchzogene Wüste; die von ihm gegen Nordosten auslaufende Gebirgskette der rauhen Alp nannten die Römer mit einem keltischen Wort Alpes. Die Ortenau eignete sich wegen ihren vielen Sumpfgegenden und Waldungen weit schwerer zum Anbau, als das Oberland und als die untern Landschaften, wo ebenfalls eine Menge Ortsnamen, wie Scharr, Ketsch, Bammenthal, Schrök, Staffort, Rippur, Malsch, Bauschlott, Mörsch, ihren gallischen Ursprung andeuten.

Auf diese Art bildete sich im Südwest des rauhen Germaniens ein kultivirtes Land, dessen schönste Seite darin bestund, daß es zu den so seltnen unblutigen Erwerbungen der römischen Herrschaft gehörte!

Unter all' ihren Werken verwandten die Römer am meisten Müh und Sorgfalt auf die Heerstraßen, da in der geeigneten Anlage und gute Unterhandlung derselben das vorzüglichste Mittel zur Behauptung und Erweiterung der Reichsgrenzen bestund. Das Zehntland war von solchen Straßen vielfach durchschnitten. Von dem großen Heerweg, der aus Rhätien an dem Bodensee und sofort auf der linken Rheinseite über Basel und Straßburg nach Mainz führte, lenkten bei der Festung Ad Fines, bei Vindonissa und Augusta Rauracorum drei andere Straßen nach Norden ab und verknüpften Helvetien mit dem Zehntland. Die eine zog sich bei Konstanz über das Wasser und über die Erdzunge zwischen dem See, wo Bodman, und am jenseitigen Ufer Ueberlingen an die keltischen Namen Bodungo und Eburum erinnern; hierauf an mehreren Kastellen oder Wartthürmen vorbei nach der Feste Brageburum, oberhalb Mößkirch, und sodann gegen die Donau hinab. Die andere gieng bei Tenedo, ohnweit Zurzach, über den Rhein, ließ das Kastell an der Wutach links liegen und wendete sich bei Juliomagus, welches in Stühlingen vermuthet wird, durch die Felsschluchten bei Füezen oder Ad Fauzes hinauf an die Brigach. Hier, zwischen Bräunlingen und Hüfingen, ruhte mit einem Kastell die Stadt Brigobannis, ein ursprünglich gallischer Ort, welcher nach dem vorbeifließenden Wasser benannt worden. Mit ihr verband sich durch die Fortsezung der Heerstraße die römische Niederlassung von Arä Flaviä bei Rothweil, deren

Gründung man dem Kaiser Vespasian zuschreibt. Es kreuzte sich daselbst eine Nebenstraße, die von der Donau herkam und dieseit des Neckars in mehrfacher Verzweigung auf den Höhen des Schwarzwalds gegen Norden lief; der Hauptweg aber nahm seine Richtung von Arä Flaviä über Sumalozennä, wo nun Sülchen ist, an den Donaustrom hinaus. Die dritte Straße endlich überschritt den Rhein bei der Colonia Augusta Rauracorum, und führte dann über Lörach und Schliengen, unfern eines Kastells, nach dem Mons Brisiacus. Dieser Berg, auf und an welchem jezt die Stadt Breisach liegt, erhob sich damals mitten aus dem Rhein, und war mit einer römischen Festung gekrönt, von wo aus man auf weithin die Gegend beherrschte. Die Fortsezung der Straße gieng an dem Kastell bei Achkarn hinter dem Kaiserstuhl hinab nach Riegel und sofort durch die Ortenau nach Baden.

Von dieser innern Rhein- oder Bergstraße lenkten wieder mehrere Nebenwege ab, besonders nach den an den Vorhügeln des Schwarzwalds hin und wieder befindlichen Niederlassungen; einer in's Wiesenthal nach dem Kastell bei Schönau; ein andrer auf Badenweiler, wo die Römer, nach ihrer Vorliebe für warme Quellen, eine dem Reiz der umgebenden Natur entsprechende Badeanstalt errichtet hatten, und woneben sich eine weitläufige Geschirrbrennerei befand; ein dritter, nördlich von dem Kastell bei Sulzburg, über den Neumagen, dann zwischen Ebringen, welches damals Eburum heißen mochte, und dem Wartthurm auf der Höhe hinter Freiburg, an die Treisam hinauf, nach der alten gallischen Ansiedlung Tarodunum, die wir in dem Dorf Zahrten erkennen. Und hier war der durch Kastelle und Schanzen wohlverwahrte Paß aus dem Rheinthal durch den Schwarzwald nach Arä Flaviä.

Bei Riegel, welches, wie die meisten keltischen Ansiedlungen, von dem nächst vorbeifließenden Wasser seinen Namen erhielt, da Rigola keltisch ein Bächlein bedeutet; bei Riegel traf die Straße auf einen Ort, der sich durch seine ausgezeichnete Lage am nördlichen Ausgang des Kaiserstuhls und in der Nähe des Zusammenflusses der Treisam mit der Elz den Römern genugsam empfahl, um zu einer Hauptniederlassung dieser Gegend heranzuwachsen. Sie hatten die nächste Anhöhe, wo man eine vortreffliche Aussicht

über die Umgebung genießt, mit einem Kastelle besezt; im Orte selbst entstunden, nebst einer Ziegelhütte, mehrere Töpfereien, wie zu Badenweiler. Auch liefen von Riegel aus Heerwege an die Treisam, an die Glotter und in das Elzthal. Ueberhaupt war diese Gegend in der Kultur sehr vorangeschritten. Auf allen wohlgelegenen Hügeln am Eingang der Thäler vom Kandel bis weit an die Kinzig hinab erhoben sich Kastelle und Wartthürme, wie bei Waldkirch und Emmendingen, bei Bleichheim, Ettenheim, Lahr, bei Gengenbach und Offenburg. Ohnweit des Kastells von Lahr, am großen Heerweg, lag ein Dorf, über welches eine Straße an den Rhein hinaus führte; und hinter Offenburg ruhte auf dem Ortenberg wahrscheinlich eine Festung, deren Name Morodunum heißen mochte.

Der Hauptort aber an der ganzen Bergstraße war die Civitas Aquensis in dem paradiesischen Thalgrund, wo jezt Baden liegt. Ihre Anfänge verlieren sich in eine unbekannte Zeit, ihre Aufnahme verdankt sie dem Trajan und dessen Nachfolgern Hadrian und Antonin. Jener vortreffliche Kaiser verweilte nach Empfang seiner Würde noch ein volles Jahr in Obergermanien, wo er seit langem die Statthalterschaft mit unermüdetem Eifer geführt. Seine Vorliebe für die friedliche Schöpfung der Römer in diesem Grenzlande des Reichs mochte an der stillen, freundlichen Lage der Heilquellen am Osbach einen besonders anziehenden Punkt finden. Um die Badgebäude her hatte sich ein ansehnlicher Ort gebildet, welchen einzelne Landhäuser angenehm umgaben. Geschüzt war die Gegend durch ein Standlager auf dem Rettigbühl und durch zwei andere Kastelle, deren Ueberreste man am Ursprung und beim Jesuiten-Schlößchen entdeckt. Der Inbegriff sämmtlicher Niederlassungen, Befestigungen und Anstalten wurde von Trajan zur Stadt oder zu einem Gemeinwesen erhoben, und nachmals von der Eitelkeit Kaisers Karakalla mit dem Namen Aurelia beehrt. Man hat Spuren einer ungemeinen Blühte dieser Bäderstadt, und der Römer mochte wohl glauben, hier seine italienische Heimath wiederzufinden. Der starke Zufluß von Badgästen veranlaßte die Errichtung mehrerer Straßen, die sich nach den bedeutendsten Orten der Umgegend hinzogen und innerhalb des Stadtgebiets mit Wegsteinen versehen waren. Eine derselben lief über

den Flecken Bibium, bei Iffizheim, an den Rhein hinaus, und vereinigt sich jenseits wahrscheinlich mit dem großen Heerweg von Argentoratum nach Saletio. Eine andere führte über die Höhen des Schwarzwaldes an den Zusammenfluß der Enz mit der Nagolt und Würm, wo an der Stelle der Stadt Pforzheim eine wichtige Niederlassung war, die mit den Standlagern am Neckar in Verbindung stund, und deren Name von dem Eingang in das Gebirg vielleicht Porta genannt wurde.

Der Hauptweg zog sich am Fuße des Gebirgs mit der heutigen Bergstraße nach Mainz hinab. Am Eingang des Pfinzthals berührte er bei Durlach, an dem Bächlein Dur, den Ort Duriacum, von dessen nächster Höhe ein starker Thurm die Gegend beherrschte. Hernach, wo der Neckar ins Freie tritt, erhoben sich zu beiden Seiten des Thals, am Königstuhl und auf dem Heiligenberg, mehrere Befestigungen, und wo jezt Heidelberg ist, mochte ein Dorf liegen, wie in der Ebne bei Schwezingen. Aber mehr westwärts an dem hohen rechten Ufer, bei Ladenburg, ruhte in römischem Glanz die gallische Ansiedlung Lupodunum, deren Landhäuser bis nach Schrießheim an die Heerstraße reichten. Und wer zweifelt wohl, daß bei der Mündung des Neckars in den Rhein, wo jezt Mannheim freundlich sich ausbreitet, ebenfalls ein Ort lag, den die Römer Interamnium mögen genannt haben?

Am Neckar hinauf und in den Schoos des Elsenzthals leitete eine Straße hier nach den gallischen Wohnungen bei Sinzheim, dort nach dem Odenwald, wo die ganze Höhe des nördlichen Arms vom Krähberg bis nach Obernburg durch Kastelle, Wartthürme, Wälle und Gräben sorgfältig verschanzt war. Weiter östlich zog sich von der Beugung des Mains bei Miltenberg der große Pfahlhag über das odenwäldische Bauland an die Jart hinab, und beschloß die römischen Besizungen im Nordosten des Zehntlands.

Zwischen all' diesen Ortschaften und Straßen lagen die Hütten und Weiler der gallischen Zehntholden vielfach zerstreut an den freisten, sonnigsten Stellen der Ebnen und Vorhöfen. Die Leute trieben Viehzucht und Ackerbau. Bei allgemeiner Feindesnoth wurden sie zur Landwehre aufgeboten. In Ausübung ihrer Gebräuche, in ihren Sitten blieben sie von den Römern ungestört; sie opferten ihren Gottheiten nach väterlicher Weise, und begruben ihre

Todten in bald friedlichem, bald kriegerischem Schmuck, unter große Hügel an erhabnen Plätzen gegen Sonnenaufgang. Aber dies war der einzige Rest ihrer frühern Selbstständigkeit; sonst lebten sie als ein zahmes Volk willenloser Unterthanen, das von seinen Oberherren wohl manchen Vortheil der Kultur ererbte, aber hin und wieder auch deren Laster.

Fünftes Kapitel.

Eroberung des Zehntlands durch die Allemannen.

Als Kaiser Karakalla ums Jahr zweihundert und zehn im Zehntland verweilte, begab er sich einst an die Grenze der Deutschen, mit denen er im freundschaftlichsten Verhältniß zu stehen schien, und ließ ihre junge Mannschaft vor sich versammeln, unter dem Vorwand, sie in Sold zu nehmen; plözlich aber gab er ein Zeichen, worauf die Jünglinge von seinen Schaaren umringt und niedergemezelt wurden. Diese Grausamkeit entzündete schnell einen Krieg. Schon seit den Zeiten Kaiser Antonins des Andern waren die deutschen Völker in einer allgemeinen Bewegung gegen Rom. Es hatte ein furchtbarer Kampf statt gehabt, welcher die frühern Bünde der verschiedenen Stämme in erneutes Leben rief, und dessen wechselndes Glück zu Verträgen führte, wodurch die Deutschen eine vortheilhafte Stellung gegen die Römer gewannen. An der Donau bedrohte längst der markmännische Bund die Grenze des Reichs, und am Rhein jezt der allemannische. Diese Bundsgenossenschaft bestund aus suevischen Stämmen im Osten des Zehntlands, wo zunächst die Hermunduren ihre Size hatten. Auf jene schändliche That erhoben sich die Allemannen sofort wider Karakalla, der ihnen entgegenzog und am Mainfluß ein zweideutiges Treffen lieferte.

Von dem an sehen wir sie beinahe ein volles Jahrhundert lang im Kampf mit der römischen Macht, um dem verhaßten Feinde die wohlbebauten Ansiedlungen der Gallier dieseits des Rheins zu entreißen. Bei solcher Gefahr baute der rheinische Befehlshaber

Posthumius sieben Jahre hindurch Festungswerke zur Verwahrung der Grenzen. Aber diese Verschanzungen hinderten die allemannische Rache und Tapferkeit nicht, ihre Beute zu verfolgen. Von dreizehn Nachfolgern Karakallas war Kaiser Probus der einzige, welcher mit entschiednem Glück gegen die deutschen Völker stritt. Schon hatten sie sich des linken Rheinufers bemächtigt und gegen siebzig Städte unterworfen. Da erschien der große Kaiser und reinigte Gallien von seinen Bedrängern. Die Allemannen, welche im Besitze des Zehntlandes waren, trieb er im Jahr zweihundert siebenundsiebenzig bis über den Neckar und die rauhe Alp zurück, worauf der durchbrochne Landhag wieder hergestellt und mit neuen, jezt steinernen Wällen vermehrt wurde. Indeß vermochten weder die Siege und Grenzbefestigungen des Probus, noch die Einsicht seines Nachfolgers Diocletian das fallende Reich zu halten. Nach wenig Jahren überschwemmten die deutschen Völker beinahe ganz Gallien, und die Allemannen besonders nahmen nicht nur abermals das Zehntland ein, sondern auch viele angrenzenden Gegenden jenseit des Rheins und der Donau. Und jenes blieb ihnen nun fortan, so oft sie auch besiegt und über diese Ströme zurückgedrängt wurden. „Denn sie waren, wie ein römischer Schriftsteller sagt, eine so kraftvolle Nation, daß sie ohngeachtet aller bisher erlittnen Verluste, immer gleich stark auftraten, als ob ihnen seit Jahrhunderten kein Unglück begegnet wäre."

Zu Rom hatte sich inzwischen eine große Veränderung zugetragen. Bei der mehr und mehr sinkenden Macht des Reichs gedachte Kaiser Konstantin der Große durch Erneuerung der Organisation allem wieder neue Festigkeit zu geben. Er suchte die vielen Mängel sowohl in der Verwaltung als Vertheidigung zu verbessern; an die Stelle der alten Götterverehrung erhob er das Christenthum zur Staatsreligion, und weil die meiste Gefahr fremder Einbrüche vom Nordosten herkam, verlegte er seine Residenz nach Byzanz, welche Stadt sofort von ihm den Namen Konstantinopel erhielt. Das ganze Unternehmen war groß und lobenswerth; aber wie hätte es gelingen können bei einem so entnervten Geschlecht? Es half kein Eifer, keine Anstrengung; das morsche Weltreich blieb die Beute der deutschen Völker!

So verdorben waren die damaligen Zeiten, daß selbst große

Seelen die empörendsten Abscheulichkeiten von Treubruch und Grausamkeit für erlaubte Mittel wider ihre Feinde hielten. Konstantin hatte auf einem glücklichen Zug gegen die Deutschen viele und zum Theil vornehme Gefangene gemacht; diese ließ er, der christliche Kaiser, zu Trier auf der Hezbahn zur Ergözung der Einwohner den wilden Thieren vorwerfen. Und mehr als einmal veranstaltete er dies Schauspiel, das von seinen Lobpreisern wie eine Heldenthat geschildert ward. Die damaligen Geschichtschreiber erschöpfen sich im Lob ihrer Beherrscher; von dem Unrecht, das unsern Voraltern geschah, von dem Jammer, der über sie ergieng, hat Niemand etwas aufgezeichnet!

Während eines schändlichen Kriegs zwischen den ungerathnen Söhnen und Nachfolgern Konstantins erhoben sie sich mit erneuter Kraft. Wie im Süden der allemannische Bund die römischen Provinzen bedrängte, so that dies im Norden ein gleichmächtiger, der Bund der Franken, von deren Tapferkeit ein Römer sagte: „Hätte auch Einer aus ihnen sein halbes Leben eingebüßt, so würde er mit dem Ueberrest noch fortkämpfen.“ Diese Franken durchzogen das ganze nordöstliche Gallien und brachen die festen Städte, die es verwahren sollten. Die Allemannen, unter der Anführung der fürstlichen Brüder Gundomar und Vadomar, drangen bis an den Jura hinauf. Hier begegnete ihnen Konstantius, welcher sich über den Leichen seiner Brüder und Mitregenten zum alleinigen Herrscher emporgearbeitet hatte. Glücklich zogen sie sich über den Rhein zurück; aber die Römer folgten ihnen bis an das Ufer. Als sie bemerkten, daß der Feind es versuche, in der Gegend von Basel eine Brücke zu schlagen, hinderten sie ihn durch ihre Pfeile daran, und als derselbe hierauf an einer seichten Stelle heimlich über den Strom gesezt hatte, stunden sie ihm kampfgerüstet entgegen. Der Augenblick war voll Gefahr, Konstantius bedachte dies, und bot Friede an. Da sandten die Allemanen ihre angesehensten Männer ab, um mit ihm zu unterhandeln. Zur Beschönigung seiner furchtsamen Nachgiebigkeit hielt der Kaiser eine Rede an das Heer, worin es am Schlusse hieß: „Der Feind wird nicht blos durch Waffengewalt besiegt, sondern viel sicherer durch Schonung unterjocht, da er wohl weißt, daß es uns weder an Macht fehlt gegen wiederspenstige, noch an Milde gegen unterwürfige Gemüther.“

treten der Allemannen, und nach ihrem e
Landhags im drei und achtzigsten. Treulic
Einfall nach Helvetien durch ihre Bundesv
welche die Gegend zwischen der Donau un
hielten, und ein andrer in das Innere v
Geleite des Fürsten Chnodomar, konnten a
da ihre Unternehmer nicht in dem Vertrag b
ohngeachtet wurden die ruhigen Stämme
Bruders nach zwei Jahren von Julian, eine
stantin des Großen, welchem der Kaiser die
übertragen hatte, feindlich überzogen. Sie
ten angegriffen werden; aus Gallien kam J
vetien am Rhein herab der Feldherr Barbeti
eines allemannischen Geleites vereitelte die
Einfall nach Gallien, der mitten durch die f
es entstand eine verderbliche Spannung z
Befehlshabern, wodurch die bedrohten Alle
sich mit ihrer Habe theils über den Rhein z
den Inseln desselben zu verschanzen. Voll V
bald noch mehr gereizt, weil Barbetio di
Schiffe hatte verbrennen lassen, schickte Juli
fen seiner Hilfstruppen durch den Strom au
wo sofort ein gräßliches Blutbad entstand,

wüthend auf das Heer des Barbetio, daß es vor plözlichem Schreck ohne Widerstand auseinander floh und dem verfolgenden Feinde das ganze Lager überließ. Hierauf versammelten verschiedene Fürsten und Herzoge der Allemannen ihre Gefolgschaften und die Hilfstruppen der verbündeten Stämme in der Ebne von Straßburg. Drei Tage und Nächte dauerte der Uebergang über den Rhein. Als sie sich gelagert hatten, legte eine Gesandtschaft dem Julian jene kaiserliche Urkunde vor, und verlangte die Räumung des darin vertragsmäßig an ihr Volk abgetretenen Landes. „Gewährt man uns, sezten sie hinzu, nicht gütlich unser Recht, so muß eine Schlacht entscheiden.“ Anstatt zu antworten, ließ Julian die Gesandten fest nehmen und beeilte sich, die Allemannen unversehens zu überfallen. Sie aber hatten von den Bewegungen der Römer Kundschaft erhalten, und erwarteten wohlgerüstet den Angriff. Als der Cäsar dieses bemerkte, hielt er an, und stellte seine Legionen in Schlachtordnung; auf den rechten Flügel stellte er die Reiterei, den linken führte sein Feldhauptmann Severus; ihn selbst umgab eine Schaar auserlesener Mannschaft. Die Allemannen waren in mehrere Keile getheilt; ihre Reiterei, nach deutscher Weise mit Fußgängern vermischt, stund der römischen gegenüber; ihren rechten Flügel deckten sie durch einen starken Hinterhalt, der in dichtem Gesträuche verborgen lag. Jenen befehligte der Fürst Chnodomar, eine riesige Heldengestalt, hoch zu Roß, eine rothe Binde um den fliegenden Haarbusch, in glänzendem Waffenschmuck, einen gewaltigen Speer in der Faust; diesen sein Neffe Agenorich, ein Jüngling an Einsicht und Ernst weit über die Jahre. An Zahl mochten sich beide Heere gleich kommen; etliche über dreißigtausend Mann stark soll das allemannische gewesen seyn.

Die Schlacht begann beiderseits mit dem Geschoß. Hierauf wollten die Römer angreifen; aber die entschlossene Stellung der Allemannen lähmte ihren Mut. Sie zauderten; ihre Gemüther schienen voll Bangigkeit. Da durchflog Julian mit seiner Garde die Reihen, zürnend, mahnend, ermunternd. Chnodomar inzwischen, voll Kampflust, sprang vom Pferde, und stellte sich an die Spize seines Fußvolks; mit reißendem Ungestüm und unter dem rufenden Schalle der Schlachthörner stürzte er sich auf die römische

Aber nicht die Römer, sondern die Allemannen machten die Bedingungen, und nach deutscher Weise gieng die Friedensunterhandlung vor sich. Konstantius mußte ihnen den ganzen Landstrich von Jura bis nach Mainz zwischen dem Rhein und voghesischen Gebirg abtreten, und darüber eine Urkunde ausstellen.

Dieser Friede geschah im dreihundert fünf und fünfzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, im hundert vierzigsten nach dem ersten Auftreten der Allemannen, und nach ihrem ersten Durchbruch des Landhags im drei und achtzigsten. Treulich hielten sie ihn; ein Einfall nach Helvetien durch ihre Bundesverwandten, die Lenzer, welche die Gegend zwischen der Donau und dem Bodensee besezt hielten, und ein andrer in das Innere von Gallien durch das Geleite des Fürsten Chnodomar, konnten als kein Bruch gelten, da ihre Unternehmer nicht in dem Vertrag begriffen waren. Dessen ohngeachtet wurden die ruhigen Stämme Vadomars und seines Bruders nach zwei Jahren von Julian, einem Neffen weiland Konstantin des Großen, welchem der Kaiser die Vertheidigung Galliens übertragen hatte, feindlich überzogen. Sie sollten von zwei Seiten angegriffen werden; aus Gallien kam Julian selbst, aus Helvetien am Rhein herab der Feldherr Barbetio. Aber die Kühnheit eines allemannischen Geleites vereitelte diesen Plan durch einen Einfall nach Gallien, der mitten durch die feindlichen Heere gieng; es entstand eine verderbliche Spannung zwischen den römischen Befehlshabern, wodurch die bedrohten Allemanen Zeit erhielten, sich mit ihrer Habe theils über den Rhein zu begeben, theils auf den Inseln desselben zu verschanzen. Voll Verdruß hierüber, und bald noch mehr gereizt, weil Barbetio die von ihm begehrten Schiffe hatte verbrennen lassen, schickte Julian einen tapfern Haufen seiner Hilfstruppen durch den Strom auf die nächsten Inseln, wo sofort ein gräßliches Blutbad entstand, da weder die wehrlosen Greise, noch die Mütter mit ihren Kindern verschont blieben. Nach dieser unwürdigen That stellte Julian die Befestigung von Zabern wieder her, und ließ das Korn einärndten, welches die Allemannen in den ihnen durch den Frieden mit Constantius überlassenen überrheinischen Gauen angesäet hatten.

All' das entflammte den allemannischen Zorn zu glühender Rache. Bei der ersten Gelegenheit stürzte Chnodomor mit den Seinigen so

solchen Eindruck auf seine Verfolger, daß Niemand Hand an ihn legte, bis er sich selbst freiwillig ergab. Hierauf hielten es seine Gefährten für edler, das traurige Loos der Gefangenschaft mit ihm zu theilen, als ihre Rettung zu versuchen. Er wurde nach Rom gebracht, wo ihn bald ein verzehrender Gram seines lästigen Daseyns überhob. Diesen Ausgang nahm die Schlacht bei Straßburg, dieses Ende der Fürst Knodomar, die Seele seines Volkes, der Schrecken seiner Feinde, ein jedenfalls ungewöhnlicher Mann, und würdig eines bessern Glücks!

Die Folge ihrer Niederlage war, daß die Allemannen alles Land verloren, was sie jenseit des Rheines eingenommen hatten, und daß Julian sofort über den Strom sezte, um ihnen einen vortheilhaften Frieden abzunöthigen. Dies jedoch geschah nicht so leicht. Nach drei Jahren erst, und nachdem er eben so viele Züge in die allemannischen Gaue gethan, gelang es ihm durch grausame Verheerungen, durch schändliche Intriken und Verräthereien die Stämme der Allemannen gegen ein Jahrgeld, das er ihnen zahlte, zur Ruhe zu vermögen. Wenn die Deutschen bei ihren Verträgen mit den Römern nicht allzusehr auf die Geltung und Heiligachtung des Völkerrechts vertraut hätten, während es vom römischen Eigennuz so gewissenlos verlezt wurde, wie ganz anders müßte der Gang dieser Geschichten ausgefallen seyn! Aber so veranlaßte die leichtgläubige Gutmüthigkeit unserer Nation schon seit den ältesten Zeiten oft ihr größtes politisches Unglück.

Im Jahr dreihundert ein und sechzig erhielt Julian durch den Tod des Kaisers Konstantius dessen Thron. Unter ihm machten der Rhein und die Donau zum leztenmal die Grenzen des Reichs gegen Deutschland. Zum leztenmal überhaupt erschien unter ihm der römische Name im Abglanz des einstigen Ruhms. Nach seiner kurzen Regierung fiel alles in die vorige Verwirrung. Die deutschen Völker überzogen neuerdings Gallien und Rhätien. Es waren Allemannen, Franken und Sachsen. Gegen jene unternahm Kaiser Valentinian mehrere Feldzüge. Sie endigten, nach wechselvollem Glück, mit einem Frieden, worin den Allemannen endlich für bleibend jenes Land überlassen wurde, das ihnen Konstantius urkundlich zugesichert, und um dessen Behauptung sie seither mit so viel Aufwand von Kraft und Blut gekämpft hatten.

Den Vortheil dieses Vertrags verdankten sie besonders dem Fürsten Makrian, die wie weiland Knodomar, als die leitende Seele seines Volks den Römern furchtbar geworden war. Als die Beschwörung des Friedens vorgieng, sah man ihn, das Oberhaupt eines kleinen allemannischen Stammes, den Kaiser, den Beherrscher eines viele Jahrhundert alten Weltreichs, an dem diesseitigen Ufer des Rheins, auf seinem eigenen Grund und Boden, mit stolzer Miene empfangen. So weit war es gekommen, so weit war der römische Adler gesunken, welchen Cäsar vor dreihundert Jahren zuerst in diesen Gegenden aufgepflanzt!

Den lezten Sieg über die Allemannen erfocht Gratian, der Sohn und Nachfolger Kaiser Valentinians. Es waren die Lenzer, welche seit jener Niederlage durch Barbetio, ruhig und unangetastet ihren Gau bewohnt hatten. Als sie aber jeztund erfuhren, das römische Heer sey größtentheils nach den Morgenländern abgezogen, so machte sich ihre kriegslustige Mannschaft auf, um in Gallien und Rhätien einzufallen. Allein der neue Kaiser kehrte um, und ein Theil seiner Truppen begegnete den Lenzern ohnweit der Grenze ihres Landes, bei Argentaria, oder Langenargen am Bodensee. Schnell und heftig entbrannte der Kampf. Mit ihrem gewohnten Ungestüm fielen die Allemannen auf den Feind, so daß er wankte und endlich wich. Kaum schirmten benachbarte Wälder und Klüfte das Leben der Fliehenden; die Sieger überließen sich sorglos ihrer Freude. Da erschien plözlich Gratian mit einem frischen Heer. Das Glück des Tages wandte sich; die Allemannen wurden gedrängt, gleichwohl suchten sie sich zu halten, aber Tausende opferten vergeblich ihr Leben. Nach diesem verzweifelten Widerstand floh der Ueberrest in das Gebirg. Die Römer folgten ihnen, und fanden sie bald auf unzugänglichen Höhen verschanzt. Hier war man beiderseits in einer Lage, wo es ungewiß schien, wer den Vortheil besize. Also begnügte sich der Kaiser mit einem Frieden, den ihm die Lenzer antrugen, und zog von dannen.

Bald nach Gratian, der im Jahr drei hundert drei und achtzig ermordet wurde, drangen die deutschen Völker mit immer gewaltigern Schaaren über den Rhein und die Donau in das innere

des römischen Reiches ein; nach Verfluß von kaum drei Menschenaltern war es vollends gestürzt, und der deutsche Fürst Odoaker saß auf dem Throne weiland Kaisers Augustus!

Sechstes Kapitel.

Von der Allemannen Ansiedlung im Zehntland.

Seit der ersten Besitznahme des Zehntlands durch die Allemannen, bis zur völligen Verdrängung der römischen Waffen von den Ufern des Rheins, waren anderthalbhundert Jahre verflossen. Während dieser Zeit geschah in verschiedenen Perioden, auf verschiedene Weise, überhaupt unter fortwährenden Stürmen, die Niederlassung unserer allemannischen Voraltern in den wohlangebauten Gegenden zwischen dem Rhein und Main, der Donau und dem Bodensee. Wenn die Gefahr des hereinbrechenden Feindes nahte, verließen die römischen Beamten und Obrigkeiten, die Reichen und wer mit ihnen gleiche Furcht hegte, ihre Wohnorte, und flohen nach Gallien. Die Unterthanen, die Landleute, die Nachkommen jener gallischen Einwanderer aber blieben; ihr Daseyn war an den Boden geknüpft, welchen sie bebauten. Die feindliche Verheerung traf auch nicht sie, sondern allein die Städte und Kastelle der Römer. Freilich besetzten nun die Allemannen die besten Güter des Landes, und machten deren Eigenthümer zu ihren Knechten oder Hintersäßen; aber war dieses Loos viel schlimmer, als der Druck, welchen das Volk in den letzten Zeiten der römischen Obwaltung durch den ausschweifenden Uebermuth der Soldaten und die gewissenlose Habsucht der Beamten erdulden mußte? In Gallien wenigstens hat er die Bauern zur Verzweiflung gebracht. Wir haben den Flor des Zehntlandes gesehen; doch ohne Bedauern sehen wir Alles in namenlose Trümmer versinken, was die römische Hand aufgerichtet; die ganze Kultur hatte wenig für die Menschheit Ersprießliches. Sie entstund erst, als in Rom der alte Geist schon erloschen war, und konnten prachtvolle Bäder,

Den Vortheil dieses Vertrags verdankten sie besonders dem Fürsten Makrian, die wie weiland Knodomar, als die leitende Seele seines Volks den Römern furchtbar geworden war. Als die Beschwörung des Friedens vorgieng, sah man ihn, das Oberhaupt eines kleinen allemannischen Stammes, den Kaiser, den Beherrscher eines viele Jahrhundert alten Weltreichs, an dem diesseitigen Ufer des Rheins, auf seinem eigenen Grund und Boden, mit stolzer Miene empfangen. So weit war es gekommen, so weit war der römische Adler gesunken, welchen Cäsar vor dreihundert Jahren zuerst in diesen Gegenden aufgepflanzt!

Den lezten Sieg über die Allemannen erfocht Gratian, der Sohn und Nachfolger Kaiser Valentinians. Es waren die Lenzer, welche seit jener Niederlage durch Barbetio, ruhig und unangetastet ihren Gau bewohnt hatten. Als sie aber jeztund erfuhren, das römische Heer sey größtentheils nach den Morgenländern abgezogen, so machte sich ihre kriegslustige Mannschaft auf, um in Gallien und Rhätien einzufallen. Allein der neue Kaiser kehrte um, und ein Theil seiner Truppen begegnete den Lenzern ohnweit der Grenze ihres Landes, bei Argentaria, oder Langenargen am Bodensee. Schnell und heftig entbrannte der Kampf. Mit ihrem gewohnten Ungestüm fielen die Allemannen auf den Feind, so daß er wankte und endlich wich. Kaum schirmten benachbarte Wälder und Klüfte das Leben der Fliehenden; die Sieger überließen sich sorglos ihrer Freude. Da erschien plözlich Gratian mit einem frischen Heer. Das Glück des Tages wandte sich; die Allemannen wurden gedrängt, gleichwohl suchten sie sich zu halten, aber Tausende opferten vergeblich ihr Leben. Nach diesem verzweifelten Widerstand floh der Ueberrest in das Gebirg. Die Römer folgten ihnen, und fanden sie bald auf unzugänglichen Höhen verschanzt. Hier war man beiderseits in einer Lage, wo es ungewiß schien, wer den Vortheil besize. Also begnügte sich der Kaiser mit einem Frieden, den ihm die Lenzer antrugen, und zog von dannen.

Bald nach Gratian, der im Jahr drei hundert drei und achtzig ermordet wurde, drangen die deutschen Völker mit immer gewaltigern Schaaren über den Rhein und die Donau in das innere

und Wamse von Leinwand, Thierfelle als Mäntel, und das lange Haupthaar am Wirbel in einen Busch zusammen gebunden. Neben der Lanze, neben der Pfrieme, einem kurzen Wurfspieß, führte der Krieger ein langes Schwert, eine steinerne Streitart, Bogen und Pfeile. In Allem unterschied sich der Vornehme durch mehrere Verzierung von dem Gemeinen. Bei allgemeiner Landesnoth wurde der Heerbann aufgeboten. Sonst war das Geleitwesen bei den Allemannen sehr ausgebildet; man darf annehmen, daß die meisten ihrer Feldzüge nach Gallien durch Geleitsmannschaft geschahen. Die Führer derselben nannten die Römer gewöhnlich Könige; außerdem erlitt dieses Wort keine Anwendung, denn nur im Kriege duldeten die Deutschen die Obergewalt eines Einzigen. Das Verhältniß, worin die Allemannen nach der Einnahme des Zehntlands mit andern deutschen Völkerstämmen stunden, war ein völlig unabhängiges. Sie lebten unter ihren Richtern und Herzogen frei und selbstständig nach der ererbten Verfassung. Es mochte dieselbe wohl in einigen Stücken sich verändert haben; im Ganzen aber blieb der alte Geist bei der fortdauernden Herrschaft auch den alten Sitten. Als das Volk den Besitz seiner Eroberung gesichert sah, theilte es sich in viele Gauen, deren Ausdehnung je nach Gelegenheit der Gegenden verschieden war. Jeder Gau aber zerfiel in mehrere Hunderten, und eine Hunderte wieder in Zehnten, so wie wenn bei uns zehn Höfe eine Vogtei, zehn Vogteien ein Amt, und mehrere Aemter einen Kreis ausmachten. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Gerichtsbann und ihren besondern Vorsteher, den man nach altem Gebrauch Graf nannte; es gab also Gau-, Hundert- und Zehntgrafen, gleich wie ein Gau-, ein Hundert- und ein Zehntgericht bestund; doch scheint das leztere wenig beachtet worden zu seyn. Diese Einrichtung war ganz politischer Natur, und von ihr unabhängig bestund noch immer jene Markgenossenschaft, die auf dem gemeinschaftlichen Antheil beruhte, den mehrere Höfe oder Weiler an einem Wald, einer Haide, oder eines Wiesengrundes besaßen. Ja, die Markgenossenschaft war bei den Allemannen so gewöhnlich, daß man sogar ihren Namen davon abgeleitet hat, da ein solcher gemeinschaftlicher Grund und Boden bei ihnen eine Allmende hieß.

Tempel, Schlösser und Heerstraßen, konnten die verfeinerten Genüsse des Luxus ein Ersaz seyn für den gänzlichen Mangel nationaler Sitten, und vaterländischen Geistes? Was hat eine Kultur Ehrwürdiges, welche mit dem äußersten Sittenverderbniß Hand in Hand geht, und den Zerfall aller moralischen und physischen Kraft herbeiführt, wie damals in Gallien, wo ein fünf und zwanzig jähriger Jüngling die unter so vielen Strömen von Blut gegründete Herrschaft der Römer in einer einzigen Schlacht zusammenwarf!

Ein neues Leben aber ergoß sich über das Land durch die Ansiedlung der Allemannen. Städte errichteten sie keine, keine Bildsäulen und Altäre; sie waren unerfahren in Kunst und Wissenschaft, sie begnügten sich mit den nothwendigsten Bedürfnissen; aber die ungeschwächte Kraft ihrer starken Natur, die Reinheit ihrer Sitten, der Geist der Freiheit in ihrer Verfassung, waren weit bessere Grundlagen des Glücks und der Tugend, als eine entnervte, sklavische Kultur.

Das allemannische Volk bestund aus Sueven oder Schwaben, welche ein Hauptglied in der großen deutschen Völkerfamilie waren. Kein Stamm hatte ein reicheres Schicksal; keiner war muthvoller, keiner so kräftig. Darum hieß ein uralt deutsches Sprichwort: „Die Sueven übertreffen selbst die Götter an Tapferkeit." Allezeit haben die Römer die allemannischen Riesenleiber bestaunt, und ihre Schönheit gepriesen. Kaiser Karakalla sah bei seiner Leibwache am liebsten die allemannischen Jünglinge, und der Dichter Ausonius schrieb von seiner Sklavin, einem Schwabenmädchen von der Donau: „Blau ist sie von Auge, blond von Haar, ein Barbaren-Kind, hoch über den Puppen Latiums; willst du sie malen, so mische Rosen mit Lilien." Was man den Allemannen als Schattenseite ihres Charakters vorwerfen konnte, war meist eine Folge der langen Kriege, welche sie führten. Diese Lebensart erzeugte jene Raubsucht und jene Rauheit der Seele, die von den römischen Schriftstellern als so barbarische Untugenden geschildert werden.

Da die Allemannen am meisten und längsten mit den Römern im Verkehre stunden, so war ihre Bedeckung und Bewaffnung reicher, als die der übrigen Deutschen. Sie trugen Beinkleider

fügten Schaden, und so hatte alles, was im Frieden lag, das heißt, jeder Kopf, der zu einer Gemeinde der Allemannen gehörte, sein bestimmtes Fried- oder Wehrgeld, der Fürst, wie der Beamte und Bauer, der Hirt, wie der Handwerker und Knecht. Das Wehrgeld eines freien Mannes betrug hundert und sechzig Schillinge; der Vornehme hatte ein unterschiedlich höheres, der Hintersaß davon den vierten, und der Leibeigene kaum den zwölften Theil. So wenig galt bei unsern Vätern ein Mensch, wenn ihn die Freiheit nicht adelte! Das Allemannische Recht enthielt einige sehr weise Bestimmungen zur Verhinderung übermäßigen Reichthums, der überall eine freie Verfassung gefährdet, zur Hemmung des Uebermuths der Großen und zum Schuz der Schwachen und Armen. Außerdem beschäftigte es sich vielfältig mit den Pferden Ochsen, Kühen, mit den Jagdhunden, Bären und Wölfen, woraus auf den Hauptreichthum und die Lieblingsbeschäftigung der Allemannen zu schließen ist. Ueberhaupt aber bestund dasselbe mehr aus Gesezen gegen den Mißbrauch der Kraft, als gegen den Mißbrauch des Verstandes.

Einen freien Mann konnte nach den deutschen Begriffen kein größeres Unglück treffen, wie wenn er in Knechtschaft gerieth, so sehr entehrend war dieser Zustand. Gleichwohl übten unsere Väter jene strenge Behandlung, welche der römische Sklave von seinem Herrn zu erdulden hatte, gegen ihre Leibeignen eben so wenig aus, als sie eine körperliche Züchtigung kannten. Das Verhältniß zwischen Herr und Knecht war bei ihnen durch die herrschende Sitte mild genug, und so fand es auch statt bei den gallischen Bewohnern des Zehntlands, nachdem dieselben als eine Eroberung in die allemannische Gewalt gekommen. Sie blieben auf ihren Gütern, nur bauten sie einen Theil davon für ihre Besieger. Anfangs mochte wohl genau auf den Unterschied der Abkunft gesehen werden; im Verlauf der Zeit jedoch konnte bei der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge, weder eine Vermischung des Bluts, noch auch manche Abänderung des alten Verhältnisses ausbleiben.

Da die Besiznahme des römischen Zehntlands durch die Allemannen nur allmählig und mit Beibehaltung der frühern Bewohner geschah, so blieben auch größtentheils die alten Namen sowohl

der Ortschaften als der Flüsse, Berge und Gegenden, und die neuen Herren des Landes veränderten sie nur nach ihrer rauhern Zunge. Fast sämmtliche Städte und Dörfer, welche damals bestunden, erkennt man noch jezt an ihren Benennungen, wie Ladenburg, Durlach, Pforzheim, Lahr, Breisach, Ebringen, Zahrten, Bräunlingen, Bodman, Ueberlingen. Ja, selbst auf viele örtliche Einrichtungen, die erst unter den Allemannen entstunden, giengen solche gallische oder römische Namen über. Dies war besonders der Fall bei Bezeichnung der Gaue und Landschaften. So erhielt schon jener allemannische Stamm, welcher sich der Gegend zwischen der Donau und dem Bodensee bemächtigt hatte, von dem keltisch benannten Flusse Lenz seinen Namen, wie sodann der Breisgau von dem alten Brisiacum, die Ortenau mit dem Schloß Ortenberg vom Kastell Morodunum, und der Lobdengau von der Stadt Lupodunum; auch die Namen Hegau und Kleckgau sind ähnlichen Ursprungs. Sonst pflegten die Allemannen ihre Gaue nach einem Flusse zu benennen, wie bei uns den Taubergau, die beiden Albgau, den Osgau, Pfinzgau, Kreichgau, Enzgau, Elsenzgau, Neckargau und Linzgau. Ihre Ortsbenennungen bildeten sie gewöhnlich aus dem Namen des Stifters oder ersten Besizers, durch Anhängung der Wörter Heim, Haus, Hof, Wel, wie bei Herboldsheim, Waldolfshausen, Baltersweil, Waltershofen; oder sie nahmen dieselben von irgend einem Merkmal der Gelegenheit her, wie bei Hochstetten, Altstetten, Altdorf, Seefelden, Kinzigdorf, Bergöschingen. Das Wort Ingen gebrauchten sie als ein allgemeines Anhängsel sowohl bei gallischen als eignen Ortsnamen, wie in Ampringen, Ebringen, Leutfriedingen, Donauöschingen, Villingen.

Es konnte nicht fehlen, daß auch sonst viele Wörter aus der Sprache der gallischen Bewohner in die allemannische übergingen, welche natürlich die herrschende war, gleichwie eine Vermischung des allemannischen und gallischen Geblüts erfolgte. Die Riesengestalt, die weiße Haut, die hellblauen Augen und das gelbe Haar der Deutschen stachen von der geringern Größe, von der dunklern Haut und von dem schwarzen Aug und Haar des Galliers ursprünglich sehr ab, und deßwegen hat sich in Gegenden, wo deutsches und gallisches Volk unter einander wohnte, bis auf

den heutigen Tag ein auffallender Unterschied gegen diejenigen Länder erhalten, wo das deutsche Geblüt unvermischt geblieben. Die Baiern, welches die Abkömmlinge der gallischen Boier sind, tragen noch ganz das Gepräge ihrer Voraltern. Im Elsaß, wo deutsche und gallische Völkerstämme sich beständig berührten und drängten, ist die Vermischung deutlich sichtbar. Hingegen verrathen die meisten Bewohner des Schwarzwalds, wo die Gebirge eine große Abgeschiedenheit veranlaßten, im stärksten Ausdruck ihre gallische Abkunft, während einzelne Gegenden wieder von Leuten ächt deutschen Schlages bewohnt werden. Die Vermengung findet besonders auch im Breisgau statt, und reicht in minderm Grade bis über die Pfalz hinab, wo die Hessen beginnen, an deren Gestalt und Färbung man vollkommen die Enkel der alten Katten erkennt.

Siebentes Kapitel.

Vereinigung Allemanniens mit dem fränkischen Reich.

Ueber anderthalbhundert Jahre blieben die Allemannen unabhängig im Besiz ihrer Eroberungen diesseit des Rheins und der Donau. Nachdem aber die Franken auf den Trümmern Galliens ein mächtiges Reich gegründet, wollte es der Gang der Ereignisse, daß die übrigen deutschen Völker, mit Ausnahme der Sachsen, sich denselben anschlossen, besonders die Baiern und Allemannen. Diese Vereinigung geschah in den Zeiten König Theutberts, ohngefähr um die Mitte des sechsten Jahrhunderts; sie geschah nicht durch Waffengewalt, sondern auf dem Wege eines Vertrags; denn die Allemannen, wie die Baiern, blieben bei dem Glauben an ihre alten Götter, sie behielten ihre nationale Freiheit, ihre ererbte Verfassung, ihre eigenen Richter und Herzoge.

Jener Theutbert war ein Enkel Klodwigs, des Stifters der fränkischen Monarchie, wie dieser ein Enkel König Merowigs, von welchem dessen ganzes Haus den Namen der Merowinger

erhielt. Ursprünglich wohnten die Franken im Norden Deutschlands zwischen der Lahn und dem Rhein. Aber schon unter den nächsten Nachfolgern Kaiser Gratians hatten ihre Schaaren die Grenzen des römischen Reichs überschritten und einen Theil des nördlichen Galliens erobert; ihre Nachkommen erweiterten sich, und im Jahr vierhundert sechs und achtzig schlug der junge Fürst Klodwig das lezte römische Heer. Hierauf wurde das ganze Land um so leichter fränkisch, da das gallische Volk des Jochs seiner alten Herren müde war. Nicht weniger glücklich kämpfte dieser Klodwig wider andere Feinde seiner Eroberungsplane. Hauptsächlich waren es die Allemannen in Gallien, die Burgunder und Westgothen. Jene, eine Masse verschiedener Gefolgschaften, hatten sich unter die Leitung eines einzigen Fürsten begeben, um desto nachdrücklicher ihre Macht zu behaupten. Dadurch erregten sie die Eifersucht der Franken; eine Ursache des Kriegs war bald gefunden, und Klodwig begegnete ihrer Macht in der Gegend von Zülpich. Anfangs stunden die Allemannen im Vortheil, zulezt aber erlitten sie eine völlige Niederlage; einige ergaben sich der Gnade des Siegers, die andern flohen unter den Schuz des ostgothischen Fürsten Theodorich, welcher nach dem Umsturz des römischen Reichs als König von Italien den ganzen Süd, von den Meeralpen bis zu den Grenzen Griechenlands, glorreich behauptete; ein Mann von eben so viel Weisheit als Muth, ein Freund der Geseze und Kultur, der größte Geist seines Zeitalters. Da schrieb Theodorich an Klodwig: „Ihr habt die stolzen Allemannen gedemüthigt. Wir wünschen Euch Glück zu diesem Triumph, aber mäßigt jezo Euern Zorn, und seyd nachsichtig gegen die erschöpften Ueberbleibsel.“

Auf das eigentliche Volk der Allemannen oder Schwaben, welche diesseit des Rheines wohnten, äusserte diese Niederlage zunächst keine Folgen; es hatte auch keinen Antheil an dem Krieg seiner gallischen Brüder gehabt, und Klodwig drang nicht in dessen Gau ein.

Die Schlacht bei Zülpich geschah im Jahr vierhundert sechs und neunzig. Gleich darauf besiegte Klodwig bei Dijon die Burgunder, ein Volk, das schon zur Zeit Kaisers Gratians aus dem nördlichen Deutschland an den Rheinstrom gekommen, und später

als Freunde der Römer durch einen Vertrag die Länder der alten Provinz Sequania erhalten hatte. Aber die Früchte dieses Sieges waren nicht vollkommen, weil auch hier sich König Theodorich als Vermittler einmischte; es blieb bei einem Zins, den die Burgunder an den König der Franken steuern mußten. Endlich überzog Klodwig auch die Westgothen, welche unter König Alarich das südliche Gallien besaßen. Die entscheidende Schlacht fiel bei Poitiers vor; Alarich verlor das Leben, und sein Volk hierauf die Freiheit. Diesen Fortgang nahmen die fränkischen Waffen in Gallien, nicht ohne großen Vorschub der christlichen Religion, welche Klodwig in seinem Volk einführte, und wodurch er sowohl die Herzen der Gallier gewann, als unter der hohen Geistlichkeit manchen tüchtigen Helfer, wenn die Gewalt von der Beredsamkeit und List unterstüzt werden mußte.

Als Klodwig starb, theilten sich seine vier Söhne in die königliche Würde. Man unterschied damals ein westliches und ein östliches Frankreich, oder ein Neustrien und Austrien. Das leztere begriff die Länder am Rhein und war der Antheil Theuterichs, des Vaters von Theutbert. In beiden lebte etwas von dem Geiste Klodwigs; sie fuhren nach seinem Plane fort, ihre Grenzen zu erweitern. Mit den Franken am Rhein mochte Theuderich in einem solchen Bündnisse stehen, daß dieselben schon als Bestandtheil des großen Reichs angesehen wurden. Ihnen zunächst gegen Aufgang saßen die Thüringer, von denen am fränkischen Hof aus früherer Zeit noch ein gehässiges Andenken herrschte; daher war es der List ein Leichtes, hier einen Krieg zu entzünden. In einer Schlacht an der Unstrut schlug der König von Austrien die thüringische Macht und stürzte das königliche Haus. Dieser Sieg war ungemein wichtig; er verpflanzte die fränkische Herrschaft in das Herz von Deutschland, was späterhin auch die Allemannen und Baiern veranlaßt hat, sich derselben anzuschließen. Denn bei ihren fernern Planen mußte den Franken besonders daran liegen, zwei so kräftige Völker für sich zu gewinnen, und diese hinwiederum durften allerdings bei der Betrachtung des Glücks der französischen Waffen gegen die Allemannen in Gallien, gegen die Burgunder und Westgothen, die Furcht eines ähnlichen Schicksales hegen, eine Furcht, die sie nicht anders als bereitwillig

erhielt. Ursprünglich wohnten die Franken im Norden Deutschlands zwischen der Lahn und dem Rhein. Aber schon unter den nächsten Nachfolgern Kaiser Gratians hatten ihre Schaaren die Grenzen des römischen Reichs überschritten und einen Theil des nördlichen Galliens erobert; ihre Nachkommen erweiterten sich, und im Jahr vierhundert sechs und achtzig schlug der junge Fürst Klodwig das lezte römische Heer. Hierauf wurde das ganze Land um so leichter fränkisch, da das gallische Volk des Jochs seiner alten Herren müde war. Nicht weniger glücklich kämpfte dieser Klodwig wider andere Feinde seiner Eroberungsplane. Hauptsächlich waren es die Allemannen in Gallien, die Burgunder und Westgothen. Jene, eine Masse verschiedener Gefolgschaften, hatten sich unter die Leitung eines einzigen Fürsten begeben, um desto nachdrücklicher ihre Macht zu behaupten. Dadurch erregten sie die Eifersucht der Franken; eine Ursache des Kriegs war bald gefunden, und Klodwig begegnete ihrer Macht in der Gegend von Zülpich. Anfangs stunden die Allemannen im Vortheil, zulezt aber erlitten sie eine völlige Niederlage; einige ergaben sich der Gnade des Siegers, die andern flohen unter den Schuz des ostgothischen Fürsten Theodorich, welcher nach dem Umsturz des römischen Reichs als König von Italien den ganzen Süd, von den Meeralpen bis zu den Grenzen Griechenlands, glorreich behauptete; ein Mann von eben so viel Weisheit als Muth, ein Freund der Geseze und Kultur, der größte Geist seines Zeitalters. Da schrieb Theodorich an Klodwig: „Ihr habt die stolzen Allemannen gedemüthigt. Wir wünschen Euch Glück zu diesem Triumph, aber mäßigt jezo Euern Zorn, und seyd nachsichtig gegen die erschöpften Ueberbleibsel.“

Auf das eigentliche Volk der Allemannen oder Schwaben, welche diesseit des Rheines wohnten, äusserte diese Niederlage zunächst keine Folgen; es hatte auch keinen Antheil an dem Krieg seiner gallischen Brüder gehabt, und Klodwig drang nicht in dessen Gau ein.

Die Schlacht bei Zülpich geschah im Jahr vierhundert sechs und neunzig. Gleich darauf besiegte Klodwig bei Dijon die Burgunder, ein Volk, das schon zur Zeit Kaisers Gratians aus dem nördlichen Deutschland an den Rheinstrom gekommen, und später

sich selbst den kühnen Entwurf, und seinem Sohne Theutbald mangelte es zu sehr an Kraft, um ihn nicht völlig aufgeben zu müssen. Eine fränkische und allemannische Gefolgschaft, welche den bedrängten Gothen zu Hilfe zog, war alles, was unter diesem König in Italien unternommen wurde; und es fiel so unglücklich aus, daß von fünf und siebzig tausend Mann kaum fünf ihre Heimath wieder sahen! Ueberhaupt verschlimmerte sich der Charakter der Nachkommenschaft Klodwigs mehr und mehr. Er erscheint bald als ein verabscheuungswürdiges Gemisch von Schwäche, Wollust, Grausamkeit, von List und Aberglauben. Man suchte sich um den Preis der Alleinherrschaft gegenseitig zu untergraben. Hiefür schien kein Mittel zu verworfen; alle Würde der Tugend, alles göttliche und menschliche Gesez wurde verhöhnt; Treubruch, Verrätherei, Mord und alle Abscheulichkeiten der Intrike, Weiber- und Pfaffenherrschaft wechselten mit einander ab. So war der Hof; aber auch das Volk war in eine Verschlechterung der Sitten gesunken, welche gegen die ehemalige Tugend traurig abstach. Jedoch ist sie erklärlich und entschuldbar. Zum Theil blieb den Franken manches Laster noch als Erbtheil von den Römern, und sodann hatte die christliche Religion anfangs einen weit schädlichern als wohlthätigen Einfluß auf die Moralität; denn der alte Gott war vergessen und der neue wurde nicht verstanden. Was vermochte den niedrigen Künsten der Habsucht und dem Ausbruch roher Leidenschaften ferner Einhalt zu thun? Außer einzelnen von wahrer Liebe des Herrn erfüllten Männern, gehörte die damalige Geistlichkeit selbst zur verdorbensten Klasse. Der Gang der religiösen Bildung war äußerst langsam; fünfhundert Jahre mußten noch verfließen, bis man den ächten Geist des Christenthums ahnte und seinen wohlthätigen Einfluß bemerkte!

Nicht eher nahm der blutige Frevel im Hause der Merovinger ein Ende, als bis nur noch ein einziger Sprosse von ihnen übrig war, König Chlotar der Zweite, der Großenkel Chlodwigs. Derselbe vereinigte also die ganze fränkische Monarchie, wurde aber bald durch seinen Sohn Dagobert genöthigt, eine wirkliche Trennung des großen Reichs in Austrien und Neustrien vorzunehmen. Dieser Dagobert ist auch derjenige Fürst, welcher die Geseze der Schwaben und Baiern, die bisher nur als mündliche Ueberliefe-

rung, oder doch seit kurzem erst und nur in schlechten Aufzeichnungen vorhanden waren, sammeln, durchsehen, säubern und erweitern ließ. Die Reinigung und Vermehrung bezog sich größtentheils auf die Religion. Denn da das Christenthum besonders bei den Schwaben einen sehr geringen Fortgang hatte, so wurden alle heidnischen Begriffe des alten Gesezes sorgfältig ausgetilgt, und durch eine Reihe christlicher Verordnungen ersezt. Es wurde erlaubt, sein Vermögen der Kirche zu vermachen; dies konnte aber nur durch eine von sieben Zeugen unterschriebene, mit Jahr und Tag bezeichnete Urkunde gültig geschehen. Zur Sicherung des Kirchenguts war dessen Veräußerung untersagt, und auf jede Entwendung oder Beschädigung eine hohe Buße gelegt. Ferner ward in den Gotteshäusern Jedermann eine Freistätte bewilligt; doch mußte der Priester, welcher einen leibeigenen Flüchtling entwischen ließ, denselben ersezen; wer hingegen einen Freien auf geweihtem Boden erschlug, außer dem gewöhnlichen Wehrgeld, noch sechszig Schillinge besonders an die Kirche bezahlen. Endlich wurde der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes auf's strengste anbefohlen; wer ihn auf dreimalige Warnung unterließ, verlor den dritten Theil seines Vermögens, und bei fernerm Ungehorsam sogar die Freiheit.

Da durch die Vereinigung Allemanniens mit der fränkischen Monarchie das Verhältniß der allemannischen Herzoge zu ihrem Volk eine ganz veränderte Gestalt gewonnen hatte, so kamen auch in dieser Hinsicht Verordnungen in das Gesez, die früher unbekannt waren; Verordnungen, die ein Gewicht und Ansehen der Herzoge voraussezen, das dem Geiste der altdeutschen Freiheit widerspricht. Der Mord eines Herzogs wurde mit dem Leben gebüßt, und auf jeden Frevel, der an Sachen oder Angehörigen desselben geschah, eine dreifache Buße gelegt. Es muß auffallen, warum man für nöthig fand, das Verbot zu machen, daß Niemand, ohne vom Herzog bestätigt zu seyn, streitige Rechtsfälle entscheiden dürfe. Solche Dinge gehörten sonst blos vor den Hundert- oder Gaugraf. Neu sind gleichfalls die Bestimmungen über den Standes-Unterschied. Ursprünglich gab es rechtlich nur einen Stand, den des *freien* Mannes. Das von Dagobert herausgegebene Gesez aber unterscheidet zwischen freien, höhern und

höchsten Allemannen, ohne Zweifel eine Folge jener Vereinigung, die überhaupt das schwäbische Volk in ganz neue Lebensweisen hineinzwängte. Die beiden vornehmern Klassen waren augenscheinlich Wirkungen der Monarchie; es waren die Reichsbeamten und Bedienstteten des Herzogs. Der dritte Theil endlich des Allemanischen Gesezbuches enthielt die altherkömmlichen Gewohnheiten, das alte einheimische Recht, mit wenigen Abänderungen nach den Umständen der Zeit.

Die Nachkommenschaft König Chlotars herrschte von Dagobert an getheilt in Austrien und Neustrien, bis auf Theuterich den Dritten, welcher nach dem Tode zweier Brüder und eines Vetters, abermals der einzige Sprosse des merovingischen Hauses war. Er suchte deswegen auch beide Reiche zu vereinigen; allein der austrasische Hausmeier Pipin vereitelte dies. Das Hausmeieramt stammte aus alter Zeit; wem es anvertraut wurde, war der nächste am Thron, in allen friedlichen Geschäften der erste Rath, im Krieg der oberste Befehlshaber. So viel Gewalt aber blieb bei dem wachsenden Verfall des königlichen Ansehens durch die persönliche Schwäche der Monarchen nicht zufrieden. Die Hausmeier vergrößerten sich an Gut und Macht; bald geschah nichts ohne ihren Willen, endlich regierten allein sie. Jener Pipin hatte die ostfränkischen Länder so gut verwaltet, daß das Volk ihm eifrig anhieng; er schlug den König, nahm ihn gefangen, und machte sich zum Herzog von Austrien. In dieser Würde folgte ihm sein Sohn Karl, genannt der Hammer, ein Held, der Frankreich durch einen großen Sieg von der Gefahr der Sarazenen befreit hatte. Auch ihm huldigte das Volk, so daß er es unternahm, nach dem Tode Theuterichs die Wahl eines neuen Königs zu hintertreiben, um seinen zwei Söhnen die beiden fränkischen Throne zu verschaffen.

Ganz natürlich war der Widerwille, den die Herzoge der zu Austrien gehörigen Völker bei der emporstrebenden Macht der Hausmeier zeigten; es beruhte theils auf einem mißbilligenden Gefühl gegen solche Anmaßungen, theils auf einer geheimen Eifersucht. Am stärksten erschien er in dem herzoglichen Haus von Schwaben. Schon zu Zeiten König Chlotars widersezte sich dasselbe der pipinischen Familie, und endlich geschah durch Herzog

Gottfried ein völliger Abfall. Die Empörung dauerte bis unter den Sohn Karl Martells, Pipin den Kleinen, welcher Herzog Landfried den Zweiten, den Enkel Gottfrieds, nach einer Niederlage gefangen nahm, und hierauf die herzogliche Würde gänzlich aufhob. Das erledigte Amt wurde sofort unter der Aufsicht königlicher Commissarien von den Grafen verwaltet. Dies geschah im Jahr siebenhundert und fünfzig, zwei Jahrhunderte nach der Vereinigung Allemanniens mit dem Reiche der Franken.

Achtes Kapitel.

Von der Aufnahme des Christenthums am Oberrhein.

In jener Schlacht bei Zülpich stritten die Allemannen anfangs so tapfer, daß das fränkische Heer zu weichen anfieng. Als Klodwig dieses sah, mochte ihm die ganze Größe des Augenblicks auf das Herz fallen; es galt die Entscheidung der Frage, ob fürohin *sein* oder der allemannische Name in Gallien der herrschende sey. Und während er voll verzweifelnden Schmerzes, mit thränendem Blick dem Gange des Treffens folgte, kam Bischof Aurelian und erinnerte ihn an den Gott der Gallier. Da erhob der Held seine Hände gen Himmel und rief: „Jesus Christus, dich flehe ich jezo an um Rettung; verleihe mir den Sieg, und ich will an dich glauben!“ Nach diesem Gebet that er einen neuen Angriff. Die Allemannen, von solcher Zuversicht überrascht, hielten den Stoß nicht aus; und da vollends ihr König im Gedränge fiel, stürzten sie in unaufhaltsame Flucht. Klodwig erfüllte sein Gelübd, und nachdem er sich hatte taufen lassen, folgte ein großer Theil des Heeres seinem Beispiel.

Diesen Anfang nahm der christliche Glauben unter den Franken. Von ihnen verpflanzte er sich über den Rhein zu den Schwaben und Baiern. Aber sein Fortgang fand hier viele und große Hindernisse. Die Schwaben besonders hielten hartnäckig bei Wodan,

dem Gott ihrer Väter. Sie verehrten denselben in dem Dunkel schattiger Haine, in dem Rauschen fallender Wasser, in dem Wehen des Windes durch die Wipfel hoher Eichen, auf sonnigen Hügeln und in stillen Thalgründen; sie versöhnten seinen Zorn durch das Opfer geschlachteter Hausthiere. Es war im Grunde noch ganz die altdeutsche Religion, nur hatte sich der Aberglaube durch die Schicksale des Volks und seinen häufigen Umgang mit den Römern und Galliern vielfältig vermehrt. Hin und wieder mochte freilich noch aus den römischen Zeiten eine Spur des Christenthums vorhanden seyn; doch in wie trauriger Gestalt! Heidnische und christliche Begriffe und Gebräuche waren häufig vermischt; ja, man opferte oft in ein und demselben Tempel dem Wodan und dem Gekreuzigten. Die in der obern Rheingegend ehemals bestandnen Bisthümer zu Mainz, Speier, Worms, Straßburg, zu Augst und Windisch, welche bei der Eroberung des Landes durch die Allemannen in Zerfall gekommen, stellten Klodwig und seine Nachfolger nur mühsam wieder her, und die höhere Geistlichkeit lag wegen der Kezerei zu leidenschaftlich im Kampf, als daß sie auf Verbreitung der Lehre Jesu unter dem Volk besonders wohlthätig hätte wirken können. Denn die Franken glaubten katholisch, während alle übrigen deutschen Christen dem arianischen Glauben zugethan waren, und von jeher hatten die christlichen Parteien gegen einander einen größern Haß, als selbst gegen das Heidenthum. Also bedurfte es noch einer ganz andern Erscheinung, und dem Christenthum bei uns den rechten Fortgang zu verschaffen. Und dies war jene Reihe von Glaubenspredigern, welche weit über das nördliche Meer, aus Irland und Brittannien durch Frankreich an den Rhein kamen. Eine besondere Fügung der Umstände hatte den Geist und die Lebensweise der christlichen Einsiedler im Morgenlande auch nach jenen Inseln verpflanzt, wo dieses Mönchswesen bald so sehr zu nahm, daß aus den irischen und brittischen Klöstern ganz Mitteleuropa mit Missionären versehen wurde.

Einer der ersten unter denselben war wohl Friedolin, der Stifter von Säckingen. Er verließ seine Heimath im Anfange des sechsten Jahrhunderts, und wallfahrtete nach Poitiers zu den Gebeinen des heiligen Hilarius, welchen er sich zum Vorbild und

Schuzgeist erwählt hatte. Aber die irdischen Ueberreste dieses Bekenners lagen vergessen unter verfallenen Mauern, und seine Stiftung nahte sich ihrem Zerfall. Nachdem nun Friedolin unter Vorschub König Klodwigs dieselbe wieder hergestellt, nahm er einige von den Gebeinen seines Schuzheiligen zu sich, und that eine Bekehrungsfahrt nach Deutschland. Sie dauerte gegen dreißig Ihre lang, da der unermüdliche Mann allenthalben eingegangene Gotteshäuser wieder herzustellen suchte, und mehrere ganz von Neuem gründete. Ueber das vogheſiſche Gebirg wandte er sich zuerst nach Straßburg, von da an den Jura hinauf, und kam endlich über das Thal Glarus herab, bei dem ehemals römischen Orte Sanctio, an den Rhein. In der Nähe des alten Ortes bildete der Strom eine Insel, welche zur Ansiedlung vortrefflich gelegen schien. Friedolin untersuchte sie mit seinen Begleitern; als aber die Umwohner dies bemerkten, vertrieben sie ihn gewaltsam aus der Gegend. Da begab sich der fromme Pilger wieder nach Frankreich, wo inzwischen König Theutbert den Thron seines Großvaters bestiegen hatte, derselbe König, durch welchen das Herzogthum Allemannien mit dem fränkischen Reich vereinigt worden. Von ihm erhielt Friedolin die Insel geschenkt. Also, mit der königlichen Schenkungsurkunde und unter einer schüzenden Geleitschaft kam er zurück, gieng sicher über den Rhein auf das Eiland, und hernach in das benachbarte Dorf, um ein Obdach zu suchen. Dieses fand er bei Walter, einem Manne von menschenfreundlichem Charakter, der schon bei der ersten Unterredung ein Zutrauen zu dem Fremdling gewonnen hatte. Zulezt siegte Friedolins Betragen und Beredsamkeit auch über dessen Weib; eine Tochter, die sie gebahr, taufte er und erzog sie zum christlichen Glauben. Mit Walters Hilfe aber wurde die Insel vom Gestrüppe gereinigt, und bald erblickte man darauf um ein Bethaus mehrere freundliche Zellen. Dieses Kloster gründete der Stifter für Mönche und Nonnen in der Ehre seines Schuzheiligen; begabt wurde es besonders von Urso und Landulf, zwei edlen Herren aus dem helvetischen Alpgebirg. Sie schenkten ihm das Thal, welches von der Sankt Hilariuskirche, die Friedolin auf dem besten Meierhof daselbst eingeweiht hatte, den Namen Glaris erhielt. Zur ersten Meisterin oder Abtissin segnete er die Tochter seines Wirthes ein;

hierauf starb der fromme Greis, im Jahr fünfhundert fünfzig, nachdem er seit einem halben Jahrhundert unter mancherlei Gefahr, Entbehrung und Mühseligkeit für die Aufnahme des Christenthums unverdrossen gesprochen und gearbeitet.

Inzwischen hatte sich zugetragen, daß der bischöfliche Siz zu Windisch nach Konstanz verlegt wurde, um dem christlichen Glauben bei den hartnäckigen Allemannen mehr Eingang zu verschaffen. Bischof Marimus, unter dem diese Veränderung geschah, besaß das Lob eines eifrigen Mannes, aber gleichwohl blieb sein Wirken ohne besondern Erfolg. In den ehemals römischen Ortschaften, welche am Rhein und an der Donau lagen, mochten wohl noch christliche Kirchen bestehen, aber auf dem Lande verehrte man überall den heidnischen Gott, und die wenigen Bekenner der Lehre Jesu waren noch solchen Verfolgungen ausgesezt, daß sie sich oft flüchten mußten, wie dieses nach der Sage in der Gegend des Untersees, bei Schienen geschah, wo die ersten Christen gewohnt haben sollen. Erst von dem an erhielt die christliche Kirche in Deutschland einen bessern Fortgang, als dem Beispiele des heiligen Fridolin noch mehrere seiner Landsleute nachfolgten. Und dies geschah vorzüglich während der Regierung König Klothars des Zweiten, und seines Sohnes Dagobert, wo ganze Schaaren solcher Glaubensprediger am Rheine erschienen und eine Reihe von Klosterstiftungen veranlaßten, aus denen später das Licht auch der Wissenschaft und Kunst über unser Vaterland aufgieng.

Der ausgezeichnetste war Kolumban, der im Anfang des siebenten Jahrhunderts, nach einem langen Aufenthalt in Frankreich, mit zwölf Jüngern in die Seegegend kam. Der Leutpriester zu Arbon wies ihn an die Stelle, wo die römische Stadt Brigantium in Trümmern lag. Hier ließ sich Kolumban nieder und predigte das Christenthum nicht ohne guten Erfolg. Nach zwei Jahren aber veranlaßte der Tod König Theutberts eine Veränderung in den Gemüthern der Umwohner, und sie brachten es bei dem allemannischen Herzog Gunzo, welcher zu Ueberlingen Hof hielt, dahin, daß die fromme Kolonie aufgehoben wurde. Kolumban begab sich nun über die Alpen nach Italien, während sein bester Schüler Gallus zu Arbon am Fieber liegen blieb. Dieser Umstand gab dem Gotteshaus Sankt Gallen seinen Ursprung. Denn nach-

4 *

Schuzgeist erwählt hatte. Aber die irdischen Ueberreste dieses Bekenners lagen vergessen unter verfallenen Mauern, und seine Stiftung nahte sich ihrem Zerfall. Nachdem nun Friedolin unter Vorschub König Klodwigs dieselbe wieder hergestellt, nahm er einige von den Gebeinen seines Schuzheiligen zu sich, und that eine Bekehrungsfahrt nach Deutschland. Sie dauerte gegen dreißig Ihre lang, da der unermüdliche Mann allenthalben eingegangene Gotteshäuser wieder herzustellen suchte, und mehrere ganz von Neuem gründete. Ueber das voghesische Gebirg wandte er sich zuerst nach Straßburg, von da an den Jura hinauf, und kam endlich über das Thal Glarus herab, bei dem ehemals römischen Orte Sanctio, an den Rhein. In der Nähe des alten Ortes bildete der Strom eine Insel, welche zur Ansiedlung vortrefflich gelegen schien. Friedolin untersuchte sie mit seinen Begleitern; als aber die Umwohner dies bemerkten, vertrieben sie ihn gewaltsam aus der Gegend. Da begab sich der fromme Pilger wieder nach Frankreich, wo inzwischen König Theutbert den Thron seines Großvaters bestiegen hatte, derselbe König, durch welchen das Herzogthum Allemannien mit dem fränkischen Reich vereinigt worden. Von ihm erhielt Friedolin die Insel geschenkt. Also, mit der königlichen Schenkungsurkunde und unter einer schüzenden Geleitschaft kam er zurück, gieng sicher über den Rhein auf das Eiland, und hernach in das benachbarte Dorf, um ein Obdach zu suchen. Dieses fand er bei Walter, einem Manne von menschenfreundlichem Charakter, der schon bei der ersten Unterredung ein Zutrauen zu dem Fremdling gewonnen hatte. Zulezt siegte Friedolins Betragen und Beredsamkeit auch über dessen Weib; eine Tochter, die sie gebahr, taufte er und erzog sie zum christlichen Glauben. Mit Walters Hilfe aber wurde die Insel vom Gestrüppe gereinigt, und bald erblickte man darauf um ein Bethaus mehrere freundliche Zellen. Dieses Kloster gründete der Stifter für Mönche und Nonnen in der Ehre seines Schuzheiligen; begabt wurde es besonders von Urso und Landulf, zwei edlen Herren aus dem helvetischen Alpgebirg. Sie schenkten ihm das Thal, welches von der Sankt Hilariuskirche, die Friedolin auf dem besten Meierhof daselbst eingeweiht hatte, den Namen Glaris erhielt. Zur e Meisterin oder Abtissin segnete er die Tochter seines Wirth

hierauf starb der fromme Greis, im Jahr fünfhundert fünfzig, nachdem er seit einem halben Jahrhundert unter mancherlei Gefahr, Entbehrung und Mühseligkeit für die Aufnahme des Christenthums unverdrossen gesprochen und gearbeitet.

Inzwischen hatte sich zugetragen, daß der bischöfliche Siz zu Windisch nach Konstanz verlegt wurde, um dem christlichen Glauben bei den hartnäckigen Allemannen mehr Eingang zu verschaffen. Bischof Maximus, unter dem diese Veränderung geschah, besaß das Lob eines eifrigen Mannes, aber gleichwohl blieb sein Wirken ohne besondern Erfolg. In den ehemals römischen Ortschaften, welche am Rhein und an der Donau lagen, mochten wohl noch christliche Kirchen bestehen, aber auf dem Lande verehrte man überall den heidnischen Gott, und die wenigen Bekenner der Lehre Jesu waren noch solchen Verfolgungen ausgesezt, daß sie sich oft flüchten mußten, wie dieses nach der Sage in der Gegend des Untersees, bei Schienen geschah, wo die ersten Christen gewohnt haben sollen. Erst von dem an erhielt die christliche Kirche in Deutschland einen bessern Fortgang, als dem Beispiele des heiligen Friedolin noch mehrere seiner Landsleute nachfolgten. Und dies geschah vorzüglich während der Regierung König Klothars des Zweiten, und seines Sohnes Dagobert, wo ganze Schaaren solcher Glaubensprediger am Rheine erschienen und eine Reihe von Klosterstiftungen veranlaßten, aus denen später das Licht auch der Wissenschaft und Kunst über unser Vaterland aufgieng.

Der ausgezeichnetste war Kolumban, der im Anfang des siebenten Jahrhunderts, nach einem langen Aufenthalt in Frankreich, mit zwölf Jüngern in die Seegegend kam. Der Leutpriester zu Arbon wies ihn an die Stelle, wo die römische Stadt Brigantium in Trümmern lag. Hier ließ sich Kolumban nieder und predigte das Christenthum nicht ohne guten Erfolg. Nach zwei Jahren aber veranlaßte der Tod König Theutberts eine Veränderung in den Gemüthern der Umwohner, und sie brachten es bei dem allemannischen Herzog Gunzo, welcher zu Ueberlingen Hof hielt, dahin, daß die fromme Kolonie aufgehoben wurde. Kolumban begab sich nun über die Alpen nach [illegible]lien, während sein bester Schüler Gallus zu Arbo[illegible]n blieb. Dieser Umstand gab dem Gotteshaus [illegible]sprung. Denn nach-

dem Gallus wieder hergestellt war, siedelte er sich oberhalb Arbon, in einem einsamen, hochgelegenen Waldthale an. Da geschah es, daß die Tochter Herzog Gunzos in einer Krankheit den heiligen Mann verlangte, und schnell genas, als er gekommen war. Von nun an besaß Gallus alle Gunst und Hilfe des Herzogs, wodurch seine Stiftung in kurzer Zeit zu einem ordentlichen Kloster heran wuchs. Er hatte die Berufung sowohl an das Bisthum Konstanz, als an die Abtei Lureul, abgelehnt, um ausschließlich dem Bekehrungsgeschäft zu leben. Seine Zelle war eine Pflanzschule von Predigern, Lehrern und Klosterstiftern für die ganze Umgegend. Schon bald nach seinem Tod begaben sich von seinen Schülern Magnoald und Theodor nach Füeßen und Kempten, wo sie ebenfalls solche christliche Kolonien begründeten. Sankt Gallen aber selbst erhielt in kurzer Zeit einen weitverbreiteten Ruf; Vornehme und Geringe fiengen an, es zu beschenken, nicht nur in der Nachbarschaft, sondern auch in sehr entfernten Gegenden, wie im Breisgau, wo ums Jahr sechshundert siebzig ein reicher Herr, Namens Ebo, mit seiner Gemahlin Odalsinde, verschiedne Aecker, Weingärten und Leibeigne zu Bezingen, Laufen, Bottingen, und einen Theil des Kirchenguts zu Röteln an den heiligen Gall vergabte. So erhob sich das Gotteshaus allmählig, und wurde durch den thätigen Geist, der seine Brüder und Vorsteher beseelte, nachmals eines der ausgezeichnetsten in ganz Deutschland.

Ungefähr zu gleicher Zeit, als Kolumban mit seinen Jüngern am Bodensee eintraf, erschien in der Ortenau sein Landsmann Offo, und ließ sich an der Schutter, ohnweit des alten Morodunum, mit einigen Gehilfen nieder. Das von ihm gegründete Kloster erhielt den Namen Offonszell, bis man es später Schuttern nannte. Dreißig Jahre nach dieser Stiftung wurden bei uns zwei ähnliche veranlaßt durch die beiden Irländer Landolin und Trutbert. Jener kam über den Rhein in das Thal zwischen den Höhen des Reutharbberges und des Heidenkopfs, nicht weit von den Grenzmarken des Breisgaus und der Ortenau, und dort fand er bei einem biedern Landmanne, Namens Edulf, gastfreundliche Aufnahme, wie einst zu Säckingen der heilige Friedolin bei Walter. Von da aus durchstreifte er die Umgegend, um sich einen zur Ansiedlung tauglichen Plaz zu suchen. Dieser ergab sich am

Zusammenfluß des Lautenbachs und der Undiz in der Nachbarschaft des Hügels, wo auf den Trümmern eines Römerkastells die Hirsenburg ruhte, die Behausung Gisocks, eines vornehmen Herrn. Da fällte Landolin eine Tanne, zimmerte ein Kreuz daraus und errichtete es an derselben Stelle. Hierauf fieng er an, das Gestrüppe auszureuten und den Boden zu reinigen. Nach vollbrachtem Tagwerk kehrte der Mann Gottes jedesmal nach der Hütte seines Wirths zurück, und verzehrte mit ihm unter frommen Gesprächen das Abendbrod. Einst aber blieb er ungewöhnlich lange aus. Da machte sich Edulf auf, um seinen Gast zu suchen, und fand ihn endlich entseelt im Blute liegen; es wurde nachher gesagt, ein Jäger Gisocks sey der Mörder gewesen. Unter Thränen begrub jener den Leichnam in der Nähe des Kreuzes, bepflanzte das Grab mit Waldblumen, und umzog es mit einem Haag von Eichpfählen und Weidengeflecht. Bald wurden Wunder von dieser Stätte erzählt; fünf in der Nähe aus dem Fels hervorspringende Quellen wurden für besonders heilsam gehalten, und das Volk wallfahrtete häufig dahin. Bei dem Grabe aber hatten einige fromme Einsiedler sich eine Wohnung errichtet, um in ruhiger Abgeschiedenheit von der Welt ein gottergebenes Leben zu führen. Ihre Beschäftigung war Gebet und Arbeit. Sie stockten den Wald umher aus und machten den Boden urbar; ihre Nahrung bestund aus Ziegenmilch, Hülsenfrüchten, Kräutern, Wurzeln und wildem Obst; ihre Kleidung war ein härnes Gewand und ein Thierfell, ihr Lager eine aus Rohr und Schilf geflochtene Matte. Diese Männer lehren, wie wenig die Natur bedarf, und wie viel der Mensch entbehren könne, ohne seine Pflicht zu versäumen. Lange bestunden die Einsiedler am Grabe Sankt Landolins bei ihrer ursprünglichen Lebensweise, bis endlich im Jahr siebenhundert fünfundzwanzig Bischof Witger von Straßburg ein ordentliches Kloster stiftete, welches man die Mönchzelle hieß. Seine Nachfolger vernachläßigten die Stiftung aber so, daß der verdienstvollere Bischof Etto die Gründung eines ganz neuen Gotteshauses unternahm, und zwar weiter oben im Thal, am Einfluß des Lautenbachs in die Undiz. Dies ist der Anfang der Abtei Ettenheimmünster.

Ganz zur nämlichen Zeit, wie der heilige Landolin, erschien

Trutbert in unserm Vaterland. Er kam zunächst von Rom, wo hin ihn sein Bruder Hugbert begleitet hatte. Der Name Rom war noch immer groß unter den Völkern, und der dortige Bischo besaß eine Art väterlichen Ansehens über die christliche Kirche auch mochte zwischen ihm und den brittischen Klöstern eine beson dere Verbindung statt finden. Während Hugbert nach Baiern reiste, begab sich Trutbert nach Schwaben. Vom Rhein durch den Breisgau herab trat er in das Thal, welches sich nördlich vom Belchen drei Stunden lang zwischen hohen Bergreihen durchwindet, und aus dessen Schoos der Neumagen in die Ebne hervorströmt. Die Gegend gefiel dem fremden Wandrer, und da ihr Eigenthum Herrn Ottbert, einem Sprößling der herzoglichen Familie zugehörte, bat er denselben um einen Plaz zur Ansiedlung. Nachdem ihm Ottbert seinen Wunsch erfüllt, und zur Aufsuchung einer geeigneten Stelle noch zwei Jäger mitgegeben, durchzog Trubert sofort das Thal, und entschloß sich endlich, unter dankendem Gebet, an dem Zusammenenfluß des Neumagens mit einem andern Bergwasser, das man nachmals den Pfaffenbach nannte, seine Hütte zu errichten. Bald stund sie auch da, und schon wich das wuchernde Gestrüpp der fleißigen Hand des Einsiedlers, als ihn Ottbert eines Tages besuchte, und ihm aus Rührung über einen so warmen Eifer den ganzen Plaz mit sammt dem Ertrag einiger benachbarter Höfe zum Geschenk machte. Auch gab er ihm zur Unterstüzung in der mühsamen Ausrottung des Waldes sechs Knechte bei. Diese aber wurden ihres Geschäfts bald überdrüssig; barbarische Gemüther haben keine Liebe zu ausdauernder Arbeit, weil ihnen solche unnöthig scheint, so lang sie wie die Thiere des Waldes ihre Nahrung finden. Es verschworen sich unter ihnen zwei Brüder, beschlichen eines Tages den frommen Greis, als er, von Arbeit und Hize erschlafft, auf seiner Ruhbank eingeschlummert war, und erschlugen ihn. Voll Entrüstung über diese That, ließ Ottbert alsobald die Mörder verfolgen. Da begab es sich, daß dieselben in der zunehmenden Angst, womit sie den pfadlosen Wald durchirrten, am vierten Tag, von der großen Anstrengung erschöpft, wieder in die Gegend ihres Verbrechens geriethen, von wo man sie dem Gaugrafen Boppo zur Verurtheilung überlieferte. In Beiseyn Ottberts,

mehrerer Geistlichen und eines zahlreichen Volks wurde hierauf der Leichnam des edlen Märtyrers feierlich beerdigt, in dem Bethaus, welches jener aus der verwaisten Hütte hatte machen lassen. Lange wallfahrteten fromme Christen dahin; aber drei Geschlechtsalter hindurch blieb bei den Nachkommen Ottberts der heilige Ort vergessen; das Bethaus zerfiel, und wildes Gestrüpp wuchs wieder, wo Trutbert einen kleinen Garten und ein Feld gehabt. Rambert endlich erinnerte sich seines Großahnen und unternahm die Wiederherstellung; die Gegend wurde gereinigt und mit einer Kirche geziert, welche hernach sein Enkel Leutfried erweitert und so den Grundstein zur Abtei Sankt Trutbert gelegt hat.

Ein Jahrhundert war seit den Zeiten des heiligen Friedolins bereits verflossen, und das Heidenthum mochte nun vom christlichen Glauben besiegt seyn. Unter den Großen des Landes gab es viele überaus eifrige Verehrer der Kirche, welches größtentheils eine Folge des Einflusses war, den die hohe Geistlichkeit am herzoglichen, wie am königlichen Hofe auf die Frauen ausübte; schon Klodwig hatte sich fast nur durch seine Gemahlin zur Taufe bewegen lassen. Es wurde immer mehr für ein Verdienst angesehen, die Gotteshäuser zu beschenken, oder solche von neuem zu stiften. So veranstaltete im Jahr siebenhundert sechsundzwanzig der Hausmeier Karl Martell die Errichtung eines Klosters auf jener Insel im Untersee, welche anfangs, vielleicht von ihrem ersten Bewohner, Sintlosau, und später Reichenau hieß. Hiezu war der helvetische Bischof Pirmin ausersehen, und Karl befahl Herzog Landfried dem Ersten, und seinem Sohne Berthold, Grafen in der Baar, den ehrwürdigen Mann mit seinen Jüngern dahin zu begleiten. Unter so mächtigen Beförderern erstund bald ein ansehnliches Gotteshaus, welches sowohl von dem Hausmeier als von der herzoglichen Familie reich begabt wurde; jener schenkte ihm von den königlichen Kammergütern die Dörfer und Weiler Markelfingen, Alensbach, Kaltbrunn, Wolmatingen, Almansdorf, wie den Königsflecken Ermatingen mit allem Zugehörigen, und mehrere Leibeigene im Thurgau. Aber schon im dritten Jahr mußte sich Pirmin vor Herzog Theobald, dem Bruder Landfrieds, welcher einen Krieg wider den fränkischen Hausmeier unternahm, aus seiner Pflanzung nach dem Breisgau entfliehen; als Stellvertreter ließ

er den Etto zurück, denselben Prälaten, welcher nach seiner Erhebung zur bischöflichen Würde von Straßburg durch Carl Martell die Abtei Ettenheimmünster gründete. Als Bischof Pirmin über den Schwarzwald floh, fand er bald wieder Schuz bei Graf Ruthard, dem Vetter seiner frühern Beschirmer, einem in der Ortenau, im Breisgau und Elsaß reichbegüterten Herrn. Und mit Hilfe dieses freigebigen Freunds der Kirche stiftete er noch zwei andre unsrer vaterländischen Klöster, Schwarzach und Gengenbach. Jenes war auf der Rheininsel Arnulfsau, bei dem elsaßischen Orte Drusenheim, durch die Vereinigung mehrerer Einsiedler entstanden, und hatte schon im Jahr siebenhundert vierzehn seinen ersten Abt. Die eigentliche Gründung jedoch geschah durch Pirmin, durch Ruthard und ihren beiderseitigen Freund, den Bischof Etto von Straßburg. Die Versezung des Klosters nach Schwarzach wurde hundert Jahre später durch Kriegsnoth veranlaßt. Auch die Zelle zu Gengenbach stammte aus früherer Zeit; aber als geordnetes Kloster erscheint sie erst seit ihrer Erneuerung und Erweiterung durch dieselben drei Stifter. Ruthard, der nachmals bei der Auflösung des schwäbischen Herzogthums zum Sendgrafen ernannt wurde, war kinderlos, und vermachte daher den größten Theil seiner elsaßischen Besizungen an die Kirche zu Arnulfsau, und seine ortenauischen Güter an das Gotteshaus Gengenbach; was ihm im Breisgau gehörte, verkaufte er an die Abtei Sankt Denis, und zog aus dieser untern Gegend an den Bodensee, wo seine Verwandten zu wohnen pflegten.

Zur Zeit Pirmins bewohnten auch am Ambris- oder Michelsberg beim Eingang des Neckarthals, vielleicht auf den Trümmern römischer Mauern, wie in der Hohenau, einer Insel des Rheins bei Leutesheim brittische Einsiedler eine Zelle, welche später an das Kloster Lorsch gedieh. Lorsch selbst wurde im Jahr siebenhundert vierundsechszig gegründet, von Kanchor, einem Grafen des Nordgaus, und erhielt durch seinen schnell anwachsenden Reichthum einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Umgegend, gleichwie in der östlichen Nachbarschaft unseres Landes das Stift Hirschau, dessen Ursprung noch in das siebte Jahrhundert fällt.

Im Nordosten gegen Baiern und Thüringen hinaus waren die geistlichen Ansiedlungen damals noch selten. Zwar hatte schon

um die Mitte des siebten Jahrhunderts der heilige Kilian, ein Irländer, am Mainfluß für eine bessere Aufnahme des Christenthums gearbeitet; aber er war mitten in seinen Bemühungen getödtet worden, und es unterblieben nach ihm fast alle ähnlichen Versuche, bis auf den heiligen Bonifazius, welchen man den Apostel der Deutschen nennt. Dieser eifrige Diener der Kirche war ebenfalls ein Zögling jener berühmten Pflanzschule in England, und besaß ganz die Kraft, ganz die Würde und Beredsamkeit, um dem Heidenthum in Deutschland den lezten Stoß zu geben. Nachdem er die Thüringer und Hessen bekehrt, machte ihn der Pabst zum Erzbischof von Mainz. Und von jezt an war seine Thätigkeit in Begründung und Feststellung der christlichen Kirche unter den Deutschen um so angestrengter und ausgebreiteter. Einmal stellte er viele alte in Zerfall gerathene oder eingegangene Erzbisthümer und Bisthümer wieder her, alsdann gründete er mehrere neue, wozu in unserer Nachbarschaft das würzburgische gehört, und endlich veranlaßte er durch seine Schüler eine Menge geistlicher Pflanzungen an Orten, wo ihm persönlich zu wirken nicht vergönnt war. Sein durchdringender Verstand entdeckte allenthalben Mittel zur Beförderung der kirchlichen Angelegenheiten. Er benuzte hiezu vorzüglich seine Landsleute beiderlei Geschlechts; denn nicht nur lebte jener Eifer der Bekehrung in den brittischen Mönchen, auch Nonnen kamen nach Deutschland und verkündigten das Kreuz. Eine solche war Lioba, welche Bonifazius nach Bischofsheim sandte, einem Dorf an der Tauber, wo er ein Frauenkloster errichten ließ. Dieser große Bischof beschloß sein thatenreiches Leben mit dem Ruhme eines Märtyrers; die Friesen, denen er predigte, erschlugen ihn. Bonifazius krönte das Werk seiner Vorfahren. Was seit zwei Jahrhunderten durch Friedolin, Gall, Landolin, Trutbert, Kilian, Pirmin und andere bei uns angefangen worden, hat er vollendet. Die Historie redet oft allzu eingenommen von den Lorbeern der Kriegshelden; auch die Inful deckte manches heldenmüthige Haupt!

Neuntes Kapitel.

Von den Zeiten der Karolinger.

Jener Hausmeier Pipin, genannt der Kleine, Sohn Karl Martells und Enkel Pipins von Herstall, als er alle Macht der fränkischen Regierung in seiner Hand sah, bewirkte endlich die Verstoßung des merovingischen Hauses von dem königlichen Thron durch eine Versammlung der Nation, im Jahr siebenhundert einundfünfzig, dritthalbhundert Jahre also nach Gründung des Reichs der Franken durch Klodwig, den Sohn Merowigs. Hierauf umgab er sich selbst mit der erledigten Würde, und ward vom Pabste darin bestätigt. Billig gieng die Monarchie von einer abgedorrten Familie auf ein frisches, kräftiges Geschlecht über; denn seit König Dagobert geschah durch seine Nachkommen immer weniger, und zulezt gar nichts mehr, während das Reich den Hausmeiern alles verdankte. Nach Pipins Tod erbte Karl dessen Macht, ein Mann von so ausserordentlicher Kraft und Weisheit, daß man sein ganzes Zeitalter nach ihm benannt hat. Seine Eroberungen, seine Verwaltung und Gesezgebung, seine Sorge für Wissenschaft und Kultur überhaupt, erwarben diesem Helden den Namen des Großen mit eben so vollem Rechte, als ihn irgend ein Fürst vor- und nachher tragen mochte. Karl besiegte während den fünfundvierzig Jahren seiner Regierung die Longobarden, welche nach dem Sturz des römischen Reichs in Oberitalien ein Königreich gestiftet hatten; überwand die Sachsen, den fast einzigen bisher unabhängig gebliebenen deutschen Volksstamm; zog über die Pyrenäen und nahm den Mauern oder Sarazenen alles Land bis an den Ebro; demüthigte die Baiern und hob ihr Herzogthum auf, wie weiland sein Vater das allemannische; er drängte die räuberischen Avaren zurück, und brachte ihr Land unter fränkische Botmäßigkeit. Endlich krönte ihn der Pabst zum Kaiser von Rom, achthundert und dreißig Jahre, nachdem Cäsar Augustus diese Würde gegründet, dreihundert und fünfundzwanzig seit sie durch Odoaker untergegangen, und achtundvierzig seit die königliche

Macht bei seinem Hause war. In diesem Ansehn beherrschte Karl ein Reich, das vom atlantischen Weltmeer bis nach Ungarn hinein, und von der Nordsee bis über die Pyrenäen und an die Alpen reichte. Und bei einer so ausserordentlichen Macht blieb er gleichwohl in den Schranken der Mäßigung!

Wir haben gesehen, wie die Geseze unsrer Väter auf die Zeiten Karls des Großen kamen. Vieles hatte sich indeß in den Verhältnissen, in der Lebensweise, in den Sitten und Meinungen verändert; leider nur zu sehr ins Schlimmere. Wer konnte helfen, als ein ausserordentlicher Geist? Karl hat durch seine Gesezgebung der Freiheit und Wohlfahrt seiner Völker auf Jahrhunderte hin eine Stüze gegeben; den Ruhm seiner Eroberungen theilen viele, aber dieses Verdienst nur wenige Fürsten mit ihm.

Kaiser Karl gab seine Geseze in der Versammlung der Nation auf dem Maifelde bei Worms, wo die Angelegenheiten des ganzen Reiches zur Sprache kamen; sie hießen Kapitularien wegen ihrer Eintheilung in Kapitel, und wurden durch die Erzbischöfe und Gaugrafen den Bischöfen und Hundertnern zugeschickt, auf daß sie von den Gemeinden bewilligt würden. Die Steuerbewilligung und die Berathung über laufende Geschäfte geschahen auf Tagen der Fürsten und Großen in den verschiedenen Königshöfen. Alles Besondere aber, sowohl von gerichtlichem und kammeralischem, als politischem und militärischem Belang, gehörte vor die Gau- und Hundert-Versammlungen. Der Gaugraf mußte alle vierzehn Tage entweder selbst oder durch einen Stellvertreter mit zwölf vom Volk gebilligten Besizern öffentlich Gericht halten. Die Prozesse wurden hier wie vor Alters nach Aussage beeidigter Zeugen und Kundschaften, oder durch das Gottesurtheil geschlichtet; nur hatte Karl den Zweikampf verboten, und die Kreuz-, Feuer- oder Wasserprobe dafür verordnet. Jeder Verurtheilte hatte für seine Folgeleistung ein Pfand zu hinterlegen oder Bürgschaft zu leisten. Vor dem Gerichte wurden auch alle Verträge geschlossen; wegen der Zeugen und Urkunden galt noch die alte Bestimmung. Man hatte für solche Vertragsurkunden gewisse Formeln; sie waren auf Pergament, in lateinischer Sprache geschrieben, fiengen gewöhnlich an im Namen Gottes, und endigten mit dem Regierungsjahr des Königs. Die königlichen Urkunden hatten noch besonders

ein Sigill und das Handzeichen des Fürsten. Uebrigens waren die Geseze von jeher persönlich, das heißt, ein Schwabe mußte, wo er sich auch befand, immer nach allemannischem, wie ein Franke nach fränkischem Recht gerichtet werden. Als Kontrolle über die Gaugrafen und Hundertner wachten die königlichen Commissäre oder Sendgrafen, welche Pipin der Kurze nach dem Sturz der herzoglichen Würde eingeführt hatte, und deren sich Karl zur Erhaltung gesezlicher Gleichheit vortrefflich bediente. Es waren je zwei, ein Graf und ein Bischof. Wenn sie erschienen, so versammelten sich alle geistlichen und weltlichen Beamten, um vor ihnen und dem Volk Rechenschaft über die geführte Verwaltung abzulegen. Diese Kommissäre hörten jeden Bedrückten, und verschafften ihm Recht; sie straften schlechte Richter und ungehorsame Bürger, sie verbesserten die herrschenden Mängel, entfernten eingeschlichene Mißbräuche, und empfiengen von den jungen Gemeindsgliedern den Huldigungseid.

Das Kriegswesen war von seiner ursprünglichen Einfalt sehr abgewichen, nnd besonders der Heerbann in Zerfall gerathen. Karl suchte ihn wieder emporzubringen, indem er den Mißbrauch der Gefolgszüge oder Fehde beschränkte und seine Kriege durch die Landeigenthümer führte, wodurch die alte Ehre des vaterländischen Wehrstandes wieder hergestellt wurde. Wer sich nicht einstellte, wurde um sechszig Schillinge gestraft, und wenn ein Beamter den Mangel eines Wehrmanns veranlaßte, konnte er um Vermögen und Amt kommen. Diejenigen, welche zu arm waren, um selbst auszuziehen, mußten zusammen nach dem Verhältniß ihrer Armuth zur Ausrüstung der Uebrigen besteuern. Auf den Zug nahm Jeder für drei Monat Speise mit, Kleider und Waffen aber für ein halbes Jahr. Die Schlachtordnung geschah in starken und enggeschlossenen Massen, so daß der Stoß derselben unaufhaltsam war.

Die Steuern, welche der König von der Nation bezog, hatten noch immer den Begriff von Gaben, Geschenken, und wurden von den Kammerboten verwaltet. Hiezu kamen die Brückenzölle und andere, doch sehr geringe Einkünfte; also lebte er, wie die Beamten, größtentheils von seinem Privatgut. Dies und die Einrichtung des Heerbanns, hinderte fast allen Mißbrauch der

fürstlichen Gewalt; ein berühmter Geschichtschreiber bemerkt hiebei: „Wo der Landesherr keine eigenen Waffen hat, wodurch er das Volk zwingt, und kein Geld, um Werkzeuge der Tyrannei zu miethen, darf er nur Landesvater seyn.“

Die Verfassung der Kirche richtete sich im Aeußern ganz nach der weltlichen; was die Grafen, Schuldheißen und Zehntrichter in ihren Gauen und Gemeinden, das waren die Bischöfe, Dekane und Pfarrer in ihren Sprengeln. Und gleichwie auf den Gaugerichten und auf den Reichsversammlungen die weltlichen Geseze gegeben und gehandhabt wurden, so die geistlichen auf den Stadt- und Landkapiteln, auf den Synoden und Konzilien. Sonst waren die geistlichen Sachen fast überall von den weltlichen getrennt. Schon auf dem Maifeld verhandelten die Bischöfe ihre Angelegenheiten besonders, und über die Leute und Güter der Kirchen hatten die Grafen keine Befugsamen. Denn nach altdeutschem Rechte besaß der Herr alle Gewalt über seine Leibeignen und Hintersäßen. Und in diesem Sinne übten die Kirchen und Klöster selbst die Gerichtsbarkeit über das Leben ihrer Unterthanen aus. Sie wurde aber von weltlichen Vögten verwaltet, da es der geistlichen Würde unangemessen schien, über das Blut zu richten. Solcher Vögte bedurften die Gotteshäuser in den damaligen Zeiten theils zum Schuz gegen fremde Gewalt, theils zur Führung ihrer ausserkirchlichen Geschäfte. Wenn Jemand ein Kloster stiftete, so bedung er sich gewöhnlich die Erblichkeit dieses Amts für seine Nachkommen, doch so, daß der Abt und Konvent im Fall der Noth einen andern Sprößling aus derselben Familie zum Schirmherrn erwählen durfte; bei den ältesten Klöstern hatte der König das Schirmrecht, und übte es durch sogenannte Untervögte aus. Die damaligen Pfarrkirchen wurden theils von den Klöstern, theils von den Laien- oder Weltpriestern versehen. Dies war der Grund einer heftigen Eifersucht zwischen beiden Theilen, da die Aebte nach und nach alle Kirchen in ihre Hand zu bringen suchten, während die Laienpriester hinwiederum die Mönche als ihre gefährlichsten Nebenbuhler zu hassen anfiengen.

Die Entstehung der meisten Pfarrkirchen fällt in das Jahrhundert Karls des Großen. Gewöhnlich bildeten sie sich aus einer Kapelle, die irgend ein reicher Gutsbesizer oder ein Kloster auf seinem

Grund und Boden erbauen und von einem besoldeten Priester versehen ließ, und welche sofort von der Nachbarschaft besucht und beschenkt wurde. Diese Geschenke und der Zehent, welchen Karl an die Kirche zu entrichten befahl, machten das Kirchengut aus. Die Einrichtung des Gebäudes war ganz einfach, und hatte kein anderes Haupterforderniß, als eine Kanzel und einen Taufstein, die in der Mitte nebeneinander angebracht wurden. Dem Herrn oder Patron einer Kirche blieb natürlich das Recht, dieselbe mit einem Priester zu besezen, welches man den Kirchensaz nannte, und das man verschenken, verpfänden oder verkaufen konnte, wie ein anderes Eigenthum.

Eben derselbe Monarch, dessen Waffen ganz Europa fürchtete, der hundert verschiedene Völkerschaften im Zaume hielt, und der für die Befestigung der Kirche und für die Aufnahme seines Reichs unaufhörlich in den größten Geschäften lebte, eben derselbe bemühte sich, die deutsche Sprache zu verbessern, besuchte die Jugend in Schulen, die er hatte errichten lassen, leitete die Wirthschaft seiner Meierhöfe, und trug Kleider, die ihm seine Gemahlin verfertigte. So durchdrang und umfaßte sein Geist alles Geringe und Große; aber nichts zeigt seine eigne Größe mehr, als wie da er einst, in seinem hohen Alter, von einer Burg an der nördlichen See, die räuberischen Normannen an der Grenze seines Reiches landen sah, und unter Thränen ausrief: „Wenn unsere Feinde noch bei meinem Leben dieses wagen, was werden sie nach meinem Tode thun?“

Und leider war dies keine leere Ahnung! Unter den Nachkommen Karls zerfiel das Reich in Stücke; Macht und Ansehen schwanden mehr und mehr; Geist und Kraft erloschen in dem königlichen Haus; es wurde wie die Merovinger, und endigte wie diese. Hundert vierunddreißig Jahre nach der Erhebung Pipins zum fränkischen Thron, wurde Karl der Dicke desselben durch die Nation entsezt, und etliche zwanzig Jahre später starb in dem Knaben Ludwig der lezte Sprosse dieser Karolinger, unter der größten Schmach und Noth des seit langem her von Innen und Außen vielfach bedrängten und so traurig zerrütteten Reiches.

Denn als Ludwig der Zweite, der Enkel Karls des Großen, welcher in der Theilung mit seinen Brüdern Deutschland erhal-

ten hatte, nach einer rühmlichen Verwaltung starb, war das Reich unter der trägen Alleinherrschaft Karls des Dicken den Einfällen der Slaven, Araber und Normänner preisgegeben, und auf die kurze Regierung König Arnulfs erschienen unter Ludwig dem Kinde fast alljährlich die Ungarn und durchzogen verwüstend ganz Deutschland. Dieses tartarische Volk war aus seinem Wohnsize am kaspischen Meere verdrängt worden, und hatte sich zu beiden Seiten der Donau bis nach Deutschland herauf niedergelassen. Kaiser Arnulf wollte sich ihrer wider seine Feinde bedienen, und lockte sie in das Reich, welchem sie bald selbst feindlich begegneten. Der junge König Ludwig wurde durch eine Niederlage genöthigt, den Frieden mit einem jährlichen Tribut zu erkaufen. Diesen bezogen sie bis nach dem Ausgang des Karolingischen Hauses, wo der schwäbische Sendgraf Erchanger, ein Nachkomme weiland Herzog Gottfrieds von Schwaben, mit Hilfe seines Bruders Berthold, des linzgauschen Grafen Ulrich, und Herzog Arnulfs von Baiern, ihre Schaaren am Innfluß in einer großen Schlacht vernichtete.

Aber unendlich größer als die äussere Noth war der Schaden, welcher unter den schwachen Karolingern der Freiheit und Wohlfahr des Volks im Innern des Reichs, durch die Anmaßungen der Großen erwuchs. Jene republikanische Freiheit der Landbesizer, worauf Ehre, Macht und Glück der deutschen Nation ehemals beruht hatten, war größtentheils erloschen; es gab jezo fast nur Herren und Unterthanen. Denn die Grafen und geistlichen Stifter, welche gewöhnlich die reichsten Grundbesizer waren, benuzten die Beschwerlichkeiten, womit die Freiheit allzeit verbunden ist, zur Unterdrückung derselben im gemeinen Volk. Der Heerbann half ihnen hierbei hauptsächlich, indem sie eine Menge Leute zu ihren Zinsleuten und Hintersäßen machten, um der Last desselben ledig zu werden. Zudem waren viele Grafen niederträchtig genug, selbst die vermöglichern Landeigenthümer ihrer Gaue, durch alle Mittel der Schikane, die ihnen das Richteramt und die Hauptmannschaft beim Heerbann in die Hand gab, zur Veräusserung der ererbten Selbstständigkeit zu nöthigen. Und wenn auch ein Theil dieser bedrängten Bürger die Vormundschaft der habsüchtigen Grafen noch immer scheute, so stunden ihm die geistlichen Stifte bereitwillig offen, unter deren Vogtei er allen

Bedrückungen der weltlichen Oberkeit entgieng. Die Art und Weise dieser Veräusserung bestund in der Uebergabe ihrer Güter an einen Grafen oder ein Stift, von dem sie es hernach wieder als ein erbliches Lehngut unter der Verpflichtung zurückempfiengen, jährlich davon einen gewissen Zins zu entrichten. Man nannte solche Hintersäßen Hörige oder Zinsleute; aber in manchen Gegenden wurden sie bald nicht mehr von den Leibeigenen unterschieden. Nur der bei weitem geringere Theil des ursprünglich freien Volks erhielt seine Freiheit unabhängig von dem Einflusse der Macht der Großen im Reich; es waren die begütertsten Bürger des Landes, und es kam wohl auch dazu, daß sie sich ebenso ihres Reichthums bedienten, wie die Grafen und Klöster. Doch blieben sie im Ganzen immer ein achtbarer Stand, ein ehrwürdiger Ueberrest der altdeutschen Volksfreiheit!

In jener Veränderung liegen die Keime des Lehnwesens, wenn man dieselben nicht schon bei den alten Gefolgschaften suchen will, wo der Führer seine Gesellen mit Verleihung des eroberten Bodens belohnte. Bald durchdrang der Geist dieses Instituts alle Verhältnisse, und brachte in das Gemengsel derselben eine Einheit, die manches sowohl im öffentlichen als Privatleben beförderte, so daß man dasselbe zulezt für eine Wohlthat der Zeit ansah. Gut, Ehre und Leben wurden lehnbar; das ächte Eigenthum verlor sich fortan mehr, und die Ehre, welche anfangs allein auf dem Grundeigenthum oder dem vollen Bürgerrecht beruht hatte, gieng jezt nach und nach auf den Dienst über. Hiedurch wurde der ganze Geist der deutschen Verfassung verändert. Schon nach jener Vereinigung der Allemannen mit der fränkischen Monarchie waren die Leute des Herzogs höher gestellt, als der gewöhnliche freie Bürger. Und nachdem im Heerbann die Hauptmannsstellen erblich geworden, nachdem überhaupt die reichen Grundbesitzer Dienste oder Vasallen-Verhältnisse bei den vornehmen Reichsbeamten und den großen Stiftern suchten, gieng der Begriff der alten Ehre noch vollends unter. Daher knüpfte jeder Geringere mit einem Angesehenern ein Lehnsverhältniß an, und endlich war vom obersten Reichshaupt bis herab zum schlechtesten Dienstmann alles in diese Norm gezwängt. Ein Erzeugniß aber des Lehnwesens war der Adel, den wir bald werden auftreten sehn.

Zehntes Kapitel.

Rückblick auf den bisherigen Gang der Geschichte.

Ursprünglich sind die jezt badischen Lande eine gallische Kolonie, alsdann eine Provinz der Römer, hierauf werden sie eine Eroberung der Allemannen, und durch diese endlich ein Bestandtheil des fränkischen Reichs. Dies ist der Gang ihrer bisherigen Schicksale. Also bestehen unsre Voraltern aus Sprößlingen ganz verschiedener Völker, aus Galliern, Römern, Schwaben und Franken; der Charakter dieser Mischung hat sich auch bis auf den heutigen Tag erhalten. Unsere Geschichte aber beginnt eigentlich mit der Besiznahme des Zehntlands durch die Allemannen, denn hiedurch gieng das frühere Leben gröstentheils unter; hingegen blieb das allemannische Gesez, es blieben die allemannische Sprache und Sitte, mit dem freiwillig aufgenommenen Christenthum, die Grundlage aller folgenden Entwicklungen durch die langen Jahrhunderte bis auf uns herab.

Als die Allemannen zum erstenmal den römischen Boden betraten, lebten sie noch ganz in ihrer altdeutschen Reinheit, die uns ein großer Römer mit so blendenden Farben geschildert hat. Der Umgang mit den Römern machte sie gewandter, planmäßiger, begierlicher; aber besser nicht. Durch die Kenntniß vieler fremden Genüsse, durch die ewigen Kriege, wurden sie ausschweifend und roh; durch ihre endlichen Siege übermüthig und träg. Das hierauf folgende Christenthum hat im Anfange weder ihren Geist aufgeklärter, noch ihre Sitten strenger gemacht; im Gegentheil, sie wurden abergläubischer, härter, versteckter. Und doch, wo war ein tüchtigeres Volk? Ihren uralten Ruhm haben sie auch unter allen Veränderungen, welche Zeit und Verhältnisse erzeugten, nie ganz verloren. Waren sie nicht stets offenherziger, einfacher und biederer in ihren Handlungen, als die Franken? Bis auf diesen Tag hat sich der Unterschied beider Stämme erhalten; in den römischen Schriftstellern liest man von schwäbischer Treue

und fränkischer Hinterlist. Viele deutsche Völker sahen wir gegen ihre Brüder im Kampf; wo haben allemannische Waffen gegen Allemannen gestritten? Welcher Stamm erlitt so vieles Ungemach und stund allzeit so kräftig wieder da? Sie bewohnten ein kleines Land, und erfüllten Jahrhunderte lang die Welt mit ihrem Namen. In billiger Anerkennung dieses Ruhms schreibt ein nordischer Deutscher: „Sobald dir Allemannen im dritten Jahrhundert unsre Aufmerksamkeit erregen, stehen sie schon schlagfertig auf feindlichem Gebiet und hatten schon den Landhag durchbrochen. Dort behaupteten sie nicht nur mit mehr oder weniger Glück ihre Unabhängigkeit und ihre erweiterten Grenzmarken durch Verträge und Friedensschlüsse, sondern sie bedrohten unaufhörlich Rhätien, jenes große römische Bollwerk, ja Italien selbst, und kämpften um Helvetien und Vindelizien, um Elsaß und Lothringen, in großen und blutigen Schlachten; die Orte dieser Schlachten zeigen deutlich ihre Plane und ihre Macht. Cäsars Kriege gegen Heerfest machen gleichsam den Anfang. Drusus, Tiberius, Trajan erweiterten dort ansehnlich oder befestigten das römische Gebiet, so bedrohlich für die deutsche Sitte und Unabhängigkeit! Jener große markmannische Krieg Antonins wurde an der Donau und auch von den Sueven geführt. Auf ihrem Boden lieferte Kaiser Maximin ein mörderisches Treffen, und kaum ein Jahrzehent nach ihm stehen die Allemannen mitten in Italien und bedrohen sogar Rom. Und abermals nach kurzem Zwischenraum liefern sie dem tapfern Aurelian dort so hartnäckige Treffen. Probus wußte sie im Zaum zu halten, aber mit welchem Menschenverlust! Ueber gewonnene Schlachten und Vortheile der Allemannen gleiten die Römer hinweg, und wie ruhmredig verweilen sie dabei, wenn Julian bei Straßburg, und Gratian bei Argen ihre Siege erkämpfen! Die Allemannen blieben der Kern der Einwohnerschaft in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz. Und wenn wir uns schon Deutsche nennen, so thun doch die Franzosen nicht übel, Allemagne, und Allemand zu sagen, wodurch sie theils die Gesammtheit ausdrücken, theils die alten und tüchtigsten Nebenbuhler der Franken. Allerdings waren diese Allemannen damals Gebirgsvölker, und als solche sprach sie die Viehzucht mehr an, als der Ackerbau. Aber dieser Sitte des Gebirgs verdankten sie auch die

Aufbewahrung der Freiheitsfunken, die wir oft wieder auflodern sehen. Und troz andern haben sie sehr bald diese Gegenden kultivirt, verschönert und mannhaft vertheidigt; in allem, was in Europa Großes geschah, hielten sie gleichen Schritt, und überboten oft. Denn aus ihrem Schoose ist das große Haus der Hohenstaufen, aus ihrem Schoose das große Haus der Habsburger und Zähringer hervorgegangen, und was sind jene trefflichen Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft in ihren edelsten Zügen anders, als die Geschichte der Allemannen?"

Man hat von dem Siege Klodwigs bei Zülpich eine Unterwerfung des allemannischen Volks unter die fränkische Herrschaft hergeleitet. Wo aber ist hievon in der Geschichte eine Spur? Niemals wurde das Land zwischen dem Rhein, der Donau und dem Main durch feindliche Waffen unterjocht; nur vertragsgemäß erkannten die Allemannen die Obergewalt der Nachkommenschaft König Merowigs.

Hierauf erschien die christliche Religion. Die Franken erhielten dieselbe durch den Hof und von den verdorbenen Galliern; über den Rhein kam sie langsam, aber durch fromme, begeisterte, weise Männer, deren Wandel die Tugenden darstellte, welche sie lehrten. In den Legenden von Friedolin, Kolumban, Gallus, von Landolin, Trutbert und Pirmin mag manches erdichtet, und manches Wahre zu hoch gestellt seyn; gleichwohl, wer den Eifer betrachtet, womit die gepriesenen Glaubenshelden unter hundertfacher Gefahr, Entbehrung und Mühseligkeit, in fremden, oft unwirthbaren Gegenden das Evangelium in die heidnischen Gemüther verpflanzten, kann ihnen seine Bewunderung nicht versagen! Sichtbar leitete sie ein höherer Geist; derselbe innere, auf selbstsüchtige Interessen rücksichtslose Drang, den wir in unserer trockenen Weisheit mit dem zweideutigen Namen der Schwärmerei belegen. Als der heilige Gall mehrere vom Herzog Gunzo empfangenen Geschenke an die Armen vertheilte, und den Magnold ein silbernes Gefäß von eingegrabener Arbeit zurücklegen sah, sagte er zu ihm: „Mein Sohn, gedenke des Wortes Petri: Gold und Silber haben wir keines." Und als Einige den heiligen Bonifazius gegen die Friesen vertheidigen wollten, rief er denselben zu: „Liebe Kin-

der! vergeltet nicht Böses mit Bösem, erwiedert es nach dem Worte der Schrift, mit Milde."

Um so tiefere Wurzeln faßte aber auch später das Christenthum bei uns, wo so lang die väterlichen Götter nicht konnten vergessen werden; Schwaben nannte man bald nur das Land der Heiligen, und das Volk erwies die Strenge seines Glaubens insonderheit dadurch, daß es alle Denkmale, die aus der vorchristlichen Zeit herstammten, als heidnisch oder teuflisch verabscheute. Die Trümmer der römischen Gebäude erhielten allenthalben die Namen Heidenschloß, Heidenloch, Teufelsmauer, und die Grabhügel der gallischen Ansiedler Hünen- oder Heidengräber. Die Lage der jezt badischen Lande brachte es mit sich, daß sie sowohl die ersten als zahlreichsten Klöster und Kirchen in Deutschland erhielten. Säckingen, Offonszell oder Schuttern, Mönchzell oder Ettenheimmünster, Gengenbach, Sankt Trutbert, Arnulfsau oder Schwarzach, Reichenau, Ueberlingen, Baden, Röteln, Abrisberg, Hohenau und Bischofsheim, reichen in die älteste Zeit des deutschen Christenthums hinauf, und sind für den engen Raum ihrer Entfernung eine auffallende Erscheinung. Auch wurde in kurzer Zeit Reichenau ein Muster für geistliche Stiftungen, ein Siz der Wissenschaft und Kunst, eine Heimath vieler frommen, gelehrten, verdienstvollen Männer!

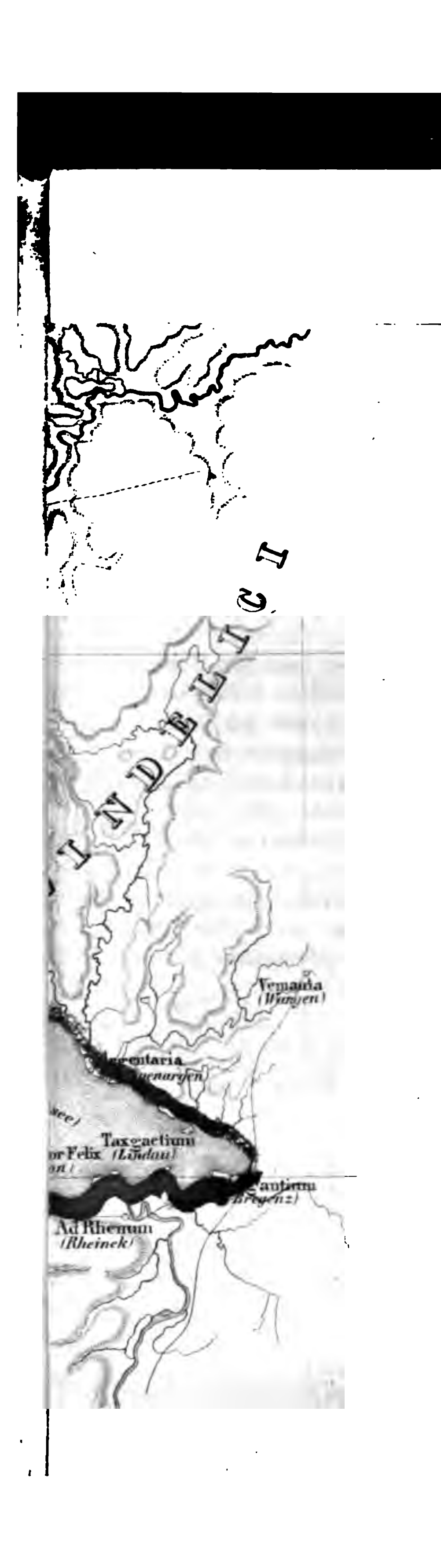
Nachdem sich die fränkischen Hausmeier die oberste Gewalt im Reiche angemaßt, erhob sich jener halbhundertjährige Kampf der schwäbischen Herzoge wider diese Usurpation; die Allemannen hatten mit den merovingischen Fürsten den Vertrag ihrer Vereinigung geschlossen; als ein neues Geschlecht sich auf den fränkischen Thron drängte, mochte er für erloschen betrachtet werden. Aber die Gewalt behielt Recht, und es erfolgte die Auflösung des Herzogthums. Man kann die Folgen hievon nicht berechnen. Hätte in den schlechten Zeiten der Nachfolger Karls des Großen ein Herzog über Schwaben bestanden, wie würde sich alles anders gestaltet haben, und was wären wir vielleicht jezo! Jedoch billig kam die königliche Würde an ein Geschlecht, welches die Kraft besaß, sie zu behaupten. Wir haben die Schwäche der Merovinger gesehen und die Verdorbenheit ihres Hofs. Was würde aus dem Reich geworden seyn ohne den Arm und Geist der Pipine? Schon

war im Volk, und auch bei uns in diesen Rheinlanden, die alte Tugend im drohendsten Zerfall; die nach Ueberwältigung der römischen Herrschaft kaum wieder aufblühende Kultur in ihrem Keime angegriffen, die neue Religion schlecht verstanden, und von meist rohen und unwissenden Lehrern gepflegt; das Gesez für den veränderten Zustand unzureichend, und von nichtswürdigen Beamten zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht; es konnte alles, was sich unter so vielen Stürmen und Blutströmen allmälig zur Aufnahme der bürgerlichen Gesellschaft gebildet hatte, elend zu Grunde gehen. Da erschien aus dem pipinischen Hause, als Retter der untergrabenen Völker, Karl der Große. Den Anmaßungen und Unfugen der Amtleute sezte er durch sein Ansehen und durch Geseze ein Ziel; den Geistlichen aber schrieb er: „Es ist billig, daß diejenigen, welche Gott dienen, sowohl durch frommen Wandel, als durch Kenntnisse hervorleuchten. Gut handeln ist wohl besser, als bloses Wissen; aber je mehr sich Jemand mit Kenntnissen bereichert, desto fähiger wird er seyn, gut zu handeln. Ein Priester muß sein Leben für seine Heerde opfern; er soll den Schlechten mit aller Kühnheit widerstehen, die Unterdrückten aus der Hand der Gewaltigen befreien; er soll sich um der Armen, um der Wittwen und Waisen willen selbst gegen den Richter auflehnen, und jede Ungerechtigkeit mit lauter Stimme verkündigen, und wo es nicht fruchtet, bis zum Herrn des Landes dringen." In diesem Sinn sorgte Karl für das Volk; er ist die Krone alles dessen, was jene alten Herzoge, Chnodomar, Makrian, was die apostolischen Männer aus Irland und ihre Freunde für unsre Väter gethan.

Da es damals noch fast keine Städte gab, so blieben die Klöster und königlichen Höfe die einzigen Orte, von wo sich die geistige Kultur und die Vervollkommnung des Anbaus auf das Land verbreiten mußte. Und wie vortrefflich hat der Kaiser auch hier gearbeitet! Den Meiern der Königshöfe schrieb er mancherlei Verbesserungen vor; sie mußten versuchen, alle Arten von Getreide und Obst zu pflanzen, und immer gute Handwerker bei sich haben, um alle Werkzeuge und Geräthschaften zu besizen, welche der Garten-, Wein- und Feldbau erfordert. Diese königlichen Meiereien waren zunächst in der Landwirthschaft die Muster der Klöster,

welche Karl in geistiger Hinsicht durch seine Verordnungen und Einrichtungen zu vorzüglichen Erziehungs- und Bildungsanstalten gemacht hatte; man darf sagen, daß viele Gegenden unserer Heimath beinahe nur durch die Stifte zu Reichenau, Säckingen, Gengenbach, Ettenheimmünster, Schwarzach und Lorsch kultivirt worden sind. „Nichts ist mit der Sorgfalt zu vergleichen, heißt es irgendwo, welche sich unser Monarch gab, die Kultur seiner Länder so viel als thunlich, und so allgemein als möglich, blühend zu machen. Und er suchte die Glückseligkeit derselben unmittelbar da, wo sie allein erzielt werden muß, in der Verbesserung der Sitten, und in der Verbreitung nüzlicher Wissenschaften und Kenntnisse.“

Also geschah auch bei uns unter Karl dem Großen das meiste sowohl für die geistige, als die Kultur des Bodens. Unsre Landschaften, unsre Flecken, Dörfer und Höfe, unsre ältesten Kirchen und Schlösser tauchen während seiner Verwaltung aus der Dunkelheit hervor. Wir erkennen uns unter unsern Voraltern; den größten Theil des jezt Bestehenden finden wir in jener Zeit zum erstenmal. Mit der Schilderung dieses damaligen Zustandes der badischen Lande beginnt die folgende Abtheilung, woran sich alsdann die Darstellung vom Ursprung des Hauses Zähringen und Baden knüpft, dessen Schicksale sofort erzählt werden bis zum Ausgang des zähringischen Stammes in Herzog Berthold dem Fünften.



INDELICI
Vemania
(Wangen)
Taxgaetium
(Lindau)
Ad Rhenum
(Rheinek)



Vorwort

zur zweiten Abtheilung.

Das lebhafte Interesse, womit die erste Abtheilung dieser Geschichte vom Publikum aufgenommen wurde, hat mich bei der Ausarbeitung des gegenwärtigen Heftes sehr ermuntert. Es war dieselbe aber auch ungleich schwieriger; denn was bis in die Karlingischen Zeiten als ein doch mehr oder weniger zusammenhängendes Ganze erscheint, stellt sich in den folgenden Jahrhunderten in fast unzähligen Stücken dar, und man bemüht sich oft umsonst, einen faßlichen Ueberblick zu gewinnen. Eine andere Schwierigkeit ergab sich dabei noch aus der Art der vorhandenen Quellen und Nachrichten, welche zwar wohl häufiger werden, aber theils in dürren Jahrzahlen- und Namensverzeichnissen, theils in heftigen Partheischriften bestehen. Aus jenen lernt man nichts, oder allzuwenig, und diese führen den aufrichtigen Forscher nicht selten in ein Labirynth von Zweifeln, die er endlich mit entmuthigter Seele zurückläßt. Fast alle Jahrbücher wurden von Mönchen verfaßt, und diese erhoben, nach dem überaus aufbrausend leidenschaftli-

chen Charakter der damaligen Menschen, die Parthei ihres Klosters mit ungemessenem Lob, während ihre Opposition unbedingt von ihnen verdammt wurde. Ich führe nur ein einziges Beispiel an. Von Herzog Berthold dem Fünften von Zähringen, dessen Friedens- und Gerechtigkeitsliebe sonst gelobt wird, schreibt ein Bischof aus der ihm feindlichen Parthei der burgundischen Großen: „Er hat nichts als Raub, Mord und Brand angerichtet; er hat die grausamsten Verlezungen und Verstümmlungen der Glieder an Laien und Priestern ausgeübt, und denjenigen, die sein Zorn traf, weder Sohn noch Tochter verschont gelassen.“ Und ein Geschichtschreiber aus dem Anhang der Hohenstaufen sagt: „Er wurde zum Kaiser ernannt; aber wahrlich nicht wegen seiner Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, sondern weil er reich war, und geizig, und aller Nichtswürdigkeit voll.“

Sehr lästig und hemmend fiel mir ferner auch der Zwang, den ich mir anthun mußte, um bei der Erzählung anziehender Einzelheiten die Schranken des mir zugemessenen Raumes nicht zu überschreiten. Ich würde gern manchen Zug, manches Bild weiter ausgemahlt haben, aber dadurch wäre das Ganze zu ungleich und fragmentarisch geworden. Die politische Geschichte, die Darstellung der Veränderungen im deutschen Recht, welche so ungemein interessant und belehrend ist, hätte nach der nächsten Bestimmung dieses Buches für das ungelehrte Publikum, ohne weitläufige Erläuterungen nicht genauer gegeben werden können. Ueberhaupt ist kaum etwas schwerer, als Geschichte für das Volk zu schreiben.

In Bezug auf das erste Heft habe ich einer Bemerkung über

das sogenannte römische Zehntland zu erwähnen, die Jemand irgendwo gemacht hat, und wodurch ich mich gerne belehren ließ. Sie verweist auf eine Abhandlung in Niebuhrs römischer Geschichte, aus welcher hervorgeht, daß jene Agri decumates ihren Namen nicht von einem Zehent erhielten, den die dortigen Ansiedler von ihrem Gütterertrag etwa hätten an die Römer abgeben müssen, sondern daß sie ein nach römischer Art vermessenes Grenzland waren. Niebuhr sagt nämlich: „Der Feldmesser begann damit, sich zu orientiren, und zwar nach den wahren Weltgegenden, nicht nach dem zufälligen Ort des Aufgangs und Niedergangs der Sonne. Letzteres ist allerdings doch zuweilen geschehen; ein Beweis von der Rohheit der einheimischen römischen Meßkünstler. Hierauf zog er die Hauptlinie von Mittag nach Mitternacht, welche als der Weltaxe entsprechend Kardo genannt wurde. Die, welche sie rechtwinklicht durchschnitt, trug den Namen Decumanus, wahrscheinlich von der Kreuzform der Durchschneidung, die dem Zahlzeichen X entspricht, wie decussatus. Diese beiden Hauptlinien wurden bis an die Gränze des zur Theilung bestimmten Bezirks verlängert, und ihnen parallel, näher oder ferner, wie es die Größe der Vierecke, worein die Feldmark eingetheilt werden sollte, angab, andere Linien abgesteckt, welche mit dem Namen der Hauptlinie bezeichnet wurden, der sie parallel liefen; diese ward durch den Zusaz maximus unterschieden. Alle wurden auf dem Boden, so weit es seine Beschaffenheit zuließ, durch Reine bezeichnet, von denen die, welche die Grundlinien darstellten, die größte Breite empfingen; nach ihnen je der fünfte. Diese Streifen nun, die anschauliche Gestalt der formalen Linien, werden limites

genannt; sie blieben Gemeingut, und in Italien alle, nicht nur jene breitern, zu öffentlichen Wegen vorbehalten. Ihr Flächeninhalt ward dem zur Theilung bestimmten Boden entzogen, so daß die an die breitern Straßen gränzenden Gevierte kleiner als die übrigen geriethen; ohne Zweifel, um den unwissenden Landmesser jeder nur halbverwickelten Berechnung bei der Eintheilung zu überheben. Die Entfernung der Limiten von einander ward durch die Größe der Vierecke bestimmt, welche sie zu bezeichnen dienten. Diese befaßten in den spätern Zeiten, unter dem Namen von Centurien, als Quatrate oder Parallelogramme, 200 bis 210, und mehr Jugern.«

Ferner habe ich im ersten Hefte, bei der Schilderung der Sitten und Gebräuche unserer germanischen und allemannischen Altvordern, ihrer Eheverhältnisse nicht gedacht, und ergänze nun hier diesen Mangel. Bei allen unkultivirten Nationen, sagt man, ist die Ehe ein Handel, und auch die Deutschen haben ihre Weiber den Aeltern abgekauft. Aber die Deutschen waren keine unkultivirte Nation, wie etwa die Patagonier in Westindien, sondern sie lebten in einer sehr ausgebildeten Verfassung. Und jene Stelle bei Tazitus, worauf man sich beruft, spricht durchaus für keinen Kauf, vielmehr haben dort die Hochzeitgeschenke eine sehr zarte symbolische Bedeutung. Auch wäre es kaum zu erklären, wie ein Volk, das von dem ehelichen Verhältniß so hohe Begriffe hegte, und welches jede Verlezung desselben mit solchem öffentlichen Abscheu brandmarkte, daß die Ehebrecherin mit geschornem Haupt aus ihrem Hause gejagt und durch das ganze Dorf gepeitscht wurde; wie ein solches Volk bei Knüpfung dieses

heiligen Bandes keine edleren Interessen sollte gekannt haben! Das Weib des Deutschen war keine gekaufte Sklavin, wie es bei rohen Horden der Fall ist, sondern dessen Gefährtin, selbst im Kriege, wo sonst der Mann allein gilt. Diese höhere Stellung geht auch aus dem Geseze der Allemannen und Franken unzweideutig hervor, wo die Buße für die Verlezung eines Weibes auf das doppelte des männlichen Wehrgeldes angesezt ist. Freilich mochte bei Abschließung der Ehen auch auf Vermögensumstände und Familienverhältnisse gesehen werden, und der Vertrag manchmal nicht viel anders als ein Kauf seyn, aber das deutsche Mädchen wurde im Allgemeinen zuerst durch Liebe errungen, wie bei allen Völkern, welche in einer gesitteten Gesellschaft leben.

Ein gelehrter Freund der vaterländischen Geschichte hat es getadelt, daß ich nicht zitirte. Da hierin der leise Vorwurf eines ungerechten Stillschweigens gegen das Verdienst meiner Vorarbeiter liegt, so gebe ich hier getreue Rechenschaft über die von mir in beiden Heften benüzten neuern Werke. Die Einleitung wurde bearbeitet nach der von Obrist Weiß entworfenen und von Dr. Wörl ausgeführten, bei Herder dahier erschienenen Karte über das Königreich Würtemberg, das Großherzogthum Baden, und die Fürstenthümer Hohenzollern; ferner nach dem kolbischen Lexikon und den geographisch-statistisch-topographischen Beschreibungen des Großherzogthums Baden von Heunisch und Diettenberger. Aber die meisten beschriebnen Gegenden habe ich selbst durchwandert und von den höchsten Punkten aus überschaut. Für die Geschichte selbst wurden zu Rath gezogen 1) die Abhandlung über den alten Flußlauf im Oberrheinthal, im Badischen Archiv von Mone.

2) Die Forschungen im Gebiete des Alterthums von Leichtlen, und dessen Abhandlung vom Ursprung der Zähringer, und über Kaiser Trajan als Begründer oder Mitstifter von Baden-Baden; seine hinterlassenen, auf der hiesigen Universitäts-Bibliothek befindlichen Manuscripte gaben für das erste und zweite Heft noch keine Ausbeute. 3) Herrn Schreibers und Fechts Arbeiten. 4) Endlich Herrn Geistlichen Rath Schreibers verschiedne vaterländische Schriften, besonders die in dem Universitätsprogramm von 1833 herausgegebene und erläuterte älteste und ächte Verfassungs-Urkunde der Stadt Freiburg.

Erst bei der Ausarbeitung habe ich es recht gefühlt, wie viel in der Forschung noch gethan werden muß, um etwas Vollständiges zu leisten. Aber so Gott will, wird es mir gelingen, in einen Wirkungskreis zu kommen, wo es mir vergönnt ist, für die Aufhellung und Bearbeitung unserer vaterländischen Geschichte in demjenigen Grade thätig zu seyn, als meine Neigung darnach strebt.

Freiburg, im Juni 1834.

Der Verfasser.

Der

badischen Landesgeschichte

Zweite Abtheilung.

Vom Ursprung des Hauses Zähringen bis zu dessen Erlöschen in Herzog Berthold dem Fünften.

Inhalt

	Seite

Erstes Kapitel.

Zustand der badischen Lande unter den Karlingern.

Unter Karl dem Großen, und unter seinen Nachkommen begriffen die jezt badischen Lande ganz und zum Theil fünfzehn größere und kleinere Gaue, deren Einrichtung aus den Zeiten der allemannischen Ansiedlung im Zehntland herstammte, und welche sich in ihren Namen oft noch bis heutzutag erhalten haben. Es sind der Linzgau, Hegau, Klekgau, Albgau, die Baar, der Breisgau, die Ortenau, der Os- oder Ufgau, der Kraichgau, Lobdengau, Elsenzgau, Pfinz- und Ensgau, die Weingartweiba und der Taubergau. Die Gaue waren eine politische Einrichtung; als das Christenthum in Deutschland aufkam und die Kirche sich gestaltete, bestimmte man auch die geistlichen Landkapitel nach den Gau-Grenzen. Die kleinern Gaue enthielten ein oder zwei; die größern, wie der Breisgau und die Baar, vier bis fünf solcher Kapitel. Von diesen selbst aber bildeten mehrere wieder ein Archidiakonat, eine ebenfalls sehr alte Einrichtung.

Hinter der Stadt Ueberlingen steigt ein zahmes Gebirg in nördlicher Richtung sacht empor und stoßt an den Berg bei Sentenhard. Von der östlichen Wasserneige dieser Höhe zwischen dem Bodensee und dem Ried bei Pfrungen bis hinaus an die Schussen lag der Linzgau; seinen Namen empfieng er von dem Orte Linz an der Ach, oder wohl eher von diesem Flusse selbst, welchen man zu den Zeiten der Römer Lentia heißen mochte, und wornach schon jener allemannische Stamm der Lenzer benannt wurde. Im Osten begrenzte ihn der Argen- und Schussengau, im Norden die große Baar und im Westen der Hegau. Der Hauptstock des linz-

gauischen Gebirgs ist der breite, waldige und steile Gehrenberg, fast mitten im Lande, welchen der Fleiß der Umwohner schon in uralter Zeit theilweis angebaut hat; gegen den See zu verliert es sich in eine Menge der mannigfaltigsten Hügel, gegen die Schussen aber in weite, einförmige Flächen. Durchschnitten wird es im Ganzen von drei großen und sehr fruchtbaren Thälern. Das eine bildet eben die Seefelder Ach, die hinter Linz entspringt, und nach einem ziemlich gekrümmten Lauf in den See fällt. Dies im Süden überaus breite Thal eignete sich besonders für den Feldbau, und wurde bald stark bewohnt. Viel enger ist dasjenige der Sikinger Ach, die sich in der Gegend des alten Dorfes Bermatingen in die Seefelder ergießt. Zwischen beiden Wassern ruht der Heiligenberg, auf dessen Höhe das Auge des Wandrers eine unbeschreiblich schöne Aussicht genießt, über die hundert gras- und waldreichen Anhöhen hinweg, hinweg über den Spiegel des Bodensees an das schweizerische Ufer und so fort bis zu den hohen Alpenhäuptern. Es wird erzählt, daß schon in den ersten Zeiten des Christenthums unter den Schwaben auf diesem Heiligenberg ein Kirchlein gestanden, welches von wallfahrendem Volk häufig besucht worden sey; alles hätten aber die Hungarn bei ihren Einfällen nach Deutschland zerstört und zerstreut.

Jenseits des Gehrenbergs strömt aus dem Pfrunger Ried die Urnauer Ach in streng südlicher Richtung durch ein enges Thalbett zwischen sehr zahmen Höhen nach dem See herab. In der Nähe ihres Einflusses liegt Buchhorn, eine uralte Mahlstatt des Landes und ein Wohnort der linzgauischen Grafen. Der gleichnamige Sohn Graf Ulrichs zu Argengau, des Schwagers von Karl dem Großen, erhielt die Grafschaft des Linzgaues, und vererbte sie auf sein Geschlecht. Denn schon damals waren die Reichsämter meist in der Hand angesehener Familien, und erhielten sich bei denselben. Auch hatten die Grafen vermittelst mancherlei ihrer Stellung anhangender Vortheile und Begünstigungen im Verlauf der Zeit so viel Eigenthum an Gütern und Rechten zu erwerben gewußt, daß mancher als der wahre Herr seines Gaues erscheinen mochte. Die verwirrten Zeiten nach Karl dem Großen waren ganz geeignet, diese angemaßte Macht zu befestigen, und so theilten endlich die Söhne das väterliche Erbe mit der angestamm-

ten Würde, wodurch eine Menge kleinerer Grafschaften entstund, die zum Unterschied von einander nach irgend einem Wohnorte ihrer Besizer benannt wurden. So bildeten sich im Linzgau die gräflichen Geschlechter von Buchhorn, von Pfullendorf und von Heiligenberg. Das leztere verarmte durch seine Freigebigkeit an die Kirche, während jenes durch glückliche Erbschaften auch ausser den Grenzen seiner Heimath an Glanz und Reichthum emporkam. Es erzeugte die beiden Zweige der Grafen von Bregenz und Winterthur; aus ihm sind Burkhard der Ungeborne, Abt zu Sankt Gallen, und Gebhard der Heilige, Bischof zu Konstanz, hervorgegangen.

Von allen linzgauischen Landschaften ist die Seegegend die schönste und fruchtbarste. Hier entstunden auch die ältesten Ansiedlungen, die meisten Höfe und Weiler. Von Buchhorn hinab bis an die Grenzmarken bei Ueberlingen war keine Stunde Wegs ohne bewohntes Land. Am südilchen Abhang des Gehrenbergs lag Markdorf in seinen Anfängen, zwischen mehrern weit größern Orten. Alsdann, wo jezt Mörsburg ruht, hatten sich bei der uralten Fähre etliche Wohnungen gebildet, woraus durch die günstige Lage bald ein ansehnlicher Ort entstehen mußte. Endlich war Ueberlingen schon unter den Merovingern eine Stadt und der Siz allemannischer Herzoge; es hieß Iburingen, und mag aus einer gallischen und nachmals römischen Niederlassung entstanden seyn, die ursprünglich vielleicht den oft wiederkehrenden Namen Eburum trug.

Im Westen des Linzgaues erstreckte sich der Hegau, zwischen dem See und Rhein, und von der Tuttlinger Höhe bis an den Randen. Er umfaßte verschiedene überaus wohlangebaute Gegenden; besonders enthielt das Thal der Ach, und die Landschaft zwischen dem Ueberlinger und Untersee viele zum Theil große und alte Ortschaften. Die Hauptmahlstatt des Gaues war Stockach, in dessen Nachbarschaft, auf der Nellenburg, die hegauischen Grafen ihren Siz haben mochten; vielleicht war schon von den Römern her ein Schloß daselbst. Ein andrer gräflicher Wohnort wurde nachmals Oehningen, oberhalb Stein am Rhein. Die Burg Twiel aber war als Reichslehen in der Hand der herzoglichen Familie, oder bei den Kammerboten. Auch Höwen, dessen Name im He-

gau mehrmals wiederkehrt, und welches der Landschaft wohl ihre Benennung gab, alsdann Stoffeln und Krähen wurden damals bewohnt, und haben ihren Ursprung in der ältesten Vorzeit.

Jene Erdzunge zwischen dem Zeller- und Ueberlinger See bildete eine Unterabtheilung des Hegaus mit dem Namen Untersee-gau. Am Eingang desselben lag auf den Trümmern des alten Bodungo die königliche Villa Bodman. Diese Art Landgüter, deren eine Menge durch das Reich zerstreut lag, waren die eigentliche Grundherrschaft des Königs, und bestunden theils aus alten Erbgütern, theils aus eingezogenen Besizungen der Staats- und Majestätsverbrecher. Ihre Einrichtung entsprach ihrem Namen; über die weitläufigen Wirthschaftsgebäude erhob sich die königliche Pfalz, wo der König abstieg, wenn er das Vaterland durchreiste. Denn es gab damals keine bleibenden Residenzen wie heutzutag; die Fürsten wohnten verschiedentlich auf ihren Höfen, eine Sitte, von welcher sich der Name Hof, als Bezeichnung eines fürstlichen Aufenthalts noch jezo herschreibt. Zu Bodman, wo die Anmuth der Seegegend gerne verweilen läßt, lebte Kaiser Karl der Dicke, nachdem er im Jahr achthundert ein und achtzig sehr kränklich aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt. Seine Krankheit war ein andauernder Kopfschmerz, dem man durch eine Operation abzuhelfen suchte; aber der unglückliche Monarch verlor darüber seine Geisteskraft. In diesem Zustand unternahm er einen Zug gegen die einbrechenden Normannen, dessen Mißlingen ihn bei der Nation so verächtlich machte, daß man zu einer neuen Wahl schritt. Kaum erlangte Karl, er, der Erbe aller Macht seines großen Ahnen, von den Fürsten einige Höfe in Schwaben zum Unterhalt; so wandelbar ist alle irdische Größe, wenn sie nicht auf dem Geist beruht! Die Mönche haben an diesem königlichen Märtyrer gerühmt, daß er sie besonders geachtet, fleißig ihre Gebete verrichtet und ihre Psalmen gesungen, daß er reiches Almosen gespendet und stets auf die Gnade des Herrn gebaut habe; sie waren auch seine einzigen Freunde im Unglück. Als er gestorben, brachte man seinen Leichnam nach Reichenau, wo derselbe im Münster, neben dem Altar der heiligen Maria, feierlich beigesezt wurde.

Das Stift zu Reichenau war damals in vollem Emporblühen.

Es hatte seit seinem Gründer, dem heiligen Pirmin, bisher unter sechszehn Aebten bestanden, und sowohl an irdischem Besitz, als an geistlichem Ruhme ungemein schnell zugenommen. Pirmins Nachfolger war Etto gewesen, der zur bischöflichen Würde von Straßburg erhoben wurde, und die Abtei Ettenheimmünster gründete. Das Bisthum Konstanz erhielten unter den folgenden Aebten Ehrenfried, Sidonius und Johann, derselbe Geistliche, der als Leutpriester zu Arbon den heiligen Kolumban bei seiner Ankunft in Deutschland beherbergte, und bei welchem der heilige Gall am Fieber krank lag. Aber von allen reichenauischen Vorstehern erwarb sich Abt Waldo das größte Verdienst durch die Einführung der Gelehrsamkeit unter seinen Mönchen. Mit vieler Mühe und nicht ohne bedeutende Kosten gründete er eine Bücherei, und vervollkommnete die adelige Schule, welche schon seit länger zu Reichenau bestanden hatte. In derselben wurde Hatto erzogen, ein Graf von Zollern, der bald als einer der talentreichsten Männer seiner Umgebung auftrat. Waldo übertrug ihm die Leitung der Klosterschule, worin Hatto während eines zwölfjährigen Wirkens eine Reihe von jungen Geistlichen heranbildete, welche ihrem Gotteshaus den Ruf eines wahren Sizes der Wissenschaft erwarben. Im Jahr achthundert und eins wurde dieser Prälat von Karl dem Großen an das Bisthum Basel berufen; der Kaiser suchte vor allem solche Aemter mit tüchtigen Männern zu besezen. Nachher, da Waldo als Vorsteher nach Sankt Denis kam, erhielt Hatto auch die Abtei Reichenau. Beide Würden zierte er durch seine Kenntnisse und seinen edlen Eifer in Emporbringung aller geistigen und sittlichen Kultur. Für die Geistlichkeit des baselischen Kirchensprengels verfaßte er eine Lebensvorschrift in fünfundzwanzig Sazungen, deren einige viel praktischen Verstand verrathen, und woraus überhaupt eine väterliche Sorgfalt hervorleuchtet. Alsdann schickte er von seinen ehemaligen Schülern, zur mehrern Aufnahme sowohl der Wissenschaft als der klösterlichen Regelzucht, den Erlbald und Wetin in die Schule des berühmten Johannes Skotus, um sich in den sieben freien Künsten zu vervollkommnen; den Grimald und Tatto aber nach Anagny in Italien, um die benediktinischen Einrichtungen aus erster Quelle zu erlernen. Unter allen Ordensstiftern war der heilige Benediktus

der größte, weil er in gleichem Maße sowohl die geistliche, als die Händearbeit, und aber keine übertriebenen Entbehrungen forderte. Seine Jünger lebten auf Monte Kassino, und bebauten selbst diesen Berg. Von ihrem Kloster gingen bald in alle Theile der europäischen Christenheit ähnliche Kolonien aus, und von diesen drang das Licht der Wissenschaft an Orte, wohin es sonst nie gekommen wäre. Endlich zählt der benediktinische Orden gegen dreißig Päbste, zweihundert Kardinäle, und mehr als zwanzigtausend Bischöfe und Aebte unter seine Mitglieder!

Hattos nächste Nachweser zu Reichenau waren Erlbald, Rudhelm und Walafried der Schieler, vortreffliche Gelehrte und Vorsteher; der leztere zumal, welcher bei dem berühmten Meister Rhabanus Maurus zu Fulda studirt hatte, und eine Menge Schriften hinterließ, deren man die meisten noch besizt, und worin sich eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, ein scharfer Verstand und viel dichterisches Talent nicht verkennen läßt. Unter ihm zählte die Klosterbibliothek schon über tausend Bände, bei denen ausser den Kirchenvätern, den Heiligenlegenden, vielen aszetischen Schriften, und den römischen und deutschen Gesezbüchern selbst ein Cäsar, Virgil, Plinius, Flavius Josephus, und mehrere deutsche Bücher waren. Denn die damaligen Mönche liebten auch die weltlichen Wissenschaften, und schrieben nicht, wie ihre spätern Nachfolger, ausschließlich lateinisch, sondern zugleich in der vaterländischen Mundart. Um wie viel weiter wären wir wohl jezo, hätte man auf diesem Wege fortgearbeitet!

Ein so lebendiger Eifer verdiente alle Beförderung der Könige und Großen. Wirklich beschenkte Kaiser Karl das Kloster zu Au mit zehn Ortschaften, und von seinen Nachkommen erhielt es deren über zwanzig. Noch mehr that das herzogliche Haus; die Emporhebung Reichenaus war ein Lieblingsgeschäft der Nachkommen Herzog Landfrieds, welcher weiland den Bischof Pirmin nach der Sintlos-Au geführt. Nur Graf Gerold allein vermachte dem Gotteshaus gegen dreißig Dörfer und Höfe. Diese Güter lagen theils in den benachbarten Gauen, theils weit entfernt, in den Alpen, und sogar auf italienischem Boden. Und zu all' dem kam noch die Befreiung von der bischöflichen Gerichtsbarkeit, von den Zöllen und mancherlei gewöhnlichen Leistungen. Hiedurch

wurde die begünstigte Stiftung an Besizungen eben so wohlhabend, als ihr Name berühmt war, und man fing an, sie nur Augia Dives, die reiche Au oder Reichenau zu nennen.

Einen langsamern Fortgang hatte die Aufnahme des bischöflichen Sizes zu Konstanz. Seit Bischof Maximus, unter welchem er entstanden, bis auf Martian waren vier Vorsteher in Armuth und Dunkelheit vorübergegangen. Jener endlich erhielt von der Freigebigkeit König Dagoberts des Ersten, nebst einer Grenzbestimmung seines Sprengels, verschiedene Güter zu besserm Fortkommen. Das konstanzische Bisthum erstreckte sich damals vom Ursprung der Reuß am Sankt Gotthard bis Marbach im Wirtembergischen, und von Kempten im Illerthal bis Breisach am Rhein. Unter Sidonius, dem zweiten jener reichenauischen Aebte, welche zur bischöflichen Würde gelangten, wurde es von der Metropolitankirche zu Besançon getrennt und der mainzischen zugetheilt. Aber von allen Vorstehern während zwei vollen Jahrhunderten zeichnete sich in der Gelehrsamkeit kaum Bischof Egino, ein Verwandter Karls des Großen, durch Vermehrung der Stiftsbibliothek, und erst sein zweiter Nachfolger Salomon durch besondere Kenntnisse und Liebe der Wissenschaft aus. Dieser Prälat war der Lehrer des berühmten weißenburgischen Mönchs Ottfried, der eben auf dessen Antrieb die Evangelien in deutsche Verse übertrug, ein Werk voll alter Kraft und Einfalt. „Noch immer, heißt es in der Weihung an den Bischof, noch immer gedenke ich Eurer väterlichen Lehren, und fühle wohl, daß meine Kräfte ohne Eure Aufmunterung und Theilnahme zu einer solchen Arbeit nicht würden hingereicht haben. Wenn also in diesem Buche etwas Lobwürdiges ist, so schreibt es jenem Unterrichte zu, welchen Ihr mir einst ertheiletet.“

Bischof Salomon wurde von seinen Zeitgenossen sehr hochgeachtet, und König Ludwig der Deutsche bediente sich seiner in vielen wichtigen Geschäften; er war ein ebenso frommer und thätiger, als verständiger und gelehrter Mann. Aber in allem, nur in der Frömmigkeit nicht, übertraf ihn bei weitem sein vierter gleichnamiger Nachweser. In der ganzen Reihe jener alten Bischöfe zu Konstanz ist Salomon der Dritte ohne Vergleich der ausgezeichnetste. Er stammte aus einem vornehmen thurgauischen Geschlecht,

und war in der sanktgallischen Schule erzogen worden. Sein emporstrebender Sinn suchte bald vornehme Umgebungen; er kam an den Hof König Ludwigs, und auch bei dessen Nachfolger blieb ihm die alte Gunst; er empfing nach einander die äbtliche Würde zu Kempten, zu Pfeffers und Sankt Gallen, endlich im Jahr achthundert und neunzig die bischöfliche zu Konstanz.

Die Veste Konstanz, welche in den Zeiten der Kriege Roms wider die hereinbrechenden Allemannen von Kaiser Konstantius gegründet worden, gehörte nachmals zu den merovingischen Königehöfen, und erscheint unter Karl dem Großen mit dem Namen einer Stadt. Von Bischof Salomon weiß man, daß er sie wegen der Einfälle ungarischer Horden mit Mauern und Graben umgeben habe. Der bischöfliche Siz und ihre Lage zwischen dem Ober= und Untersee, in der Nachbarschaft der königlichen Pfalz zu Bodman, der damals berühmtesten Klöster zu Reichenau und Sankt Gallen, bewirkte ein schnelles Emporblühen; der kaiserliche Hof, geistliche und weltliche Große, bald in Geschäften, bald auf Lustreisen, besuchten sie; es regte sich bürgerliches Gewerb, es kam einiger Handel auf, und sofort mehr und mehr ein städtisches Leben. Während damals sonst von Städten kaum die Rede war, nahmen die geistlichen Stifter an Zahl und Blühte ungemein zu; im Hegau entstund ein neues an der Nordspize des Untersees, ohnweit des Einflusses der Ach. Nämlich, ums Jahr achthundert vier und dreißig, hatte Bischof Ratolf in Verona, ein Abkömling der Grafen zu Baar, seiner Würde entsagt, und nach seiner Zurückkunft ins Vaterland von dem Abt Hatto jenes Seeufer zur Errichtung einer Zelle erhalten. Dies Unternehmen war ihm auch so gut geglückt, daß bei seinem Tode schon eine ansehnliche, wohlbegabte Kirche mit mehrern Brüdern, welche der Abt zu Reichenau nachmals zu einem geordneten Kollegialstift erhob, unter dem Namen Ratolfszell, die Grundlage der jezigen Stadt bildete.

Westlich am hohen Randen, zwischen dem Rhein und der Wutach, breitete sich der **Klekgau** aus, eine größtentheils schöne und fruchtbare Landschaft, welche seit uralter Zeit, hin und wieder, an den besten Pläzen bewohnt war. Eine Stunde

unterhalb des großen Rheinfalls, wo der Strom durch eine merkwürdige Beugung zwei Halbinseln bildet, lag am Eingang der linken, wohl auf römischen Trümmern, das Dorf Altenburg, die gewöhnliche Mahlstatt des Gaus; die Grafschaft war bei dem herzoglichen Haus und erbte auf den Kammerboten Erchanger, welcher am Inn die Hungarn schlug. Zwischen jenen Erdzungen aber ruhte mitten im Rhein ein kleines Eiland, eine Au, nach damaligem Sprachgebrauch, wo ums Jahr achthundert und fünfzig ein reicher Herr, Namens Wolfen, auf Betrieb des heiligen Fintan, ein von seinen Voreltern gegründetes, aber in den Hauskriegen der Karolinger zerstörtes Kloster, wieder erhob. Fintan war ein Ire, wie der heilige Friedolin, wie Trutbert und Pirmin. Unter mancherlei Schicksalen kam er nach Rom, und von da über die Alpen an den Rheinstrom. Er entschloß sich, in dem neuen Gotteshause gemeiner Mönch zu werden; aber durch seine Tugenden leuchtete er allen Brüdern als Beispiel der Nachahmung vor. Nachdem Wolfen die königliche und päbstliche Bestätigung seiner Stiftung erhalten, nahm auch er den Orden, und fügte sich unter den Gehorsam des von den Brüdern frei erwählten Abtes; diese Wahl sowohl des Vorstehers als Schutzherrn, und die eigne Gerichtsbarkeit waren die gewöhnlichen Freiheiten der ersten Kirchen. Ferner vermehrte Wolfen das klösterliche Grundeigenthum mit vielen Höfen der Nachbarschaft, und einigen sogar in Italien. Endlich gelang ihm, von König Ludwig dem Deutschen eine Schenkung aller Kammergüter in nicht weniger als vierzehn Ortschaften und Höfen des Klekgaues für sein frommes Werk zu gewinnen. Durch diese und viele Vergabungen benachbarter Großen wuchs Rheinau zum Rang der ersten Abteien heran; aber es fehlte unter seinen Vorstehern derjenige Mann, welcher der Anstalt einen Geist eingehaucht hätte, wie er zu Reichenau gelebt und gewirkt!

An den Klekgau stieß zunächst der Albgau, dessen Grenzmarken im Norden die Wutach, und im Westen diejenige Bergreihe bildete, welche vom Stock des Feldbergs zwischen der Murg und der Werra an den Rhein herabläuft. Dieser ganze Umfang ist ein Bergland, das sich vom höchsten und wildesten Schwarzwald in die lieblichste Rheingegend verliert. Fast mitten durch

strömt die schäumende Alb, welche dem Gau den Namen gab. Die gewöhnlichsten Mahlstätten waren zu Thiengen oder Stühlingen an der Wutach, besonders aber zu Gurtweil an der Schlücht. Auf der Burg zu Stühlingen und zu Hauenstein mochten die Grafen ihre Size haben; es war während den kriegerischen Zeiten der Karlinger unter den Großen des Landes Sitte geworden, anstatt wie ehedem in hölzernen Herrenhäusern oder Pfalzen, auf befestigten Burgen zu wohnen, und diese Burgen kamen von jezt an mehr und mehr in Schwung, so daß endlich jeder wohlbegüterte Freie sich eine solche erbauen ließ. Im ganzen Albgau, wo auf den schwarzwäldischen Vorbergen viele und zum Theil uralte Dörfer und Höfe lagen, war zur Zeit der Blüthe Reichenaus und Rheinaus noch keine bedeutendere geistliche Ansiedlung, als die kleine Zelle an der Alb, tief zwischen hohen und finstern Bergen, wo die Sonne kaum noch hin dringt. Ihr Ursprung ist unbekannt; die Sage spricht von frommen Waldbrüdern, welche an verschiedenen Orten des Albgaus in Hülinen und Felshölen lang einschichtig gelebt, und sich endlich in das Thal der Alb zu einem gemeinsamen Leben vereinigt haben. Da die wilde Gegend nicht hervorbrachte, was die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse forderte, verfertigten sie Holzwaaren, und trugen dieselben in die umliegenden Höfe und Weiler, um damit ihre Nahrung zu erwerben. Nachdem sich ohngeachtet dieser mühevollen Lebensart ihre Zahl vermehrt hatte, unterwarfen sie sich dem Gehorsam des Weisesten unter ihnen; diesen nannten sie Vater. Unter ihm wurde das erste hölzerne Haus mit unterschiedenen Zellen erbaut, und eine bestimmtere Tagesordnung eingeführt; acht Stunden dienten sie Gott mit Gebet und Gesang, eben so viel arbeiteten und ruhten sie. Nach der nothdürftigsten Ueberwältigung des rauhen Bodens, als ein Feld und ein Garten ihre Wohnung umgab, fingen Einige auch die Bebauung des Geistes an; sie lasen die heiligen Bücher und übten sich in der Schreibkunst. Der erste Stoff, worauf sie schrieben, waren Stücke abgeschälter Birkenrinde; später verfertigten sie Pergament aus den Fellen des Wildes, und banden die einzelnen Blätter zwischen buchene Brettchen. Dies ist überhaupt der Ursprung des Wortes Buch; noch bis ins fünfzehnte Jahrundert waren alle Bücherdeckel von Buchen-

holz. In so einfacher Lebensweise blieben die Brüder an der Alb, bis Einer die Kenntniß der Regel des heiligen Benedikts zu ihnen brachte, und der fromme Freiherr von Seldenbüren die hölzernen Zellen zu einem steinernen Klostergebäude erhob. Man nannte es von nun an die Zelle des heiligen Blasius, wegen einer Reliquie dieses Märtyrers, welche von Rheinau dahin kam.

An der nördlichen Grenzmark der bisher beschriebenen vier Gaue lag in weiter Ausdehnung die Baar, ein großer, und für seine rauhe, bergige Lage auffallend stark bewohnter Gau. Sie zerfiel aber in verschiedene größere und kleinere Abtheilungen. Zuerst unterschied man ihre westliche Hälfte von der östlichen; jene trug von Graf Berthold, einem Enkel Herzog Gottfrieds von Allemannien und Bruder Landfried des Zweiten, den Namen Bertholdsbaar, während diese von einem Verwandten desselben Folkholdsbaar genannt wurde. Hier hieß die Landschaft zwischen dem Hegau und dem Donauthal die Goldinshundert, das Thal von Geißlingen bis Sigmaringen selbst die Scherra; dann folgten nebeneinander die Birtils-, Albuns- und Adelhartsbaar. Auch diese Namen stammen aus dem Hause Herzog Gottfrieds, welches die Grafschaft der Baar lange erblich verwaltete. Und so kann man wohl mit Recht sagen, jene Landschaft ist die eigentliche Heimath der Ahnen des herzoglichen Geschlechts von Zähringen. Im südlichen Theil, zwischen der Brigach, Breg und Wutach schien die Gaumahlstatt bei Löffingen gewesen zu seyn; zu Villingen, in der jezigen Altstadt, lag ein königlicher Weiler, und auf den Trümmern der alten Stadt Brigobannis der Ort Bräunlingen; auch Hüfingen mochte damals schon bestehen; Eschingen an der Donau, oder nach heutiger Benennung Donauöschingen, schenkte König Arnulf der Kirche zu Oberzell; Geißlingen und Möringen bestunden gleichfalls schon, und zu Neidingen befand sich der Hof, wo Karl der Dicke nach dem Verlust der Krone den traurigen Ueberrest seines Lebens verbrachte. Die hohe Gebirgsgegend vom Feldberg, über den Turner, über das Roßek an die Kinzig hinab, wo die Baar an den Breisgau stieß, war freilich noch völlig wild und unbewohnt; doch erhob sich an den Quellen der Brigach seit unbekannter Zeit die Zelle des heiligen Georg, aus welcher bald ein ordentliches Kloster erwuchs.

Von allen schwäbischen Landschaften war der **Breisgau** die wohlangebauteste. Seine Lage zwischen dem Rhein und den Vorhügeln des Schwarzwalds, zwischen Basel und Straßburg, seine sonnigen Thäler und wasserreichen Ebnen mußten die Bevölkerung sehr schnell vermehren. Im Wiesenthal, wo die Kirche zu Röteln bis zu den Zeiten der Merovinger hinaufreicht, an den Weinhügeln von Binzen, Egringen, Auggen, Müllheim, Heitersheim, Staufen, Kirchhofen, Ebringen, Wolfenweiler und Merzhausen, in der Fläche von Neuenburg bis Breisach, dann am Kaiserstuhl, in der Gegend um Kenzingen und an den Vorhöhen der Bergreihen, die vom Hünersattel gegen Mittag ausgehen, liegt kaum ein Ort, der damals nicht schon in seinen Anfängen bestanden hätte. Gewöhnlich stund der Breisgau unter zwei Grafen. In der obern Grafschaft waren zu Hagenbach, zu Kirchheim und zu Ofnadingen am Neumagen, in der untern aber zu Theningen an der Elz die Gerichtsstätten. Unter den vielen Kirchen, welche man in diesem Rheinwinkel damals schon zählte, erhoben sich die beiden Stiftungen des heiligen Fridolin zu Säckingen, und des heiligen Trutpert im Münsterthal. Jene war zu einem ansehnlichen Frauenkloster erwachsen, und zählte dies- und jenseit des Rheins viele Besitzungen; man weiß auch, daß Kaiser Karl des Dicken Schwester Bertha, und seine jungfräuliche Gemahlin Richardis, nach einander Vorsteherinnen des Frauenstifts sowohl zu Zürich als zu Säckingen gewesen. Sankt Trutbert war aus etlichen Einsiedlern entstanden, welche sich um die von Ottbert über dem Grabe des Märtyrers errichtete Kapelle allmälig sammelten und endlich unter einem erwählten Vorsteher, wie die Brüder an der Alb, mit Arbeiten und Beten ein gemeinsames Leben führten. Aber alles zerfiel durch einen langwierigen Krieg in der Familie Ottberts, und erst sein Urenkel Rambert zog den verödeten Ort wieder aus seinen Trümmern hervor. Er ließ eine wohlgezierte Kirche errichten, und darin ein gebührendes Grab für die irdischen Ueberreste Trutberts. Hierauf, in Beiseyn des Bischofs von Konstanz, vieler Geistlichen und einer großen Menge Volks geschah die Uebertragung der heiligen Gebeine aus der alten Ruhestätte in die neue. Diese zweite Stiftung des Klosters Sankt Trutbert fiel in das Jahr achthundert sechszehn, hundert und siebenzig Jahre nach jener ersten durch Graf Ottbert.

Unter den ersten Aebten des wiederhergestellten Gotteshauses mögen wohl einige verdiente Männer gewesen seyn; aber es ist nichts von ihnen bekannt, was des Gedächtnisses der Historie werth wäre. Wohlthäter fanden sich bald aus der Umgegend, wie Immo, Wolfwin und Wolfroh, welche dem Gotteshaus all' ihr Gut zu Tonsol auf ewige Zeit übergaben. Sonst war man im Breisgau, wie auch anderwärts geneigter, an das enferntere Sankt Gallen fromme Schenkungen zu machen, als an die einheimischen Kirchen; es zählte jenes berühmte Stift von der Schussen über den See und Schwarzwald bis an den Kaiserstuhl herab gegen hundert Ortschaften, worin ihm mehr oder weniger Rechte zukamen; selbst noch aus der Ortenau geschahen Gottesgaben an den heiligen Gall.

Vom Breisgau schied sich die Ortenau durch die Bergreihe des Hünersattel, durch die Bleich und Elz; von der Baar durch die Höhe des mittlern Schwarzwalds und durch den Anfang der Murg; im Norden hatte sie den Ufgau, der schon zum Herzogthum Rheinfranken gehörte. Es war eine zwar altbewohnte Landschaft, allein der häufige Sumpf und Wald erlaubte nicht eine so ausgebreitete Bevölkerung, wie im Breisgau. Zunächst am Rhein hinab, und am Eingang der Thäler, aus denen die Schutter, die Kinz, Rench und Acher hervorströmen, lagen die meisten Höfe, Weiler und Flecken. Zu Kinzdorf war die Hauptmahlstatt, und wohl auch der Siz des Grafen, wenn dieser nicht etwa auf dem Ortenberg hauste. Innerhalb der Grenzen dieses Gaues lagen nicht weniger als vier Abteien, Ettenheimmünster, Schuttern, Gengenbach und Schwarzach; aber von ihrem sämmtlichen Wirken ist kaum etwas auf uns gekommen, wenn nicht der Anbau vieler öden Pläze. Ueberhaupt entwickelte sich hier bei weitem das historische Leben nicht, wie am See, wo das Stift Reichenau, und um den Neckar, wo die Abtei Lorsch eigentliche Glanzpunkte waren.

Zweites Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Nach der Einnahme des römischen Zehntlands wohnten die Allemannen vom Bodensee und Oberrhein bis an den Main hinab; nach ihrer Vereinigung aber mit dem fränkischen Reich erstreckte sich das Herzogthum Allemannien nur bis an den Osbach, und die Gaue unterhalb desselben gehörten zum Herzogthum Rhein- oder Ostfranken. Wahrscheinlich war dieser schöne Landstrich, der später unter dem Namen der Rheinpfalz vorkommt, eine durch den Vereinigungsvertrag bedungene Abtretung. Kein Theil der ganzen Monarchie wurde von den Königen so hoch gehalten, wie dieses rheinische Franzien; sie selbst behielten die herzogliche Würde darüber, und ließen es nur durch Statthalter verwalten. Nirgend anderswo fand man auch so viele königliche Leute, Höfe, Dörfer, Pfalzen und Jagdforste. Ein damaliger Geschichtschreiber nennt es die Burg, die Stärke des Reichs, und seine Bewohner das vornehmste Volk. Ein so großer Vorzug mußte die Rheinfranken gegen die übrigen Deutschen sehr stolz machen, und es ist hievon noch bis auf den heutigen Tag in dem Charakter der Pfälzer einige Spur zurückgeblieben.

Die rhein- und ostfränkischen Landschaften begannen mit dem Os- oder Ufgau, dessen Grenzmarken sich von der Herrenwiese über die Murg und auf der Wasserscheide des Gebirgs zwischen diesem Fluß und der Enz bis an deren Quelle, und dann längs der linken Höhe hinab zogen durch den Wald bei Bruchhäuser, und endlich über Dachslanden an den Rhein. Die gemeine Mahlstatt und wohl auch die Wohnung des Grafen, war zu Vorchheim. Zu Baden, wo die Trümmer der weiland römischen Stadt Aurelia unter Moos und Gesträuch verdeckt lagen, bestunden noch einige Bäder, welche schon im siebten Jahrhundert von König Dagobert an das Kloster Weißenburg jenseit Rheins waren

vergabt worden; sonst scheint der Ufgau wegen der vielen Waldungen und Sandgegenden wenig bewohnt gewesen zu seyn.

Schon bevölkerter war der gegen Nord und Ost angrenzende Pfinzgau, wozu das Thal der Alb und die Gegend um Karlsruh mit dem Namen Albgau als eine Unterabtheilung gezählt wurden. Die Gaumahlstatt lag bei Weingarten auf dem Stallbühl, an der Grenzscheide gegen den Kraich- und Anglachgau.

Im Osten des Pfinzgau's dehnte sich über die Thäler der Enz, Wirm und Nagold bis in die Gegend von Kalw und Besigheim der Wirm- und Enzgau aus. Im Norden aber lag der Kraichgau, zwischen der Höhe des untern Schwarzwalds und dem Rhein, bis an die Bergreihe, welche bei Eppingen anhebt und sich über Hilsbach, Düren und Darenbach gegen Wiesloch hinab erstreckt. Dies war die Markscheide gegen den Elsenzgau; in der Ebne machte der Wald zwischen Mülhausen und Ketsch die Grenze gegen den Lobdengau. Also bestund der Kraichgau eigentlich aus den zwei Thälern der Kraich und Salzach, und aus der Rheinebne von Weingarten bis Hokenheim. Er begriff als Unterabtheilungen den Anglach- und den Salzgau in sich; jener lag längs dem Rhein hinab, dieser oben am Gebirg, in der Gegend von Bretten, einer Hauptmahlstatt des obern Landes, wo der Graf seinen Siz haben mochte. Den untern Theil, welcher fast ganz mit Wald bedeckt war, bildete der Bruhrhein, ein Stück des großen Lußhard. Hier bestund schon unter den Karlingern der Königshof Bruchsal als vorzüglicher Ort. Den Kraichgau, wie den angrenzenden der Pfinz, Enz und Elsenz verwaltete bis in's eilfte Jahrhundert ein vornehmes Geschlecht aus dem überrheinischen oder salischen Franken, aus welchem Otto entsproßte, Herzog der Franken, Stammvater des salischen Kaiserhauses.

Der Elsenzgau verbreitete sich über das Elsenzthal und über die nördlichsten Auszweigungen des Schwarzwalds, zwischen dem Rhein und dem Neckar. Sinsheim war wohl einer der Hauptorte, und zu Steinfurth, nicht weit an der Elsenz aufwärts, der Stallbühl, oder die Gaumahlstatt.

Alle diese Landschaften wurden ungleich schwächer bewohnt als der Lobdengau, zu beiden Seiten des Neckars, von Wiesloch bis in das Weschnizthal hinauf. Es war die Umgegend der alten

von den Römern zur Stadt erhobnen gallischen Ansiedlung Lupodunum, ein wahrer Garten, und seit den ältesten Zeiten ungemein wohlangebaut; man zählt kaum ein und die andre der jezigen Ortschaften, deren Namen nicht schon im achten oder neunten Jahrhundert vorkäme, und wie im Breisgau ward hier Getreide, Obst und Wein in Fülle gepflanzt. Einige Orte wurden damals von sächsischen Familien angelegt, welche Karl der Große aus ihrem Vaterland dahin verlegt hatte. Als Hauptort des Gaues erscheint Ladenburg, welches auch unter den Franken wieder den ehemaligen Rang behauptete. Man unterschied die Stadt und die Burg; beide mit der ganzen Umgebung, waren königliches Kammergut, und kamen durch die Hand König Dagobert des Ersten im Jahr sechshundert acht und zwanzig als fromme Schenkung an die Kirche zu Worms. Diese Vergabung begriff auch den Markt, die Zölle, wie alle übrigen Kammergüter und königlichen Rechte im Lobdengau in sich, ausgenommen die Grafschaft, welche erst durch König Heinrich den Heiligen an das wormsische Bisthum gedieh. Auch sie stund bei dem Haus der Salier, das heißt bei der Nachkommenschaft des rheinfränkischen Kammerboten Werner, die sich nachmals der herzoglichen Gewalt über Rheinfranken bemächtigte.

An der östlichen Grenze des Elsenz- und Lobdengaues hub das Herzogthum Ostfranken an, dessen nordwestlichster Theil aus der Weingartweiba, dem Tauber- und Waldsassengau bestund. Jene umschloß das odenwäldische Bauland, und diese bildeten das Tauberthal und die linke Seite des Mainstroms von Miltenberg bis Würzburg. Ueber die ganze weite Landschaft, von welcher aus der ältern Zeit aber wenig bekannt ist, übte das Grafenamt wohl auch das salische Geschlecht, und es läßt sich vermuthen, daß die spätern Grafen von Henneberg, ein davon ausgegangener Zweig gewesen seyen.

Dies ohngefähr war der örtliche, politische und kirchliche Zustand der das Großherzogthum Baden einschließenden alten Gaue, unter der Nachkommenschaft Karls des Großen. Wir sehen, es hatten sich die Verhältnisse in Deutschland gegen früher schon sehr vervielfältigt und theilweis völlig umgestaltet. Das Emporkommen der Klöster, die anfangende Erblichkeit der Reichsämter und

die dadurch wachsende Macht der Großen, hatten die ehemalige Gleichheit aufgehoben und das Volk in ein mehr oder minder abhängiges Verhältniß gebracht. Im Ganzen nur wenige Grundeigenthümer konnten sich unabhängig erhalten; Furcht und Hoffnung, Trägheit, Armuth, augenblickliche Noth und wie hunderterlei Unfälle des Lebens! veranlaßten oder zwangen die bei weitem größere Zahl, theils bei den Reichen und Mächtigen Dienste zu nehmen, theils sich in den Schuz derselben zu begeben und ihre Zinsleute zu werden, oder sich ihnen wohl gar als Leibeigene zu überlassen. Die Leibeigenschaft war ein Zustand, der bei uns ursprünglich in der Regel nur die Klasse jener gallischen und römischen Ansiedler traf, welche bei der Einnahme des Zehntlands als die eigentliche Bevölkerung auf ihrem Grund und Boden sizen blieben, und denselben hernach für die Eroberer bebauten. Aber durch Glück oder Verdienst, Zufall oder Verschulden, waren sowohl viele leibeigene Leute in den Stand der Freiheit gerathen, gleichwie viele freie Familien in die Leibeigenschaft. Die Klasse der Dienstmannen bestund anfänglich zu einem großen Theil aus eigenen Leuten. Aber da man unter dem Worte Dienst überhaupt sowohl die Geschäfte eines Hausbedienten, eines Knechts oder einer Magd, als diejenigen der Beamten des Reichs verstund, und da wegen des leztern Umstandes auch der Begriff von öffentlicher Ehre sich mehr und mehr an jenen Ausdruck heftete, so erhielten die Dienstleute allmälig auch eine höhere Stufe als die Leibeigenen. Es gab also Reichsdienstleute, worunter man die Reichsbeamten oder den Adel, aber ebenso auch die Dienerschaft auf den Reichsgrundstücken oder den königlichen Gütern verstund, und Dienstmänner der Großen des Landes, aus denen nachmals der niedere Adel entsprang. Diese so mannigfachen Verhältnisse alle bekamen eine allgemeine Norm durch das Lehenwesen. Ursprünglich bildete sich dasselbe aus der Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen Verleihung von Grundstücken. Ein solcher Lehensmann hieß Vasall, und stund ungleich höher als die andere Dienstmannschaft, wie überhaupt ja von Alters her die Handhabung der Waffen das edelste Geschäft war. Aber im Verlauf der Zeit ging dieser Unterschied hin und wieder mehr und mehr verloren, indem nicht nur die Dienstleute oft gleichfalls zum Kriege verwendet

wurden, sondern da sich auch Lehen bildeten, welche andere Leistungen erforderten, als Kriegsdienste.

Die Zinsbauern bildeten die gewöhnlichste Klasse der gemeinen Grundeigenthümer, und bestunden aus Leuten, welche irgend einem geistlichen oder weltlichen Obern zu gewissen, nach altem Herkommen oder ausdrücklichem Vertrag bestimmten Zahlungen und Diensten verbunden waren; man hieß sie gewöhnlich Freizinser. Durch diese Vervielfältigung des Standes der Landbebauer scheint die Landwirthschaft keineswegs verloren, sondern sehr gewonnen zu haben; sie vermehrte die arbeitenden Kräfte und die befördernden Interessen gegenseitig, und erzeugte endlich einen Zustand des gemeinen Volks, welcher durch mancherlei Vortheile den Verlust der Freiheit noch erträglich machte. Erst von dem an begann das Elend des deutschen Bauernstandes, als man bei Abnahme der ursprünglichen Sitteneinfalt, bei dem Aufkommen ungewöhnlichen Reichthums, die Herrsch- und Habsucht kennen lernte, und auf Antrieb dieser Laster durch List und Gewalt die durch geheiligte Gewohnheiten oder wohlverbriefte Verträge gebildeten und erhaltenen Unterschiede von zinsfällig, von hörig, von leibfällig und leibeigen aufzuheben suchte, und alles in den trostlosen Begriff von Unterthan hineinzwängte.

In dem karolingischen Zeitalter kommen schon die Namen der meisten unserer Städte und Dörfer vor, und außerdem eine Menge Benennungen von abgegangenen Ortschaften, woraus man wohl auf eine sehr starke Bevölkerung schließen könnte. Aber der Unterschied von jezt und damals bestund in dem Umfang der Orte; wo wir heut zu Tage große und volkreiche Städte und Flecken sehen, lagen in jener Zeit der anfangenden Kultur meist nur einzelne Höfe und Weiler; selten erschien ein Dorf nach gegenwärtigem Begriff, und noch seltener eine Stadt. Die Weiler entstunden durch die Hütten der Kinder neben der väterlichen Wohnung; hierin liegt der ursprüngliche Grund jener auffallenden Gleichheit in der körperlichen und seelischen Beschaffenheit, welche wir als die besondern Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dorfgemeinden noch jezt wahrnehmen. Die gewöhnliche größere Vereinigung von Weilern und Höfen war jene alte Markgenossenschaft; die Städte entstunden an den gangbarsten Stellen, an Marktorten, bei Klö-

stern, königlichen Pfalzen, und durch die Umzinglung mit Mauern, zum Schuz gegen die häufigen Einfälle der Hungarn. Die Landwirthschaft war die hauptsächlichste Beschäftigung der Nation, und von den Handwerken wurden diejenigen, welche hieher Bezug hatten, am besten betrieben. Man theilte alles Land in gebautes und ungebautes. Von dem leztern schlug anfänglich jeder Hofbesizer so viel zu seinem Gut, als er benüzen konnte. Diese frisch umgebrochenen Stücke nannte man bald Neubruch, bald Reute, bald Schwände. Das angebaute Land aber theilte man am gewöhnlichsten in Huben, deren eine gegen vierzig Jaucherten betrug, und Manse hieß, wenn sie bewohnt wurde. Es liegt hierin der Ursprung des Namens und Begriffes von Hof, worunter man den Umfang alles dessen versteht, was zur Betreibung einer Landwirthschaft an Boden, Gebäuden, Vieh und Leuten erfordert wird. Meist bestund ein solches Hofgut aus mehreren Huben, Ackerfeld, Wiesland und Wald, wozu in guten Gegenden nicht selten auch Obst- und Weingärten kamen. Im Allgemeinen herrschte wohl die Dreifelderwirthschaft, wo man das pflugbare Land in drei Zelgen schied, deren die eine im Herbst und die andere im Frühling bepflanzt wurde, während die dritte brach liegen blieb. Als gemeines Maß für die Bebauung galt der Ausdruck Tagwann oder Mannwerk, womit ein Stück bezeichnet wurde, welches ein Mann mit einem Joch Ochsen in einem Tag umpflügte. Bei rauhem und magerem Boden dauerte die Brachzeit natürlich länger, wie auf dem Schwarzwald an einigen Orten zehn bis zwanzig Jahre lang, und es erforderte dort das Brachfeld eine besondere Behandlung, die man Brachreute hieß. So lange die Brachzeit dauerte, war es Allmend oder Gemeindsweide. Von den Früchten wurden schon alle gewöhnlichen Arten angebaut, Hafer, Sommer- und Winterroggen, Gerste und Spelz. Außerdem säete man auch Rüben, Bohnen, Wicken und dergleichen. Auf die Wiesen, ward besonders viel Fleiß verwendet, und der geeignetste Theil davon, wo das Klima es erlaubte, mußte zugleich zu Obstgärten dienen. Der Weinbau blühte damals schon in den meisten Gegenden, wo man ihn heut zu Tage betreibt. Man pflanzte den Wein wohl seit den Römern her. Im Breisgau ist beinahe keines der jezigen Weinorte, welches nicht unter den Karlingern

schon als solches vorkommt. Am See und in der Ortenau war der Rebbau weniger verbreitet, hingegen wetteiferte die Pfalz wieder mit den breisgauischen Gegenden. Die kleineren Waldungen gehörten gewöhnlich in den Befang einer Mark oder eines Hofes; die Benuzung aber der größeren stund ursprünglich frei, und wurde später, besonders der Jagd wegen, von den Königen als ein Vorrecht behauptet. Solche Waldungen hieß man Reichsforste. In allen Gauen unsers Großherzogthums befanden sich deren, namentlich im Hegau die Hôri, im obern Albgau der Freiwald, im Breisgau der Sausenhard, in der Ortenau der Kaiserswald, im untern Albgau der Lußhard, im Lobdengau der Fohrhaag und der Odenwald.

So hatte sich aus der ursprünglichen Einfalt alles in ungemein mannigfaltige Verhältnisse und Zustände getrennt. Die vorherrschende Geltung hergebrachter Sitte verlor sich mehr und mehr, Handel und Wandel wurden durch gesezliche Verordnungen bestimmt. Doch blieben auch bei all' diesen Veränderungen die Grundzüge des ursprünglichen, der deutschen Nation eingebornen Charakters nach den verschiedenen Richtungen der Sittlichkeit, der Politik und des bürgerlichen Rechts unverwüstlich stehen; und es wäre die Aufgabe unserer Staatsmänner und Patrioten, die von der Zeit so dringend geforderte Reform des deutschen Vaterlandes nach diesen Grundzügen ins Leben zu rufen.

Die althergebrachte Gauverfassung bestund unter den Karlingern noch in ihrer lezten Kraft. Das gräfliche Amt war bereits überall erblich; es gab Gaue, welche mehrere Grafschaften enthielten, und Grafschaften, wozu mehr als ein Gau gehörte. Die ursprünglichen Mahl- oder Gerichtsstätten blieben nur für allgemeine Angelegenheiten; alle besondern Geschäfte, Tausche, Vergabungen und dergleichen wurden in den betreffenden Ortschaften selbst vorgenommen, und es erschienen hiebei auch nur die nöthigsten Personen. Dies verminderte das Interesse des Volkes an den öffentlichen Geschäften sehr; es kam so weit, daß man die freien Grundeigenthümer zum Besuch der Landstage durch geschärfte Strafbestimmungen nöthigen mußte. Diese Erscheinung beruhte auf einem auch noch jezt wirksamen Grund; wo der Deutsche bemerkt, daß in öffentlichen Dingen sein Recht, seine ihm gebüh-

rende Theilnahme nur noch als ein Schein gestattet wird, zieht er sich lieber ganz zurück, und überläßt die Verantwortung des oberkeitlichen Mißbrauchs gutmüthig den Verschuldern. Die Grafen hatten durch ihre Anmaßungen nach und nach eine fast landesherrliche Macht über ihre Gaue errungen. Sie erbauten sich feste Burgen, um dieselbe desto sicherer zu behaupten. Ihr Ansehen und ihr Gewicht stieg in dem Maaß, wie ihre Besizungen sich vermehrten. Man nannte sie die Großen, die Vornehmen, die Würdeträger des Reichs, und gaben ihnen, wie weiland den Königen, den Titel „erlauchte Männer.“ Sie sind neben den reichen Grundbesizern die Stammväter des hohen Adels, während sich später aus ihrer Dienerschaft der niedere heranbildete.

Ueber diesen traurigen Gang der politischen Geschichte des deutschen Volks im neunten und den folgenden Jahrhunderten, mag uns die damals begründete Geisteskultur wieder in etwas trösten. Das Licht ging von den Klöstern aus. Karls des Großen Verordnung wegen der Schulen fand, wie wir gesehen, in vielen geistlichen Anstalten eine eifrige Befolgung. Ohnedies führte schon die sizende, stille Lebensart der Mönche zu geistiger Beschäftigung. Es bildete sich nach und nach eine Art Literatur, die Klöster vertauschten unter einander seltene Bücher, oder schrieben solche gegenseitig von einander ab. Die Schreibkunst, als ein so vortreffliches Mittel der Erhaltung und Fortpflanzung alles geistigen Reichthums, wurde billig sehr hoch gehalten; Aebte und Bischöfe beschäftigten sich damit. Studirt wurden die Bibel, die Grammatik, die Geometrie; gelesen die Werke der Kirchenväter, die Legenden der christlichen Märtyrer, und mit besonderer Vorliebe die Psalmen; man übersezte ferner aus dem Lateinischen in's Deutsche, und übte sich, oft nicht unglücklich, in der Poesie. Das wichtigste aber sind für uns die Klosterjahrbücher. Sie entstunden aus den Kalendern, worein man anfangs außerordentliche Naturereignisse, besonders fruchtbare oder Mißjahre verzeichnete, und so allmälig auch andere Begebenheiten, welche das Gotteshaus betrafen, etwa die Ankunft eines Königs oder Fürsten, das Todesjahr eines Wohlthäters und dergleichen. Endlich erweckte die Bekanntschaft geistreicher Mönche mit irgend einem der klassischen Alten mehr oder weniger glückliche Nachahmungen desselben. Es

bildete sich ein eigenes Latein, welches den einfachen, gutmüthigen Sinn der damaligen Zeit getreu ausdrückt, und oft nur den Fehler eines übertriebenen Wortaufwandes hat. Vor der Zeit Karls des Großen erschien kaum eine Urkunde ohne die gröbsten grammatikalischen Verstoße, und nach ihm sind die öffentlichen Instrumente auffallend besser; sie wurden sämmtlich von Mönchen ausgefertigt. Aber nicht allein lateinisch, sondern auch deutsch wurde damals geschrieben; man ahmte hierin dem großen Kaiser nach, welcher es selbst versucht hatte, eine deutsche Grammatik zu entwerfen. Wir haben gehört, was Ottfried auf Betrieb des Bischofs von Konstanz geleistet; zu Reichenau lebte damals ein sächsischer Mönch, welcher eine ganze Sammlung von Schriften in seiner Mundart hinterließ. Vielleicht enthielt jenes Heft deutscher Gedichte in der reichenauischen Bibliothek, die von Karl gesammelten und nachmals durch den blinden Eifer König Ludwig des Frommen zerstörten uralten Heldengesänge der Nation. Dieser Verlust war unersezlich in Bezug auf unsere eigenthümlich nationale Bildung; es ist für die Enkel Hermanns dadurch jene ganze großartige Vorzeit untergegangen; wir haben von ihr keine Erinnerungen als aus den Berichten unserer Feinde. Und hier liegt der erste Grund der deutschen Selbstverachtung, unserer Ueberschäzung alles Fremden, und von dem Mangel alles Nationalstolzes. Wäre auf der Bahn, welche Kaiser Karl eröffnete, getreulich fortgearbeitet worden, wo und was könnten wir seyn!

Auch die Anfänge der deutschen Kunst liegen in dem Jahrhundert der Karlinger. Man weiß, wie der Kaiser selbst sie beförderte. Am unvollkommensten war die Musik, und die Malerei machte freilich auch mehr blos technische Fortschritte; es ist in den Gemälden jener Zeit eine handwerksmäßige Steifheit, aber bewunderungswürdig bleibt die Zartheit der Ausführung, die Pracht der Farben, und eine gewisse Nachahmung der Natur bis in ihre kleinsten Formen. Man verwendete diese Kunst gewöhnlich zur Verzierung der Bücher, zu Tapeten und zu kirchlichen Ornaten, welche mühsam gewoben oder gestickt wurden. Ein größerer Schwung lebte in der Architektur. Die ersten Pfalzen und Gotteshäuser waren ohne allen Schmuck, ganz nach dem nächsten Bedürfniß errichtet; unter den Karlingern wurden die meisten dieser

Gebäude in einem größern und gezierteren Style neu aufgeführt, wie bei uns der Bischof Hatto die Münster zu Basel und auf der Reichenau weitläufiger, massiver und würdiger erbauen ließ. Es herrschte die sogenannte byzantinische Bauart, welche sich von der später aufgekommenen sogenannten gothischen hauptsächlich durch mehr Einfalt und ihre runden Bogen unterscheidet.

Drittes Kapitel.

Von den Zeiten der Herkunft des Hauses Zähringen.

Als nach dem Tode König Dagoberts die fränkischen Hausmeier mehr und mehr ihre Macht erhoben, und endlich jener Pipin sich als Fürst der Franken ausrufen ließ, während das merovingische Haus in unwürdiger Dunkelheit verschwand, mochten die Herzoge der unter Theutbert zur fränkischen Monarchie übergegangenen Völker das bisherige Band für gebrochen oder aufgelöst halten, und widersetzten sich sofort der Obergewalt des Usurpators. Am kräftigsten erschien Herzog Gottfried zu Allemannien; er errang seiner Würde die ursprüngliche Selbstständigkeit, welche hierauf von seinen Söhnen mit mehr oder weniger Glück ein halbes Jahrhundert lang behauptet wurde. Nur waren das helvetische Land und der Elsaß von dem Herzogthum getrennt, und blieben abhängig unter den Hausmeiern. Endlich aber verlor nicht nur Herzog Theobald einen entscheidenden Feldzug wider Pipin den Kurzen, sondern es fiel auch sein Sohn Landfried in die Hände des Feindes, worauf der Sturz der herzoglichen Würde in Allemannien erfolgt ist.

Die Nachkommen weiland Herzog Gottfrieds blieben aber auch nach diesem Unfall noch immer groß und mächtig in Schwaben. Es war bei ihnen die Grafschaft der Baar, des größten Gaues in ganz Deutschland, welcher von dem Bruder Landfrieds den Namen Bertholdsbaar, wie der südliche Theil desselben von den Söhnen die Namen Adelharts- und Birtils-Baar erhalten hatte.

Sie wohnten auf dem Berge Bussen im Eritgau; ihre Stammgüter lagen von da fast durch ganz Schwaben zerstreut; sie erschienen stets in sehr vornehmer Verwandtschaft, und bei vielen wichtigen Geschäften des Reichs; endlich erlangten Berthold und Erchanger, die Söhne Chadalos, eines Urenkels jenes ersten Berthold, das Sendgrafenamt in Allemannien.

Zu derselbigen Zeit aber hatte sich das Geschlecht der Herzoge aus Rhätien in der Baar festgesetzt und zu einer vorherrschenden Macht erhoben; der Gedanke der Wiederherstellung des allemannischen Herzogthums beseelte dasselbe. Doch erregte es dadurch nicht allein die Eifersucht der eingebornen Fürstenfamilie, sondern auch beim Volk solchen Unwillen, daß Graf Burkard öffentlich hingerichtet, sein Bruder meuchelmörderisch erschlagen, und seine Söhne mit ihrer Mutter in's Elend geschickt wurden. Nach diesem Ausgang seiner Nebenbuhler mochte Graf Erchanger die Hoffnung hegen, in dem nämlichen Streben glücklicher zu seyn, zumal da er sich durch jenen Sieg über die Hungarn einen geachteten Ruf bei Hoch und Gering erworben hatte. Aber der ganze Plan scheiterte an der Feindschaft Bischof Salomons von Konstanz. Dieser Prälat, kaiserlicher Kanzler und über zwölf Klöster Abt, besaß durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seinen durchdringenden Verstand, ein ungemeines Ansehen. Den Kammerboten war er gram wegen früherer Geschichten; sie hinwiederum haßten ihn wegen seines Einflusses, und weil er von König Arnulf viele Kammergüter zu Bodmann, wo sie Hof hielten, zu erwerben gewußt. Die gegenseitige Spannung wurde durch mancherlei Neckereien von Seiten des Bischofs gesteigert, so, daß sich die beiden Brüder seiner endlich gewaltsam bemächtigten, und ihn nach der Diepoldsburg bei Schienen in Verhaft schleppten. Auf dieser Feste hauste Bertha, Graf Bertholds Gemahlin, eine strenge und gottesfürchtige Frau. Als sie die Einbringung des Bischofs vernahm, und wie er von den Kriegsknechten mißhandelt worden, schlug sie voll schlimmer Ahnung mit den Worten an ihr Herz: „Der heutige Tag wird uns verderben."

Inzwischen begaben sich die Kammerboten nach Twiel, ließen Tag und Nacht an den Festungswerken arbeiten, und versahen die Burg mit Lebensmitteln; auch das benachbarte Schloß Hohen-

friedingen wurde versorgt. Aber mitten in dieser Arbeit und kaum nachdem sich Erchanger von seiner Partei als Herzog zu Allemannien hatte ausrufen lassen, überraschte sie der Neffe des Bischofs mit den Dienstmannen von Konstanz und Sankt Gallen, und befreite hierauf durch ihre Gefangennehmung seinen Oheim. Erchanger wurde nun wegen Landfriedensbruch in die Acht erklärt. Doch beugte das Unglück den Muth der beiden Brüder keineswegs; von den Mauern Twiels herab trozten sie kühn ihrem Feind. König Konrad, aus dem Hause der Herzoge zu Franken, welcher seit dem Ausgang der Karolinger in Ludwig dem Kinde die oberste Reichswürde trug, erschien sofort mit einem Heer, um die Aufrührer zu demüthigen; allein eine größere Gefahr rief ihn unverrichteter Sache in das Innere des Reiches. Hierauf sammelten sich die Anhänger des Königs und unternahmen gegen die Kammerboten eine Schlacht bei Wahlwies, unterhalb Stockach, im Jahr neunhundert fünfzehn; aber sie wurden besiegt, und Erchanger behauptete sich zum zweitenmal als Herzog zu Schwaben. Da berief der Kaiser auf Anrathen Bischof Salomons einen allgemeinen Reichstag nach Altheim im Ries, und ließ dort die Sache der Kammerboten entscheiden. Sie selbst hatten sich, im Vertrauen auf das königliche Geleit, dabei eingestellt; aber sie wurden festgenommen, zum Tode verurtheilt, und alsobald wirklich enthauptet!

Diesen Ausgang hatte die Unternehmung der Nachkommen Herzog Gottfrieds, die alte Würde über Allemannien an ihr Haus zu bringen. Man hat den Bischof Salomon belobt als eine Zierde seiner Zeit; man hat nicht allein seinen Geist und seine Kenntnisse bewundert, sondern auch seine christliche Gesinnung; doch, welches Licht werfen diese Geschichten auf dieselbe? Er fühlte selbst, wie das vergossene Blut nach Versöhnung schreie; der Stachel eines schuldbewußten Gewissens trieb ihn nach Rom, um sich einen Ablaß zu erwerben. Jedenfalls aber spielte Graf Burkhard die unwürdigste Rolle. Er, welcher die Kammerboten besonders zum Krieg wider den König aufgehezt, arbeitete heimlich aufs thätigste an ihrem Sturz; hierauf, als sie der Nachsucht und Intrike zum Opfer geworden, erhoben ihn die Großen des Landes zum Herzog!

Solchergestalt geschah im Jahre neunhundert siebenzehn die Wiederherstellung des Hauses Schwaben, hundert und dreißig Jahre seit dessen Auflösung durch Pipin den kleinen; nach grausamer Unterdrückung der alten Familie von einem eingedrungenen Fremdling. So lang König Konrad lebte, verwaltete Burkhard das Land mit derselben Unabhängkeit von aller königlichen Oberherrschaft, in welcher Allemannien vor dem Anschluß an das Reich der Franken bestanden hatte. Als aber Herzog Heinrich von Sachsen auf den Thron der Deutschen kam, entstund hierüber ein blutiger Krieg, wodurch das Land zerrüttet und Burkhard endlich genöthigt wurde, sich dem Kaiser zu unterwerfen; auf dem Reichstag zu Worms, im Jahr neunhundert zwanzig empfing er von demselben das Herzogthum Schwaben feierlich zu Lehen. Sonst war Burkhards Verwaltung nicht ohne Verdienst; er hielt die Ungarn glücklich von neuen Einfällen ab; besiegte den König von Burgund, welcher das helvetische Allemannien mit seinem Reich vereinigen wollte, und herrschte allenthalben als ein strenger Richter obwaltender Streitigkeiten. Auch verdankten ihm die Gotteshäuser manche Vergünstigung. Im Breisgau, am Eingang des Elzthals, gegenüber der weiland römischen Feste Kastelberg, gründete er zu Waldkirch auf Betrieb seiner Gemahlin ein Kloster für vornehme Töchter; seine eigene war darin die erste Vorsteherin. Zu Gunsten des Stiftes Ettenheim entschied er an dem öffentlichen Landgericht zu Kinzdorf, in Gegenwart der Grafen und einer Menge Volks aus dem Breisgau und der Ortenau, die Mißhellung, welche zwischen den ettenheimischen und waldkirchischen Dienstleuten entstanden war, da jene aus Uebermuth wegen der Macht ihres Schuzherrn, des Herzogs, den leztern die Frucht abgemäht und eingescheuert hatten. Seinem ehemaligen Widersacher, dem König Rudolf von Burgund, hatte Burkhard seine Tochter Bertha zur Gemahlin gegeben, von welcher Fürstin gerühmt wird, daß sie ihrem Manne die Kleider selbst gesponnen und genäht. Nun zog der Herzog in einem Kriege seines Schwiegersohns nach Italien, und wurde daselbst meuchelmörderisch erschlagen; und so rächte sich das Blut weiland der Kammerboten Erchanger und Berthold.

Unserm Vaterland geschah durch den Tod Burkhards der

größte Schaden dadurch, daß die Ungarn gleich wieder hereinbrachen. „Diese Ungarn, sagt ein Zeitgenosse, sind nur kleine Männer; aber ihr Aussehen ist abscheulich. Sie verlassen ihre Pferde nie, und sind darauf so schnell, und im Pfeilschießen so gewandt, daß man ihnen nichts anhaben kann. Sie leben kaum wie die Menschen; ihre Nahrung ist rohes Fleisch, und ihr Trank das Herzblut besiegter Feinde.“ Seit den Zeiten König Arnulfs hatten sie Deutschland wiederholt durchzogen, und erschienen jezt seit jener Niederlage am Inn das erstemal, aber auch um so verheerender wieder. Durch Baiern kamen die wilden Horden an den Bodensee. Die Stadt Konstanz und das Kloster Reichenau leisteten ihnen glücklichen Widerstand; aber die ganze Gegend umher wurde verwüstet. Die Mönche von Rheinau flüchteten sich in die Tiefe des Schwarzwaldes zu ihren Brüdern an der Alb. Der Feind zog auf beiden Seiten des Rheins herab; nichts blieb verschont; jedem Dorf verkündete der Rauch von dem Brande des vorhergehenden ihre Ankunft. Endlich, als sie bei Säckingen ankamen, erhob sich in der Nacht ein Mann aus dem Fricktbal, Namens Hirminger, Vater von sechs Söhnen, mit einer tapfern Schaar, überfiel und vernichtete die Abtheilung am linken Ufer. Hierdurch wurde die andere zu einem schnellen Abzug genöthigt; sie wandten sich dem Walde zu, fällten Stämme zu Flößen und fuhren den Strom hinab nach dem Elsaß, wo ihnen Graf Luitfried eine blutige Schlacht lieferte, derselbe Luitfried, welcher als der dritte Stifter der Abtei Sankt Trutbert angegeben wird.

Da von Burkard nur ein unmündiger Sohn hinterblieben, so geschah es, daß der fränkische Graf Hermann durch eine Heirath mit der Mutter desselben an das Herzogthum Schwaben gerieth, ein dem königlichen Haus treu ergebener Mann. Vorzüglich that er sich hervor in dem Kriege König Otto des Großen wider die Feinde seiner Erhebung zum Thron. Diese aufrührerische Partei war sehr stark und zählte außer dem König von Frankreich die nächsten Anverwandten Otto's, seinen Bruder und seine Schwäger. Der Schauplaz des Kampfes eröffnete sich am Rhein, wo die Stadt Breisach mit ganz Elsaß und Lothringen von den Rebellen besezt worden. Nachdem der König ein lang zweideutiges Treffen glücklich gewonnen, belagerte er Breisach. Nie war seine Lage

gefährlicher; alle Fürsten bis auf den Herzog von Schwaben, dessen Bruder und den Burggrafen von Worms verließen ihn; doch, was großen Seelen eigen ist, er sich selbst nicht. Und das Glück schenkte ihm auch den Sieg; die Anführer der Widerparthei wurden eines Tages bei einem Gastmahl von den Getreuen des Königs plözlich überfallen; der eine fiel durch das Schwert, der andere ertrank im Rhein, und ihr Kriegsvolk stürzte sich in die Flucht, worauf Breisach die Thore öffnete.

König Otto war nun Herr des ganzen Rheinlandes. Das Herzogthum Lothringen und die fränkischen Landschaften bis zum Kraichgau herauf gab er an Konrad, den Burggrafen; das übrige bekam Hermann. Durch diese Theilung verschwand jenes alte Herzogthum Rheinfranken, und der Hauptbestandtheil seiner Länder ging nachmals in die Pfalzgrafschaft bei Rhein über. Nämlich schon König Heinrich hatte in Lothringen die pfalzgräfliche Würde errichtet, um die Gewalt des dortigen Herzogs zu beschränken. Als nun durch den Gang der Ereignisse das herzogliche Ansehen mehr und mehr abnahm, erhob sich der rheinische Pfalzgraf um so leichter zum höchsten Ansehen des Landes; er erwarb eigene Güter und gründete dadurch eine Herrschaft, welche sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, während die übrigen Pfalzgrafschaften längst in Abgang gekommen.

Herzog Hermann zu Schwaben starb im Jahr neunhundert acht und vierzig, und die erledigte Würde ging auf den Gemahl seiner Tochter, den Sohn König Otto's über. Dieser war Leutolf, ein unglückliches Opfer fremder Herrschsucht; er verlor das Herzogthum durch einen Aufstand wider seinen Vater, und bald darauf das Leben auf einem Kriegszug nach Italien. In die erledigte Würde aber trat jezt der gleichnamige Sohn weiland Herzog Burkhards. Seine Verwaltung des Landes mochte nicht ohne Verdienst seyn; aber er hat sich beinahe nur durch auswärtige Kriegsthaten hervorgethan, besonders an jenem Tag auf dem Lechfeld, wo die Ungarn endlich für immer von den deutschen Grenzen zurückgeschreckt wurden; und alsdann in Italien wider die Feinde des Kaisers. Sein Alter würdigte Burkhard durch Beförderung der Gotteshäuser; er starb kinderlos im Jahr neunhundert drei und siebenzig, auf der Burg Twiel, seiner gewöhn-

lichen Wohnung. Die herzogliche Würde erbte sofort an Otto, den Sohn Herzog Leutolfs; doch blieben der Wittwe des Verstorbenen, der Herzogin Hedwig, die Erbgüter des burkhardischen Hauses, mancherlei Verwaltungsrechte und die Schuzvogteien mehrerer Klöster mit dem Titel einer Reichsverweserin zu Schwaben. Sie war die Tochter des Herzogs von Sachsen, und hatte in ihrer Jugend den griechischen Kaiser Konstantius heirathen sollen; sie liebte die griechische Sprache und Literatur bald mehr, als ihren lasterhaften Bräutigam, und wußte sich endlich desselben zu entledigen, um ganz der Wissenschaft anzugehören. Den Herzog Burkhard nahm sie nur, weil er schon alt war, und ihrem Vater zu gefallen; die Erhaltung der jungfräulichen Reinheit auch in der Ehe, galt damals für ein großes Verdienst. Als Wittwe lebte sie zu Hohentwiel in strenger Zurückgezogenheit der Andacht und dem Studium des klassischen Alterthums. Der sanktgallische Pörtner Ekehard war ihr Lehrmeister, ein junger Mann von heroischer Gestalt, mit durchdringenden Augen und von den gefälligsten Manieren, der beste Kenner der Alten, und in allen Geschäften gewandt. Ekehards Gemach stieß zunächst an das der Herzogin. Täglich kam sie, nach Verrichtung des Morgengebets, in Begleitung einer Magd zu ihm herüber; um allen Verdacht zu entfernen, blieb die Thüre offen. Nicht selten geschah es, daß hohe Gäste, Grafen und Fürsten, welche Twiel besuchten, die schöne Frau bei dem gelehrten Mönche fanden, im Diskurs über irgend ein Werk der Griechen oder Römer!

Nach dem Tode Otto's, der zu Schwaben auch das Herzogthum Baiern erworben hatte, gab König Otto der Andere beide Würden dem rheinfränkischen Herzog Konrad, welcher sie in eifriger Treue für das kaiserliche Haus bis neunhundert sieben und neunzig verwaltete, wo ihm sein Neffe Hermann nachfolgte, ein Fürst von solchem Ansehen, daß ihn auf den Hinscheid des Königs eine Parthei an das Reich erwählte. Doch mußte er unterliegen, und überließ bald darauf das Herzogthum seinem gleichbenannten, für die Geschäftsführung noch zu jungen Sohn. Daher war damals eine ungemein traurige Zeit; alle Verhältnisse lagen in Verwirrung, die Gotteshäuser zerfielen, und von den Großen des Landes that ein jeder, wozu er Macht genug hatte. Da erschien der neue

König Heinrich, um Friede und Ordnung wieder aufzurichten. Bei dieser Gelegenheit verpflanzte derselbe das Kloster auf dem Bergschloß Twiel nach dem Orte Stein am Rhein, welches während der ungarischen Einfälle von dem Grafen von Buchhorn war mit Wällen umgeben worden; alsdann empfing das Stift Reichenau aus seiner Hand eine große Anzahl Güter in verschiedenen Gauen; endlich schlug er sowohl das Gotteshaus zu Stein, als die Abteien Gengenbach, Schuttern und Ettenheim zu dem von ihm neu gegründeten Bisthum Bamberg.

Auf den frühen Tod Hermanns trat dessen Schwager Ernst, der Sohn Markgraf Leutbolds von Oestreich, in die Würde eines Herzogs zu Schwaben, starb aber bald an einem unglücklichen Pfeilschuß auf der Jagd. Sein Erstgeborner ist jener Herzog Ernst, von welchem die Sage des Volks so wundersame Abenteuer erzählt hat. Sein ganzes Elend entsprang aus seiner Ansprache an das Erbe des burgundischen Reichs, während König Konrad dasselbe als ein der deutschen Krone zugesprochenes Vermächtniß behauptete. Diese Angelegenheit wurde der Zunder einer blutigen Partheiung durch ganz Schwaben; allenthalben erhoben die Großen ihre Waffen wider einander, endlich mit dem Grafen Welf der Herzog selbst wider den König, und zum zweitenmal, nachdem er im ersten Krieg sich hatte unterwerfen müssen. Aber auch jezt schien ihm kein besseres Glück; geächtet und von allen verlassen, welche die Rache des gewaltigen Kaisers fürchteten, mußte er sich mit dem einzigen Freunde und Waffenbruder, der ihm noch treu geblieben, mit Graf Werner von Kyburg, nach den Wildnissen des Schwarzwaldes flüchten, auf die Burg Falkenstein, in der untern Baar. Durch Ueberlieferung Werners, in welchem Konrad den Hauptanstifter des ganzen Aufstandes sah, hätte sich der Herzog noch retten können; aber er gab den königlichen Unterhändlern großmüthig zur Antwort: „Eher will ich Alles einbüßen, als meinen Freund verrathen." Als zu Falkenstein endlich die Nahrung ausging, rafften die beiden Unglücksgefährten alles zusammen, was ihnen noch anhing, und drangen gegen Schwaben vor. Da erschien mit überlegener Macht Graf Mangold von Nellenburg, Schirmherr zu Reichenau, dessen Besizungen zunächst gefährdet waren. Voll verzweifelnden Muthes

stürzte sich Ernst an der Spize seines Häufleins in den Feind. Es wurde mit äusserster Erbitterung gestritten; endlich fiel der Herzog, ritterlich, hinter einem Wall von Leichen. Hierauf fiel Werner, sein Freund bis in den Tod; aber auch Graf Mangold fiel, zur Sühne der unglücklichen Waffenbrüder!

Nach diesem Ausgang Herzog Ernsts sezte König Konrad dessen Bruder Hermann unter Vormundschaft über Schwaben; um so ungehinderter schaltete seine eigne Hand in dem Herzogthum. Er erwarb sich viele neue Erbgüter, worunter ein Hof zu Baden im Ufgau war; die uralten münsterthaler Silberbergwerke im Breisgau schenkte er an das Bisthum Basel; den jungen Herzog führte er bei einem Kriegszug mit nach Italien, wo derselbe starb. Nach seiner Zurückkehr verlieh er sowohl das Königreich Burgund, als die herzogliche Würde über Baiern und Schwaben seinem Sohn Heinrich. Zu einer solchen Höhe erhob sich dieser Konrad. Zum Glück für die Reichsfreiheit starb er bald darauf; denn Heinrich der Dritte war nicht der Mann, um eine so widernatürliche Gewalt in die Länge zu behaupten. Das schwäbische Herzogthum erhielt sofort der rheinische Pfalzgraf Otto, und nach dessen baldigem Hinschied der Markgraf Otto von Schweinfurt, eine Kreatur des Königs, von welchem nichts bemerkt worden ist, als sein Todestag.

Damals war Graf Berthold im Breisgau einer der verdientesten Männer am Hof. Zum Lohn dieser Verdienste gab ihm der König die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben. Als aber Otto von Schweinfurt mit Tod abgieng, war Heinrich schon gestorben, und die Kaiserin Wittwe verlieh die erledigte Würde ihrem Günstling, dem Grafen von Rheinfelden; Graf Berthold hingegen wurde mit dem Herzogthum Kärnthen befriedigt.

Dies sind die Schicksale der herzoglichen Würde zu Schwaben seit dem Ausgang Graf Erchangers, welcher deren Wiederherstellung zuerst unternommen, bis in die Tage König Heinrich des Vierten, also eines Zeitraums von hundert und etlichen vierzig Jahren, wozwischen das Land, obwohl vielfach von Kriegsnoth heimgesucht, durch die Aufnahme der Klöster und Städte, durch die Vervielfältigung des Handels und Wandels, und die Entwicklung aller bürgerlichen Verhältnisse dennoch einer bessern Kultur glücklich entgegenreifte.

Erchanger hatte einen Sohn hinterlassen, Namens Guntram, den Erben seiner Gesinnung, aber auch seines Unsterns. Es verwaltete derselbe die Grafschaften im Breisgau. Durch Sparsamkeit und zwei vortheilhafte Ehen erwarb er sich solches Gut, daß man ihn den Reichen nannte. Dieser Landbesiz und seine Abkunft mochten ihm ein Gewicht verschaffen bei der Parthei wider Kaiser Otto den Großen, an dessen Spize König Berengar von Italien stund. Als nun Berengar im Jahr neunhundert zwei und fünfzig zur Unterwerfung nach Augsburg an die Reichsversammlung kam, so konnte auch Guntrams Antheil nicht unberührt bleiben; er wurde seiner Würden und Lehengüter entsezt. Die Grafschaft des Breisgaus erhielt Leutolf, der Sohn des Kaisers; die Besizungen aber schenkte dieser größtentheils an die Kirchen. Die breisgauischen, nämlich den königlichen Hof Riegel mit allen Zubehörten in fünfzehn Ortschaften, erhielt Einsiedeln, und das übrige kam nachmals auf Bitten besonders Herzog Burkards an das Domstift zu Konstanz, die elsäßischen aber geriethen an die Stifte Peterlingen und Lorsch.

Jene zwei Gemahlinen Guntrams waren vielleicht die Ursache der Trennung seiner Nachkommenschaft in zwei verschiedne Linien, woraus im dritten Geschlecht die beiden Häuser von Zähringen und von Habsburg entstunden. Welche Verdienste das erstere durch Beförderung der Städte und des bürgerlichen Wesens sich um das Vaterland erworben habe, werden wir sehen; und an demselben Tage, als mit Herzog Berthold der zähringische Mannsstamm zu Grabe gieng, erblickte Rudolf von Habsburg das Licht der Welt, der Gründer des Hauses Oestreich und Wiederhersteller Deutschlands!

Guntrams Söhne waren Berthold, Birtilo und Gebhard, aus der ersten, Landold und Lanzelin aus der zweiten Gemahlin. Von Birtilo, der ohne Leibeserben verstarb, wissen wir, daß er die obere Grafschaft des Breisgaus verwaltet, und das Kloster Sulzburg gestiftet habe. Gebhard ehlichte Bertha, die Schwester Graf Friedrichs von Büren, des Stammvaters der Hohenstaufen. Landold war Graf im Thurgau, Lanzelin aber im Klekgau, welche Grafschaft schon sein Großvater, Herzog Erchanger besessen; er nannte sich von Altenburg, der uralten klekgauischen

Mahlstatt, wo sein Siz war. Der Sohn Lanzelins ist nun Ratbod, der Erbauer des Schlosses Habsburg, der Wiege von Oestreich. Der Sohn aber Graf Gebhards und Frau Berthas ist Berthold, dieses Namens der Vierte im Geschlechte Herzog Gottfrieds, Graf zu Breisgau und in der Ortenau, der Vater Herzog Berthold des Ersten von Zähringen, und Großvater Markgraf Hermann des Ersten von Baden.

Viertes Kapitel.

Vom ältesten Adel der badischen Lande.

Zu der Zeit, da das Haus Zähringen in der Geschichte bekannt wird, blühten schon in allen Gauen unsrer Heimath zum Theil reiche und berühmte Geschlechter des Adels. Es waren die Nachkommen der alten Gaugrafen, und diejenigen von den freien Grundbesizern, welche sich durch ein größeres Vermögen im Stande sahen, ihre ursprüngliche Unabhängigkeit zu behaupten. Jene erbten den gräflichen Titel in ihren Familien fort; diese aber nannten sich Edelmänner oder Freiherren, während wir sie, zum Unterschied des niedern Adels, welcher bald zahlreich genug an ihrer Seite heranwuchs, mit dem griechischen Worte Dynasten bezeichnen. Viele derselben, besonders die in abgelegenen Gegenden ansäßig waren, im Albgau, in der Baar und dergleichen, haben sich lange erhalten, und den Ruhm eines wohlthätigen, wenn auch weniger gekannten und glänzenden Wirkens zurückgelassen, während die größere Zahl wohl auch in jene verderbliche Herrschsucht verfiel, womit die Grafen zuerst die freie Bauerschaft ihrer Gaue unter das Joch der Zinsbarkeit oder Leibeigenschaft gebeugt haben.

An der äußersten Grenze des Großherzogthums gegen Morgen, wo die Schussen in den Bodensee tritt, saßen auf ihrer angestammten Burg die Grafen von Buchhorn. Ihre Väter hatten die Grafschaft des Linzgaus und des anstoßenden Argengaus

verwaltet. Der berühmteste Mann aus dem ganzen Hause war Bischof Gebhard der Seelige, der Stifter von Petershausen, seit Salomon dem Großen der dritte Vorsteher der Kirche zu Konstanz, ein würdiger Nachfolger seines Lehrers, des heiligen Bischofs Conrad. Den Ort des neuen Klosters hatte er durch Tausch von der Abtei zu Reichenau erworben. Die Anstalt selbst wurde mit einsiedlischen Mönchen bevölkert, und von dem Gründer reichlich begabt mit Gütern und Leuten in verschiedenen Gauen. Die Köche, Bäcker, Fischer und dergleichen nahm derselbe aus seinem eigenen Stift und übergab sie der Abtei, mit völliger Befreiung von der todten Hand, das heißt, so daß sie nicht als leibeigne, sondern als freie Dienstbothen um den Lohn arbeiteten, und ihre Ersparniß vererben konnten. Man sieht hieraus, wie damals unter der geistlichen Herrschaft vieles milder war, als unter der weltlichen, und wie sofort die Bereicherung der Klöster natürlich erfolgen mußte, da das Volk den Krummstab jeder andern Oberkeit vorzog. Gebhard starb im Jahr neunhundert sechs und neunzig nach einer sechszehnjährigen stillen und lobwürdigen Verwesung; hundert und vierzig Jahr später wurde er vom Papst Innocenz heilig gesprochen. Von Gebhards drei Brüdern pflanzte Ulrich als Graf zu Bregenz das Geschlecht fort, während Reichard, seines Vaters Brudersohn, den buchhornischen Stamm erhielt, dessen Besitzungen nachmals an das welfische Haus übergingen.

Kein schwäbischer Adel war lange Zeit damals so mächtig und berühmt, wie diese Welfen. Sie hatten ihren Geburtsort etliche Meilen oberhalb Buchhorn zu Altdorf an der Schussen, in dem romantischen Thal, wo jezt die Stadt Ravensburg liegt. Die welfischen Erb- und Lehngüter waren durch viele Gaue zerstreut; von den Grenzen Baierns durch Schwaben herein an den Bodensee, über den Scharzwald und bis über den Rhein. Der welfische Name erscheint in fast allen wichtigen Geschäften des Reichs, wie in den Geschlechtstafeln fast aller andern großen Häuser. Der erste bekannte Anherr des Hauses lebte schon lang vor der karlingischen Zeit. Unter Karl dem Großen erwarb sein Enkel die Grafschaft Altdorf, und der Nachkomme dieses Stammvaters war jener Welf, der aus der Geschichte Herzog

Ernsts bekannt ist, der Erbauer von Ravensburg. Seines Großvaters Bruder war jener Bischof zu Konstanz, welcher unter dem Namen des heiligen Conrad aus einer langen Reihe von Vor- und Nachwesern rühmlich hervorleuchtete; die Aufnahme sowohl der Wissenschaft als Sittlichkeit bei dem konstanzischen Klerus, mehrere Kirchen in der Gegend von Konstanz, und das Spital dieser Stadt haben billig sein Gedächtniß bei der Nachwelt erhalten. Die nächsten Nachbarn des welfischen Stammsizes waren im Linzgau, außer dem gräflichen Hause Buchhorn, die Grafen von Heiligenberg und von Pfullendorf, deren Anfänge jezt aber nicht mehr bekannt sind.

Unter allem hegauischen Adel that sich Graf Eberhard von Nellenburg durch Herkunft, Reichthum und Frömmigkeit hervor. Schon in den karlingischen Zeiten verwaltete sein gleichnamiger Anherr die Grafschaft des Zürichgaus; die Kinder desselben waren Reginlind, Gemahlin Herzog Burkhards von Schwaben, alsdann Mangold, und Gottfried, der Vater Ebbos, welchem Hedwig, eine Tochter Herzog Hermanns, den Eberhard gebahr. Graf Eberhard selbst ehelichte Itha, aus dem gräflichen Hause von Kirchberg, und erzeugte mit ihr vier Söhne, welche nachmals in hohen Würden geglänzt haben. Um noch ein Werk seiner frommen Gesinnung zu hinterlassen, stiftete er im Jahr tausend zwei und fünfzig ein Benediktinerkloster, wenige Meilen von seiner Stammburg, in einer anmuthigen Gegend am Rhein, nicht weit oberhalb des großen Falles, gegenüber von dem Orte Feuerthalen, wo weiland das römische Forum Tiberii liegen mochte. Das neue Gotteshaus baute Graf Eberhard in der Ehre aller Heiligen, und begabte es mit den nahen Schifferwohnungen am Ufer des Stromes, und mit vielen Gütern vom Schwarzwald bis in die Alpen. Hierauf that er eine Wallfahrt nach Compostella jenseits der Pyrenäen, und verlebte seine noch übrigen Tage als Mönch.

Ein zweites hegauisches Grafengeschlecht war das von Oehningen. Den Ort dieses Namens, welcher bei Stein am Rhein in einer lieblichen uno fruchtbaren Umgebung liegt, schenkte weiland König Otto der Große mit vielem andern Gut dem Gemahl seiner Tochter Richlinde, dem niederrheinischen Grafen Kuno.

Die Kinder dieses Herrn kamen in sehr vornehme Verbindungen und Würden; Itha heurathete den Grafen Rudolf zu Altdorf, von ihren Schwestern die eine den Grafen zu Rheinfelden, eine andre den Grafen von Diezen, und eine dritte den König der Rugier; Egbert wurde Markgraf von Staden, sein Bruder Kuno aber, da er sich ohne Nachkommenschaft sah, gründete zu Oehningen ein Chorherrenstift für Augustinermönche, und übergab es seinem Oheim, Bischof Conrad dem Heiligen zu Konstanz. Mit ihm verschwindet sein Haus, und es treten die Herren von Höwen hervor, das eigentlich hegauische Dynastengeschlecht.

Im ganzen Klekgau saß der reichste Freiherr zu Weißenburg auf einem Hügel bei Weißweil, umgeben von Höfen und Ortschaften, wovon ihm der größte Theil zinsbar oder eigen war. Im nächsten Verhältniß stund sein Geschlecht zur Abtei Rheinau; schon Othram hatte im Jahr achthundert sechs und siebzig vor seiner Wallfahrt nach Palästina eine Schenkung an das Gotteshaus gethan, und hundert dreißig Jahre später wählte dasselbe den Leutholo zum Schirm- oder Kastvogt. Das Schirmherrn-Amt stammte aus der ersten Zeit des Aufblühens der Kirchen, und hatte seinen Grund in dem Verbot der Geistlichkeit, ihre weltlichen Geschäfte selbst zu betreiben. Der Kastvogt schirmte das Kloster vor Feindesnoth, er richtete über dessen Leute, und zog die Gefälle ein. Wie hätte so viel Gewalt können ohne Mißbrauch bleiben? Bald erhoben sich viele Kastvögte zu wahren Herren ihres Klosters, schlugen beliebig von dem geistlichen Grund und Boden zu dem ihrigen, oder erpreßten von den Gotteshausleuten allerlei ungebührliche Steuern und Dienste. Dies Unwesen nahm endlich so sehr überhand, daß viele reiche Stiftungen dabei fast zu Grunde gingen. So hatten die helvetischen Grafen von Lenzburg das Stift Rheinau aufs härteste bedrängt, bis Leutholo von Weißenburg erschien, welcher sein Amt rühmlicher verwaltete, und bei seinem Ableben die rheinauische Kirche mit der weißenburgischen Erbschaft beschenkte, welche zerstreut in mehreren Dörfern des Klekgaus lag. Die Grafschaft dieses Landes verwaltete noch immer ein Zweig von dem Hause Guntrams des Reichen, und Lanzelin, den Vater Ratbods, nennt man eigens einen Grafen von Altenburg; also ist jenes

klekgauische Dorf die Wiege des berühmten Geschlechtes von Habsburg oder Oestreich.

Die Grafschaft des Albgaus theilte sich in die obere und untere. Dort war Stühlingen, hier Hauenstein der bezeichnende Ort. Von dem stühlingischen Grafengeschlecht sind kaum einige Namen bekannt; der hauensteinische Antheil kam aus unbekannter Hand an das Haus Habsburg. Sonst blühte in der obern Grafschaft die Familie der Freiherren von Krenkingen und von Berau, und in der untern besonders die von Tiefenstein. Aber allenthalben herrscht noch großes Dunkel; man weiß nur, daß Herr Gottfried von Berau den Berg dieses Namens mit seiner väterlichen Stammburg an das Gotteshaus Sankt Blasien schenkte, und Herr Marquard von Krenkingen auf seinem Stammgut Tezelheim eine geistliche Anstalt gründete, welche dem Chorherrnstift zu Oehningen einverleibt ward.

Das Kloster Sankt Blasien hatte gegen neunzig Jahre nach seiner Vereinigung mit Rheinau in Reginbert von Seldenbüren, einem Freiherrn aus dem Zürichgau, den zweiten Stifter erhalten. Dieser fromme Ritter, der Welt und ihres Getriebes müde, zog sich völlig in die Einsamkeit des Schwarzwaldes zurück. Er verwandelte die hölzernen Zellen an der Alb in ein steinernes Gebäude, schenkte dem neuen Gotteshaus sein väterliches Erbe, und erwarb ihm von König Otto dem Großen, unter welchem sein Arm weiland gekämpft, die nächste Wildniß, und das Recht der freien Wahl, sowohl des Vorstehers als des Schirmvogts. Durch diese neue Stiftung hörte der alte Verband mit Rheinau auf, und die sanktblasischen Mönche wählten aus ihrer Mitte jezt einen Abt, den bisherigen Prior Beringer, welchen Bischof Conrad der Heilige von Konstanz hierauf einweihte. Von nun beeiferte sich der benachbarte Adel durch milde Gaben für das Gotteshaus, den Lohn des ewigen Lebens zu verdienen. Sankt Blasien stieg in kurzer Zeit zu einer glücklichen Blühte empor, da Abt Beringer seiner Anstalt auch den Geist der Wissenschaft eingepflanzt hatte, und würdige Nachfolger fand.

Der vornehmste Adel in der Baar waren die Grafen von Kirnberg, von Sulz, Hohenberg, Heigerloh, Sigmaringen, Vehringen und Gamertingen, nebst den Dynasten von Wartenberg,

Falkenstein, Lupfen, Waldau und Wolfach. Jene entsproßten wohl größtentheils aus dem Hause Herzog Burkhards von Schwaben; für uns haben nur das sulzische und lupfische Haus Interesse, da sie später in den Besitz der Landgrafschaften Klekgau und Stühlingen gerathen, und das waldauische, aus welchem Hesso und Hezel, die Stifter der Abtei Sankt Georgen stammten. Seit uralter Zeit besaß diese Familie das Kastvogteiamt über Reichenau, und wahrscheinlich ist es der nämliche Adel, welcher im Breisgau, hinter dem Kaiserstuhl auf der Veste Usenberg am Rheingestad, seine väterliche Behausung hatte.

Das usenbergische Haus, die Edlen von Schwarzenberg, von Röteln und der Graf zu Neuenburg waren die ersten der breisgauischen Großen. Im Jahr tausend zwei und fünfzig gründete Hesso von Usenberg eine Kirche zu Eichstätt, und zwanzig Jahre später dessen gleichnamiger Sohn, vielleicht eben jener Mitstifter von Sankt Georgen, eine Zelle zu Rimsingen, welche aber bald wegen der zu großen Gangbarkeit des Ortes nach Grüningen, und von da endlich, durch den heiligen Ulrich, in die Vorhügel des Schwarzwaldes verlegt wurde. Ulrich war als Knabe von seinen Aeltern dem geistlichen Stande bestimmt worden. Da Kaiser Heinrich der Dritte ihn aus der Taufe gehoben, erhielt er eine gute Erziehung; er machte viele und zum Theil große Reisen, und hätte in den ersten geistlichen Würden glänzen können, aber sein ganzes Bestreben ging allein auf die Vervollkommnung des klösterlichen Lebens. Nachdem er in Helvetien mehrere Gotteshäuser eingerichtet, kam der fromme Mann zur Leitung der neuen Zelle nach Grüningen, welcher Ort von Herzog Berthold, dem Stammvater des Hauses Zähringen, eingetauscht worden; doch schien ihm nachmals die uralte Zelle Villmars, in dem Thalgrund, wo von der Hofsgrunder Höhe die Möhlin herabfällt, für eine geistliche Niederlassung geeigneter. Diesen einsamen, stillen, mit hohen Bäumen und grünen wasserreichen Wiesen umgebenen Ort erwarb Ulrich aus der Hand des Bischofs zu Basel, und gründete sofort in der Ehre der Apostel Peter und Paul das Gotteshaus seines Namens. Aber sein Eifer ruhte noch keineswegs. „Um auch das weibliche Geschlecht, wie eine alte Schrift sagt, von den Pforten der Hölle zu retten, sammelte er

aus der Umgegend alle gottergebnen Jungfrauen, Wittwen und des Ehestandes überdrüssigen Weiber, und errichtete zu Bolsweil ein Kloster für sie." Beide Kirchen stunden als Tochterstifte unter der Abtei Klugny, welche damals einen ungemein verbreiteten Ruf hatte. Ulrich starb im Jahr tausend vier und neunzig, nach einem überaus thätigen und nicht unverdienstlichen Leben; wenn die Verwalter der weltlichen Geschäfte einen so lebhaften und so unermüdeten Eifer bezeigt hätten, wie diese Diener der Kirche, um wie viel besser müßte es mit uns stehen!

Der Herr von Schwarzenberg war Schuzvogt über das Frauenstift zu Waldkirch; seine Stammburg lag auf einer waldigen Höhe am westlichen Abhang des Kandels. Der mächtigste Dynast aber im Breisgau mochte der Freiherr von Röteln seyn, welcher bei dem uralten Kirchorte dieses Namens, auf einem zahmen Hügel am Ausgang des gesegneten Wiesenthals seine väterliche Burg bewohnte. Herr Dietrich verwaltete das Schirmamt über die diesseitigen Güter der Kirche Sankt Alban zu Basel; sein Name vererbte sich, nach der Sitte der Zeit, bis ins vierte und fünfte Geschlecht; das ganze Haus aber erlosch schon bitthalb hundert Jahre nach ihm.

Unter den ortenauischen Großen thaten sich wohl einzig die Freiherren von Geroldseck durch ihren Besizthum und als Schuzvögte der Stifter Ettenheimmünster und Schuttern besonders hervor. Sie bewohnten einen Berg hinterhalb Lahr; ihre Güter erstreckten sich vom Rheine über den Schwarzwald bis nach Schwaben hinaus. Zunächst gehörte ihnen Mahlberg und Odenheim, diejenigen Orte, wonach einzelne Grafschaften der Mortenau benannt wurden. Neben Geroldseck mochten auch zu Windeck und Schauenburg uralte Geschlechter bestehen, aber es ist keine Nachricht aus ihrer ersten Zeit bis auf uns gekommen.

Schauenburg gedieh nachmals an die Freiherren von Eberstein, welche Burg auf einem steilen, kaum zugänglichen Felshügel des Murgthales ruhte. Man erzählt, Otto der Große habe sie einst vergeblich belagert; es mochte dies damals geschehen seyn, als der Kaiser am Rhein stund, und im ganzen Land heftige Partheiung für und wider ihn war. Die ebersteinische Familie erscheint beinahe als der einzige Adel des Ufgaus; sonst be-

hauptete von der Murg bis an den Main das Haus Henneberg das größte Ansehen. Es stammte von den alten Grafen des Rheingaues ab, und besaß die erbliche Kastvogtei über das Stift Lorsch, welches weiland Graf Kanchor gegründet. Aber das älteste Dynastengeschlecht dieser Gegenden hauste im Lobdengau, an der Bergstraße, in dem Garten zwischen Heidelberg und Weinheim. Die Wiege desselben war wohl Leuthershausen, ein uralter Ort, wo im Jahr achthundert sieben und achtzig der fromme Leuther seine Erbschaft mit der dortigen Kirche an das Kloster Lorsch vergabte. In der Nähe erhebt sich ein waldiger Hügel mit den Trümmern der Feste Hirschberg, dem ehemaligen Siz dieser Freiherren, von welchem das Geschlecht zu Strahlenberg, einer Burg hinter Schrießheim, ein späterer Zweig ist. In dem nämlichen Lobdengau entstund auch das Geschlecht derer von Steinach, am Ausfluß des gleichnamigen Bergwassers in den Neckar, wo jezt die Stadt Neckarsteinach liegt. Ihr gegenüber im Elsenzgau erhob sich Dilsberg, ein Siz der Grafen von Laufen, welche zu Anfang des zwölften Jahrhunderts vom Maine her an den Neckar gekommen seyn mögen.

Das alte kraich- und elsenzgauische Grafenhaus währte bis auf Wolfram, welcher im Jahr tausend und vier zu den Vätern ging. Denn als von seinen zwei Söhnen der ältere ohne männliche Nachkommen verstarb, nahm Johann, sein Bruder, Bischof zu Speier, einen Theil der väterlichen Besizungen, stiftete auf dem Stammgut zu Sinsheim an der Elsenz ein Kloster für Augustiner-Chorherren, und schenkte dasselbe mit der übrigen Erbschaft in sechs benachbarten Gauen, der speierischen Kirche, zum ewigen Seelenheil seines nun erlöschenden Geschlechts. Diese Stiftung geschah aber, zum Vortheil des neuen Gotteshauses, unter der Bedingung steter Freiheit von aller Dienstpflicht gegen das Hochstift, und einer völlig freien Wahl des Abts und Schirmvogts; sie geschah kurz vor dem Tode Bischof Johanns, am Schlusse des eilften Jahrhunderts.

Nach solchem Ausgang des salischen Grafenhauses im Kraich- und Elsenzgau kam die erledigte Würde an das laufische Geschlecht, dessen Ahnherr Graf Arnold war, ein Franke von vornehmer Abkunft, der Vater Erzbischof Bruno's zu Trier. Seine

Heimath sucht man bei Waldtürn in der Weingartweiba, wo eine uralte Freiherrn-Familie herstammt; aber wohl eher haben die Grafen von Laufen mit denen von Werthheim im Taubergau ihren Ursprung in einem mächtigen Geschlechte Ostfrankens, aus welchem noch unter den Karlingern Graf Boppo ererscheint, ein bei beiden Häusern sehr üblicher Name.

Dies sind die gräflichen und Freiherren-Geschlechter badischer Lande, deren Ahnen bis in die Zeit hinaufreichen, wo überhaupt der deutsche Adel sich durch die Erblichkeit der Reichsämter, den Zerfall der Gaue, durch das Lehenwesen und die Errichtung der Burgen anfängt heranzubilden. Die gräflichen Familien wurden nach erlangter Erbfolge durch die Theilungen der Stammgüter unter zwei oder mehrere Söhne ungemein zahlreich. Aus dem nämlichen Grunde geschah es auch, daß die alten Gaue beinahe überall vergessen wurden, und man nur von Grafschaften sprach, im Sinne eigentlicher Dynastien oder Erbherrschaften. Und eben der Zerfall der Gauverfassung bewirkte auch die größere Ausscheidung und Macht der freiherrlichen Geschlechter, da sich dieselben bei dem Abgang des politischen Bandes, wodurch sie unter die Amtsgewalt der ehemaligen Gaugrafen geknüpft waren, nun unmittelbar unter den Kaiser stellten, und so als ein wahrer hoher Adel der Nation erschienen. Bald jedoch wurde diese kostbare Selbstständigkeit durch das Lehenwesen wieder geschwächt; die meisten Geschlechter suchten Lehenverbindungen bei Domstiften, Klöstern oder Fürsten, und die falsche Sucht, im Dienste irgend eines Hofes zu glänzen, überwog leider jene Liebe freier Unabhängigkeit endlich ganz.

Fünftes Kapitel.

Herzog Berthold der Bärtige und seine Söhne.

Lang konnte Herzog Berthold nicht vergessen, wie er von der Königin Agnes und ihrem Günstling um die schwäbische Herzogswürde betrogen worden; denn Kärnthen und die damit verbundne

Mark Verona in Italien, waren als so entlegene Länder eine schlechte Entschädigung für das heimathliche Schwaben. Gleichwohl wurde er bald ein Freund und Bundesgenosse Herzog Rudolfs, und nachmals dessen eifrigster Rath und Helfer. Diese Veränderung geschah durch den neuen König, den Sohn des verstorbenen, durch Heinrich den Vierten, der zu seinem eigenen wie zum Unglück des ganzen Reiches, schon als Knabe auf den Thron kam. Zwar besaß er eine Seele voll Muth und Talent; aber eine mißglückte Erziehung hatte alle Leidenschaften unbändig in ihm heranwachsen lassen. Es war damals eine Zeit, wo die Niederhaltung und Verminderung des Ansehens der großen Reichsfürsten bei den Königen zum angelegensten Interesse geworden. Die hohe Geistlichkeit stimmte hiemit überein; denn bei ihrem steigenden Reichthum geizte sie allmälig auch nach weltlicher Ehre und Gewalt. Also suchte sie den Sturz der großen Beamten des Reichs. Schon war ihr gelungen, eine Reihe von Grafschaften in die todte Hand zu vereinigen, und an der Abschaffung nun auch der Herzoge arbeitete damals in allem Ernst Erzbischof Adelbert von Bremen, der Erzieher Heinrichs. Die ehrgeizige Jugend des Königs glaubte der herrschsüchtige Prälat als das beste Mittel zur Erreichung seines Zweckes benützen zu können. Aber der ganze Plan scheiterte an eben diesem Heinrich; denn zu bald und zu ungescheut trat derselbe gegen die mächtigsten und angesehensten Reichsfürsten feindlich auf. Man sprach davon, daß ein schwäbischer Großer durch seine Veranstaltung ermordet worden; hierauf entsezte er den Herzog von Sachsen seines Amtes; die Herzoge von Schwaben und Kärnthen aber machte er mißtrauisch durch alle Vernachläßigung ihrer Rathschläge und Ermahnungen. Die Gemüther entfernten sich mehr und mehr von einander; es bildete sich im Stillen eine Partheiung, welche endlich durch den Pabst und einen Krieg in Sachsen zum entschiednen Ausbruch kam. Nämlich, in demselben Jahr, als zu Rom der Kardinal Hildebrand unter dem Namen Gregor des Siebten an den apostolischen Stuhl gewählt wurde, traten in Deutschland Herzog Welf von Baiern, Herzog Rudolf von Schwaben, und Herzog Berthold von Kärnthen zusammen, und machten einen Bund zur Aufrechthaltung des reichsfürstlichen An-

sehens wider die Anmaßung und Gewalt des obersten Reichshauptes. Der König hienwiederum entsezte Bertholden seiner Würden, verfolgte dessen Freund, und erhob sich trozig gegen den Pabst, als derselbe den weltlichen Einfluß auf die Verlezung der kirchlichen Aemter verbot. Ein kräftiges Auftreten der verbündeten Fürsten würde den Verblendeten schon jezt auf andre Wege haben bringen müssen; aber sie ließen sich vom Hofe wieder gewinnen, und leisteten dem Könige ihren Zuzug in dem Kriege, welchen Heinrich gegen die Sachsen unternahm, nachdem er sie durch die ausgelassenste Tyrannei gegen sich empört hatte. Doch diente diese Verzögerung nur dazu, seinen unausbleiblichen Fall desto empfindlicher zu machen. Denn durch die schamlosesten Treubrüche an dem sächsischen Volk, durch einen tollkühnen Kampf mit dem Pabste und dessen Anhang, und durch mancherlei verbrecherische Anschläge gegen den und jenen Fürsten, veranlaßte er die Reichsversammlung zu Forchheim, im Jahre tausend sieben und siebzig, ihn abzusezen, und den Herzog Rudolf an die erledigte Stelle zu erheben. Zwar unterlag die Parthei des neuen Königs den Waffen und Umtrieben Heinrichs; aber doch wurde durch diesen Krieg die Reichsfreiheit und die Selbstständigkeit der Kirche gerettet.

An dem Verdienste dieser Rettung erwarben sich Herzog Berthold der Bärtige, der Stammvater des Hauses Zähringen, und dessen Söhne Berthold und Gebhard, unter allen Fürsten den meisten Antheil; der dritte Sohn des Herzogs, Markgraf Hermann, der Stammvater des Hauses Baden, hatte nach dem Unfall seines Vaters, Weib und Kind verlassen, und sich in die Abgeschiedenheit eines Klosters geflüchtet. Kaum entschuldbar möchte man die Schonung finden, womit der alte Herzog den jungen, leidenschaftlichen, verzogenen und ausschweifenden König behandelte. Auch nachdem er von ihm des Herzogthums Kärnthen beraubt worden, war Berthold der erste unter seinen Rettern, als ihn die Sachsen auf der Harzburg belagerten; er sprach für den König vor dem versammelten Heere des Feindes mit aller Kraft seiner gerühmten Beredsamkeit; er war stets für billige Ausgleichung, stets für den Frieden, selbst gegen den eignen Vortheil. Endlich, als alle Treue, als jeder gute, redlichst

gemeinte Rath umsonst war, wandte sich Berthold so entschieden auf die Seite des Pabstes und seines Freundes, Herzog Rudolfs, daß weder jener, noch dieser irgendwo anders eine festere Stüze besaß. Aber der große Kampf nahm ihn als ein Opfer hinweg. Dreimal hatte der König mit der wildesten Verheerung die schwäbischen Lande durchzogen. Nichts galt ihm für heilig; die Kirchen wurden beraubt und entweiht; die Mönche und Nonnen unerhört mißhandelt, und die Landleute durch den Verlust von Hab und Gut in Verzweiflung gestürzt. Ueberhaupt hatte die Partheisucht schon zuvor alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrüttet. Weder irgend ein edleres Interesse, weder Liebe, noch Treu und Glaube, weder Achtung noch Gehorsam herrschte mehr; Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater, alles lag in blutiger Zwietracht, vom Palast bis herab zur niedrigsten Hütte. Beinah alle Domstifte und Klöster hatten zwei Vorsteher, die sich gegenseitig bannten und bekriegten. Zu Reichenau verließ Abt Meinwart gerne die gefahrvolle Würde. Um Geld erhandelte sie hierauf von dem König Abt Robert; aber von dem Kastvogt des Stifts, dem mächtigen Grafen zu Nellenburg, einem der Eifrigsten im Anhang des Pabsts, durch Drohungen zurückgeschreckt, entschädigte sich dieser Fremdling mit den Abteien Gengenbach und Schuttern, bis ihn der Bischof mit dem Bann belegte, worin er meuchelmörderisch erschlagen ward. Die Aebte von Stein, von Schaffhausen, von Rheinau und Sankt Blasien waren eifrig für die Sache des heiligen Stuhls. Aber zu Basel und zu Straßburg stunden die Bischöfe Burkhard und Werner mit unerschütterlicher Festigkeit auf Seiten König Heinrichs, gleich wie der Bischof von Speier. Jene beiden belohnte der König mit den Grafschaften im Breisgau und andern Geschenken; dieser hatte von Heinrichs Vater schon zwei Landgüter zu Baden und Eppingen, alsdann den Lushard und den Königshof zu Bruchsal erhalten. Unter dem einheimischen Adel stritten ausser dem Hause Nellenburg, welches zwischen beide Partheien getheilt war, die Grafen von Oehningen, von Pfullendorf und Neuenburg, die großen Freiherren von Röteln, von Usenberg und andre für den Altar, für den König hingegen der Graf von Heiligenberg, die Herren von Waldtürn und alle diejenigen, welche sich mit dem gemeinen Haufen dahin zu

wenden pflegten, wo das Glück wehte. Zu diesen Abtrünnigen gehörte auch der rheinische Pfalzgraf Hermann, Rudolfs eigner Schwiegersohn; doch war ein Pfalzgraf damals noch immer ein bloser Reichsbeamter, ohne fürstliche Selbstständigkeit, und daher wohl genöthigt, sich an das herrschende Königshaus zu halten.

Am meisten traf die Verwüstung das zähringische Besitzthum. Herzog Berthold war alt; ein halbes Jahrhundert hatte er unter fortwährenden Stürmen den Geschäften des Reichs gelebt, und muthig den Sieg der guten Sache gehofft. Aber diese lezten Schläge beugten ihn; nach sieben Tagen einer schmerzlichen Geistes-zerrüttung, starb er, im Herbst des Jahres tausend sieben und achtzig, auf seiner Veste Lyntberg im Weilheimer Thal.

Nachdem das gottfriedische Haus durch weiland Herzog Landfried, durch den Waltboten Erchanger, und durch Graf Guntram seit drei Jahrhunderten drei große Unfälle erlitten, schien es mit Herzog Berthold am Rande seines Untergangs. Da erhob sich Berthold, der Erstgeborne des unglücklichen Herzogs, ein Mann voll Kraft, voll unerschütterlichen Muthes, und rettete die Ehre des zähringischen Namens. In Fehden war er aufgewachsen, das Mißgeschick hatte ihn gestählt gegen die Wechselfälle des Lebens, sein Sprichwort hieß: „Hienieden wechseln ja immmer schwarze Wetterwolken mit freundlichem Sonnenschein.“ Dieser Fürst führte blutigen Krieg wider Sankt Gallen, wo der Abt ein Haupt der königlichen Parthei war. Alles stiftische Gut im Breisgau wurde verwüstet; es fielen die Burgen Wisnek und Zimbern; bis an den Bodensee trug Berthold siegreich die Waffen, und machte sich sowohl seinen Feinden furchtbar, als der päbstlichen Parthei unentbehrlich. Daher wählte dieselbe seinen Bruder, welcher zu Hirschau Mönch geworden, an das Bisthum Konstanz, ihn selbst aber nach dem Tode Bertholds von Rheinfelden, an das Herzogthum Schwaben. Das Land lag verwüstet; in Städten und Dörfern herrschten Hungersnoth und Krankheit, und das Volk sah in den Zeichen des Himmels die Vorbedeutung noch größerer Gefahr; aber jene glückliche Wahl steuerte dem Jammer. Denn in dem allgemeinen Unglück versammelte Bischof Gebhard die Prälaten, die Fürsten und Herren in die Stadt Ulm, und berathschlagte mit ihnen über die Wiederherstellung des Vaterlandes.

Auf diesem Tag wurde beschlossen, in allen geistlichen Dinge nach den Vorschriften der Kirche dem Bischof zu Konstanz, in allen weltlichen nach dem allemannischen Gesez dem Herzoge Berthold zu gehorsamen. Hierauf beschworen die Fürsten, Grafen und Herren einen allgemeinen Landfrieden auf zwei Jahre. Voll Hoffnung einer bessern Zukunft gieng die Versammlung auseinander. Gebhard aber hielt in Konstanz eine zweite, um die Geseze zu verbessern, worauf er sich an den großen Kirchenrath zu Piazenza begab.

Auf diese Weise geschah der erste Schritt zur Wiederaufnahme der Ruhe und Ordnung in den schwäbischen Gauen durch den Bischof Gebhard; vollendet wurde das segensreiche Werk durch den Herzog, seinen Bruder, indem Berthold zur Vermeidung eines langen und heftigen Kriegs gegen Friedrich von Staufen auf den schwäbischen Herzogshut großmüthig verzichtete. Als Entschädigung erhielt er von dem König die Reichsvogtei Thurgau mit der Stadt und beiden Münstern von Zürich; auch blieb ihm der herzogliche Titel und die Reichsunmittelbarkeit, das heißt eine sowohl auf seine Lehen, als Erbgüter ausgedehnte Unabhängigkeit von der herzoglichen Gewalt. Also herrschte Herzog Berthold mit seinem Neffen Hermann, dem Sohne Hermanns des Heiligen, als einer der vornehmsten Fürsten süddeutscher Lande vom untern Neckar bis über den Rhein und hinauf an die Alpen; denn in der Baar und in allen umliegendn Gauen lagen die zähringischen Stammgüter zerstreut, und die Grafschaft des Breisgaues war nun bleibend bei seiner Nachkommenschaft.

Berthold der Zweite ist auch derjenige Herzog, welcher anfieng, das alte Schloß Zähringen zu bewohnen, und dessen Frömmigkeit in dem Gotteshaus Sankt Peter ein würdiges Denkmal hinterließ. Schon sein Vater hatte zu Weilheim am Tekerberg zur Ehre des heiligen Petrus ein Kloster gestiftet; als dasselbe aber durch den Krieg zerstört worden, versezte es Berthold in die Nachbarschaft seines Wohnsizes, in ein hoch und angenehm gelegenes Thal an den mittäglichen Vorhöhen des Kandel. Der Bau der neuen Kirche begann im Jahre tausend ein und neunzig, und zwei Jahre später weihte sie Bischof Gebhard, in Beiseyn geistlicher und weltlicher Großen, feierlich ein. Das Klostergut bestund

aus der nächsten Wildniß und aus einigen Höfen und Grundstücken in der Umgebung des herzoglichen Sizes. Aber es mehrte sich bald; die meisten zähringischen Dienstmanne beeilten sich das Werk ihres Herrn durch milde Gaben zu ehren. Auch andre Beförderer thaten sich hervor, worunter der Herr von Schwarzenberg, Schirmvogt des Frauenstifts zu Waldkirch, die Freiherren von Falkenstein und Scherzingen, und der Graf von Neuenburg, dem vornehmsten Adel des Breisgaues angehörten. Das Stift stund unmittelbar unter dem Pabst; die Schuzvogtei führte der Herzog, und die Wahl des Abts gieng frei von den Brüdern aus. Einen Ruf wie Reichenau hat Sankt Peter bei weitem nicht erreicht; aber doch wirkte es wohlthätig genug durch die Urbarmachung und Bevölkerung einer Berg- und Waldgegend, die jezt zu den vermöglichsten des Landes gehört.

Diesen Anfang nahm das herzogliche Haus von Zähringen. Berthold der Bärtige war seit einem Menschenalter todt; seinen zweitjüngsten Sohn Hermann hatte der Gram schon vor ihm hinweggerafft; Bischof Gebhard starb im Herbst eilfhundert zehn, und Berthold der Zweite das Jahr darauf. Unter den konstanzischen Vorstehern war jener einer der thätigsten; sein Verdienst wird klar, wenn man die damaligen großen Verhältnisse betrachtet. Da die Gewalt der deutschen Kaiser zu ausgedehnt und unbeschränkt geworden war, drohte sie der Reichs- und ganzen europäischen Freiheit den Untergang. Man hatte bei dem Fortschreiten ihres Glücks kaum etwas Besseres zu erwarten, als eine soldatische Despotie; alle Keime der in den Städten aufblühenden bürgerlichen und wissenschaftlichen Kultur wären erstickt worden. Da erhob sich der Pabst, schon ehedem ein väterlicher Beschüzer der unmündigen Völker wider die Anmaßungen der Gewalthaber. Ohne die Selbstständigkeit der Kirche gab es damals keine Freiheit; daher verbot Pabst Gregor, welcher mit Recht der Große heißt, die Simonie, oder den weltlichen Einfluß auf die Verleihung der kirchlichen Aemter, und die Hurerei, oder die Ehe der Priester, beides, um die Geistlichkeit von allen Banden der bürgerlichen Gesellschaft zu erledigen. Freilich hatten sich hierüber als eine grausame Anmaßung viele Stimmen erhoben, und einer der eifrigsten Widersacher des Cölibats war gerade Gebhards Vorweser,

der Bischof Otto von Konstanz; aber doch unendlich anders wie heutzutage stund damals diese Angelegenheit. Es war eine jugendlich schwärmerische Zeit; das Gemüth mit seiner dunkeln Ahnung herrschte in allem vor, und die Mystik, oder das Bestreben, den Geist über die Fesseln der irdischen Leidenschaften zu erheben, hatte das ehelose Leben, als die höchste Bezähmung der Fleischeslust, überhaupt zum ersten Verdienst der Frömmigkeit erhoben. Freiwillig verließen Aeltern und Kinder ihre Familien, um in der Abgeschiedenheit eines Gotteshauses diese heilige Lebensweise zu führen; die Klöster Hirschau, Schaffhausen und Sankt Blasien, damals die berühmtesten in Schwaben, mußten ihre Gebäude erweitern, um nur den Zufluß frommer Bekehrer zu beherbergen. Ja, noch mehr! „Das gemeinsame Leben, sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, kam immer stärker in Aufnahme, denn nicht allein vermehrten sich die Geistlichen und Mönche ungemein, sondern selbst auch die Laien verließen die Bande der Welt, und traten in eine klösterliche Gemeinschaft. Es gab in Schwaben sogar Gegenden, wo die Bauerntöchter aller Verehlichung für immer entsagten, um unter dem Gehorsam eines Priesters in keuscher Enthaltsamkeit zu leben. Ganze Dörfer ergaben sich dieser Lebensweise, und waren aufs eifrigste bestrebt, einander gegenseitig in dem Ruhme der Weltentsagung zu übertreffen.“ Also war das päbstliche Gebot der Ehelosigkeit des Priesterstandes eine auf den damaligen Zeitgeist gegründete Maßregel, und im Einzelnen weniger grausam als nützlich für das Ganze; nur jezt erscheint der Cölibat als unsittlich und verderblich, nachdem die Grundlage, worauf derselbe erwachsen, völlig hinweggerückt, und der Charakter der Zeit ein so durchaus andrer geworden ist.

Von allen deutschen Prälaten arbeitete keiner so eifrig im Interesse des römischen Stuhls, oder mit andern Worten, für die Unabhängigkeit des Altares vom Throne, wie Bischof Gebhard. Sein Muth, sein Verstand, seine Beredsamkeit, und das Beispiel seines apostolischen Wandels kämpften noch glücklicher wider die Feinde der guten Sache, als das Heldenschwerdt seines Bruders. Zweimal von der königlichen Parthei aus seinem Size vertrieben, durchzog er als päbstlicher Legat das Reich; und endlich, nach Besiegung aller Hindernisse, wirkte Gebhard in dem Umfang auch

seines Bisthums so wohlthätig, daß ihn die einheimischen Geschichtschreiber unter die ersten Wohlthäter der konstanzischen Kirche zählen. Dem Herzog Berthold aber bezeugt selbst ein Schriftsteller von der Parthei seiner Feinde den erworbenen Ruhm der Tapferkeit, und andre Zeitbücher sezen hinzu, daß er gleichwohl ein ebenso vorzüglicher Beförderer des Friedens, als strenger Handhaber der Gerechtigkeit gewesen sey; ihm vorzüglich habe Allemannien nach so langer Kriegsnoth den Segen des Friedens zu verdanken gehabt.

Berthold hinterließ aus seiner Gemahlin Agnes, der Tochter weiland König Rudolfs, vier Kinder, wovon ihm sein gleichnamiger Erstgeborner und Konrad in der Herrschaft nachfolgten; jener, Erbauer der Städte Freiburg und Villingen, dieser, Herzog und Rektor von Burgund.

Sechstes Kapitel.

Allgemeiner Zustand der badischen Lande nach der großen Partheiung.

Keine Zeit war wie diejenige, welche nach dem großen Kampf zwischen Thron und Altar eintrat. Die rohen und niedrigen Leidenschaften hatten ausgetobt; der Uebermuth war durch die allgemeine Noth gebrochen; man sah die Nichtigkeit alles irdischen Treibens und fühlte, wie noch nie so stark, den Drang eines höhern Bedürfnisses, eines höhern Trostes, als die Welt befriedigen und geben konnte. Nach einem halben Jahrtausend, seit jene irischen Glaubenshelden nach Deutschland gekommen, erschien erst jezt die Blüthe des so lang kaum verstandenen Evangeliums. Diese Blüthe war aber im Geiste des noch jugendlichen Zeitalters eine fromme Schwärmerei; sie erzeugte die mystische und romantische Geistesrichtung, worin sich die Gemüther unendlich vertieften und erhoben. In keinem Jahrhundert wurden mehr Kirchen gestiftet und beschenkt, in keinem geschahen so viele und große Wallfahrten, und in keinem erschien das Ritterthum glänzender, als in dem zwölften.

Nur in unserm kleinen Vaterland entstunden damals über fünfzehn neue Klöster. Man stiftete solche, oder begabte andere aus Dankbarkeit für ein erlangtes Glück, oder zur Sühne einer Schuld, oder zum Heil der Seele und für die ewige Ruhe der Verstorbenen.

Noch bei Lebzeiten Herzog Berthold des Zweiten von Zähringen erbaute Berthold, Graf zu Vorchheim, aus dem Hause Henneberg, mitten im Lußhard, bei dem Orte Godesau ein Kloster, welches mit zwölf Mönchen aus Hirschau besezt wurde, und woraus die nachmalige Benediktiner-Abtei Gottsau entstund. Der Stifter hatte sein frommes Werk mit der umliegenden Gegend begabt, auch schenkte er den Brüdern einen Weingarten zu Hohenberg. In der Verfassung ward bestimmt, daß die Wahl des Abts ihnen frei stehe, die Kastvogtei hingegen bei seinem Hause erblich verbleiben soll. Verwirke ein Vorsteher durch Nachläßigkeit, oder Verschwendung, oder Habsucht, oder schlechte Sitten sein Ansehen, so möge der Kastvogt mit Berathung der ganzen Klostergemeine ihn absezen, der Vogt selbst aber solle getreu sein Schirmamt verwalten, gerechtes Gericht halten, und keine andre Steuer fordern, als das gewöhnliche Drittel der Bußen, und an den Gerichtstagen die gebräuchliche Bewirthung; belästige er das Gotteshaus durch unnöthige Besuche, beschädige er auf irgend eine Weise das Kirchengut, oder sey er nachläßig und überlasse seine Pflicht einem Untervogt, so möge ihn der Abt mit Willen der Brüder verwerfen, und einen andern beliebig an seine Stelle berufen. Ferner wurde bestimmt, und von dem Kaiser bestätigt, daß jeder Verlezer des Klostereigenthums, er sey ein Nachkomme des Stifters oder sonst Jemand, allen Schaden zu ersezen, und in die königliche Schazkammer drei Talente Goldes zu bezahlen habe. Würde endlich irgend ein Mensch es wagen, dieses sein Testament zu brechen, so beschwöre der Graf den heiligen Vater zu Rom, im Namen des Herrn, der heiligen Jungfrau Maria, des Apostels Petri und aller Heiligen Gottes, „den Verwegnen zu verfluchen, ihn zu trennen von der Gemeinschaft mit den Söhnen der Kirche, und von der Erbschaft des ewigen Heils; sein Gedächtniß solle vertilgt seyn aus dem Buche des Lebens, die Erde soll sich unter ihm aufthun, und die Hölle ihn verschlingen, wie Dathan und Abyron.“ Auf solche Art geschahen die meisten Klosterstiftungen;

die Vorsorge durch Drohungen der geistlichen und weltlichen Macht schrieb sich aus den vorigen Zeiten der Verwirrung her, wo jeder that, was ihm die Habsucht oder die Rache befahl.

Zwölf Jahre später gründete einige Meilen unterhalb Gottsau, im Gebirge hinter Bruchsal, Graf Boppo von Laufen mit Hilfe des Erzbischofs von Trier, seines Bruders, das Kloster Wiegoldsberg bei Odenheim. Dieses Gotteshaus wurde gleichfalls mit hirschauischen Mönchen angepflanzt; die Schuzherrlichkeit sollte in dem laufischen Hause forterben. Später wurde eben demselben die Vogtei auch des Klosters zu Lobenfeld übertragen. Der alte Ort Lobenfeld, im untern Thal der Elsenz, war ursprünglich ein kleines Reichslehen, welches der Edelherr Megenlach von Obrigheim, da er sich ohne Leibeserben sah, zu einem gottgefälligen Zwecke dem Hochstift Worms übergab, worauf Bischof Burkhard ein Frauenkloster vom Orden des heiligen Augustin daselbst errichtete.

Jenseit des Neckars war einige Jahre früher auf dieselbe Art das Kloster Neuburg gestiftet worden. Gegenüber vom Abrahamsberg, wo weiland brittische Einsiedler gewohnt, und vor hundert Jahren die Aebte zu Lorsch eine Probstei errichtet hatten, lagen auf dem Hügel, welcher sich im Angesicht der Stadt Heidelberg sanft erhebt, die Ueberreste eines uralten, vielleicht ursprünglich römischen Schlosses. Diese verwandelte der Edle Anshelm in eine Zelle, und zierte dieselbe mit einer Kirche zu Ehren des heiligen Bartholomäus. Hierauf übergab der Stifter das Gotteshaus zur Besezung und Einrichtung dem Kloster Lorsch, von dem er die umliegenden Gründe zu Lehen trug. Aber sowohl einige Fehden am Neckar, als die nachläßige Wirthschaft der Mönche, brachten die Anstalt so in Zerfall, daß nach vierzig Jahren der hohenstaufische Pfalzgraf Konrad die leeren Zellen mit adeligen Jungfrauen von der benediktinischen Regel besezte.

Unweit hinter Neuburg an der Steinach, in einem angenhmen Thalgrund, baute im Jahr eilfhundert zwei und vierzig Bischof Burkhard von Worms das Bernhardinerstift Schönau. Die ganze Gegend war ein Wormsisches Lehen in der Hand der Grafen von Laufen, welche es dem Geschlecht von Steinach als Afterlehen überließen. Da gab Herr Bligger von Steinach die schöne Wiesenau, wo jezt das Klostergebäude ruht, gegen andre Güter und

Gefälle jenem Bischof. In dem Stiftungsbrief wird das Kloster von allen Abgaben frei gestellt, und allein der Obhut des Domstifts zum voraus unterworfen. Der erste Abt war Konrad, aus dem Haus Henneberg; unter seinem Nachweser Gottfried kam die heilige Hildegund, als Mönch verkleidet, nach Schönau, und lebte hier mit glücklicher Verbergung ihres Geschlechts, viele Jahre lang unter den frommen Brüdern.

Im nördlichsten Theil unsers Landes im Taubergrund, zwischen Wertheim und Bischofsheim, wurde um diese Zeit auch die Zisterzienser Abtei Bronnbach aufgerichtet. Erzbischof Arnold zu Mainz hatte den Ort Bronnbach von einem dortigen Edlen eingetauscht, und weihte ihn bei seiner Abreise zur großen Kreuzfahrt im Jahr eilfhundert sieben und fünfzig, dem Herrn und der Jungfrau Maria. Begabt wurde das neue Gotteshaus von dem benachbarten Adel, besonders von den Grafen zu Wertheim, deren Güter sich von der Tauber über den Odenwald hin bis an den Neckar und die Bergstraße erstreckten.

Zahlreichere Stifte noch entstunden damals im Schwarzwald. Wo die untere Alb sich aus mehrern Bergwassern in einem hohen, einsamen und wild-romantischen Thale sammelt, stiftete Graf Berthold von Eberstein mit seiner Gemahlin Uta zwei Klöster, eines ums Jahr eilfhundert acht und dreißig für Benediktiner-Nonnen, das andere zehn Jahre später für Mönche von der Regel des heiligen Bernhard, welche man die zisterziensische nennt. Zu Frauenalb wurde Uta die erste Vorsteherin; Herrenalb, welches eine halbe Stunde weiter abwärts liegt, richtete Abt Berthold ein. Dieser Prälat kam aus dem untern Elsaß, von Neuburg, welchem Stift das Albkloster als eine Tochterkirche unterworfen war. Es gehörte den beiden Gotteshäusern die ganze umliegende Wildniß mit allen Gütern und Leuten, die Graf Berthold und seine Lehnleute zu Ottersweier und Dobel besessen hatten; die Schirmvogtei übte die Nachkommenschaft des Stifters.

Noch mehr im Gebirg, an der mittäglichen Abdachung des Kniebis, zwischen hohen und rauhen Bergwänden, an dem Waldbach Nordwasser, entstund im lezten Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts das Prämonstratenserstift Allerheiligen. Die Gründerin war Uta, eine Frau aus kalwischem und zähringischem Geblüt,

die Wittwe Graf Bertholds von Eberstein, und Gemahlin Welf des Sechsten, Herzogs von Spoleto.

Hinter der Veste Hachberg, wo damals der gleichnamige Enkel Markgraf Hermann des Heiligen wohnen mochte, besaß Herr Kuno von Horb mit viel anderm Gut den Ort Thenenbach, welchen ihm Herzog Berthold von Zähringen, Enkel des zweiten dieses Namens, abkaufte und in ein Kloster zisterzienser Orden verwandelte.

Weit früher, um die nämliche Zeit mit dem Kloster Neuburg, war im Linzgau, in dem Thal der Seefelder Ach, die Zisterzienser Abtei Salem aufgerichtet worden. Dort gehörte der Ort Salmannsweiler mit einer alten Kirche dem Ritter Guntram von Adelsreute. Da der fromme Mann sich ohne männliche Nachkommenschaft sah, sezte er Gott zum Erben seines Gutes ein, und schenkte es dem bernhardinischen Orden. Alsobald erhob sich ein wohleingerichtetes Gotteshaus, unter dem Abte Frowin, einem ehemaligen Gefährten des heiligen Bernhard. Die Abtei Salem stund unmittelbar unter dem römischen Stuhl und unter der Schuzvogtei der Herzoge zu Schwaben; bald blühte sie zu einem der angesehensten Stifte dieses Landes empor.

Noch früher, schon in den Tagen, als die Abtei Gottsau erbaut wurde, beschäftigte sich der Freiherr Gerold von Scherzingen aus dem Breisgau mit einer ähnlichen frommen Stiftung. Als der Entschluß in ihm reif geworden, reiste er in Begleitung seiner Gemahlin und seines Sohnes nach Klugni in Burgund, und legte dort auf den Altar des heiligen Peter und Paul die Vergabung seines Eigenthums zu Sölden an das klugnische Tochterstift in Bolsweil. Hierauf wurden über den Trümmern der zerstörten Burg zu Sölden ein Frauenhaus und eine Kirche errichtet, und die Bolsweiler Nonnen unter ihrem Prior dahin versezt.

Endlich stiftete der kinderlose Freiherr Marquard von Krenkingen auf seinem Eigenthum im Thal der Steinach, ohnweit der albgauischen Mahlstatt Thiengen, eine Zelle für Augustiner-Mönche; er begabte sie reichlich und stellte alles unter den Schuz des Kaisers, welcher einen Vetter des Stifters zum Untervogt bestellte.

Aber neben diesen neuen Stifungen wurden auch die ältern überaus reich beschenkt. Reichenau vor allen war so sehr begünstigt, daß bald das Sprichwort aufkam, wenn der Abt nach Rom reise,

könne er täglich auf eignem Grund und Boden Mittag machen und übernachten. Das Kloster glich einer königlichen Pfalz; der Abt hielt Hof wie ein Fürst; er zählte über dreihundert adeliger Vasallen und über fünfzehnhundert Mönche und Priester seines Stiftes. Die Abteien Sankt Trutbert, Sankt Peter, Sankt Blasien, Ettenheimmünster, Gengenbach, Schuttern und Schwarzach fanden unter den Kaisern, unter dem Adel und Volk mehr oder minder freigebige Wohlthäter, und ihre Besitzungen vergrößerten sich von Jahr zu Jahr; nur waren einige durch Feuersbrünste und Fehden, und den Druck obwaltender Bischöfe oder ihrer Kastvögte unglücklich. Am meisten that sich Sankt Blasien hervor; bald zählte es nicht weniger als sieben Tochterkirchen, die Neuenzell, Berau, Bürgeln, Sizenkirch, Gutnau, Wislighofen und Ochsenhausen. Dies alles und noch mehr gab die Frömmigkeit des benachbarten Adels; nicht selten entschlugen sich Vater, Mutter, Söhne und Töchter der Welt, überließen ihr ganzes Erbgut der Kirche, und erwählten das verschlossene Leben, wie die Familie von Kaltenbach im Breisgau, welche dadurch ausstarb. Ueberhaupt war in Sankt Blasien der Eifer christlicher Weltverachtung so groß, daß sich Leute aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes, welche zur Bekehrung dahin gekommen, mit freudiger Hingebung den niedrigsten Diensten unterwarfen. Der Ritter Arnold von Uelingen, nachdem er lange Zeit dem Schwerdte gelebt, hütete die Schweine des Klosters. Herr Lambert von Fahrnau diente den Brüdern als Lastträger, und Graf Berthold von Frikingen als Handlanger in der Bäckerei. Herr Werner von Bottingen, welcher kränklich war, und eine schwerere Arbeit nicht verrichten konnte, zettelte das Garn zum Weben. Graf Ulrich von Sulz endlich machte den Küchenjungen und Ofenheizer; auch holte er dem Großkellner die Fische am Schluchsee, und um weder den Abend- noch den Frühgottesdienst zu versäumen, that er diesen zweistündigen beschwerlichen Weg jedesmal um Mitternacht.

Solche Verläugnungen, solche Opfer machte die Mystik in der Kirche zum Verdienst, während in der Laienwelt die Romantik alle empfänglichern Gemüther aus dem niedrigen Kreis der Alltäglichkeit zu einem edlern Empfinden und Streben erhob. Man hat billig die Kreuzzüge als die Blüthe des mittelalterlichen Ritterthums bezeichnet, und das Ritterthum als die Blüthe einer durch

die Religion gemilderten, geläuterten, ja geheiligten jugendlich unverdorbnen Kraftentwicklung. Der ritterliche Geist verbreitete über das damalige Zeitalter, dessen äußere Formen sonst durch das Lehenwesen schon sämmtlich in eine steife Norm gezwängt waren, einen unendlichen Reiz von Mannigfaltigkeit des inneren gesellschaftlichen Treibens.

Es erwachte ein dichterischer Drang, bei vielen besonders genährt durch die wundervollen Abentheuer der Fahrten nach dem heiligen Lande; es vervollkommneten sich die Turniere, um so vortrefflichere Anstalten und Uebungen, da sie die volle deutsche Manneskraft in dem Glanz veredelter Kunst, und in den Schranken der zartesten Sitte zeigten; es verfeinerte sich der Umgang durch die hohe Würdigung der Frauen und die gesteigerten Begriffe einer schwärmerischen Liebe. Hinwiederum herrschte aber nicht eine etwa grund- und gehaltlose Schwärmerei, sondern die Fülle unverdorbener, starker Sinne machte ungehemmt ihr Recht geltend; es durchkreuzten sich in allen Richtungen der entsagende Ernst betrachtender Seele und die Freuden eines frohen Lebensgenusses.

Damals erschien in unserm Vaterlande der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, Stifter des Zisterzienser-Ordens, ein hochgefeierter Mann seines Zeitalters. Der Pabst hatte ihn bestimmt, in Deutschland das Kreuz zu predigen. In Frankfurt bat ihn Bischof Hermann von Konstanz, auch seinen Sprengel zu besuchen. Also zog der große Prälat die Bergstraße herauf, durch die Ortenau, durch den Breisgau über Kenzingen, über das neuerbaute Freiburg, über Krozingen, Heitersheim, Schliengen nach Basel, und von da über Schaffhausen nach Konstanz. Als er gegen Säckingen kam, ritt ihm Herzog Konrad von Zähringen mit seiner Dienstmannschaft feierlich entgegen. Hierauf hielt Bernhard noch am nämlichen Abend den Gottesdienst; aber das Volk war hier weniger gläubig wie an andern Orten. Zu Konstanz selbst empfing ihn eine ungeheure Menge unter Gesang und Glockengeläut. Abt Bernhard sprach von dem Zustand der christlichen Kirche im Morgenland. „Die Heiden, sagte er, werden sie verschlingen. Und wer trägt die Schuld? Wir, durch unsere Sünden. Denn gegen uns selbst kehren wir unsre Waffen, gegen uns selbst, anstatt wider den Feind des Herrn.“ Seine Beredsamkeit und Wunderkraft,

denn überall heilte er Blinde und Lahme, unterjochte die Herzen der Menge. Viele, sowohl Volk als aus dem Adel und den Fürsten, nahmen das Kreuz, und endlich begab sich Markgraf Hermann von Baden mit den Bischöfen von Basel und Straßburg, an der Spize eines zahlreichen Heeres, auf die Kreuzfahrt König Konrads, im Jahr eilfhundert acht und vierzig.

Der an Veränderungen im gemüthlichen und geistigen Leben der Deutschen so reiche Zeitraum des zwölften Jahrhunderts ist aber auch durch die völlige Umstaltung des Rechts- und politischen Zustandes wichtig. Es war dieselbe größtentheils eine Frucht der Erblichkeit der Reichsämter, oder des Untergangs der alten Gaueinrichtung. Auf den Gauen hatte ursprünglich die politische Verfassung der Deutschen hauptsächlich beruht; aber wir haben gesehen, wie die Gauvorsteher, die Grafen, allmählig aufhörten, blos königliche oder vielmehr blose Reichsbeamte zu seyn, und sich eine landesherrliche Erbmacht anmaßten. Auf dem nämlichen Wege befanden sich die Herzoge, und es verschwand der alte Begriff von Herzogthum, indem dies Wort endlich nichts anders mehr bezeichnete, als den Umfang der den Herzogen ehedem besonders übertragenen und jezt erblichen Gaue, ihrer Stammgüter und der Lehen, die sie als Besoldung genoßen. Da nun beim Fortgang der Landesherrschaft die Grafen und Herzoge die Gerichtsbarkeit nicht mehr im Namen des Reiches, sondern als wahre Landesherren in ihrem eigenen ausübten, so entzogen sich die freien Geschlechter derselben, und erhoben ihre Besizungen ebenfalls zu selbstständigen Herrschaften, denen sie die Benennungen ihrer Wohnsize oder Schlösser beilegten. Auch hatten einige Kaiser angefangen, viele Gaugrafschaften an die geistliche Hand zu geben, und es kamen endlich zur Verwaltung der königlichen Rechte und Kammergüter wieder ganz neue Reichsbeamte auf, die Landgrafen, die Reichs- oder Landvögte. Hiedurch gieng jene ursprüngliche Verfassung so sehr verloren, daß schon in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts die Namen der meisten Gaue nicht mehr vorkommen, und mehrere bald völlig in Vergessenheit geriethen. Man liest dagegen von den gräflichen Gebieten Buchhorn, Heiligenberg und Nellenburg im Linzgau und Hegau, von einem Grafen zu Altenburg im Klekgau, von den Grafschaften Stühlingen und

Hauenstein im obern Albgau; ferner von einer Grafschaft Harichingen im Breisgau, von den Grafschaften Asen und Kirnberg in der südlichen Baar, von den Grafschaften Mahlberg, Kinzdorf und Odenheim in der Ortenau, von den Grafschaften Forchheim im untern Albgau, und Bretten im Kraichgau. So erschienen auch die Territorien der Klöster und Freiherren mehr und mehr als besondre Distrikte mit besondern Verfassungen und Charakteren. Das deutsche Volk bestund sofort nicht mehr aus einem einfachen Vereine freier Gemeinden unter selbstgewählten Vorstehern, sondern in fast unzähligen Formen von Herrschaft und Abhängigkeit, von Freiheit, Hörigkeit und Leibeigenschaft. Von jener ersten allgemeinen Volksfreiheit blieb nur noch ein Rest in den Land- und Reichsständen übrig, deren Entwicklung in das folgende Jahrhundert fällt.

Siebtes Kapitel.

Herzog Berthold der Dritte, sein Bruder, seine Söhne und Enkel.

Acht Jahre nach dem Hinscheid seines Vaters erbaute Herzog Berthold der Dritte die Stadt Freiburg im Breisgau. Ursprünglich war die ganze Gegend an der Treisam ein Wald; nur lag am südlichen Abhang des Roßkopfs der alte Ort Herdern, und jenseits am Bromberg der Ort Wühre. Zur Zeit aber Herzog Berthold des Bärtigen entstund inmitte jenes Waldes ein fürstliches Jagdschloß, auf dessen Stelle noch das älteste Haus der Stadt gezeigt wird. In der Nähe, an den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und so fügte es sich, daß die Bergleute bei dem neuen Jagdgebäude ihre Hütten aufrichteten, wodurch im Verlauf noch desselben Jahrhunderts ein Dorf entstund, wo endlich Herzog Berthold der Zweite eine Kirche zur Ehre des Apostels Petrus erbauen ließ, die dem Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr

eilfhundert fünfzehn entschloß sich Herzog Berthold der Dritte, dieses Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinwesen, wie er es zu Köln vorfand, wo man ihn mit anderm Adel, während eines Kriegs der berühmten Stadt gegen den Kaiser, in Verhaft gehalten hatte. Bald kam auch der edle Entschluß zur Ausführung, und es erschien allmälig der Ort Freiburg auf weithin das einzige gemeine Wesen von solcher Bedeutung. Die Wahl der Lage für die neue Niederlassung war vortrefflich. Am westlichen Rande des Schwarzwalds, mitten in dem uralt angebauten, reichbelebten großen Rheinwinkel, zwischen Schwaben und Elsaß, mußte sie sich für eine Handelsstadt vollkommen eignen. Ebenso günstig wie die Lage, war auch ihre Verfassung, ein getreues Abbild der kölnischen. Eine Mark ledigen Eigenthums reichte hin, um in der neuen Stadt Bürger zu werden. Wer sich darin niederließ, erhielt eine Hofstätte von hundert Fuß in der Länge und halb soviel in der Breite. Ein Leibeigner durfte sich nicht ansiedeln, wenn sein Herr ihn verlangte; blieb er aber Jahr und Tag unangesprochen, so mochte er sich fortan der gewonnenen Freiheit erfreuen. Auch die Leute des Herzogs durften nicht in der Stadt wohnen, ausser wenn sie mit Einwilligung der Gemeinde das Burgrecht erlangt hatten. Die Wahl des Leutpriesters, des Schultheißen, des Raths, des Nachtwächters und Hirten stund bei der Bürgerschaft, nur die Bestätigung bei dem Herrn; auch forderte derselbe keine andre Steuer, als an Martini zwölf Pfenninge von jedweder Hofstatt. Allen Fremden, welche den Markt zu Freiburg besuchten, war Sicherheit versprochen, und billiger Ersaz, wenn einer beschädigt würde. Auch blieb jedem Bürger ein freier Abzug vorbehalten, unter sicherm Geleit bis auf die Mitte des Rheins. Im ganzen Gebiet des Herzogs zahlte kein Bürger einen Zoll; nur der Stadtzoll wurde gegeben, und war für die einzelnen Gegenstände genau bestimmt; doch gaben Bürger nur den halben, die Geistlichen und die Diener des Herrn gar keinen. Aus diesem Zoll wurden verschiedene öffentliche Ausgaben bestritten. Maaß und Gewicht, eine für den Handel und Verkehr so wichtige Sache, stund unter strenger Aufsicht des Raths. Man handelte bereits mit Getreide, Wein und Vieh, mit Oehl, Salz, Obst, Honig, Häringen und

Gewürzen, mit verschiednen Metallen, mit Wolle, Pelzwerk und Gewändern. Rücksichtlich des liegenden Gutes genoßen die Bürger viele Freiheit. Erwerben konnten sie solches im Breisgau überall ungehindert, und über das Erworbene oder Ererbte nach Willkür verfügen; auch bezahlten sie von ihren Besizungen kein Schuzgeld an den Herrn. Das Erbrecht war ganz einfach; Kinder einer und derselben Mutter theilten unter sich die Erbschaft und erbten wieder von einander, während von den Kindern aus verschiedenen Frauen jedes seine leibliche Mutter erbte. Ihre Mündigkeit begann mit dem zwölften Jahr; bis dahin stunden sie unter der Gewalt von Vater oder Mutter. Die Waisen erhielten einen Vormund, dessen Gut dem Herzog, und dessen Leib den Bürgern zur Strafe anheimfiel, wenn er sein Vogtamt treulos oder eigennüzig verwaltete. Haus und Hof eines Bürgers wurden wie für heilig gehalten; wer sich gegen die Mahnung des Hausvaters eindrängte, war demselben völlig verfallen. Ueber die Händel der Bürger unter sich galt eine billige Verordnung, ganz nach den damaligen einfachen, aber starken und aufbrausenden Charakteren. Gegen Raufereien verfuhr man mit nothwendiger Strenge; welcher Bürger dem andern im Zorn eine Wunde schlug, verlor die Hand; ein Mörder aber den Kopf, und wenn er entwichen war, so wurde sein Haus niedergerissen, und blieb ein Jahr lang im Schutte liegen. In all' solchen Vorfällen galten die Grundsäze des allemannischen Rechts; der Beweis beruhte auf gleichbürtigen Zeugen und Eidschwüren, oder wo sie verworfen wurden, auf dem Zweikampf. Gewöhnliche Vergehungen gegen Frauen büßte man mit Geld; der heimliche Umgang eines Bürgersohns mit einer Bürgerstochter konnte den Zwang zur Hochzeit veranlassen. Was das Verhältniß der Bürger zu den Fremdlingen betraf, so entschied hier der Umstand, daß es in jener Zeit des anfangenden Bürgerthums nöthig war, die Bande der Gesellschaft enge genug zu knüpfen, um ihnen desto mehr Stärke und Festigkeit zu geben. Liebe und Achtung mußten eine besondere Beschränkung haben auf den Nachbarn, auf den Gemeindsgenossen, sonst hätten die bürgerlichen Anstalten kaum den gehörigen Halt bekommen wider die vielen Hindernisse ihres Emporstrebens. Die auf die Vergehungen eines Bürgers gegen einen Frem-

den gesezten Bußen stunden in keinem Verhältniß zu der Behandlung des Lezteren, wenn er sich gegen jenen vergieng. Ausserdem durfte der Fremdling oder Gast weder Zeugschaft leisten, noch gegen den Willen des betreffenden Bürgers zum Zweikampf erscheinen. Die rechtspflegende und verwaltende Obrigkeit der Stadt bestund anfangs, weil die Geschäfte den einfachsten Gang nahmen, nur aus vier und zwanzig Rathsherren. Diese bestimmten die Preise für den Wein, das Brod und Fleisch, welches damals die gewohnteste Nahrung war; ferner ernannten sie aus ihrer Mitte den Fronwäger, durch dessen Hand alles gieng, was von Auswärtigen in der Stadt gekauft oder an sie verkauft wurde. Ebendieselben hielten auch in ihrer Verwahrung alles erblose Gut, das nach Ablauf von Jahr und Tag in drei gleichen Theilen der Stadt, der Kirche und dem Herzoge zufiel. Wenn ein durch Gewalt Verwundeter die Glocke zog, so erschienen sie, die Wunde zu untersuchen; gegen ihren Urtheilspruch konnte man an den Rath zu Köln appellieren. In besonderm Betreff des Herzogs waren die Bürger nur auf eine Tagreise zu seinen Fehden verpflichtet, damit jeder Abends wieder bei seinem Heerd seyn konnte; aber Keiner durfte ausbleiben, wenn das Aufgebot ergieng, unter Androhung der Zerstörung seines Hauses. Im Fall eines Aufruhrs mochte jeder gewaffnet dem Lärm zuspringen; wenn aber Jemand erst nach Hause gieng, um sich dort zu waffnen, so hatte er die Huld des Herrn verwirkt. Für sich und seine Nachkommen behielt der Herzog nichts vor als die Schirmherrschaft, da die Stadt auf seinem Grund und Boden erbaut war.

In solchem Geist gründete Herzog Berthold der Dritte das gemeine Wesen von Freiburg, und bald noch ein zweites zu Villingen auf dem Schwarzwald. Seit uralter Zeit war derselbe Ort eine Stammbesizung des zähringischen Hauses, und zu Ende des zehnten Jahrhunderts das besondere Erbtheil Graf Bertholds, des Enkels von Guntram dem Reichen, und Vaters von Herzog Berthold dem Ersten. Dieser Herr war ein Sohn Graf Gebhards aus Frau Bertha, der Schwester des Stammherrn von Hohenstaufen, und allgemein gekannt unter dem Namen Bezelin von Villingen. Er vergrößerte den Ort und erwarb ihm durch Fürsprache Herzog Hermanns zu Schwaben von König Otto dem

Dritten das Marktrecht, mit Vergünstigung der Münzgerechtigkeit, des Zolls und Gerichtsbanns für sich und seine Nachkommenschaft. Hiedurch wurde Villingen auf weit und breit der angesehenste Flecken, bis ihn nach Verfluß von hundert und zwanzig Jahren Herzog Berthold zur Stadt erhob. Sie wurde erbaut nach dem Vorbilde Freiburgs, in länglicht runder Form, mit zwei sich in der Mitte durchkreuzenden Hauptstraßen und vier Thoren.

Aber bald hierauf fiel der ruhmwürdige Gründer dieser Gemeinwesen, in einem Krieg des elsaßischen Grafen Hugo von Dachsburg, welchem er wider dessen aufrühreriſche Unterthanen Hilfe geleistet, und es folgte ihm, da seine Söhne noch minderjährig waren, in Besitzungen und Würden sein Bruder, der schon früher als Herr zu Freiburg auftrat, und die dortige Verfassung durch eine öffentliche Urkunde geregelt und befestigt hat. Dieser Herzog Konrad war ein nicht minder verständiger und thätiger Fürst; das Haus Zähringen gelangte durch ihn zum höchsten Gipfel seines Glanzes. Zuerst, im Jahre eilfhundert fünf und zwanzig, erwarb er die Kastvogtei des Stiftes zu Sankt Blasien; alsdann in den zwei nächstfolgenden das Rektorat über Burgund, und endlich begann er den Bau des freiburgischen Münsters, eines der herrlichsten Denkmale altdeutscher Baukunst! Aber sein Leben war voll Mühseligkeit, und durch Kriege mehrfach getrübt. Noch immer herrschte zwischen den Häusern Zähringen und Hohenstaufen die alte Eifersucht. König Lothar, welcher das leztere haßte, suchte jenes zu begünstigen, um dadurch eine Stüze seines Thrones zu gewinnen. Daher, als Graf Reinold von Burgund sich weigerte, ihm zu huldigen, er die Züchtigung des Widerspännigen dem Herzog Konrad übergab. Dir burgundische Krone war etwa sechshundert Jahre nach der Einwanderung der Burgunder nach Süddeutschland durch König Konrad den Salier dem Reich unterworfen worden. Nachdem nun in König Heinrich dem Fünften das konradische Haus erlosch, betrachtete Reinold dieselbe als erledigt, und trug sich mit dem Gedanken, die alte Freiheit in Burgundien wieder herzustellen. Aber Herzog Konrad erschien mit seiner Macht und mit einer starken Hilfe aus dem Reich, schlug seinen Feind, und brachte ihn gefangen vor den König. Kaum gelang es der Geistesgegenwart des besiegten

Grafen, die Grafschaft über Hochburgund durch Unterwürfigkeit für sich zu retten; alles übrige erhielt Konrad von Zähringen unter dem Titel eines Reichsverwesers. Aber diese günstige Lage des Herzogs veränderte sich bald durch den Tod König Lothars, welchem Konrad von Hohenstaufen auf dem Throne der Deutschen nachfolgte. Denn natürlich hielt Konrad zur Parthei Herzog Heinrichs von Sachsen, des Eidams von Lothar, welcher ebenfalls den Thron der Deutschen suchte. Hierüber erhob sich ein neuer, und unglücklicher Krieg für Herzog Konrad, indem des Königs Neffe, Herzog Friedrich zu Schwaben sich aufmachte, und die zähringischen Länder dies- und jenseits des Rheins so behend überfiel, daß die zähringische Macht zurückwich, und der Herzog gezwungen war, sich zu unterwerfen. Durch Vermittlung des heiligen Bernhard, welcher mit ungemeinem Eifer an der Herstellung der Einigkeit unter den deutschen Fürsten arbeitete, um sie für einen allgemeinen Kreuzzug zu gewinnen, erhielt er von dem neuen Könige sofort die Belehnung der bisher verwalteten Lande, und überdies noch einen Theil der Herrschaft des neuerdings widerspännigen Grafen Reinold. Doch blieben die Gemüther wie zuvor; Herzog Konrad verband sich noch enger mit dem welfischen Haus durch eine Heirath seiner Tochter Klemenzia mit Heinrich dem Löwen; zur Morgabe erhielt sie die Burg Baden im Breisgau, oberhalb Müllheim, auf einem Vorhügel des Blauen, mit hundert Dienstmannen und fünfhundert Mansen Feld.

In all' seinen Händeln und Geschäften bewies sich dieser Herzog von Zähringen gleich bieder und kräftig, würdig des Ruhmes seiner Väter; ein Geschichtschreiber seiner Gegenparthei nennt ihn einen der tapfersten und reichsten Fürsten damaliger Zeit; von seiner Denkungsart sind jener freiburgische Freiheitsbrief und die Grundsteinlegung des Münsters unzweideutige Zeugen; seiner mildthätigen Hand erfreuten sich namentlich die Kirchen zu Reichenau und zu Bürgeln; Sankt Blasien genoß unter seinem Schirm einer sichern Ruhe; der frommen Stiftung seines Vaters endlich zu Sankt Peter bestätigte er alle ihre Rechte und Besitzungen. Konrad hinterließ aus seiner Gemahlin, einer Tochter des Herzogs von Namur, außer Klemenzia und Anna, den Berthold, Rudolf und Adelbert. Jener folgte ihm in der Herrschaft; Rudolf wurde

geistlich, und nachmals an das Bisthum Lüttich erhoben; Adelbert aber erbte die zähringische Herrschaft bei Weilheim, und erscheint sofort als Stammvater der Herzoge von Teck, welche bei mancherlei Schicksalen und in verschiednen Würden zweihundert und neunzig Jahre lang unter den schwäbischen Großen erscheinen.

Jene Zutheilung einiger Lande von Graf Reinolds Herrschaft an Herzog Konrad hatte einen neuen Krieg erregt, welchen Berthold der Vierte sofort von seinem Vater übernahm. Er geschah wider die Erbin Reinolds, Frau Beatrix zu Hochburgund; aber da Friedrich der Erste sich im Jahr eilfhundert sechs und fünfzig mit derselben verehlichte, so mußten die Waffen ruhen. Beide Theile verglichen sich durch einen Vertrag, wornach der Herzog von dem Kaiser in der burgundischen Statthalterschaft diesseit des Jura bestätigt wurde, und zum Ersaz des erlittenen Verlusts die Regentschaft des Reichs von Arles, nebst der Kastvogtei über die Hochstifte Sitten, Genf und Lausanne erhielt. Dieser Ersaz war aber kaum ein solcher zu nennen gegen die eingebüßte Statthalterschaft des jenseitigen Burgund und die verlorne Schirmvogtei über Zürich. Der Glanz des zähringischen Namens wurde dadurch sehr verdunkelt; doch kam der auswärtige Verlust nur dem einheimischen Land zum Besten. Denn die burgundischen Kriege hatten einen stets großen Aufwand erfordert, ohne daß der Besiz der Herrschaft etwa gesicherter wurde. Die Burgunder haßten jede fremde Obwaltung, und Herzog Berthold war genöthigt, auch jezt noch um die Behauptung seines Ansehens zu kämpfen. Nach diesem Kampf erbaute er zur Sicherung seines Sieges die Stadt Freiburg im Uechtland, ganz nach dem Muster der breisgauischen. Im Breisgau aber selbst gründete Herzog Berthold ein zweites Gemeinwesen zu Neuenburg am Rhein. Anfangs war dort nur ein Hof, dessen Grund und Boden er an das von ihm errichtete Kloster Thennenbach verkaufte, später aber wieder an sich zog, und den Ort zu einer Stadt erhob, mit einer ähnlichen Verfassung wie in dem benachbarten Freiburg.

Lange vordem war Herzog Berthold nach Italien gezogen, in dem Krieg Kaiser Friedrichs gegen die lombardischen Städte, und während derselben Zeit hatte er auch die Fehde mitgemacht, welche wegen Räubereien zwischen dem Herzog Welf und dem

Pfalzgrafen zu Tübingen entstund. Dieser Welf war ein Sohn Herzog Heinrich des Schwarzen von Baiern, der Schwager Herzog Berthold des Dritten von Zähringen, und Gemahl jener Uta von Kalw, der Stifterin des Klosters Allerheiligen. Der kleine Krieg wurde mit äusserster Erbitterung geführt. Ausser dem Hause Zähringen und Baden waren für die welfische Parthei die Bischöfe zu Augsburg, Speier und Worms, die Grafen von Pfullendorf, von Habsburg, von Kalw, Heiligenberg und Veringen; für den Pfalzgrafen hingegen Herzog Friedrich von Schwaben, und die Grafen von Zollern mit ihrem Anhang. Es kam bei Tübingen zur Schlacht; die Welfischen mußten fliehen, erholten sich aber sogleich wieder und brachten ihren Feind in solche Bedrängniß, daß Herzog Friedrich den König von Böhmen zu Hilfe rief. Hierauf begann eine wilde Verwüstung aller Lande der streitenden Partheien; der Linzgau, die Baar, die Ortenau und andere Gegenden waren bei uns der Kriegsnoth ausgesezt; das Kloster Schuttern ward ein Raub der Flammen, und unweit der Donau brach Herzog Berthold die Burg Fürstenberg. Endlich erschien der Kaiser und vermittelte den Streit.

Den größten Einfluß in Schwaben behaupteten damals das Welfische, Zähringische und Hohenstaufische Haus. Lezteres war das jüngste, aber ungemein im Wachsthum durch den hochstrebenden Geist, der seine Sprößlinge beseelte; es vergrößerte sich unter anderm auch am Bodensee durch die Erbschaft der Grafen von Buchhorn und Pfullendorf. Die Welfen hingegen beförderten theils selbst die Abnahme ihres Glücks, während Zähringen sich durch ein stets kluges und mäßiges Benehmen bei seinem erworbenen Ansehen erhielt. Selbst die verloren gegangene Kostvogtei über Zürich gewann Herzog Berthold wieder, und blieb dadurch ein von dem Herzogthum Schwaben unabhängiger Fürst. Im Breisgau verwaltete er die Landgrafschaft, das uralte Erbe seiner Väter; über Sankt Blasien, Thennenbach, Sankt Peter, über das Stift zu Stein und andre Klöster gehörte ihm das Schuzherrnamt. Berthold war ein Mann von vieler Einsicht, gestählt durch mancherlei herbe Erfahrungen, und von so bewährter Tapferkeit, daß ihm in Italien der Kaiser das Reichsbanner anvertraute; er starb im Jahr eilfhundert sechs und achtzig, und hinterließ ausser zwei

Töchtern nur einen einzigen Sohn. Dies war Berthold der Fünfte oder Reiche, der Erbe aller Macht und Tugenden seines Vaters; nur brachte ihn eine allzugenaue Sparsamkeit in den Verruf des Geizes, wie eine rücksichtslose Strenge in den Schein der Härte und Grausamkeit. Die burgundischen Großen besonders fühlten seine kräftige Herrschaft; er wollte ihren stets unruhigen Stolz endlich beugen, schlug ihre Macht zweimal, und befestigte hierauf viele Orte im Land, namentlich Mudon, Iverdon und Burgdorf; an der Aare aber erbaute er von neuem die Stadt Bern, in demselben Sinn, wie seine Väter die beiden Freiburg. Dies alles geschah, während die andern Großen des Reichs mit Kaiser Friedrich auf der Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande waren. Kein Fürst sicherte damals so umsichtig seine Macht, wie Herzog Berthold; auch bei uns erweiterte er die Befestigungen zu Breisach. Hierin sah das Haus Hohenstaufen Grund genug zu einem Krieg wider Zähringen. Es erschien Herzog Konrad von Schwaben mit starker Heeresmacht in den untern Landen, und drohte alle zähringischen Gaue zu überziehen. Als derselbe sich aber zu Durlach gelagert hatte, erstach ihn ein Bürger, dessen Weib er schänden wollte. Bald darauf starb auch der König, des Herzogs Bruder, und so endigte sich der Krieg.

Der zähringische Name erschien von dem an in erneutem Glanze seines Ansehens. Herzog Berthold war durch eine wohlgeordnete Wirthschaft und durch die Vermeidung aller unnöthigen Kriegszüge sehr reich geworden; er besaß die Freundschaft des Pabstes, und das welfische Haus band ein natürliches Interesse an das seinige. Also geschah es, daß ihm die Churfürsten den damals erledigten Thron des Reichs anboten. Allein Berthold liebte zu sehr den Frieden, um sich mit Herzog Philipp von Schwaben, dem Bruder des verstorbenen Kaisers, in einen weitaussehenden Kampf einzulassen, da derselbe die deutsche Krone um jeden Preis zu erringen trachtete. Er nahm von ihm das Doppelte der bereits verwendeten sechstausend Gulden Unkosten, und entschlug sich einer Würde, die nur zu oft mehr Glanz als Glück und Macht gegeben hatte.

Die Fürsten wählten sofort den Herzog Otto von Braunschweig, einen Sohn Heinrich des Löwen, und Herzog Berthold wurde von dem Pabste dringendst aufgefordert, dessen Parthie zu nehmen;

aber Philipps angestammte Macht und sein erworbener Anhang waren zu groß, und sowohl er als seine Freunde zu klug und zu thätig, als daß ihnen nicht endlich selbst der römische Stuhl hätte nachgeben müssen. Zu den eifrigsten Beförderern der Sache Herzog Philipps gehörte Bischof Diethelm zu Konstanz, aus dem Geschlecht der Freiherren von Krenkingen, welche sich damals aus ihrem Stammsize im Albgau auch in den benachbarten Klekgau verbreitet, und eben durch den Bischof die Kastvogtei über das Stift Rheinau erworben hatten; ein kräftiger, angesehener und um den Anbau des Landes nicht unverdienter Adel.

Man weiß, wie König Philipp durch das Schwerdt Ottos von Wittelsbach zu Bamberg fiel. Nach diesem erhob sich der Kampf um die Krone zwischen König Otto und Herzog Friedrich, der Sohn weiland Kaisers Barbarossa. Jener erschien am Bodensee, und lagerte sich zu Ueberlingen; aber zu gleicher Zeit kam sein Gegner aus Italien nach Konstanz. Otto versäumte sich, während Friedrich täglich neue Freunde gewann, zog endlich am Rhein herab, und warf sich nach Breisach, wo er auf den Beistand des Herzogs von Zähringen und der benachbarten Bischöfe rechnete. Allein Berthold blieb ruhig, und alle übrigen Großen schlugen sich zur Parthei des jungen heldenmüthigen Friedrich. Als derselbe in diesen Gegenden erschien, herrschte zu Breisach eine heftige Gährung. Denn das Kriegsvolk des Königs trieb mancherlei Muthwillen in und ausser der Stadt; sie vergriffen sich an Hab und Gut der Bürger, schändeten ihre Weiber und Töchter, und fielen heraus auf das umliegende Land, um zu rauben. Dies veranlaßte eine Verschwörung der Städter und Landleute. An dem bestimmten Tag ertönte die Sturmglocke; da erhob sich das ergrimmte Volk, überfiel seine Bedränger, erschlug sie, oder stürzte sie in die Fluhten des Rheins. König Otto, voll Schreck und Bestürzung, rettete sich kaum noch mit einem kleinen Häufchen, welchem Markgraf Hermann von Baden zur Flucht nach Sachsen verhalf. Dieser Vorfall geschah im Jahr zwölfhundert und zwölf; durch ihn wurde das ganze Rheinthal für Friedrich gewonnen.

Während all' dieser Geschichte war Herzog Berthold mit friedlicher Befestigung seiner Macht beschäftigt; er vervollkommnete die Einrichtungen seiner Städte und Herrschaften, und führte eine

strenge Wirthschaft, die seinen Reichthum vermehrte. Seine Besitzungen bildeten wirklich ein nicht geringes Fürstenthum; im Breisgau, in der Ortenau und in Schwaben lag sein Stammgut mehr oder weniger zerstreut, überhaupt aber herrschte er vom Jura und vom Züricher See bis über den Schwarzwald an den Neckar hinab. Seine Dienstmannschaft bestund aus einer Reihe zum Theil angesehener Geschlechter von Adel; es gehörten dazu die Herren von Staufen, von Röteln, von Falkenstein. Wie wohlthätig er in solchem Ansehen gewirkt habe, muß anerkannt werden, wenn auch sein sonstiger Charakter als zweideutig erscheint. Ueber keinen Fürsten sind seltsamere und unheimlichere Gerüchte im Umlauf gewesen, wie über diesen Berthold, den lezten Sprößling des so glorwürdigen Stammes von Zähringen. Er lechze nach Menschenfleisch; er schlachte und koche seine eignen Dienstleute, um sie zu verzehren; er habe seine Gemahlin heimlich enthaupten lassen; er übe Treubruch, und suche fremdes Gut; ihm aber hätte der burgundische Adel seine beiden Söhne vergiftet. In der That bleibt die Behandlung seiner Neffen, Bertholds und Kunos von Urach, welche er bei dem Wahlgeschäft den Churfürsten als Geiseln übergab, aber nicht wieder auslöste, ein unzweideutiger Makel seines Charakters. Berthold, von Gestalt und Kraft ein Riese, war rauh und launisch gegen die Welt, aber doch ängstlich um das Urtheil derselben über sein Leben. Als sein Schwestersohn, der Abt von Thennenbach, im Jahr zwölfhundert sechszehn von Rom zurückkehrte, ließ er ihn zu sich kommen; er hauste damals in dem Schloß, welches von ihm oder schon von seinem Vater auf der nächsten Höhe hinter Freiburg erbaut worden war. Der folgsame Prälat erschien, und traf den Herrn sehr aufgeräumt in fröhlicher Gesellschaft seiner Ritter; man würfelte, scherzte, sang und tanzte nach dem Spiel einer Orgel. Der Gast mußte erzählen von seiner Reise; sofort wollte Berthold wissen, was der Pabst von ihm halte, und da der Abt dieser Frage auszuweichen suchte, gebot er ihm zornig, die Wahrheit zu gestehen. Nun sprach jener: „Der Habsucht beschuldigt man Euch zu Rom, und der Ungerechtigkeit gegen Wittwen und Waisen.“ Hierüber ergrimmte der Herzog dermaßen, daß er den zitternden Erzähler mit Scheltworten überhäufte, und schwur, er würde ihn über den Schloßfelsen hinab werfen lassen,

wenn er nicht seiner Schwester Sohn wäre. Von dem an empfand auch die Abtei Thennenbach die ganze Unhuld ihres Stifters; einmal befahl sogar der Herzog, die Weinfässer des Klosters zu vernichten; doch scheuten seine Leute die Strafe des Himmels, und zerschlugen nur ein leeres.

Berthold der Fünfte oder Reiche, Herzog von Zähringen, Rektor zu Burgund, starb völlig kinderlos zu Freiburg im Breisgau, im Jahr zwölfhundert achtzehn, im hundert und sechszigsten, nachdem die herzogliche Würde durch Berthold den Bärtigen an sein Haus gekommen, und im vierzigsten nach Erwerbung der burgundischen Statthalterschaft durch Konrad, seinen Oheim. Der Leichnam des Verblichenen wurde in der Münsterkirche hinter dem Fronaltar zur Erde bestattet, unter großem Trauergepräng, mit Schild und Speer, als zum Zeichen, daß sich mit ihm die Reihe seiner Väter nun endige!

Achtes Kapitel.

Von den Zeiten der Zähringer überhaupt.

Während der Herrschaft der Herzoge von Zähringen entwickelte sich in unsern badischen Landen unstreitig das mannigfaltigste, reichste, blühendste Leben. Wir sehen die Klöster noch im besten Flor sowohl ihres irdischen Wohlstandes als geistigen Wirkens; den alten großen Adel im Besitze seines ächten Glanzes durch wohlangebaute Herrschaften und die Tugenden ritterlichen Muths, ungeheuchelter Frömmigkeit und einer mäßigen Haus-Wirthschaft; die bürgerlichen Gemeinen in erster froher Aufnahme; das Landvolk freilich oft in trauriger Unterwürfigkeit, doch auch hin und wieder auf dem Wege zu glücklicher Sicherung altererbter Freiheiten; überhaupt endlich alles, was die menschliche Gesellschaft fördert und veredelt, Handel und Künste besonders, in munterstem Gedeihen.

In der Seegegend waren bisher immer das Stift Reichenau und die Stadt Konstanz die ersten Punkte. Dort lebte vor allem

noch die Wissenschaft; man las die Werke weiland Abt Bernos über die Musik, über das Leben einiger Helden der Kirche, über die heilige Schrift, über die Geschichte der Allemannen, und dessen Briefe an verschiedne gelehrte und fromme Männer; ferner las man die zahlreichen, das ganze damalige Wissen umfassenden Bücher Hermann des Lahmen, eines ungemeinen Geistes, von dem das berühmte Kirchenlied Salve Regina herrührt, und welcher mehrere sowohl griechische als arabische Schriften in's Lateinische übersezt hat. Auch zu Rheinau wurde manches gethan, und selbst in den Wildnissen der Stifte Sankt Georgen und Sankt Blasien belebten Kunst und Gelehrsamkeit viele stillen, von der Welt abgekehrten Gemüther. Dort hatte man von Abt Theoger ein großes Werk über die Musik, und hier lebte einige Zeit Meister Berthold, der berühmteste von allen damaligen Geschichtschreibern Schwabens. Er war mit Bischof Gebhard nach Sankt Blasien gekommen, und leitete daselbst lange Zeit die Schule. Seine Erziehungsgrundsäze beruhten auf einer genauen Kenntniß der menschlichen Seele und waren vortrefflich. „Wer die Jugend nicht liebt, sagte er, von dem erlernet sie nichts. Alles hat seine Zeit, so auch der Unterricht; denn das menschliche Alter gleicht nach Plato dem Wachs, es kann für die Eindrücke zu weich oder zu hart seyn. Wer die Wissenschaft nicht aus angebornem Drang, nicht aus Liebe zur Wahrheit und Tugend betreibt, ist ihrer unwürdig, und wird sie nicht weiter bringen; einen Solchen sollte man nie zum Lehrer machen. Es ist verächtlich, nur allein um des Brodes oder um der Eitelkeit willen zu lehren; man muß forschen wollen, und den Muth haben, die gefundene Wahrheit zu bekennen. Aber das Forschen und Lernen endigt nur mit dem Leben.“ Dieser Mann hat der Parthei der Kirche durch seine Feder mehr genüzt, als mancher der ausgezeichnetsten Kämpfer mit Schwerdt und Mund; er starb im Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen, um's Jahr eilfhundert, kurz vor der Zeit, da Herzog Berthold der Zweite von Zähringen sich gegen das Haus Hohenstaufen des Herzogthums Schwaben entschlug.

In andern Gotteshäusern des Landes wurde gewiß auch mehr oder weniger in diesem Sinne gearbeitet; aber die Zeit hat uns

davon keine Denkmale aufbewahrt. Und wenn einige leider nichts geleistet haben, so war daran entweder häufige Kriegsnoth schuld, wie zu Schuttern, Ettenheim und Schwarzach, oder innerer Zwiespalt, wie zu Gottsau, oder der Druck eines habsüchtigen Kastvogts, wie zu Sankt Trutbert. Der spätere Zustand der Klöster war schlecht und ihr Wirken verderblich; aber von ihrer damaligen Zeit gilt noch vollkommen, was ein geachteter Geschichtschreiber bemerkt: „Die Klöster sind die Size der Frömmigkeit und des Fleißes, Zufluchtsörter für die Verfolgten, Ruhestätten für die Ermüdeten gewesen. In ihnen ward die Wissenschaft gepflegt, durch sie sind unzählige Schulen gestiftet worden. Wüsten, Sümpfe und Moräste haben sie urbar gemacht, und die errettende Lehre des Christenthums mit Standhaftigkeit und Aufopferung unter wilde verlassene Menschen verbreitet. Nie schämten sich die Mönche des niedrigsten Berufs; sie stunden dem Höchsten mit Muth und Tugend vor, und arbeiteten geduldig am Geringsten.“

Von der frommen Schwärmerei unsers vaterländischen Adels haben wir gehört; er hatte jedoch auch noch eine andre Richtung. Er war ungemein kräftig, tapfer und wild; ein innerer, stets unruhiger Drang trieb ihn zu kühnen und abentheuerlichen Unternehmungen; aber das Ritterwesen bändigte diese Kraftfülle, wo es die Religion nicht that. Es war eine Anstalt, welche aus den besten Elementen der damaligen Zeit entsprang; die sonst rohe leibliche Stärke und Gewandtheit wurde dadurch zu den edelsten Zwecken verwendet, zur Ehre der heiligen Kirche, zum Dienst der Damen, zum Schuz der Wittwen und Waisen. Der junge Adel ward für die Ritterwürde eigentlich erzogen; es gab angesehene Herren, Barone, Grafen, und selbst Fürsten, welche an ihrem Hof stets eine Reihe adeliger Jünglinge zur Bildung um sich hatten, wie Herzog Welf, der Gemahl Utas von Kalw oder Schauenburg. Der Tag des Ritterschlags war fast feierlicher als selbst der Tag der Taufe, und das würdige Erscheinen beim Turnier galt für wichtiger, als bei uns jede ähnliche Handlung. Wirklich war auch das Turnier eine unvergleichliche Einrichtung, eine wahre Polizei des Adels; denn kein Befleckter durfte dabei zu erscheinen wagen. Man hat die olympischen Spiele der Griechen als ein herrliches Institut gepriesen; die Kampfspiele des deutschen Mittelalters waren noch herrlicher.

Der Adel wohnte im eilften und in den nächstfolgenden Jahrhunderten meist auf einsamen Burgen, deren kühne Lage und massive Bauart schon allein den Geist ihrer Bewohner andeuteten. Die Beschäftigung des Burgherrn waren die Jagd, die Sorge um die Landwirthschaft, mancherlei Verrichtungen bald eines Vogtamts, bald als Schiedsrichter, oder Obmann; denn viele Angelegenheiten, Kaufe, Verkaufe, Tausche, Vergabungen, Sühnen und dergleichen, wurden nach dem Zerfall der Gaugerichte damals auf den Schlössern des Adels vorgenommen, wobei es immer einen lustigen Tag gab. Sonst lebte man sehr einfach und auch die Kleidung war für gewöhnlich auf die nothwendigste Bedeckung berechnet; nur in den Festzeiten wurden kostbare, mit Gold und Silber gezierte Stoffe zur Schau getragen. Aber es war kein Flitterwesen, wie in unsrer modernen Welt, sondern alles gediegen, und auf lange Dauer berechnet. Das ganze Familienleben hatte ein patriarchalisches Ansehn, und in vielen Nachrichten sind Spuren der edelsten häuslichen und allgemein menschlichen Tugenden. Wenn der Freiherr Werner von Kaltenbach im breisgauischen Schwarzwald auf die Jagd gieng, so wußten die Armen schon, wo er ausruhe, und sein Mahl verzehre; dahin versammelten sie sich nun, und wurden von ihm brüderlich gespeiset. Ebenderselbe lud oft die Geistlichen aus der Umgegend an seinen Tisch; sein Haus blieb keinem Fremdling, keinem Bedürftigen verschlossen. Als Bischof Gebhard von Konstanz in seiner Noth nach dem Schwarzwald floh, fand er auch auf der Burg Kaltenbach gastfreundliche Aufname. Er segnete den alten Werner, dessen Gemahlin und ihre Söhne, zwei biedere, ritterliche Jünglinge. Der Bischof sprach von den Wirren der Zeit, von der Gefahr der Kirche, von dem Verdienste der Weltverachtung. Da legte Herr Werner das Schwerdt seiner Väter ab, und wurde zu Sankt Blasien Mönch; ihm folgte Ida, und nahm zu Sulzburg den Schleier; endlich entsagten auch beide Söhne den Freuden ihres aufblühenden Lebens, und wurden nacheinander Vorgesezte der Zelle zu Bürgeln, welche der sanktblasische Abt Rusten aus dem Vermögen der frommen Familie errichtet hatte.

Sonst behauptete der damalige Adel viel Stolz, und war ungemein eifersüchtig auf seine Ehre und Vorrechte. Der Lehen-

dienst herrschte fast allgemein; doch gab es auch noch einzelne Geschlechter, welche sich von aller Abhängigkeit ledig erhalten hatten. Als Kaiser Friedrich der Erste einst durch das Städtchen Thiengen zog, und alles Volk ihm seine Ehrfurcht bezeugte, bemerkte er einen Ritter, der vor seiner Behausung inzwischen ruhig auf einem Stuhle saß, und kaum das Haupt entblößte. Dies wunderte Friedrich, und er ließ nach dem Manne fragen. Da erwiederte derselbe: „Ich bin der Freiherr von Krenkingen, der Herr dieses Ortes. Ich habe dem Kaiser meinen Hut gezogen, und mehr bin ich nicht schuldig; ich trage weder von ihm noch sonst von Jemand ein Lehen, ich bin frei an Leib und Gut.“ Friedrich freute sich dieser Antwort, und verlieh dem Freiherrn das Recht, in seiner Stadt Thiengen goldne Münzen mit dem kaiserlichen Bildniß zu prägen, um einen so tüchtigen Edelmann dem Reiche zu verbinden. Die damalige adelige Lebensart war sehr ungebunden, wenn schon die öffentlichen Formen durch das steife Lehenzeremoniel beschränkt wurden; und man bemerkte im Benehmen zwischen dem obersten Reichshaupt und seinem lezten Dienstmann keinen solchen Unterschied, wie heutzutag zwischen einem Landjunker und seinem Pächter. Es gab viele Feier- und Festtage, wo man sich nach geendigtem Gottesdienst der Freude unbesorgt überließ. Musik und Gesang veredelten dieselbe. Vor allem blühten der Gesang und die Dichtkunst. Schon viele Ritter verfertigten Verse und trugen sie vor. Es waren aber keine mühsam gedrechselten Machwerke, sondern natürliche, freie und volle Ergüsse des Herzens. So hat man noch die Gedichte eines Edlen von Kürnberg bei Kenzingen, welcher Dienstmann der großen Baronen von Usenberg war, und ein ganzes Epos von dem Edlen von Herbolzheim, einem Dienstmann Herzog Berthold des Fünften von Zähringen.

Freilich äusserte sich die damalige Kraft unter dem Adel oft auch auf eine rohe und schlechte Weise. In erbitterten Fehden wurde weder der Menschen, noch des Viehes, noch des Gewächses auf dem Felde geschont. Die Partheien belauerten und überfielen einander auf einsamen Wegen; beraubten sich um ihr Gut und verübten mancherlei Grausamkeit. Ja, es gab selbst einzelne Edle, welche fast nur vom Raube lebten. Die Kastvögte der

Klöster ließen sich manche Gewaltthätigkeit zu Schulden kommen, und manches Gotteshaus lebte mit seinem Schirmherrn in fast stetem Krieg, wie Rheinau anfangs mit den Grafen von Lenzburg, dann mit den Freiherren von Krenkingen, und wie Sankt Trutbert mit den Edlen von Staufen. Aus diesem Hause war Otto, welchen Herzog Berthold der Fünfte unter seinen Dienstmännern am liebsten hatte; aber er nöthigte den Abt Hugo durch unaufhörliche Besuche, Kränkungen und Beeinträchtigungen, ein Burgrecht mit der Stadt Breisach zu errichten, worauf ihm der erzürnte Schutzherr nach dem Leben trachtete. Unter dem Nachweser Hugos drang Otto einst unversehens ins Kloster und überfiel mit gezücktem Dolch einen der Mönche, während derselbe mit seinen Brüdern die Psalmen sang; kaum konnte sich der Verfolgte noch in die Kirche retten. Als Otto hierauf mit seinem Herrn an die Reichsversammlung nach Frankfurt mußte, stahl er dem Gotteshaus zuvor noch zwei Pferde zur Fortbringung des Gepäcks. Die Brüder beklagten sich darüber bitterlich, aber der Schutzherr entgegnete ihnen mit der Drohung: „Schweigt, oder kein Stein bleibt von euerm Kloster auf dem andern, wenn ich zurückkehre.“ Doch kehrte er nicht zurück; ein Sturz seines Pferdes kostete ihm das Leben. Da dankten die Trutbertiner dem Himmel, daß er sie endlich an ihrem Bedrücker gerächt.

Neben den Gotteshäusern und Burgen, welche bisher fast allein der Schmuck des Landes waren, erhoben sich jezt mehr und mehr auch die Städte. Von Konstanz, Ueberlingen, Stein und Thiengen, von Breisach, Freiburg, Villingen, Neuenburg, von Durlach und Ladenburg haben wir gehört. Aber im Linzgau hatten sich inzwischen auch Markdorf und Mörsburg zum städtischen Rang erhoben. Im Hegau wurde wahrscheinlich auch Engen damals mit Mauern umgeben, und bei dem Kloster Allerheiligen am Rhein bildete sich die Stadt Schaffhausen. Im Klekgau, Albgau und in der Baar mochte kaum eine oder die andre der jezigen Stadtgemeinden schon bestehen. Hingegen war im Breisgau der Ort Endingen von dem Freiherrn von Usenberg schon frühe mit Mauern versehen worden. Von der Stadt Offenburg in der Ortenau vermuthet man, daß einer der zähringischen Herzoge sie gegründet habe. Im Lobdengau verdankte ums Jahr

eilfhundert acht und fünfzig Heidelberg dem Pfalzgrafen Konrad seine erste Erhebung zu einem bürgerlichen Gemeinwesen. Dieser Konrad war der Halbbruder Kaiser Friedrich des Ersten, und hatte von ihm die Pfalzgrafschaft bei Rhein erhalten, als dieselbe durch den kinderlosen Tod Graf Hermanns von Stahlek dem Reiche heimfiel. Der neue Pfalzgraf verließ hierauf seinen bisherigen Siz zu Bacharach, und gründete sich einen neuen in der herrlichen Gegend am Ausgang des Neckarthals, auf der alten Burg am Jettenbühl, welche er vom Bisthum Worms zu Lehen trug. Bei dieser Gelegenheit befestigte Konrad auch den am Fuße des Berges gelegenen kleinen Ort, und versah ihn mit städtischen Rechten; dies ist der Ursprung der Stadt und des Schlosses Heidelberg.

Bekanntlich haßten unsere germanischen Vorfahren die Städte als verderbliche Hindernisse der Freiheit. Aber wie sehr verwandeln sich die Zeiten! Gerade durch die Städte wurde später die deutsche Freiheit erhalten, als ihr die größte Gefahr drohte. Die ersten städtischen Ansiedlungen in Deutschland stammen von den Römern ab. Der Deutsche bezeichnete sie mit dem Namen Burg, der von dem Wort bergen herkommt, und den Begriff eines mit Mauern verwahrten Ortes hat; der Ausdruck Stadt wurde erst gebraucht, als die Schlösser entstunden, welche man ebenfalls Burgen hieß. Daß nun schon im zehnten und eilften Jahrhundert Städte bei uns entstunden, haben wir gesehen; dasjenige jedoch, was nach heutigem Sinne einen Ort zur Stadt macht, die innere Einrichtung, die Geseze, Freiheiten und Rechte, kurz die Verfassung, kam erst unter den Zähringern und Hohenstaufen allgemein empor. Und folglich begann auch erst jezt ein ächt städtisches Treiben, eine bürgerliche Lebens- und Denkungsart, ein dritter besonderer Stand, das Bürgerthum, welches zwischen dem hörigen Volk und dem freien Adel allmälig eine Annäherung und Vermittlung bewirkt hat.

Bei allen Veränderungen in den innern deutschen Verhältnissen war immer das gemeine Volk am zweideutigsten behandelt worden. An vielen Orten lebte es als völlig leibeigen, an andern als blos hörig oder zinsbar, hin und wieder auch noch als frei; sonst fand man gewöhnlich alle drei Stufen unter einander ver-

mengt. Die bei weitem größere Zahl waren die hintersässigen und Zinsbauern, unter denen sich oft ein großer Wohlstand bildete, und deren die wenigsten vielleicht ihre Abhängigkeit mit der Freiheit vertauscht hätten. Aber nicht selten wurden sie auch durch List und Gewalt ein Opfer der Habsucht; mancher Herr, manches Kloster schmälerte ihr Recht, und drückte sie in die Reihe der Leibeignen herab. Doch wurde andrerseits der Zustand der Leibeignen dadurch wieder sehr befördert, daß es ein Grundsaz der damaligen Herren war, sie wo möglich auf den Grundstücken fest zu halten, was denn zu allerlei Verträgen und zu einem bestimmten Erbrecht führte. Gewöhnlich erbte das Gut auf den ältesten Sohn, und Gütertheilungen kamen wohl selten vor. Die Abgaben und Dienste, welche die Bauern zu leisten hatten, blieben immer sehr verschiedenartig; ihre Zahl und ihr Maaß beruhte auf der größern oder geringern Fruchtbarkeit des Bodens, auf altem Herkommen oder abgeschlossenen Verträgen. Sowohl die freien Zinsleute, als die Leibeignen, bekamen allmälig ihre eignen geordneten Gerichte, so daß jeder Schuldige nur von Seinesgleichen gerichtet wurde. In diesen Gerichten und in jenem Erbrecht lag eine vorzügliche Bürgschaft für einen im allgemeinen billigen Lebenszustand des Landvolks. Leider aber wurde demselben während des zwölften Jahrhunderts an manchen Orten wieder eine Last aufgelegt, für deren Befreiung sich weiland seine Vorväter meistentheils gerade in die Hörigkeit begeben hatten, nämlich der Kriegsdienst. In der zähringischen Zeit fiengen mehrere Fürsten an, zur bessern Führung ihrer Fehden nebst den Vasallen und Dienstmännern auch das Landvolk aufzubieten, wodurch für die betreffenden Familien ein ungeheurer Schaden erwuchs. Schon in den Kriegen Herzog Berthold des Zweiten von Zähringen hatten dessen Widersacher ihre Bauern bewaffnet. Doch galt dies noch für einen solchen Frevel gegen die kriegerische Ehre, daß der Herzog nach seinem Siege die armen Leute fast sämmtlich grausam entmannen ließ.

Wenn es bei der Verschiedenheit der Hörigkeitsverhältnisse Zustände gab, welche man der Freiheit weit vorzog, so waren manche andre dagegen fast unerträglich. Allein auch hier blieb die angeborne Billigkeit des deutschen Charakters ein mildernder

Grund; denn jeder Bauer durfte Hoffnung haben, sich in einen bessern Zustand emporzuarbeiten. Es geschah dies durch die Freilassung oder durch den Loskauf, und die damalige Verfassung erlaubte es, daß der Nachkomme des schlechtesten Leibeignen schon im sechsten Geschlecht die oberste Würde des Reiches erlangen konnte!

Neuntes Kapitel.

Kurze Uebersicht des Ganzen.

Sechshundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung werden die Ufer des Rheins und die Vorhügel des Schwarzwaldes durch gallische Einwandrer zum erstenmal bleibend bewohnt. Aber die glückliche Vergrößerung dieser Kolonie reizte die Eifersucht eines kriegerischen Nachbarvolks; vier oder fünf Jahrhunderte später erschienen die Deutschen, anfangs in einzelnen Horden, dann mächtiger, und endlich in einem großen Bund ihrer Stämme, zur Abwehr der fremden Eindringlinge. Lange währte der blutige Kampf, doch widerstand das durch eine entnervende Kultur und mancherlei innere Zerrüttungen geschwächte Gallien jener Kraft der noch jugendlich unverderbten Germanen in die Länge nicht; das Rheinthal wird sofort von den Siegern besezt, und schon droht der suevische Heerführer Ariovist ganz Gallien unter das deutsche Joch zu bringen. Da entreißt ihm Cäsar diese Beute, und von dem an sind die Römer der allgemeine große Feind unsrer germanischen Altvordern, beinahe ein halbes Jahrtausend hindurch! Während dieser Zeit war das Land südlich und westlich am Schwarzwald von den Deutschen größtentheils verlassen und abermals von gallischen Ansiedlern besezt worden. Und unter der römischen Obwaltung gestaltet sich hier wie im Elsaß, in Helvetien, Rhätien und Vindelizien eine aus deutschem, gallischem und römischem Stoff bestehende Kultur. Aber nirgend ist nationales Leben, nirgend eine großartige Entwicklung eigenthümlicher Kräfte, und somit

geht billig der ganze Zustand durch die Eroberung der Allemannen in einen wie gleich anfangs rauhern, doch kräftigern und eigenthümlichern über. Hierauf behaupten die Allemannen zuerst ein völlig selbstständiges, alsdann mit dem fränkischen Reich verbundenes Herzogthum. Doch beruhte die Verbindung nur darauf, daß der Herzog den König der Franken aus dem Hause des Merowig, unter einer vorgeschriebenen Formel als seinen Herrn erkannte, und ihm in den Kriegen des Reichs seine Hilfsmannschaft zuführte. Inzwischen war die merowingische Oberherrschaft für Allemannien besonders nützlich, da sie die Einführung des Christenthums beförderte; kaum würden jene frommen Glaubensprediger ohne solches ihren Zweck erreicht haben.

Die Vereinigung der deutschen Herzogthümer mit der fränkischen Monarchie und das sofort empfangene Evangelium veränderten die ganze Verfassung. Der Grund zur Herzogswürde als landesherrliche Gewalt ist gelegt, und hiemit die ursprüngliche Einrichtung der Zehnten, Hunderten und Gaue in ihrer Wurzel angegriffen. Dies und der Fall der alten Götter durch die Lehre des Gekreuzigten, erzeugt eine moralische und politische Krankheit, aus der nur ein Genius, wie Karl der Große, die Nation retten kann. Aber eben dieser Kaiser gibt Gesetze, deren Folgen theils mehr oder minder verderblich werden, weil eben wieder nur er die Kraft besitzt, sie zum Gedeihen der Völker zu handhaben. Deswegen war nach ihm der Zerfall um so trauriger. Doch, auch während der schlimmsten Zeit, unter der größten Verwirrung und Noth in fast allen Theilen des Reichs, blühen im Stillen die Wissenschaften empor, wozu durch ihn der Saamen ausgestreut worden. Ein andrer wohlthätiger Genius, der Retter aus jener zweiten Gefahr unsers Volks, als unter den schwachen Karlingern im Innern die Gesetze zerfielen, und Deutschland von außen die Beute barbarischer Horden zu werden drohte, war König Heinrich der Erste. Er verwahrte die Grenze mit Städten, und gründete das Turnier, zwei Anstalten, wodurch für die Folge unendlich viel Gutes entsprang. Wie traurig würde die Geschichte seyn, wenn der Himmel den armen Völkern nicht zuweilen solche Genien zuschickte!

Jene Tage von den Karlingern bis auf das salische Kaiser-

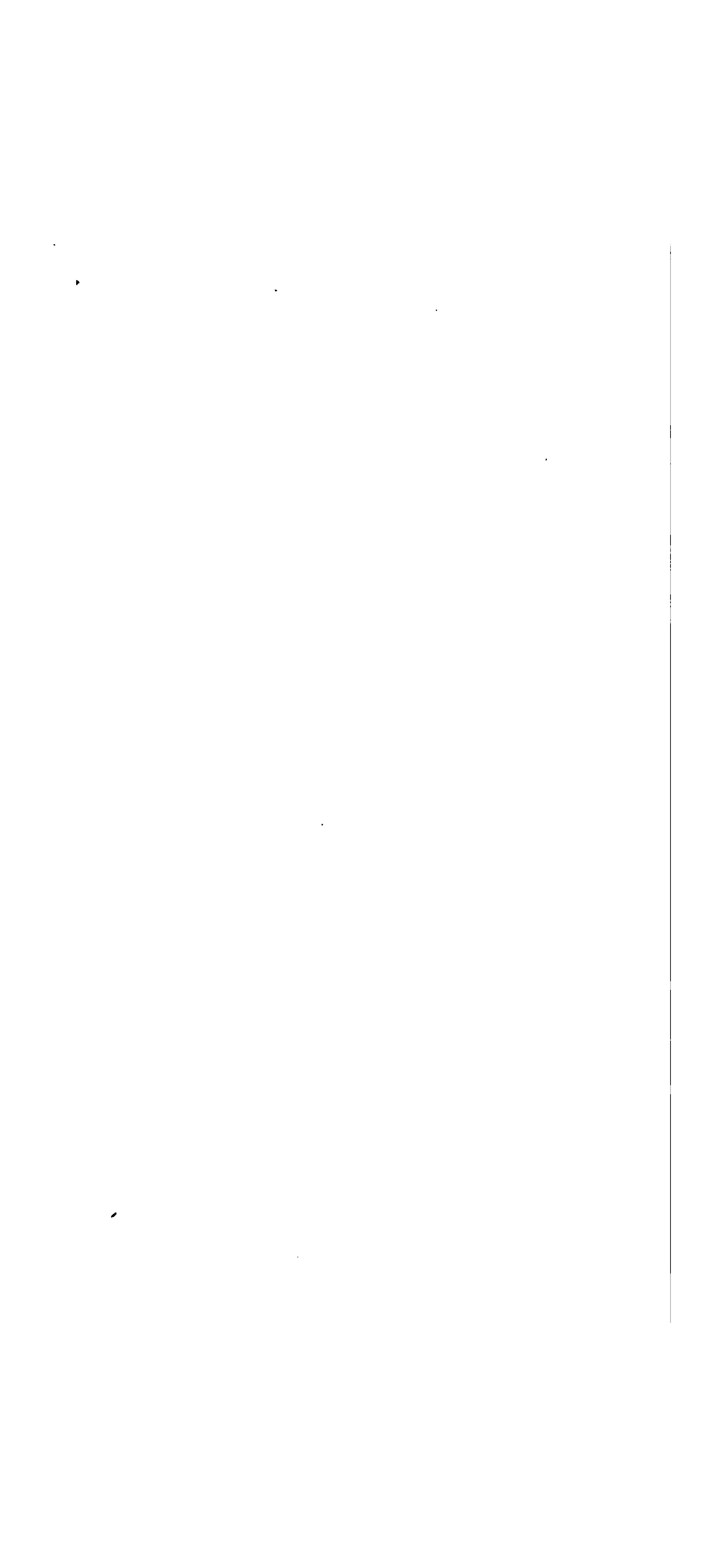
haus sind eine Uebergangsperiode. Mit ihr beginnen die Jahrhunderte, welche wir das Mittelalter nennen, eine Zeit, worin sich das deutsche Leben mit seiner leiblichen Kraft und mit dem Reichthum seiner Seele zur vollsten Blüthe entfaltet hat. Früher, im germanischen Alterthum, war Alles und das Höchste die bürgerliche und politische Freiheit; sie gab den belebenden Geist; für sie wurde gestritten, oft glorreich gesiegt, und noch glorreicher gestorben; nach ihr mußte sich selbst die Verehrung der Götter gestalten. Dies aber veränderte sich durch das Christenthum und die Erblichkeit der Staatsämter. Die Selbstständigkeit der Herzogthümer war verloren, die Gaue erloschen; die Nation trennte sich in Stände von sehr verschiedenem Grad und Ansehen; es gab eine Geistlichkeit, einen Adel und eine Bauerschaft. Handel und Wandel vervielfältigten sich; das aufgehende Licht der Wissenschaft, gepaart mit den Empfindungen eines starken Gemüthlebens, und mit dem aufrichtigsten ganzen Glauben an das Evangelium, gebar jene mystische und romantische Schwärmerei, die wir als den Charakter dieser mittlern Zeit, des wahren Jünglingsalters der deutschen Geschichte, erkennen.

Der Pabst und seine Geistlichkeit, der Kaiser und das Ritterwesen sind die vier Säulen, um welche sich alles damalige Leben bewegt. Jener war entstanden durch die Ehrfurcht der Völker gegen Rom, dieser durch die Vorherrschung des germanischen Lebens in Europa. Es bestunden unter der Obwaltung dieses Kaisers in Deutschland die vier National-Herzogthümer Schwaben, Franken, Baiern und Sachsen. Jenes war das mächtigste; zu den schönsten, bevölkertsten und wohlangebautesten Gauen desselben gehörten zum Theil diejenigen, welche das heutige Großherzogthum Baden umschließen. Nachdem die deutsche Krone hundert Jahre hiedurch bei dem sächsischen Herzogshause, und eben so lang bei dem fränkischen gewesen, kam sie an das schwäbische. Kein Monarch war seit Karl dem Großen so mächtig, wie Friedrich der Rothbart; man nannte ihn den König der Könige. Damals entstund die große Partheiung der Guelfen und Guibelinen; auf ihrer Opposition beruhte die europäische Freiheit!

Dies ist in wenig Worten die Geschichte unsers Vaterlandes bis zum großen Zwischenreich. Man liest sie mit einem sehr ge-

theilten Gefühl. Das Chriſtenthum, der Anbau der Seelen, Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt, ſieht man emporblühen, wie die Kultur des Bodens, wie die Geſellſchaft, das Städteweſen, Handel und Gewerbe; aber hinwiederum die urſprüngliche Verfaſſung, jene republikaniſche Selbſtſtändigkeit aller Grundbeſitzer, verſchwinden in dem Lehenweſen, welches nicht allein den Leib, ſondern auch den Geiſt hörig machte und niederhielt, und ſofort alles Leben würde getödtet haben, wenn der Reichthum der jugendlich mittelalterlichen Naturen nicht einen ſo glücklichen Ausweg gefunden hätte. Denn untergegangen war die deutſche Freiheit keineswegs, nur erſcheint dieſelbe und der Kampf um ſie in ganz andrer Geſtalt. Ihre Erhaltung geſchah auf einem doppelten Weg. Wo die Herrſchſucht der Kaiſer ſie zu vernichten drohte, erhob ſich der Pabſt im Bunde mit den Fürſten des Reichs; wo der Adel und die Geiſtlichkeit ſie gefährdeten, ſtunden der Kaiſer, die Fürſten und Städte! Ferner erzeugte die Religion und Kunſt mit der eingebornen Kraft und Biederkeit des deutſchen Mannes jenes Ritterweſen, welches die Geſellſchaft glücklich aus den Feſſeln des ſteifen Lehenzeremoniels errettete, und dem mittelalterlichen Leben einen Schwung verlieh, den wir kaum mehr ahnden. Das eilfte und folgende Jahrhundert mit ſeinen Klöſtern und Burgen, mit ſeinen anfangenden Gemeinweſen, mit ſeinen Münſtern und Werkmeiſtern, Turnieren, Kreuzzügen und Sängern, ſind für uns eine untergegangene, erloſchene Welt; kaum erweckt hin und wieder ein geiſtreicher Freund dieſes Alterthums die Erinnerung des Namens und Geiſts ſeiner Blüthen, während wir gewöhnlich an jene ſtarken und warmen Gefühlsnaturen unbillig genug unſern kalten, zerſezenden Maßſtab legen. „Enthuſiasmus, ſagt der Geſchichtſchreiber von Schwaben, Enthuſiasmus für Freiheit und Religion haben bei dieſem kräftigen Menſchengeſchlecht Dinge hervorgebracht, zu denen ſich unſre moderne Denkungsart verhält, wie die flachen Thalwohnungen zu den kühnen Felsſchlöſſern.“ Wahrlich, die Deutſchen wiſſen nicht, was für ein Volk ſie waren; und in ſolcher Vergeſſenheit liegt der erſte Grund ihres Verzweifelns, wieder eines zu werden!

An all' jenen Entwicklungen haben die jezt badiſchen Lande vorzüglichen Antheil gehabt. Gehörten nicht Reichenau und Sankt



Der

badischen Landesgeschichte

Dritte Abtheilung.

Vom Ausgang des zähringischen Stammes in Berthold dem Fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert.



Der

badischen Landesgeschichte

Dritte Abtheilung.

Vom Ausgang des zähringischen Stammes in Berthold dem Fünften bis zum vierzehnten Jahrhundert.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Von der Theilung des zähringischen Erbes.

Bisher hatten die zähringischen Erblande zwei Theilungen erlitten. Einmal durch Berthold und Hermann, die Söhne des ersten Herzogs; alsdann durch Berthold und Albrecht, die Söhne Herzog Konrads. Dort waren dem jüngern die Herrschaften Hachberg im Breisgau und Baknang im Murrgau, nebst einigen ortenauischen Gütern, hier aber die Besizungen im Neckargau ausgeschieden worden. Beides waren Todtheilungen, wodurch also für die Nachkommenschaft sowohl Markgraf Hermanns, als Herzog Albrechts die Erbfolge auf die bei dem zähringischen Stamm verbliebenen Lande verloren gieng. Als nun dieser mit Herzog Berthold dem Fünften erlosch, fiel die Haupterbschaft an dessen zwei Schwestern, und jene abgetrennten Zweige erhielten von den eigentlichen Gütern nichts; wenigstens finden wir die Markgrafen von Baden nachher blos im Besize der Landgrafschaft des Breisgaues, und die Herzoge von Teck mußten sich mit leeren Ansprüchen begnügen, die sie klugerweis an den Kaiser verkauften.

Die ältere Schwester Herzog Bertholds, welche den Grafen Egon von Urach geheirathet hatte, war Agnes; die jüngere war Anna, die Gemahlin Graf Ulrichs von Kiburg. Diese bekam die Erbstücke in Helvetien, das heißt die Landgrafschaft Burgund; jene aber die Erblande im Breisgau, auf dem Schwarzwald und in Schwaben. Das Uebrige, die Städte Bern, Solothurn und beide Freiburg, ferners Zürich mit der Landvogtei des allemanischen Helvetiens, und Rheinfelden mit der anhängenden Grafschaft, nahm Friedrich der Zweite zu Handen des Reichs, wurde

aber nach einem heftigen Streit endlich bestimmt, Freiburg im Breisgau an den Grafen Egon wieder zurück zu geben.

Das Geschlecht, aus welchem dieser Egon entsprossen war, gehörte zum ältesten und angesehensten Adel in Schwaben, zu den Nachkömmlingen der alten Vorsteher des Neckargaues. Wo die Ems aus einem engen Thal der rauhen Alp der ebnern Landschaft und dem Neckar zurauscht, ruhen auf einem abgetrennten Felshügel, über der gleichnamigen Stadt, ungemein malerisch die Trümmer der Stammburg Urach. Etwas nördlicher, an der Lauter und Lindach, lagen Lindburg und Teck, südlicher aber erhoben sich zu beiden Seiten der Echaz die Burgen Achalm und Pfullingen, ebenfalls uralte Grafensitze, deren Familien mit dem urachischen Geschlechte eines Ursprungs seyn mochten. Schon in den Zeiten der Jugend Herzog Berthold des Ersten von Zähringen lebte zu Urach Graf Egon, durch dessen Söhne sein Haus in großen Glanz gerieth. Der gleichnamige Erstgeborne ehelichte eine Schwester Graf Rudolfs von Rheinfelden, des nachmaligen Herzogs zu Schwaben und Königs der Deutschen; Gebhard aber und Konrad thaten sich in geistlichen Würden hervor. Jener starb im Jahre eilfhundert und acht als Bischof zu Speier, mit dem Lobe mannigfacher Verdienste um das Reich und um sein Stift; Kuno stieg durch sein ausgezeichnetes Talent bis zum Kardinal, und erwarb sich als apostolischer Legat den Ruhm eines der thätigsten Kämpfer für die Sache der Kirche sowohl in Palästina, als im ganzen Abendland. „Den Privatvortheil, lehrte er immer, muß man der allgemeinen Wohlfahrt aufopfern, wo es Noth thut. Nicht eine behagliche Zurückgezogenheit von den Stürmen der Welt bringt der Seele Heil, sondern eine unverdrossene Arbeit in Verbreitung des göttlichen Lichts."

Dieses berühmten Prälaten Großneffe ist nun Graf Egon, der Schwager Berthold des Fünften von Zähringen, ein kräftiger und angesehener Mann, aber wie der Herzog so geizig, daß er dessen Wittwe Klementia siebzehn Jahre lang gefangen hielt, um ihr Witthumsgut zu genießen. Die Früchte seiner Verbindung waren Egon der Jüngere, welcher ihm in der Herrschaft nachfolgte, Konrad und Berthold, die sich dem geistlichen Stande widmeten, eben jene beiden Brüder, welche Herzog Berthold bei

zug ins heilige Land, und hierauf mit dessen Nachfolger, Friedrich dem Rothbart, jene Heerfahrt nach Italien wider die stolze Macht von Mailand. Bei dieser Gelegenheit mag geschehen seyn, daß ihm der Kaiser die Würde eines Regenten der veronesischen Mark übergab, welche schon sein Großvater begleitet hatte. Denn Verona war ein wichtiger Schlüssel zu Deutschland und Italien, und Friedrich wollte denselben wohl in der Hand eines getreuen und tapfern Mannes wissen. Das Amt der Markgrafen bestund ursprünglich in der Beschirmung der Reichsgrenzen, oder vielmehr in der Verwaltung gewisser Grenzländer. Sie beaufsichtigten also daselbst die königlichen Einkünfte, saßen zu Gericht, und handhabten das Kriegswesen. Eine so ausgedehnte Gewalt in meist sehr entlegenen Provinzen blieb sonst nicht ohne glückliche Versuche zur Vergrößerung. Bei Verona mußte dies jedoch um so weniger der Fall seyn, je schwankender das Ansehen war, welches die deutschen Kaiser über Italien behaupteten. Die Würde eines Markgrafen von Verona war schon bei dem Sohne Hermanns nichts mehr, als ein bloser Name, den seine Nachkommen hin und wieder erneuerten. Den Titel Markgraf aber, welchen zuerst Hermann der Heilige mit jenem Amt erworben hatte, ist im Hause Baden bis auf unsere Tage erhalten worden.

Hermann der Große hinterließ in seinem gleichnamigen Sohn einen würdigen Nachfolger. Dieselbe Treue gegen den Kaiser, und derselbe ritterliche Geist ließen ihn sowohl an der zweiten Fahrt Friedrichs nach Italien, als an dessen unglücklichem Kreuzzuge Theil nehmen. Dort belohnte ihn die Bestätigung seiner ererbten Würde als Markgraf zu Verona, hier aber fand er mit dem Kaiser seinen Tod. Für keinen Kreuzzug zeigten sich die Deutschen so bereitwillig, wie für diesen. Der erste Aufruf dazu war in unserer Nachbarschaft ergangen, an dem Reichstag zu Straßburg, im Jahr eilfhundert acht und achtzig, wo anfangs die päbstlichen Gesandten vor der versammelten Menge kaum einen Einzigen für das Kreuz gewannen, der Bischof der Stadt hierauf aber so rührend sprach, daß Viele weinten, und von den Grafen, Freiherren und Rittern die meisten, mehrere tausende zu Pferd und zu Fuß, zum Empfang des heiligen Zeichens herbeiströmten. Der Ruf hievon durchlief alle Nachbarländer, und es wurden bald auch die Könige von Frankreich und Eng-

Zweites Kapitel.

Von der nächsten Nachkommenschaft Hermann des Heiligen.

Die Gemahlin Markgraf Hermann des Heiligen stammte wahrscheinlich aus dem uralten und reichbegüterten Hause von Eberstein, dessen Voraltern die Grafschaft des Ufgaus ehedem mögen verwaltet haben. Und von daher scheint auch die Burg Baden zu rühren, welche sich ohnweit der Feste Eberstein, auf einem ziemlichen Hügel über das Thal erhob, wo um einen alten Königshof und bei einigen Badhäusern, auf den Trümmern der römischen Stadt Aurelia, verschiedne Hütten und Höfe entstanden waren. Judith konnte sie ihrem Eheherrn als Mitgift zugebracht haben; gewiß wenigstens wohnte ihr Sohn daselbst, und nannte sich nach der Sitte jener Zeit, Markgraf von Baden, welcher Titel sofort auf seine Nachkommenschaft übergieng.

Dieser Hermann der Zweite war die einzige Frucht der kurzen Verbindung Hermann des Heiligen mit Judith, und besaß als väterliches Erbe das Schloß Hachberg mit der umliegenden Herrschaft, dann einige ortenauischen Güter und das Dorf Baknang; als mütterliches aber die Burg Baden mit vielleicht noch andern angefallenen Stücken im Ufgau. Baknang mochte aus dem hohenstaufischen Familiengut durch Bertha, die Gemahlin Graf Gebhards, des Großvaters von Herzog Berthold dem Ersten, an das zähringische gediehen seyn. Markgraf Hermann errichtete aus der dortigen, schon von seinen Aeltern bereicherten Kirche, ein Chorherrenstift für Augustiner Mönche, und bestimmte das neue Gotteshaus zur Ruhestätte für sich und seine Nachkommen. Er starb sehr alt im Jahr eilfhundert und dreißig. Sein hinterlassener Sohn, Hermann der Drittte oder Große, hat innerhalb vierzig Jahren ein manigfach bewegtes Leben geführt. Einmal begleitete er den König Konrad nicht nur auf vielen Reisen durch das Reich, sondern that mit ihm auch den großen Kreuz-

zug ins heilige Land, und hierauf mit dessen Nachfolger, Friedrich dem Rothbart, jene Heerfahrt nach Italien wider die stolze Macht von Mailand. Bei dieser Gelegenheit mag geschehen seyn, daß ihm der Kaiser die Würde eines Regenten der veronesischen Mark übergab, welche schon sein Großvater begleitet hatte. Denn Verona war ein wichtiger Schlüssel zu Deutschland und Italien, und Friedrich wollte denselben wohl in der Hand eines getreuen und tapfern Mannes wissen. Das Amt der Markgrafen bestund ursprünglich in der Beschirmung der Reichsgrenzen, oder vielmehr in der Verwaltung gewisser Grenzländer. Sie beaufsichtigten also daselbst die königlichen Einkünfte, saßen zu Gericht, und handhabten das Kriegswesen. Eine so ausgedehnte Gewalt in meist sehr entlegenen Provinzen blieb sonst nicht ohne glückliche Versuche zur Vergrößerung. Bei Verona mußte dies jedoch um so weniger der Fall seyn, je schwankender das Ansehen war, welches die deutschen Kaiser über Italien behaupteten. Die Würde eines Markgrafen von Verona war schon bei dem Sohne Hermanns nichts mehr, als ein bloser Name, den seine Nachkommen hin und wieder erneuerten. Den Titel Markgraf aber, welchen zuerst Hermann der Heilige mit jenem Amt erworben hatte, ist im Hause Baden bis auf unsere Tage erhalten worden.

Hermann der Große hinterließ in seinem gleichnamigen Sohn einen würdigen Nachfolger. Dieselbe Treue gegen den Kaiser, und derselbe ritterliche Geist ließen ihn sowohl an der zweiten Fahrt Friedrichs nach Italien, als an dessen unglücklichem Kreuzzuge Theil nehmen. Dort belohnte ihn die Bestätigung seiner ererbten Würde als Markgraf zu Verona, hier aber fand er mit dem Kaiser seinen Tod. Für keinen Kreuzzug zeigten sich die Deutschen so bereitwillig, wie für diesen. Der erste Aufruf dazu war in unserer Nachbarschaft ergangen, an dem Reichstag zu Straßburg, im Jahr eilfhundert acht und achtzig, wo anfangs die päbstlichen Gesandten vor der versammelten Menge kaum einen Einzigen für das Kreuz gewannen, der Bischof der Stadt hierauf aber so rührend sprach, daß Viele weinten, und von den Grafen, Freiherren und Rittern die meisten, mehrere tausende zu Pferd und zu Fuß, zum Empfang des heiligen Zeichens herbeiströmten. Der Ruf hievon durchlief alle Nachbarländer, und es wurden bald auch die Könige von Frankreich und Eng-

land für die Heerfahrt gewonnen. Sofort bewerkstelligte der Kaiser einen zweiten Reichstag zu Mainz, den er einen Gottestag genannt haben wollte. Hier erschien eine ungeheure Menschenmenge, und sowohl aus dem Adel als vom Volk meldete sich eine so große Zahl für den Zug, daß man genöthigt war, dem Eifer durch eine Verordnung Schranken zu sezen. Endlich brach Friedrich auf, mit einem Heere von nicht weniger als einmalhundert fünfzigtausend Mann. Als dasselbe an der griechischen Grenze in fünf Haufen abgetheilt wurde, trug Graf Berthold von Neuenburg aus dem Breisgau das Banner des ersten, und Markgraf Hermann stund mit dem Herzog von Meran an der Spize des dritten. Man weiß, wie Friedrich beim Baden im Saleph ertrank; der schmerzlich beweinte Leichnam wurde nach Antiochien gebracht, wo bald darauf der Markgraf seinem Kaiser und Freund nachfolgte, ohne die Freude genossen zu haben, die heilige Stadt aus den Händen der Ungläubigen befreit zu sehn!

Bisher war in der Nachkommenschaft Hermann des Heiligen nur ein Sohn dem Vater gefolgt; Hermann der Vierte aber hinterließ aus Frau Bertha, einer Tochter des Pfalzgrafen von Tübingen, zwei Söhne, wodurch die badischen Lande eine Theilung erlitten, indem der gleichnamige Erstgeborne als Fortsezer des Stammes die Landgrafschaft des Breisgaus, die ortenauischen Besizungen, Baden und Baknang behielt, während Heinrich die Herrschaft Hachberg überkam, und sofort durch seine Kinder das hachbergische Haus gründete, welches in zwei Aesten zwei Jahrhunderte lang geblühet hat.

Hermann der Fünfte, oder Streitbare, derselbe Markgraf von Baden, welcher im Jahr zwölfhundert und zwölf, dem Gegenkönig Otto von Braunschweig aus der Gefahr zu Breisach in die Heimath verhalf, erscheint in fast steter Begleitschaft sowohl Kaiser Friedrich des Zweiten, als des römischen Königs Heinrich, und hatte an den wichtigsten Reichsgeschäften löblichen Antheil. In seinen eignen Sachen führte er mit verschiednem Glück mehrere Fehden und Prozesse; das Merkwürdigste aber ist der Erwerb der Städte Durchlach, Ettlingen, Sinsheim und Eppingen. Nämlich, als Heinrich der Schöne, Herzog zu Sachsen und Pfalzgraf bei Rhein, im Jahre eilfhundert neunzig ohne männliche Nachkommen-

schaft verschied, so erbten seine Schwiegersöhne, Herzog Otto von Baiern und Markgraf Hermann von Baden, das welfische Stammgut Braunschweig. Da aber der Kaiser diese Stadt für sich haben wollte, traf er mit den beiden Fürsten einen Tausch; der Markgraf empfing um seinen Antheil erstlich das Eigenthum der Stadt Durlach und das Lehen der Stadt Ettlingen, alsdann die Pfandschaft der Städte Sinsheim und Eppingen auf eine Summe von drei und zwanzig hundert Mark Silber. Dieser Markgraf Hermann war ein ungemein eifriger Anhänger Friedrich des Zweiten, wodurch er sich viele Händel zuzog. Die Dauer seiner Verwaltung erstreckte sich über ein halbes Jahrhundert. Zu Ulm gründete er eine Deutschordens-Kommende, und zu Bakmang ward die Kirche von ihm beschenkt; seine Gemahlin Irmgard aber stiftete zu Büren, ohnweit Baden, für Zisterzienser Nonnen das Gotteshaus Lichtenthal, wo beide Gatten nach ihrem Tode bestattet wurden. Der Bau des Klosters erreichte gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts seine Vollendung, und die Söhne der Stifterin bereicherten es mit dem Kirchensaz zu Ettlingen und Baden, mit den Dörfern Büren und Winden, nebst verschiednen Gefällen in der Umgegend. Eingeweiht wurde es durch Bischof Heinrich von Straßburg, und sofort der Aufsicht des Abts zu Neuburg im Elsaß übertragen.

Von den zwei Söhnen Markgraf Hermann des Streitbaren pflanzte Rudolf das Geschlecht fort, und erscheint sohin als Stammvater des neuern markgräflich badischen Hauses. Sein Bruder Hermann aber, genannt der Kleine, erwarb durch die Hand der Erbtochter von Oestreich das Lehen dieses Herzogthums. Denn beide hinterlassenen Söhne Herzog Leopold des Glorreichen waren ohne männliche Nachkommenschaft verstorben, und auch des ältern einzige Tochter Gertrut verlor ihren Gemahl, den König von Böhmen, bevor sie einen Erben geboren hatte. Hiedurch wurde das verwaiste Land der Zankapfel verschiedner Partheien, bis es der einen gelang, die Herzogin Wittwe mit unserm Markgrafen zu vermählen, worauf Hermann sowohl vom Pabst als vom König in der neuen Würde bestätigt ward. Die Frucht dieser Ehe ist Friedrich, jener unglückliche Freund Herzog Konradins von Schwaben, welchem er mit auf dem Schaffot zu Neapel endigte.

Nach dem Hinscheiden Hermanns nämlich war es dem jungen Könige Ottokar von Böhmen auf eine schmähliche Weise gelungen, sich des Herzogthums Oestreich zu bemächtigen, und der Erbprinz Friedrich wurde dadurch genöthigt, bei seinem Vetter, dem Herzog von Baiern, eine Zuflucht zu suchen. Dort schloß er jene Freundschaft. Kornradin war der Sohn Kaiser Konrads des Vierten, nach dessen Tod das vor sechzig Jahren an die Hohenstaufen geerbte Königreich Sizilien, durch einen Bruder des Königs von Frankreich unter Zuthun des Pabstes eingenommen worden war. Dies gleiche Schicksal, durch fremde Gewalt aus ihrem Erb verdrängt zu seyn, mochte die beiden Prinzen um so enger an einander ketten; Friedrich war der unzertrennliche Gefährte Herzog Konradins, als derselbe, aufgefordert von den Italiern, die des grausamen Drucks ihrer französischen Obwaltung müde geworden, mit einem Heer über die Alpen zog, aber nach einer verlornen Schlacht gefangen, hierauf lang in strenger Haft gehalten, und endlich, besonders auch auf Betrieb König Ottokars von Böhmen, enthauptet wurde.

Nachdem das hohenstaufische Haus anderhalb hundert Jahre aufs Glorreichste geblüht, nahm es diesen traurigen Ausgang, und des lezten unglücklichen Sprößlings bis in den Tod bewährter Freund stammte aus dem Geblüte der Zähringer, weiland der bittersten Feinde von Hohenstaufen!

Drittes Kapitel.

Schicksale der Pfalzgrafschaft bei Rhein.

Die pfalzgräfliche Würde hatte ihren Ursprung am fränkischen Königshof, gleichwie das Hausmeieramt. Aber sie kam erst empor, nachdem das leztere durch die glückliche Usurpation der Pipine erloschen war. Denn nun vertrat der Pfalzgraf die Stelle weiland des Hausmeiers, und wurde in allen weltlichen Angelegen-

heiten gleichsam der erste Minister des Königs. Durch die Theilung der fränkischen Monarchie entstunden zwar mehrere Pfalzgrafen, und auch in Deutschland bei jedem Herzogthum ein eigner; allein derjenige im Rheinfranken galt wegen der vorzüglichen Stellung dieses Landes als Erzpfalzgraf, und erhielt sich fortan, während die übrigen wieder abgiengen. Denn das Schicksal der rheinfränkischen Herzoge blieb immer sehr schwankend, und da besonders die Kaiser aus dem sächsischen Geschlecht deren Macht zu beschränken suchten, so benüzte der Pfalzgraf einen so günstigen Umstand glücklich genug zur Vergrösserung und Sicherung der seinigen. Nun aber trug sich zu, daß das Haus dieser Herzoge durch Konrad den Salier selbst an die oberste Reichswürde kam, und daß sofort die Pfalzgrafschaft der bisherigen Familie entrissen und in verschiedene Hände gegeben wurde, bis sie an das Haus Hohenstaufen gedieh.

Solches geschah ums Jahr eilfhundert fünf und sechszig. Nachdem nämlich das rheinfränkische Herzogshaus in König Heinrich dem Fünften erloschen war, gieng der damalige Pfalzgraf Hermann, welcher sich von der Burg Stahlek bei Bacharach herbenannte, mit dem Plane um, die herzoglichen Länder und Rechte an sich zu reißen. Dieweil aber ein großer Theil derselben bereits in den Händen der Bischöfe von Speier, Worms und Trier war, so entbrannte hierüber ein heftiger Krieg. Hermann trachtete zumal nach dem Lehen des Worms- und Lobdengaus, und fiel mit den Grafen von Leiningen, Kazenellenbogen, Spanheim und Nassau verwüstend in die stiftwormsischen Lande, um den Bischof zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Da aber erschien Kaiser Friedrich, und verurtheilte ihn mit seinen Helfern durch ein Gericht zu Worms als Landfriedenstörer zum Hundetragen, welches von jeher für die entehrendste Strafe galt. Acht Jahre nach dieser Demüthigung starb Pfalzgraf Hermann, und der Kaiser verlieh die erledigte Würde seinem Bruder Konrad, von dem wir wissen, daß er der erste Gründer Heidelbergs war.

Auch dieser Pfalzgraf führte aus Vergrösserungssucht erbitterten Krieg wider die geistlichen Fürsten am Rhein. Doch waren dieselben schon zu mächtig geworden, als daß er vom Verfolge seiner Absichten nicht hätte abstehen müssen. Das einzige Mittel,

in den Besiz der bestrittenen Landestheile zu gelangen, blieb ihm in dem Entschlusse übrig, sich zum Vasall der Bischöfe zu machen. So trug er denn von dem Hochstifte Worms eben jene Gegend zu Lehen, wo das Schloß und die Stadt Heidelberg erbaut wurden. Immerhin aber erschien der Pfalzgraf bei Rhein, im Nachglanz der rheinfränkischen schon ursprünglich mit dem ersten Erzamt des Reichs verknüpften Herzogswürde, als ein sehr angesehener Herr, und seine verschiedenen Länder konnten ein beträchtliches Fürstenthum bilden. Namentlich bestunden dieselben in den Besizungen am Rhein und Neckar, welche aus dem alten Herzogthum herstammten, und von den bisherigen Pfalzgrafen mit ihren Erbgütern vereinigt worden waren; alsdann in dem wormsischen Lehen der Grafschaft des Lobdengaus, ferner aus vielen Lehen der reichen Abtei Lorsch, und endlich in dem Heirathsgut der Gemahlin Pfalzgraf Konrads, einer Frau aus dem in jenen Gegenden altbegüterten Hause Henneberg. Ueberhaupt umfaßte also die Rheinpfalz ohngefähr den Bezirk des Speier-, Worms- und Nahgaus, des obern und untern Rheingaus, des Kraich-, Neckar- und Elsenzgaus, welches größtentheils schöne, wohlbebaute und starkbevölkerte Länder waren. Daher bemühte sich Kaiser Heinrich der Sechste auch sehr, die pfalzgräfliche Würde bei seinem Hause zu erhalten, als Konrad im Jahre eilfhundert fünf und neunzig ohne männliche Nachkommenschaft zu den Vätern gieng. Es war seine Absicht, dessen hinterlassene Tochter mit einem seiner Stammesverwandten zu verbinden. Doch gewann hier die Liebe den Sieg über die Politik; die pfälzische Erbin wurde die Gemahlin des schönen Prinzen Heinrich von Braunschweig.

Damals, nachdem Herzog Berthold von Zähringen die deutsche Krone ausgeschlagen, erhob sich im Reich die blutige Partheiung zwischen den Gegenkönigen Philipp von Hohenstaufen und Otto, dem Bruder des neuen Pfalzgrafen. Heinrich focht anfangs bereitwillig für die brüderliche Sache; als ihm aber Otto die Unkosten des Krieges nicht ersezen wollte, schlug er sich auf die Seite Philipps. Da schrieb ihm der Pabst: „Ein unauslöschlicher Mackel wird es für dich und deine Nachkommenschaft seyn, daß du um einer Kleinigkeit willen dich von deinem Bruder zu dessen Feind gewendet." Dieser Vorwurf mochte gewirkt haben;

nach König Philipps Ermordung kämpfte Pfalzgraf Heinrich um so ritterlicher für Otto. Aber wir haben gehört, wie Friedrich der Zweite allenthalben Sieger ward, und sein Gegner sich kaum nach Sachsen rettete. Der neue König erklärte den Pfalzgrafen sofort in die Acht, und verlieh die Rheinpfalz an seinen treuen Anhänger, den Herzog Ludwig von Baiern, aus dem Hause Wittelsbach. Doch waren die pfälzischen Unterthanen so sehr für ihren alten Herrn eingenommen, daß sie sich der neuen Herrschaft hartnäckig weigerten, und den Herzog sogar gefangen nahmen, als er in Heidelberg erschien. Auch gelang es dem Pfalzgrafen Heinrich, sich wieder mit dem Kaiser zu versöhnen, und der schwierige Handel wurde hierauf von Friedrich durch Veranstaltung einer Heirath zwischen Heinrichs Tochter und dem Sohne Ludwigs glücklich geschlichtet.

Dieser Sohn war Otto, welcher im Jahr zwölfhundert ein und dreißig das Herzogthum seines Vaters mit der Rheinpfalz in ein Haus vereinigte, und so als einer der mächtigsten Fürsten erscheint, mit zwei Stimmen auf dem Reichstag. Aber nicht allein that er sich durch das zufällige Geschenk der Macht hervor, sondern mehr noch durch viele edle Eigenschaften seines Geistes, so daß ihm seine, obgleich unter vielen Stürmen geführte Verwaltung den Namen des Erlauchten erwarb. In die größte Bedrängniß gerieth er durch seine mannhafte Treue gegen Kaiser Friedrich den Zweiten, nachdem derselbe vom Pabste mit dem Banne belegt worden, und viele frühere Anhänger verloren hatte. Denn sofort fiel auch Otto in den Bann, und sein Fürstenthum unter das Interdikt, das heißt, es wurden alle Kirchen geschlossen, und alle gottesdienstlichen Verrichtungen aufgehoben, so daß man an vielen Orten weder die Neugebornen taufen, noch die Verstorbenen begraben konnte. Die Absicht des römischen Hofs, gegen den Herzog das öffentliche Mißvergnügen zu erwecken, schlug aber fehl; denn die Unterthanen Ottos stellten die Sache dem Himmel anheim und blieben ruhig. Nichts ist unverwüstlicher als die Liebe eines Volkes zu seinem Fürsten, wenn dieselbe auf wahrhaften Tugenden desselben beruhen kann.

Es steht mit vielem Lobe aufgezeichnet, was Herzog Otto in seinen Landen zur Emporhebung der Kultur gethan hat. Für die

Rheinpfalz erhob er Heidelberg zur Hauptstadt. Man erzählt sich die Sage, daß auf dem Hügel des jezigen Schlosses in der heidnischen Vorzeit eine Wahrsagerin, Namens Jetta, prophezeit habe, aus ihrem Hain werde einst ein fürstlicher Palast entstehen, und zunächst im Neckarthal eine blühende Stadt. Wie schon von den Römern die Höhen des Königstuhls und des Heiligenbergs befestigt worden, wie alsdann hier ein Schloß und dort ein Kloster entstanden, wie sich zwischen beiden am Ufer des Flusses ein Dorf gebildet, und wie solches die ersten Mauern und eine städtische Verfassung erhalten, wissen wir; seinen ganzen spätern Fortgang und Flor verdankt Heidelberg den Pfalzgrafen aus dem Hause Wittelsbach, sein neues prachtvolles Schloß, seine Brücke über den Neckar, seine Erweiterung und seine Hochschule!

Im Jahre eilfhundert drei und fünfzig starb Otto der Erlauchte, Herzog in Baiern, Kurfürst und Pfalzgraf bei Rhein. Nach zwei Jahren einer gemeinschaftlichen Verwaltung theilten hierauf seine beiden Söhne Ludwig und Heinrich die väterlichen Lande, gemäß dem damals geltenden Grundsaz, daß dem ältern der bessere Theil gebühre. Also erhielt Ludwig die Pfalzgrafschaft; denn die mit derselben verbundne erste weltliche Erzwürde des Reichs, die aus dem rheinfränkischen Herzogthum ererbten Vorrechte, und ein beträchtlicher Zuwachs von bairischen Gauen, gaben ihr den Vorrang. Diese Theilung war aber eine gänzliche, das heißt eine Todtheilung, obgleich Ludwig noch immer den herzoglichen Titel fortführte, wozu er sein Recht etwa auf den mit der Rheinpfalz verbundenen Theil des Herzogthums Baiern gründen mochte. Sein gewöhnlicher Siz befand sich auch sowohl in München, als zu Heidelberg, wo er die durch Wasser- und Feuersnoth zugleich verwüstete Stadt wieder herstellte, und vielleicht den Grund zum neuen Schlosse gelegt hat. Herzog Ludwig besaß große Eigenschaften, und würde in der Verwaltung dem Ruhm seines Vaters würdig nachgefolgt seyn, wenn ihn nicht eine zu launenhafte Strenge und eine allzu aufbrausende Hize an viel Gutem verhindert, und zu viel Bösem verleitet hätte. Als er einst auf einem Kriegszuge begriffen war, kam ihm von seiner zweiten Gemahlin Maria, der jungen und ebenso tugendhaften als reizenden Tochter des Herzogs von Brabant, ein Brief an den Raugrafen Heinrich zu Hau-

den, welchen der Bote mit einem an ihn verwechselt hatte. Der Innhalt enthielt nichts Sträfliches. Aber in Ludwigs heftiger Gemüthsart entbrannte plözlich die ganze Gewalt der Eifersucht; er hieb den unglücklichen Boten auf der Stelle zusammen, eilte nach Donauwerth, stieß in besinnungsloser Wuth auch den Schloßhauptmann und die Freundin seiner Gemahlin nieder, und ließ deren Kammerfrauen vom Thurme herab werfen. Vor ihr selbst erschien er mit dem Brief, und unter den abscheulichsten Beschuldigungen. Sie erblaßte und erröthete, sie wollte den Irrthum darthun, allein der Wütherich blieb taub gegen ihre Worte, und rief den Scharfrichter, der ihr das Haupt abschlug!

Diese Geschichte erfüllte Jedermann mit Abscheu, und das Volk des Pfalzgrafen fieng an, ihn als eine Schreckgestalt zu fliehen. Ihm aber öffnete das so schuldlos vergossene Blut bald genug die Augen, und sein Schmerz war jezt, wie zuvor seine Wuth, ohne Grenzen. Er that Buße mit Kasteiungen und Wallfahrten; er stiftete ein Kloster, um sein Gewissen vor Gott zu reinigen; doch umsonst, der Gram bleichte ihm das Haar im blühendsten Alter. Pfalzgraf Ludwig, genannt der Strenge, starb endlich nach einer dritten Vermählung, im Jahr zwölfhundert vier und neunzig.

Viertes Kapitel.

Von dem damaligen Adel der jezt badischen Lande.

In der diesseitigen Pfalz, durch die Ortenau herauf in den Breisgau und über den Schwarzwald bis an den Bodensee blühte damals ein ungemein zahlreicher, meist wohlhabender und stattlicher Adel. Ueberhaupt hatte sich in Deutschland die Masse dieses Standes, seit dem eilften Jahrhundert, sehr vergrößert, theils durch die Vermehrung der Zweige alter Familien, theils durch das Emporkommen der Dienstmänner, denen das Lehenwesen und die Ritterwürde zu den adeligen Rechten verhalf.

werk, bald aber mit einer steinernen Ringmauer umgaben. Diese Stiftung, wie die von Seligenthal, geschah vorzüglich durch Herrn Konrad, den Gemahl jener lausischen Erbtochter. Sein Sohn Ulrich verband sich mit einem Fräulein von Borberg, deren Familie zum ersten Adel des Taubergaues gehörte, und in nicht weniger als vier Zweigen blühte, welche sich von den Burgen Borberg, Krautheim, Klingenfels und Lar benannten. Noch erhebt sich auf einem Felsen an der Umpfer das Stammschloß hoch über das Städtchen Borberg. Durch Schulden gedrückt, verkaufte sie Herr Kraft im Jahre zwölfhundert neun und dreißig um tausend Mark an den Grafen von Hohenloh, in dessen Hand nachmals die ganze borbergische Erbschaft übergieng.

Nicht nur im Ufgau, sondern in einem weit größern Umkreis waren die Grafen von Eberstein der angesehenste und mächtigste Adel. Ihre Herrschaft erstreckte sich zunächst über das Alb- und Murgthal mit den anstoßenden Berggegenden, wozu aus dem lausischen Erbe die Grafschaft Bretten kam. Das Stammschloß ruhte auf einem Vorsprung des äußersten, noch sehr hohen Kopfs der Bergreihe, welche sich vom Kniebis zwischen der Os und Murg gegen Rastatt hinaus streckt. Noch erblickt man die alten Trümmer von wucherndem Strauchwerk bewachsen; ihre Lage ist frei und kühn, und gewährt eine entzückende Aussicht über die Ebnen des Rheinthals und den Eingang des Murgthals. Wir haben gehört, wie die ebersteinischen Ahnen mit den alten Grafen des Ufgaus zusammenhängen, wie wahrscheinlich die Burg Baden ihr Eigenthum war, und durch Frau Judith an Markgraf Hermann den Heiligen gedieh, und wie ferner Graf Berthold mit seiner Gemahlin Uta die beiden Klöster Herren- und Frauenalb gründete. Der Vater dieses Stifters der Alb-Klöster war Berthold, ein besondrer Wohlthäter der Kirche zu Hirschau, und Verwandter des größten Adels in Franken und Niederschwaben; sein Sohn aber Eberhard, welcher mit Frau Kunigund vier Söhne erzeugt hat, Eberhard, Otto, Berthold und Albrecht. Aus ihnen hinterließ der Erstgeborne nur eine Tochter, die Gemahlin Graf Heinrich des Streitbaren von Zweibrücken, dem sie den Simon gebar, Graf zu Zweibrücken und Eberstein. Von den übrigen pflanzte Otto in

zwei Ehen, mit Kunegunde von Freiburg und Beatrix von Trautheim, das Geschlecht fort. Dieser Herr erreichte ein Alter von hundert Jahren, und lebte in wechselvollen Verhältnissen; die fromme Stiftung seiner Ahnen zu Herren- und Frauenalb ehrte er durch reiche Gottesgaben. Seine Tochter Adelheit gab er dem Markgrafen Rudolf von Baden; von seinen drei Söhnen starb der gleichnamige Erstgeborne unbeerbt, und die Nachkommenschaft des zweiten, Graf Wolframs, aus einer Tochter Graf Boppos von Wertheim, erlosch mit seinen Enkeln, so daß der eberſteinische Stamm auf den Nachkommen Heinrichs, des jüngsten, beruhte.

Das Haus Eberstein zählte mehrere adelige Lehenträger, worunter die Herren von Windeck und Schauenburg in der Ortenau als die vornehmsten erscheinen. Ursprünglich waren die erstern selbst ein freier Dynastenstand, sanken aber mehr und mehr, endlich bis zum Dienstadel herab. Von ihrer Stammburg sieht man noch zwei starke Thürme auf einer Höhe beim Dorfe Waldmatt im Bühlerthal. Sie führten die Kastvogtei des Klosters Schwarzach, und unter ihrer Hand bildete sich bei einer alten Burg die kleine Stadt Stollhofen. Sonst lagen die windeckischen Eigen- und Lehngüter in vielen Ortschaften zwischen der Rench und Os zerstreut, namentlich zu Bühl, zu Ottersweier, Achern, Renchen, dann zu Sellingen, Hügelsheim und Sandweier. Ohnweit von Windeck, am Eingang des Renchthals, auf einem freien, ziemlich erhabnen Hügel, ruhte die Schauenburg, ein altzähringisches Schloß, welches mit der Hand Luitgardens, der Tochter Herzog Berthold des Zweiten, als Mitgift an den rheinischen Pfalzgrafen Gottfried von Kalw, und von dieser als mütterliches Erbtheil an dessen Tochter, jene Herzogin Uta, gekommen seyn mag. Nach dem Tode dieser Frau erhielt es ihr nächster Erbe, Graf Eberhard von Eberstein, welcher sofort einen seiner Dienstmänner damit belehnte, und hier ist der Ursprung der Edlen von Schauenburg.

Aber weit über diesen und den übrigen ortenauischen Adel, als die von Diersburg, Bärenbach, Neuenstein und Ortenberg, aus deren Geschichte nur einzelne Namen bekannt sind, erhob sich das Geschlecht der Freiherren von Geroldseck. Es ist schon erwähnt worden, daß sie die Kastvogtei der Stifte Schuttern und Ettenheimmünster trugen, als Lehen von den Hochstiften zu Bamberg

und Straßburg. Diese Aemter waren sehr vortheilhaft, und vermehrten das Ansehen der Familie nicht minder, als deren Verbindungen mit schwäbischem und fränkischem hohen Adel. Auch hatte schon zur Zeit Kaiser Barbarossas Herr Konrad die straßburgische Bischofswürde erlangt. Aber bis auf die Tage des großen Zwischenreichs hat sich Niemand weiters merkwürdig gemacht. Damals lebte Herr Walther, ein rüstiger und mannhafter Degen, welcher den ererbten Reichthum glücklich vermehrte. Denn durch die Hand seiner Gemahlin Heilika, der Erbtochter eines Astes der Grafen von Sulz, erhielt er eine nicht geringe Herrschaft in Schwaben, und alsdann durch Kriegsglück eine zweite in der Ortenau. Nämlich, als Kaiser Friedrich der Zweite in den päbstlichen Bann gerieth, griff der Bischof Heinrich von Straßburg nach den Besizungen, welche das hohenstaufische Haus auf verschiedene Weise in der Ortenau erworben hatte. Hierüber entstund ein heftiger Krieg, worin sich der Bischof mit den benachbarten Großen, mit Markgraf Hermann von Baden, Graf Konrad von Freiburg und Herrn Walther von Geroldseck verbündete. Er machte sich auf an der Spize seiner Vasallen und Dienstmänner, und unterwarf sich den Elsaß, während seine Bundsgenossen diesseit des Rheins Neuenburg, Mahlberg, Hausen und andre Orte wegnahmen. Endlich zog der Bischof selbst über den Rheinstrom, nahm die Stadt Offenburg, fiel alsdann verheerend in das Kinzinger Thal, und zwang es mit Gengenbach unter seine Gewalt. Von dieser Beute empfieng der Herr von Geroldseck die Feste Mahlberg mit der anhängenden Herrschaft, wozu namentlich das Dorf und Schloß Lahr gehören mochte, und welche ihm auch bei nachmaliger Umstaltung der Verhältnisse als bleibend bestätiget wurde. Nach solcher Vergrößerung seiner Macht stiftete Herr Walther im Jahre zwölfhundert neun und fünfzig zu Lahr neben dem Schlosse ein Gotteshaus, welches er mit Mönchen aus dem straßburgischen Augustinerkloster Steig besezte, und demselben als ein Priorat unterwarf. Solches that er als Vollzug des lezten Willens seiner verstorbenen Gemahlin, welche ihm drei Söhne hinterlassen hatte. Der eine davon kam an das Domstift zu Straßburg, der andere ward kaiserlicher Landvogt im Elsaß, und Heinrich ehelichte die Erbtochter der Grafen von Veldenz. Dieser theilte

nach dem Tode seines Vaters das geroldseckische Erbe mit den Kindern seines Bruders; sie empfiengen die neuerworbene Herrschaft von Lahr, Mahlberg und Sulz, er selbst behielt die alten Stammgüter; die Silberbergwerke im Schütterthal, der Wildbann und die Burg Schwanau im Elsaß blieben gemeinschaftlich; auch war es den beiderseitigen Unterthanen erlaubt, frei von einer Herrschaft in die andere zu ziehen. Also trennte sich das Haus Geroldseck in die Veldenzer und in die Lahrer Linie; jene bluhte bis in das siebzehnte Jahrhundert, diese bis zu Ende des vierzehnten.

Die nächsten Verwandten und Nachbarn der Geroldsecker waren im Breisgau die Freiherren von Usenberg, die Enkel jenes Stifters der Kirche zu Grüningen, ein angesehener und sehr begüterter Adel. Es gehörte ihnen die alte Stadt Endigen mit einer Menge von Höfen und Dörfern der Umgegend, ferner die Vogtei über Sulzburg und das anstoßende Thal; die Edlen von Kenzingen und von Kirnberg waren ihre Dienstmänner. Herr Rudolf von Usenberg zeichnete sich durch seine Wohlthätigkeit gegen die Kirche zu Thennenbach aus; er schenkte ihr ums Jahr zwölfhundert neunzehn mehrere Wiesen und Aecker, und erlaubte auch seinen Dienstleuten und Unterthanen, ähnliche Gottesgaben an die Abtei zu thun. Nicht weniger wohlwollend gegen dieselbe erzeigte sich auch sein gleichnamiger Sohn, obwohl er früher mit seinem Bruder Burkhard die Kirchen seines Gebiets, namentlich das Kloster zu Sulzburg, so hart bedrückt hatte, daß er durch Befreiung derselben von allen Forderungen und Steuern den begangenen Frevel zu sühnen suchte. Herrn Burkhards Sohn war Hesso, und Rudolf hinterließ aus Frau Elsbeth von Lichtenberg, welche er zur Hebung einer Mißhelligkeit zwischen ihm und ihrem Vater geheirathet, einen gleichnamigen. Beide schmälerten ihr Erbe durch Vergabungen und Verkäufe, wozu bald mancherlei Irrung kam, welches den Glanz des Hauses mehr und mehr verdunkelte, bis es mit den Töchtern Hesso des Vierten ums Jahr dreizehnhundert neun und siebzig ausstarb.

Ein ähnliches Schicksal hatten die Geschlechter der Freiherren von Schwarzenberg und von Röteln. Wenn man bei dem Dorfe Buchholz das Elzthal betreten hat, so erblickt man rechts, zwischen zwei der äußersten Vorhügel des Kandels eine gähe und

scharfzugespizte Höhe, mit dichtem Gebüsch bewachsen, aus welchem noch einige Mauertrümmer hervorschauen, die lezten Ueberreste des Schlosses Schwarzenberg. Gegenüber, auf einem weit niedrigern Hügel, zunächst bei der Stadt Waldkirch, erhebt sich der Thurm Kastelberg, dessen Name einen römischen Ursprung verräth. Von diesen zwei Burgen bis gegen die Feste Hachberg, dann vom Glotterthal bis auf den Kandel und zerstreut im übrigen Breisgau, lagen die schwarzenbergischen Erbgüter, von denen schon zu den Zeiten Herzog Berthold des Dritten von Zähringen Herr Konrad einige an das Gotteshaus Sankt Peter vermacht hatte. Seine Nachkommen fuhrten friedsam, wie er, die Kastvogtei des Frauenstifts zu Waldkirch, wo unter ihrer Pflege allmälig ein Flecken entstund, den sie nachmals zur Stadt erhoben. Aber Vergabungen und Schulden minderten das angestammte Gut, und die Familie endigte sehr verarmt mit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Auf der herrlichen Burg, deren Trümmer man an dem Abhang der sanften Hügelreihe zwischen der Kander und Wiese, oberhalb Lörach erblickt, herrschte der Freiherr Konrad von Röteln über viele umherliegende Höfe und Dörfer seines uralt angestammten Erbes. Seine Ahnen weiland zu Zeiten der zähringischen Herzoge hatten in großem Glanze gelebt, und sowohl Herr Leutold, als nach ihm Herr Walther, zu Basel die bischöfliche Würde getragen. Er selbst galt noch als ein sehr angesehener Herr, der in mancherlei Geschäften des Kriegs und Friedens mit den ersten des vaterländischen Adels vorkommt. Seine Söhne jedoch, die ihm eine Tochter des Grafen von Welschneuenburg gebar, schwächten auf mancherlei Weise den Reichthum des Hauses, welches nun mit ihren Kindern erlosch.

Neben den großen Dynasten-Familien von Usenberg, Schwarzenberg und Röteln blühten im Breisgau noch mehrere adelige Geschlechter, namentlich die Herren von Falkenstein, von Keppenbach, von Wehr und von Wielandingen; ferner die weiland zähringischen Dienstmänner von Staufen, von Baden, von Tonsol und Ampringen, deren Gedächtniß meist durch fromme Schenkungen an die einheimischen Klöster erhalten worden ist, oder durch Unbilden, welche sie denselben zugefügt. Noch blicken die Trümmer der Burg Falkenstein von einem hohen Felsen des schauerlich

schönen Höllenthals drohend auf den Wandrer herab; und wo unterhalb desselben das Zahrtner Thal sich zu beiden Seiten der Treisam wie ein Garten ausbreitet, lagen die Güter der Familie. Der Herr von Keppenbach wohnte auf seiner Burg im Brettenthal, hinter der Feste Hachberg, ohnweit Thennenbach.

Die Edlen von Staufen hausten aber nicht allein auf der schönen Burg bei der gleichnamigen Stadt, am Eingang des Münsterthals, sondern tiefer im Gebirg auch auf den Felsschlössern Scharfenstein und Rödelsberg. Die von Baden waren der Dienstadel, welcher an der Burg zu Badenweiler haftete. Die Burg Wehr aber lag in dem Thal dieses Namens, welches eine Fortsezung des Todtmooser Bergtobels ist; die edle Familie daselbst mochte mit dem abgestorbenen Adel von Wart, Waldeck und Eistatt verwandt seyn, und erlosch auch bald, worauf die Herren von Klingen in ihr Erbe traten. Endlich die von Wielandingen gehörten zum stiftsäckingischen Lehenadel; ihr Schloß stund im Thal der obern Murg, an der Grenze des Albgaus.

Fünftes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Von allem albgauischen Adel waren die Dynasten von Tiefenstein und Krenkingen bei weitem der ausgezeichnetste. Das Stammschloß der erstern erhob sich auf einem schroffen Felshügel mitten im Albthal, unterhalb Gerweil, wo sich die Wasser verschiedner Thalschluchten bei einem üppigen Wiesengrund vereinigen. Rechts und links aber stehen gähe Bergwände mit hervorspringenden Felsklippen, und die Alb selbst drängt sich schäumend zwischen herabgerollten Steinmassen hindurch. In dieser wilden Einsamkeit lebten zur Zeit Kaiser Friedrichs des Zweiten die Brüder Hugo und Diethelm, wie ihre Ahnen, ohne Durst nach Glanz, genügsam bei ihrem angestammten Gut. Ueberhaupt bewies der Adel

im Gebirg mehr Liebe zu einem ruhigen Besiz, und mehr Stolz auf seine ursprüngliche Unabhängigkeit, als derjenige im flachen Land. Kaum würde man, wie weiland von den Herren zu Kaltenbach, von dem tiefensteinischen Geschlechte die Namen kennen, wenn sich dasselbe nicht in den Jahrbüchern der Klöster Sankt Blasien und Stein am Rhein als deren Wohlthäter ein Gedächtniß gestiftet hätte. Es gehörte ihm der Freiwald mit den benachbarten Höfen und Weilern, alsdann von der Wehr bis hinauf an die Schlücht, und selbst noch jenseit Rheins viele Gerechtsame an Gütern und Leuten. Als nun Hugo und Diethelm alt wurden, wollten sie durch fromme Gottesgaben den Reichthum ihres Hauses heiligen. Jener, obgleich Vater von zwei Söhnen, vermachte der sanktblasischen Kirche einen großen Theil seines Erbtheils, worauf er daselbst in den Orden trat; dieser aber verwandelte sein Schloß auf dem Brühl, unterhalb Ibach, in eine Kirche, die er mit der nächsten Umgebung, mit dem ganzen Freiwald und einigen angrenzenden Hofgütern dem Gotteshaus zu Stein übergab, und dort ebenfalls Mönch wurde. Der Abt des beschenkten Klosters schickte hierauf zwei geistliche Brüder mit mehrern Knechten nach der Kirche auf dem Brühl, von wo an man dieselbe gewöhnlich die Neuenzell nannte. Diese Stiftungen der frommen Brüder mochten ein Ruhm ihres Namens scheinen. Als aber Hugos gleichnamiger Erstgeborner herangewachsen war, und die besten Güter seiner Ahnen in fremden Händen sah, schmerzte ihn die verschwenderische Freigebigkeit seines Vaters und Oheims, und er gedachte, sich dafür zu entschädigen. Weit hinten an der Alb, in der Gegend von Urberg, in einem Thurm an der Bildsteinflüh, pflegte Hugo mit seinen Knechten zu lauern, um von dort auf die Güter und Leute des Klosters Sankt Blasien zu rauben. Dies trieb er so lang, bis ein rächender Arm ihn erschlug. Das tiefensteinische Geschlecht erlosch mit seinem Neffen Ulrich, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Edlen von Krenkingen waren seit den Zeiten Bischof Diethelms zu Konstanz, jenes eifrigen Freundes und Rathgebers von König Philipp, nicht nur im obern Albgau, sondern auch im Kleckgau die mächtigsten Dynasten. Ihr Geschlecht hatte sich schon bald nach Herrn Marquard, dem Stifter der Zelle zu Tezelheim,

in zwei Aeste zertheilt, wovon der eine in dem Bergtobel unterhalb Bonndorf die Thürme Rockenbach und Weißenburg bewohnte, während der ältere theils noch auf der Stammburg im Steinachthal, theils auf dem Schlosse zu Thiengen, oder auch auf der Feste zu Weißenburg im Kleckgau saß. Jener führte das Schirmamt des von Tezelheim nach Riedern übertragenen Frauenstifts, dieser die Kaſtvogtei zu Rheinau. Ueberhaupt aber erstreckte sich das krenkingische Familiengut von der Wutach an der Schlücht und Schwarzach aufwärts ins Gebirg bis gegen den Schluchsee und hinüber an den Bonndorfer Wald. Alsdann gehörten dazu noch verschiedne Grundstücke und Rechte im Kleckgau, in der Baar und im Hegau. Man kann sagen, die Krenkinger waren ein ebenso verdienter, als reicher und kräftiger Adel. Sie erschienen oft am Hofe des Kaisers; unter ihrer Vogtei blühten viele Gemeinden glücklich heran, und der uralte albgauische Mahlort Thiengen ward durch sie zur Stadt. Nur die Mönche zu Rheinau erhoben bittere Klagen wider sie; doch, als der rheinauische Abt Burkhard im Jahr tausend einhundert und vierzig nach der Einnahme einer italienischen Festung die frohe Stimmung des Kaisers benuzte, um die Befreiung seines Stifts von den krenkingischen Kaſtvögten zu bewirken, erkannte Friedrich öffentlich die ihm von den Freiherren geleisteten Dienste, und bezahlte ihnen für die Entäußerung des Schirmamts zwölfhundert Mark Silber. Leider waren die Enkel dieser tapfern Ritter allzuoft des Namens ihrer Ahnen unwürdig, und der Glanz des weiland so stattlichen Geschlechts gieng mehr und mehr unter.

Zu den Erwerbungen, welche die Krenkinger im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts machten, gehörte besonders die Feste und Herrschaft Gutenburg an der Schlücht, eine Stunde hinterhalb Thiengen, wo auf einem fast isolirten Felshügel hart über dem Fluß noch die Trümmer eines Schlosses hervorragen. Ursprünglich stund dort ein Thurm für den Vogt der sanktgallischen Güter und Leute in jener Gegend. Als mit dem zwölften Jahrhundert das Lehenwesen immer mehr aufkam, und es zum Ruhme eines Stiftes gehörte, viele Vasallen zu zählen, trug der Abt von Sankt Gallen auch diesen Thurm mit den zugehörigen Grundstücken und Rechten der argauischen Familie von Gutenburg zu Lehen

auf, welche sich nun eine Wohnung dabei erbaute, und sofort als ein nicht unansehnlicher Adel des Albgaues erscheint. Aber sie verarmte später so, daß ihre Burg an das krenkingische Haus fiel, und ihre Sprößlinge nur noch auf dem Schlößchen Bernau am linken Rheinufer unterhalb Waldshut dürftig fortlebten.

Nördlich von Krenkingen und Gutenburg, wo der Albgau mit dem Hegau und der Baar zusammenstoßt, hausten auf einsamen Burgen die Edlen von Thanneck und von Blumeneck. Jene starben frühe aus, diese aber waren lang der vornehmste Lehnadel des Hauses Fürstenberg. Wo sich die Wutach, nachdem sie die Eitrach aufgenommen, von Morgen nach Mittag wendet, und ihr Bett in der Tiefe eines weiten Felsthales liegt, bei dem kleinen Dorf Blumeneck, sieht man noch den Ueberrest von der Burg dieses Namens, auf einem losgerissenen Kalksteinkloz, der sich drohend gegen den Fluß hinab neigt. Nichts ist schauerlicher, als diese Szene, und man wendet sich gerne zu der friedlichern Aussicht gegen Abend, nach der Baar, wo am Ausgang des Eitracher Thals, das Städtchen Blumenberg mit den Trümmern seiner Burg freundlich in das tiefere Wutachthal hinabschaut.

Die Herren von Blumenberg waren eines und desselben Geschlechts mit denen von Blumeneck, und theilten mit ihnen das gleiche Schicksal. Zunächst hinter Blomberg erhebt sich der Fürstenberg, von wo aus Graf Heinrich, jener Sohn Egons zu Freiburg, das zähringische Erbe in diesen Waldgegenden beherrschte. Gegenüber, auf einem freistehenden Hügel bei Geißingen an der Donau, wo das Auge einer der schönsten Aussichten über die südwestliche Baar genießt, wohnte seit uralter Zeit der Freiherr von Wartenberg. Es gehörten ihm in den benachbarten Thälern viele Höfe und Dörfer. Von den Söhnen Herrn Konrads erlangte am Schlusse des eilften Jahrhunderts Heinrich die äbtliche Würde über Rheinau, zu eben der Zeit, als die Kastvogtei dieses Stiftes an die Krenkinger gedieh. Dieser Abt Heinrich war ein sehr kluger und thätiger Prälat, der sein Amt lobwürdig verwaltete, und auch in auswärtigen Geschäften mehrfach gebraucht wurde. Mit nicht gleichem Ruhm erscheint ein späterer Heinrich aus eben diesem Geschlecht als Nachfolger Abt Bertholds zu Sankt Gallen. Es wurde von ihm aufgezeichnet, er habe seine Wahl

erkauft, er habe einen Gottesraub begangen, Geistliche geschlagen, eine Jüdin beigehalten, endlich das Kloster verlassen, und sey als Laie im Land umhergezogen! Um jene Zeit muß es geschehen seyn, daß zwischen zwei Brüdern eine Theilung des wartenbergischen Stammgutes eintrat, und nun durch die Tochter oder Enkelin des einen das Schloß Wartenberg an das Haus Fürstenberg gedieh, während die Nachkommenschaft des andern auf der Feste Wildenstein bei Rothweil bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts fortdauerte.

Tiefer in der Baar walteten die großen Freiherrenhäuser von Lupfen, von Zimmern und Falkenstein; endlich an der Gutach die Herren von Hornberg, auf dem Schlosse bei der Stadt dieses Namens, und an der Kinzig die wolfachischen Barone, auf einer Burg ohnweit Wolfach. Aber von beiden Familien ist wenig bekannt. Nur weiß man, daß im Jahr eilfhundert fünf und vierzig Arnold von Hornberg das Kloster Enz gestiftet, und daß die Stadt und Herrschaft Wolfach durch Frau Udelhild an Graf Friedrich erbte, den Sohn des Stammvaters von Fürstenberg.

Nachdem im Kleckgau das Geschlecht von Weißenburg mit Herrn Lütold im Jahr eilfhundert fünf und zwanzig geendigt hatte, war neben dem Hause Krenkingen die freiherrliche Familie von Küssaberg der vorzüglichste Adel dieser Landschaft. Sie bewohnte das Schloß bei Küßnach, nicht weit vom Rhein, auf einem der höchsten Häupter des kleckgauischen Gebirgs. Das Auge beherrscht daselbst die ganze Umgegend, eine reiche, herrliche Aussicht! Denn gegen Mitternacht stellt sich der langedehnte Rücken des Schwarzwalds dar, gegen Morgen das Thal des Kleckgaus bis an den steilen Randen; gegen Abend erblickt man den Zusammenfluß der Schlücht und Wutach, des Rheins und der Aar, und endlich gegen Mittag, jenseits hundert waldiger Hügelreihen des Thurgaues, die hohen Alpenhäupter. Herr Heinrich und sein Bruder Wernherr lebten um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Jener nahm wegen seiner Gemahlin, einer Tochter Graf Albrechts des Weisen von Habsburg, den gräflichen Titel an, und erschien oft am kaiserlichen Hof; dieser erwarb sich zuerst als Vorsteher der Schule, und hernach als Abt zu Sankt Blasien den Ruhm eines gelehrten, thätigen und frommen Mannes. Aber schon mit Heinrichs

gleichnamigem Enkel erlosch im Jahr zwölfhundert und fünfzig die Familie, und das küssabergische Erbe gieng durch dessen Schwester an den Herrn von Lupfen über. Da erhob sich zwischen diesem und Bischof Eberhard von Konstanz ein Krieg wegen der Feste Küssaberg, welche der verstorbene Graf, da er sich ohne Nachkommenschaft sah, an das Hochstift verpfändet hatte. Ein schiedsrichterliches Erkenntniß sühnte den Streit endlich dahin, daß der Bischof die Burg behalten, dafür aber dem von Lupfen das Schloß Stühlingen nebst zwölf Mark Hubengeld zu Lehen auftragen soll. Sonst fanden sich im Kleckgau noch die Herren von Erzingen, von Griesheim, von Jestetten, von Randeck und von Balm, welche sämmtlich Lehnleute der Abtei Rheinau oder des benachbarten großen Adels waren.

Jenseits des hohen Randen, im Hegau, behauptete noch immer der Graf zu Nellenburg als Abkömmling der alten Gauvorsteher und Schirmvogt des Stiftes Reichenau das größte Ansehen. Seine Besizungen reichten bis in die Baar und den Kleckgau. Auch hat kein Haus dieser obern Lande in so hohen Würden geglänzt, und so viel Antheil an den großen Geschäften Schwabens und des Reiches gehabt, wie das nellenburgische. Schon von den Söhnen des Stifters der Abtei Allerheiligen zu Schafhausen, wurde einer Erzbischof von Trier, ein anderer Abt in der Reichenau, und Graf Eberhard erschien zur Zeit der Partheiung unter Heinrich dem Vierten stets in der Zahl der ersten Reichsfürsten. Sein Bruder Wolfrad pflanzte die Familie fort, und von dessen Kindern erlangte Bruno zu Trier die Würde seines Oheims, während Eberhard die angestammten Güter verwaltete und seinem Sohne Mangold hinterließ, welcher sich nachmals Landgraf zu Hegau nannte. Von der Feste Nellenburg sieht man bei Stockach, auf einer beträchtlichen Höhe, gegenüber vom Bogenthaler Wald, annoch einige Trümmer; das Geschlecht selbst endigte im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Zu den hegauischen Dynasten gehörte bevorab der Herr von Höwen. Die Burg dieses Namens ist einer jener Felskegel, die im Herzen des Hegaus, zwischen der Biber und Ach, weit über Ebnen, Thäler und Hügel ihre Häupter erheben, und dieser Landschaft einen so eigenthümlichen Charakter verleihen. Ferner

der Baron von Roseneck, dessen Burg sich im Angesichte des Hohentwiler Bergs, auf einer mäßigen Waldhöhe zwischen Gottmadingen und Rilasingen darstellte. Auch die Herren von Thengen waren ein uraltes freies Geschlecht, welches später die Herrschaft Eglisau im Kleckgau und die Landgraft Nellenburg erwarb, und sofort mit dem gräflichen Titel erschien. Ihre Güter lagen am westlichen Randen und im Thal der Biber; zu Thengen, welche Stadt sich unter dem Schirme dieser Freiherren heranbildete, steht von ihrer Stammburg noch ein hoher, gewaltiger Thurm. Die übrigen Edelherren des Hegaus, die von Stoffeln, von Krähen, von Friedingen, von Randeck, von Bodmann und von Hohenfels mögen ursprünglich ein bloser Dienstadel gewesen seyn.

Seit dem Ausgang der Grafen von Pfullendorf blühte im Linzgau außer den Grafen von Buchhorn kaum ein andrer bedeutender Adel, als das gräfliche Haus von Heiligenberg. Durch die Schirmvogtei der konstanzischen Kirche und des Klosters Petershausen, wie durch seine ausgedehnten Güter behauptete es am ganzen See ein entscheidendes Ansehen. Doch geriethen die Grafen sowohl mit Konstanz als andern Städten und Stiftern in mancherlei Zwiste, die ihre Nachbarschaft verhaßt machten, und vielfältig verschuldetes Unglück schwächte den Glanz und Reichthum der Familie. Auch erlosch dieselbe schon mit Graf Berthold, welcher im Jahr zwölfhundert sieben und siebzig seine ganze Erbschaft an den Grafen von Werdenberg verkaufte, worauf dieses große rheinthalische Geschlecht einen um so ausgebreiteteren Einfluß in Schwaben ausübte.

Unter den adeligen Familien, welche während des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bei uns geblüht haben, sind die aufgezählten die merkwürdigsten; denn neben ihnen gab es noch viele andre, die theils als kleine Dynasten, theils als Dienstmänner weltlicher und geistlicher Großen, tief im Gebirg oder an den Vorhöhen desselben ihre Burgen und Thürme bewohnten. Von den alten Baronen fand man wohl keinen mehr, welcher sich nicht durch irgend einen Lehensverband zum Vasallen gemacht hatte. Und mit jener freien Unabhängigkeit schien auch bei den meisten ihr Glücksstern gewichen zu seyn. Die Kosten der Hofdienste, der Kriegszüge, und mancherlei Verluste bei Streitigkeiten und Fehden,

welche aus der Verwickelung der Lehens-Verhältnisse entsprangen, veranlaßten Schulden, Pfandschaften, Veräußerungen, wozu oft noch eine große Vermehrung der Familienglieder und eine schlechte Hauswirthschaft kam. So schwächten sich die weiland mächtigsten Häuser, und einige verbluteten sich ganz, während der kleine Adel, durch diesen Zerfall und andere Umstände begünstigt, fast in einer Unzahl emporwuchs. Besonders geschah solches während der Verwirrung des großen Zwischenreichs, wo derjenige am meisten gewann, welcher mit List und Gewalt am geschicktesten den Zufall zu benuzen wußte. Der Adel, den wir nach jener Periode bei uns finden, ein wie ganz anderer ist er, als der frühere!

Sechstes Kapitel.

Das große Zwischenreich.

Schon während der fünfzehnjährigen Abwesenheit Kaiser Friedrichs des Zweiten in Italien und Palästina, hatten sich in Deutschland die Bande der bürgerlichen Ordnung mehr und mehr aufgelöst. Von den Großen verfolgte ein Jeder die Plane seiner Habsucht, und die kleinen Herren entschädigten sich hinwiederum für ihren durch jene erlittenen Verlust grausam genug an dem wehrlosen Volk. Um so trauriger wurde dieser Zustand, da man bei dem sinkenden Glücke Friedrichs den Landgrafen von Thüringen, und nach dessen Tod den Grafen von Holland, auf Betrieb des Pabstes zu Gegenkönigen erhob. Und als Kaiser Friedrich im Jahre zwölfhundert funfzig, und bald darauf sein Sohn und Nachfolger Konrad an dem Gift ihrer Feinde gestorben; blieb die Nation vollends ohne Oberhaupt, worauf der öffentliche Zustand in ein schrankenloses Faustrecht ausartete. Denn kein deutscher Fürst wollte in einer so verwirrten und gefahrvollen Zeit die Zügel des Reiches übernehmen, und jene fremden, der Graf von Kornwallis und der König von Kastilien, welche von den Partheien gewählt wurden, besaßen weder Kraft noch Wille genug, um sich nur zu behaupten. Also zerfiel alles Ansehen der Geseze; Gewalt und

List allein verschafften Recht, welches einen unaufhörlichen innerlichen Krieg erzeugte. In Schwaben und am Rheinstrome besonders, wo auch wegen der Jugend Konradins eigentlich kein Herzog mehr bestund, wurden alle Verhältnisse äußerst verwirrt und zerrüttet durch unzählige Mißhellungen und Fehden.

Damals erhob sich in Helvetien Graf Rudolf von Habsburg, und sezte die obere Rheingegend dreißig Jahre lang in Bewegung. Er hatte den Plan, seine argauischen Stammlande durch Eroberung des Schwarzwaldes und Breisgaus mit dem Elsaß, wo ihm die Landgrafschaft gehörte, zu einem abgerundeten Fürstenthume zu verbinden. Geboren war dieser Graf Rudolf auf der Feste Limburg am Rhein, unterhalb Breisach, von Graf Albrecht dem Weisen zu Habsburg und Frau Heilwig, der Tochter Graf Hartmanns zu Kiburg. Seine Jugend verfloß unter den Waffen, theils in einheimischen Fehden, theils in Italien, wohin Kaiser Friedrich, sein Taufpathe, ihn mitgenommen. Als er zurückkehrte, mit den ersten Lorbeern geschmückt, im Gefühl seiner inwohnenden Kraft und voll Bewunderung der Thaten des großen Kaisers, fiel es ihm auf, daß er arm, daß sein väterliches Erbe von viel reichern und mächtigern Herren umgeben sey. Dies erregte seine Eifersucht, die ihm jenen kühnen Plan eingab. Unschwer fand sich die Gelegenheit zum Krieg, und es galt zuerst Herrn Hugo von Tiefenstein an der Alb. Rudolf hatte die grafschaftlichen Rechte, welche über den untern Albgau an der Burg zu Hauenstein hafteten, von seinen Vätern ererbt, und gedachte nun, da er auch über das Damenstift zu Säckingen die Kastvogtei besaß, diese Gegenden sämmtlich unter seine Landeshoheit zu bringen. Er begann mit Vertreibung der Brüder zu Neuenzell und Einziehung ihrer Güter, worüber sofort die Fehde mit Hugo ausbrach. Der Graf erschien an der Spize seiner Vasallen und Dienstleute vor dessen Stammburg, um ihn mit einem Schlag zu vernichten. Aber er kämpfte lang umsonst gegen die Mauern von Tiefenstein, und mußte endlich zu einer List die Zuflucht nehmen. Er schloß Friede und zog ab, während von seinen Leuten einige verborgen zurück blieben, von welchen der Freiherr einst unversehens überfallen und hilflos erschlagen ward. Nach diesem wandte sich Rudolf gegen seine eignen Vettern, den Grafen Rudolf von Habsburg zu Laufen-

burg, und Graf Hartmann von Kiburg. Jenen, der sein Vogt gewesen war, beschuldigte er einer Uebervortheilung, und fiel verwüstend in das laufenburgische Gebiet; diesen hatte er um Geld so unbescheiden gedrängt, daß der alte Graf die Hand von ihm abzog, und sein Erbe an die Domkirche zu Straßburg verschrieb, worüber erzürnt, der verwegene Neffe auch die Grafschaft Kiburg mit blutigen Waffen überzog.

Nachdem diese Fehden durch gegenseitige Erschöpfung beendigt worden, unternahm Graf Rudolf zum Schuze seiner Erwerbungen im Albgau, die Erbauung der Stadt Waldshut. Wie weiland zu Freiburg, hatte sich auch hier um ein altes Jagdhaus ein kleines Dorf gebildet, welches der Graf sofort mit Mauern umgab und mit städtischen Freiheiten versah. Ebenfalls war die Wahl des Ortes sehr glücklich, als an der Heerstraße von Schafhausen nach Basel, ohnweit des Einflusses der Aar in den Rhein, am Eingang des Schwarzwaldes, an einer Stelle, wo theils das hohe Rheinufer, theils das tiefe Bette des vom nahen Gebirge herabstürzenden Wassers schon eine natürliche Befestigung bildeten. Dies neue Gemeinwesen gründete Graf Rudolf mit Hilfe seines Bruders, eines Domherrn zu Straßburg, im Jahre zwölfhundert neun und vierzig. Die Verfassung, die er ihm gab, war so geeignet, daß es schnell genug heranblühte. Die Bürgerschaft wählte den Schultheißen, den Rath, den Leutpriester, den Stadtwaibel und die Thorwärter; der Graf behielt sich nur die Bestätigung vor. Der Rath aber bestund aus acht Mitgliedern, die innerhalb der Kreuze oder des Stadtbanns über Gut und Blut zu Gericht saßen, und alle städtischen Angelegenheiten verwalteten; von ihrem Urtheil war keine Appellation mehr an fremde Gerichte gestattet. Die Aufnahme in das Burgrecht geschah um ein geringes Geld, und wer von den Leuten eines geistlichen oder weltlichen Herrn während Jahr und Tag ruhig in der Stadt saß, durfte nicht wieder abgefordert werden. Der Genuß von Allmenden, von Wald, von Wun und Waid stund Arm und Reich gleich frei. Ueber Ehe- und Erbsachen galten billige Verordnungen. Streitigkeiten und Raufereien wurden durch schwere Bußen geahndet; doch durften Geächtete Haus und Hof behalten, und wenn ein fremder Mörder nach Waldshut floh, war er in jedem Haus sechs Wochen und

drei Tage sicher; floh aber ein Einheimischer aus der Stadt, so blieb derselbe für immer verbannt.

Die Errichtung des waldshutischen Gemeinwesens war ein wohlberechnetes Unternehmen, denn von dem an konnte sich Graf Rudolf als Herr des untern Albgaus betrachten. Nach solchem richtete er sein Auge weiter und erhob sich sofort wider den Bischof von Basel. Derselbe hatte das vor sechzig Jahren in die Hand des Kaisers gegebene Lehen der Stadt Breisach, nach dem Tode König Konrad des Vierten, wieder eingezogen, welches dem Grafen so sehr mißfiel, daß er mit seinen Dienstmännern plözlich vor der Stadt Basel erschien, alles bischöfliche Gut verwüstete, und das Frauenkloster Sankt Maria Magdalena niederbrannte. Der Bischof ließ aber den Frevel nach Rom berichten, worauf Pabst Innocenz den Kirchenräuber mit dem Bann belegte. Da stund Rudolf von seinen Fehden ab, und begab sich nach Böhmen, wo im Jahr zwölfhundert vier und fünfzig König Ottokar einen Kreuzzug wider die heidnischen Preußen unternahm, welchem der Graf von Habsburg mit vielen andern Großen aus dem Reiche beitrat, um sich von dem Banne zu reinigen.

Nach seiner Zurückkunft legte er das Schwert zur Seite und blieb einige Zeit ruhig. Sein Vergnügen war die Jagd in den ungeheuern Forsten des Albgaus, welche er von der Burg Hauenstein aus zu durchziehen pflegte. Damals lebte in dieser Gegend, zu Rickenbach, der Pfarrer Dietrich, mit welchem der Graf schon seit früher bekannt war. Derselbe hatte sich mittlerweile in das Todtmoos begeben, und auf einem sonnigen Hügel dieses sonst finstern und sumpfigen Thals ein Bethaus errichtet, um hier, wo weit und breit keine Kirche gefunden wurde, im Dienste der heiligen Jungfrau, zur Auferbauung der einschichtigen Umwohner ein gottgefälliges Leben zu führen. Als ihm aber die Kargheit des Bodens bald die nöthige Nahrung versagte, so machte er sich auf den Weg zu dem Grafen von Habsburg, erzählte seine Noth und bat ihn um so viel Einkommen, als ein Priester zum Leben bedürfe. Da sprach Rudolf: „Wahrlich, wollte ich der Kirche im Todtmoos auch um des Herrn und seiner Mutter willen nicht aufhelfen, so müßten mich doch die getreuen Dienste dazu bewegen, welche Ihr mir erwiesen habt, wenn ich mit meinem Knechte auf der Jagd

bei Euch einsprach, und von Eurem Brode genoß." Sofort schenkte er dem frommen Manne den Zehnten einiger Höfe feierlich in einer Urkunde, wodurch der Grund zu der nachmaligen Pfarrkirche im Todtmoos gelegt wurde.

Durch solche Handlungen gewann Rudolf die Herzen des Volks, während ihn seine Tapferkeit beim Adel in gefürchteter Achtung erhielt. Als die Unsicherheit des Zwischenreichs auch bis in die Thäler der Alpen drang, wählten ihn die drei Waldstätten zu ihrem Hauptmann, und im Jahr zwölfhundert sechzig that das nämliche die Stadt Straßburg in einem Krieg mit ihrem Bischof Walther, aus dem Hause Geroldseck, gegen welches Graf Rudolf schon ehedem feindlich aufgetreten war. Nämlich, in den Zeiten der Partheiung wider Kaiser Friedrich den Zweiten wurde Graf Konrad von Freiburg durch Rudolf auf dessen Seite gezogen, während Herr Walther von Geroldseck hartnäckig im Anhang des Pabstes verharrte. Im Vertrauen auf seinen Reichthum mochte er beleidigenden Uebermuth zeigen. Da nahm Graf Konrad sein Volk zusammen, zog durch das Thal der Elz, über das Gebirg des Hünersattel, überfiel und zerstörte die Bergstadt Brinzbach; eilte alsdann das Schutterthal hinab, überraschte den Freiherrn im Schlosse zu Lahr, und nahm ihn nebst seinem Sohne gefangen; nur mit schwerem Lösegeld mochte Walther sich wieder frei machen. Seit diesem Unfall wird das Haus Geroldseck mehr und mehr von einem traurigen Schicksale verfolgt. Zunächst gab ihm jene straßburgische Fehde noch einen weit härtern Schlag. Herr Walther erkaufte im Jahr zwölfhundert sechzig, bei dem Absterben Bischof Heinrichs von Straßburg, seinem gleichnamigen Erstgebornen die erledigte Würde. Aber der neue Prälat that allerlei ungebürliche Forderungen an die Bürger, wogegen sich diese mit gewohntem Freiheitsstolze verwahrten. Endlich entzündete sich die Spannung zum Krieg, und Walther, von seinem Vater und Bruder unterstützt, rüstete eine drohende Macht. Doch begieng er die Unklugheit, den Grafen von Habsburg zu reizen, welcher sofort die Hauptmannschaft der Straßburger übernahm, und mit seinem ganzen Anhang wider den Bischof zu Felde zog. Anderthalb Jahre lang dauerte der Krieg; von Breisach bis gegen Selz wurden beide Ufer des Rheins gegenseitig verwüstet. Endlich, im März tausend

zweihundert zwei und sechzig, kam es zu einer entscheidenden Schlacht; der Bischof verlor sie, und starb aus Gram darüber im folgenden Jahr.

Walthers Helfer in diesem Krieg war Abt Berthold von Sankt Gallen gewesen, ein Mann, der eher zum Feldherrn, als wie zum Prälaten geschaffen schien. Dieser haßte sowohl das Ansehen des Bischofs zu Konstanz, als die emporstrebende Gewalt des Grafen von Habsburg, und bereitete gegen beide seine Waffen. Bischof Eberhard, aus dem gräflichen Geschlecht von Waldburg, hatte das Verdienst eines für seine Macht sehr thätig besorgten Vorstehers, wie er denn nicht allein von dem benachbarten Adel mehrere Herrschaften und Schlösser zusammenkaufte, zu Gottlieben und Zurzach Brücken über den Rhein baute, und von König Wilhelm die Stadt Ueberlingen pfandweis erwarb, sondern auch nach dem Besitze der beiden Abteien Rheinau und Reichenau trachtete. Hierin aber fand er ein Hinderniß eben in Abt Berthold, welcher schon die von ihm auf alle Angehörigen seines Bisthums gelegte Steuer verweigert hatte. Als Eberhard diesen Widerstand sah, überzog er mit gewaffneter Hand das sanktgallische Gebiet, wogegen sich Berthold ebenfalls erhob, so daß zwei bis drei Jahre in wechselseitiger Verwüstung verflossen. Der vom Pabst endlich bewirkte Frieden fiel zu Gunsten des Abts von Sankt Gallen aus, weil derselbe in Rom eigens besoldete Geschäftsführer unterhielt. Ueberhaupt zeigte Berthold in allem ebensoviel Muth und Klugheit, als er Macht besaß. Dies wußte auch Graf Rudolf sehr wohl, und um bei den vielen Fehden, worein er sich neuerdings verwickelt hatte, einen so gefährlichen Feind zu entfernen, trug er ihm geradeswegs seine Freundschaft an. Da der Abt nicht weniger froh war, einem weitaussehenden Kriege gegen den durch die kiburgische Erbschaft sehr mächtig gewordenen Grafen glücklich zu entgehen, so nahm er denselben bereitwillig auf, und beide rüsteten sich sofort wider Heinrich von Neuchatel, den Nachfolger Bischof Bertholds zu Basel. Der Stoff des Unwillens war wie früherhin die Stadt Breisach, auf welche Rudolf einige Ansprache besessen, für deren Abtretung er aber immer neue Entschädigung von dem Bischof forderte. Als die Mißhellung schon in offenen Zwist ausgebrochen war, kam dazu noch, daß Heinrich, der jüngere Sohn Graf

Konrads von Freiburg, welcher aus Neuenburg am Rhein wegen Schändung einer Bürgersfrau vertrieben worden, wider diese Stadt und ihren Beschüzer, den Bischof zu Basel, Hilfe bei dem Grafen von Habsburg suchte. Also entbrannte ein heftiger Krieg, welcher gegen vier Jahre gedauert hat. Während eines Waffenstillstandes verwahrte sich der Bischof durch die Befestigung von Kleinbasel, durch Erwerbung der Schlösser Bruntrut und Tiefenstein, und mancherlei Verbindungen. Hierauf aber begann eine um so wildere Verwüstung, wobei die breisgauischen und elsaßischen Rheinufer, bei uns namentlich die Stadt Säckingen, die Schlösser Auggen und Gerstenecf von den Bischöflichen, die Feste Tiefenstein, die Frauenklöster Sizenkirch und Gutnau von den Rudolfischen geplündert und zerstört wurden.

Neben diesen Fehden der Großen des Landes, lebten auch die kleinern Herren allenthalben in blutigem Hader, besonders die Kastvögte mit ihren Klöstern. Im Kleckgau hatten sich die Freiherren von Krenkingen des Schirmamts über das Stift Rheinau wieder bemächtigt, und einen aus ihrem Geschlecht in die äbtliche Würde erhoben. Und da sich dieser gegen Berthold von Sankt Gallen, welchem die Abtei vom Pabste zugesprochen war, glücklich behaupten konnte, führte er ein um so sorgenloseres Leben, hieng sich an den rheinauischen Lehenadel, und verschwendete mit demselben das Klostergut, während seine Vettern von den Gotteshausleuten willkürlich Steuern und Dienste erpreßten. Auf gleiche Weise bedrängten im Breisgau die Herren von Staufen noch wie ehedem das Kloster Sankt Trutbert, und in der Ortenau die Herren von Windeck das Gotteshaus Schuttern. Selbst der reiche Freiherr von Geroldseck zog unbilligen Vortheil aus den Abteien Schuttern und Ettenheimmünster. Im Murrgau wurde die Kirche zu Baknang, die Ruhestätte des badischen Hauses, ums Jahr zwölfhundert drei und sechszig, von benachbarten Rittern überfallen, und nach Niedermezelung vieler Brüder geplündert und verbrannt, worauf die Räuberhorde sogar einen Einfall in die badischen Lande that, und Alles verwüstete, bis ihr Markgraf Hermann der Kleine strafend entgegenzog.

Bei solcher Herrschaft der rohen Gewalt, und bei so allgemeiner Unsicherheit des Handels und Wandels waren unter denjenigen,

welche Ordnung und Ruhe wollten, Verbindungen zu Schuz und Truz eine natürliche Folge. Schon in vorigen Jahrhunderten hatten sich die norddeutschen Handelsstädte in jenen Bund zusammengethan, welchen man die Hanse heißt. Ihm ahmten jezt die rheinischen Städte nach, durch Köln besonders dazu ermuntert. Dieses Bündniß von wenigstens siebzig bürgerlichen Gemeinwesen, wurde im Jahr zwölfhundert fünf und vierzig zum erstenmal feierlich beschworen. Bei uns gehörten dazu Breisach, Freiburg und Heidelberg. Zum Hauptmann aller Bundestruppen machte man billig den rheinischen Pfalzgrafen, Herzog Ludwig den Strengen von Baiern, den angesehensten Fürsten des westlichen Deutschlands. Als der Vortheil einer so mächtigen Verbindung zu gegenseitiger Aufrechthaltung der Geseze, und wechselseitiger Hilfe und Sicherung, sich bald genug offenbarte, war unter den geistlichen und weltlichen Großen, und auch unter dem geringern Adel der Rheinlande kein wohldenkender Mann, der ihm nicht beizutreten suchte. So finden wir aus unserer Pfalz Herrn Konrad von Strahlenberg, Herrn Rumpold von Steinach, und Heinrich von Ehrenberg als Mitglieder desselben. Zwar zerfiel der Bund nach einem Jahrzehend wieder; aber das Beispiel, das er einmal gegeben, der Geist, den er erweckt hatte, erbten auf die nachfolgenden Zeiten fort, und haben in dieser Folge unendlich viel Gutes bewirkt!

Bis in das zwanzigste Jahr lagen die deutschen Länder unter der jammervollen Verwirrung und Noth des Zwischenreichs, als nach dem Tode König Richards die Fürsten sich im Herbste eintausend drei und siebzig zu Frankfurt am Main versammelten, um endlich der verwaisten Nation ein kräftiges Oberhaupt zu geben. Nachdem die Wahl lange ungewiß geschwankt hatte, erscholl plözlich der Ruf durch das Land, daß sie auf den Grafen von Habsburg gefallen sey. Rudolf selbst erfuhr seine Erhebung in dem Lager vor Basel. Freudig erstaunt über ein so unverhofftes Glück, legte er das Schwerdt bei Seite, dankte Gott, und sagte zu seinem Kriegsvolk: „Habet Friede mit Allen.“

Siebtes Kapitel.

Markgraf Rudolf der Erste, und seine Söhne.

Zwischen Graf Rudolf von Habsburg und Herzog Ludwig dem Strengen von Baiern war Markgraf Rudolf von Baden damals der mächtigste Herr; aber sein Leben ist mehr durch eine übertriebene Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit und verderbliche Fehden ausgezeichnet, als durch Thaten eines großen und weisen Regenten. Wichtig wurde sie durch die Gestaltung der bisher badischen Lande zu einem zusammenhängenden Fürstenthum mit dem Namen einer Markgrafschaft unter bereits ausgebildeter Landeshoheit.

Markgraf Rudolf war in der Partheiung zwischen Kaiser Friedrich und Pabst Innozenz auf Seite des leztern gestanden. So erschien derselbe auch unter den Unzufriedenen, als Graf Rudolf von Habsburg den deutschen Thron bestieg. Denn er hatte, wie andre Fürsten und Herren, während der Verwirrung des Zwischenreichs, und nach dem Untergange der herzoglichen Würde in Schwaben, mancherlei Reichsrechte und Lehen in anmaßlichen Besiz gebracht, und mußte ihren Verlust befürchten, wenn das neue Oberhaupt auf der Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens beharrte. Wirklich erließ Rudolf wiederholt einen Befehl der Zurückgabe aller dem Reich entfremdeten Güter und Rechte; er sezte über Schwaben die Grafen von Hohenberg und von Werdenberg, seine Verwandten, zu Landvögten, und empfahl ihnen den Vollzug jenes Mandats. Diese strengen Vorkehrungen erweckten aber auf der andern Seite einen um so entschiednern Widerstand, und als der Kaiser die Ungehorsamen mit der Reichsacht belegte, verschworen sie sich unter einander zu gegenseitiger Hilfe für Behauptung ihrer erweiterten Gewalt. An der Spize des Bundes stund eben Markgraf Rudolf von Baden. Man zählte dabei die mächtigsten Herren in Schwaben und Helvetien, die Grafen von Wirtemberg, von Helfenstein, von Freiburg und Neuenburg, von Tockenburg und Montfort, die Barone von

Griesberg, Klingen und Regensberg. Sie hatten sich auch an Herzog Heinrich von Baiern angeschlossen, und an König Ottokar von Böhmen, welche das neue Reichsoberhaupt nicht anerkennen wollten. Also reichte die Verschwörung vom Rhein bis nach Ungarn. Aber diese Gefahr beraubte den König keineswegs seiner Geistesgegenwart. Im Vertrauen auf den ihm treu gebliebenen Adel, und auf seinen mächtigen Schwiegersohn, Pfalzgraf Ludwig von Baiern, zog er mit einer kleinen Macht unverweilt aus dem Aargau über den Schwarzwald in den Breisgau, belagerte Freiburg, und fiel sodann, vom Pfalzgrafen unterstützt, in die badischen Lande ein. Schon hatten die mit König Rudolf verbundenen Grafen von Zweibrücken und Leiningen nebst den Herren von Fleckenstein und den Straßburgern die markgräfliche Stadt Selz im Elsaße weggenommen. Rudolf selbst drang dem Markgrafen nicht nur alle vom Reich herrührende Orte wieder ab, sondern brachte auch dessen eigne Städte und Schlösser Baden, Durlach, Mühlburg und Grezingen in seine Gewalt. Ebenso glücklich stritt er wider die übrigen Theilnehmer des Bundes. Als Markgraf Rudolf diesen Fortgang der feindlichen Waffen sah, eilte er, sich dem Könige zu unterwerfen. Er wurde von demselben gütig aufgenommen, und durch ihn sofort auch mit der Stadt Straßburg ausgesöhnt. Von dem an herrschte einige Jahrhunderte lang das freundschaftlichste Verhältniß zwischen der Nachkommenschaft des Königs und des Markgrafen, und die Anzahl der Verdienste ist nicht gering, welche sich Baden um Habsburg erworben hat!

Nach der Auflößung des schwäbischen Grafenbundes rüstete sich der Kaiser, um den König von Böhmen zu überziehen. Es sammelte sich um ihn aus Schwaben und vom Rheinstrom eine zahlreiche, kampflustige Ritterschaft; doch war die übrige Hilfe aus dem Reich so dürftig, daß Rudolfs Heer von den böhmischen Schaaren weit überbothen wurde. Gleichwohl besiegte und erschlug er seinen Feind in einer großen Schlacht auf dem Markfeld; dieses Ende nahm König Ottokar, fünf und zwanzig Jahre, nachdem er den Prinzen Friedrich von Baden aus seinem rechtmäßigen Erbe verdrängt, und zehn Jahre nachdem er dessen Tod befördert hatte. Während aber König Rudolf in Oestreich verweilte, blieben

nicht alle Theilnehmer jenes Bündnisses der schwäbischen Großen so ruhig, wie der Markgraf von Baden. Die meisten wollten sich für die erlittene Demüthigung rächen, und befehdeten besonders die Städte. Allenthalben erhob sich der kleine Krieg, um so erbitterter, je ungerechter die Veranlassung war. Da schädigte Graf Hartmann von Grüningen das badische Gebiet; alsofort erhob sich der Markgraf Rudolf mit Albrecht, Grafen zu Hohenberg, und züchtigte den Landfriedenstörer. Bald hierauf zeigte sich auch der Bischof von Straßburg wieder feindselig, fiel unversehens über den Rhein, erstieg das Schloß bei Durlach, plünderte und verbrannte es. Diese Fehde währte bis in das Jahr zwölfhundert ein und achtzig. Der Bischof hatte von Basel fünfzig Mann zur Verstärkung erhalten, und neuerdings eine badische Stadt belagert. Da begegnete ihm Rudolf, brachte sein Volk ins Gedräng, und machte so viel Gefangene, daß er gegen deren Auslösung einen vortheilhaften Frieden erhielt. Die lezte Fehde bestund Markgraf Rudolf mit seinem Sohne Hermann sechs Jahre später wider Burkhard von Hohenberg, wegen Ansprüchen an die Stadt und Feste Altensteig. Er kam mit sechstausend Reisigen, schlug den Grafen, und nahm den streitigen Ort ein. Hierauf aber schlichtete der König den Streit durch gewählte Schiedsrichter, über die er den Herzog Konrad von Teck zum Obmann gesezt. Und es endigte hiemit die Reihe von Unruhen, welche seit fast fünfzehn Jahren die schwäbischen und obern Rheinländer zerrütteten; denn König Rudolf hatte kurz zuvor auch den Grafen Eberhard von Wirtemberg, seinen hartnäckigsten Widersacher, zum Gehorsam und Frieden gebracht.

Wie sehr aber von dem Reichsoberhaupte darauf hin gearbeitet worden war, die großen Landherren in Schwaben und am Rheinstrom aus ihrer angemaßten Macht auf den alten Fuß zurückzusezen, so blieben doch nun ihre Lande bei dem Ansehen selbstständiger Fürstenthümer. Denn so viel hatte man erreicht, daß kein Herzog mehr aufkam, daß also die Grafen, die großen Barone, die Bischöfe und Aebte ihre Staatsgewalt unmittelbar vom Reiche zu Lehen trugen.

Und in diesem Sinne erscheint seit den Tagen Rudolfs eine Markgrafschaft Baden. Es begriff dieselbe den ehemaligen

Pfinz- und Ufgau, und den größten Theil des Kraich- und Enzgaus, mit den Städten Steinbach, Baden, Ettlingen, Durlach und Pforzheim, ein im Westen ganz ebenes, im Osten ziemlich bergiges, in vielen Gegenden an Getraide, an Wein und an Holz sehr ergiebiges, damals auch schon wohlbewohntes Land.

Markgraf Rudolf der Erste starb im November zwölfhundert acht und achtzig, nachdem er seit vierzig Jahren durch mehr als fünfzehn fromme Vergabungen an die Kirchen zu Lichtenthal, Gottesau, Bikesheim, Herrenalb, Schwarzach, Pforzheim, Steinheim, Schönau, Baknang, Hirschau und Maulbronn, für das ewige Heil seiner Seele gesorgt. Er hinterließ vier Söhne, wovon der älteste, Markgraf Hermann der Sechste, den Stamm fortpflanzte. Die kurze Regierung dieses Fürsten ist allein durch einen Vertrag merkwürdig, worin die Ansprüche des markgräflichen Hauses an das Erbe der Grafen von Eberstein erweitert wurden: der Erfolg einer Fehde Hermanns mit den Grafen von Zweibrücken, welche er als Sieger zu einem vortheilhaften Frieden nöthigte. Sie mußten ihm gegen fünfzehnhundert Mark Silber die Burg und Herrschaft Eberstein, mit Ausnahme der Edelleute und Mannlehen, in Pfandschaft geben, mit dem Vorkaufsrecht im Fall einer künftigen Veräusserung. Hermann folgte seinem Vater im Jahr zwölfhundert ein und neunzig, und bald darauf endigte auch sein ältester Bruder Rudolf. Die beiden überlebenden waren Hesso und Rudolf der Dritte, deren der leztere kinderlos verschied, während die Nachkommenschaft des erstern mit seinen Enkelinen aus Rudolf Hesso erlosch.

Damals hatte sich Graf Eberhard von Wirtemberg nach dem Ableben Kaiser Rudolfs von Habsburg neuerdings erhoben, sowohl schon gegen Adolf von Nassau, mit welchem der Sohn Rudolfs, Herzog Albrecht von Oestreich, um die erledigte Würde stritt, als später auch gegen den leztern, und gegen dessen Nachfolger, König Heinrich den Siebten. Eberhard war selbst unter den Thronbewerbern gewesen, und da er nun die Krone auf dem Haupte eines andern sehen mußte, behauptete er trozig: „Ich bin Niemands Lehenmann, und mag wohl thun was mir gefällt.“ Aber zu diesem Ungehorsam kamen die mannigfachen Klagen der Abgeordneten aus den schwäbischen Städten, und es ergieng sofort

über den landfriedenstörerischen Grafen die Reichsacht. Es war umsonst, daß er sich durch verschiedene Bündnisse zu verstärken suchte; Eberhard hatte die öffentliche Stimme zu sehr gegen sich. „Ganz Schwaben stund auf, sagt ein Geschichtschreiber, um den verhaßten Feind endlich zu vernichten.“ Sein anfängliches Waffenglück änderte sich auch bald, und er verlor endlich ein Haupttreffen, worauf das alte Stammschloß Wirtemberg in Schutt und Asche versank, und zu Beutelsbach in der Stiftskirche die Gebeine der wirtembergischen Anherren vom Hohne der Sieger aus ihren Gräbern gerissen, und zerstreut wurden. Ein Ort nach dem andern ergab sich, so daß von achtzig Burgen und Städten dem Grafen nur vier getreu blieben. In dieser Bedrängniß floh Eberhard aus dem empörten Land nach Besigheim, zu Markgraf Hesso, seinem Schwager. Und hier, in einem Thurme brüderlich verwahrt und verpflegt, konnte er gesichert einer bessern Zeit entgegen harren.

Achtes Kapitel.

Von den Zeiten König Rudolf des Ersten.

Drei und zwanzig Jahre nach dem Tode Kaiser Friedrich des Zweiten, seines Taufpathen, kam Graf Rudolf von Habsburg, wie wir gehört, durch einstimmige Wahl der Fürsten an die oberste Würde des Reichs. In seinen Fehden während des Zwischenreichs zeigte er den Geist eines Eroberers; aber kaum hat ein deutscher König weniger an Erweiterung der Reichsgrenzen gedacht, als Rudolf. Sein ganzes Regiment wiedmete er der Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung in Deutschland, und dann der Begründung einer Hausmacht. Ueber die italischen Angelegenheiten, womit sich das Haus Hohenstaufen zu Grund gerichtet hatte, war er durch diese Erfahrung belehrt genug, um dieselben ihrem Schicksale zu überlassen, und auch der von ihm versprochene Kreuzzug nach Palästina blieb unterlassen. Wer bedauerte eine so kluge

Beschränkung? Nur um so glücklicher gedieh Rudolfs Wirken für die Wiederaufnahme des Vaterlandes. Nachdem er die stolze Widerspännigkeit König Ottokars von Böhmen gedemüthigt, und die Frucht dieses Sieges, das Herzogthum Oestreich, seinem Hause zugewendet; nachdem er jenen aufrührerischen Bund der schwäbischen Grafen zersprengt, und so die Geseze und das königliche Ansehen wieder hergestellt, beschäftigte ihn unablässig die Errichtung eines allgemeinen Landfriedens und die Vertilgung des Raubadels. Bis in sein höchstes Alter bereiste er fortwährend das Reich, um allenthalben die Klagen des Volks zu hören, und den Uebelständen durch gütliche Vergleichung oder mit Gewalt zu steuern. Es vereinigten sich in ihm auch so viel glückliche Eigenschaften, daß ihn die Fürsten, die Geistlichkeit, der Adel, die Bürger und Landleute mit gleicher Liebe und Ehrfurcht hochachteten. Freilich gab es eine Parthei, welche den König mit gehässigen Augen ansah; wo aber wird der Gute und Edle von den Schlechten und Eigennüzigen nicht gehaßt? Mit volksthümlicher Offenheit erschien er im Kreise der Bürger, und beförderte die Bündnisse ihrer Gemeinwesen zur Sicherung des Handels und Wandels. Gegen den raubsüchtigen Adel aber war ihm kein Züchtigungsmittel zu streng. „Sind das Edelmänner, sagte er, die den Frieden brechen und das Volk mißhandeln? Der ächte Adel ist fromm und ritterlich, und schüzt die Schwachen vor unbilliger Gewalt." An den Fürsten schäzte Rudolf die Sorge für ihr Land und das Beispiel einer weisen Sparsamkeit. Als ihm einst Markgraf Hermann von Hachberg, welcher in dem Ruf einer sehr genügsamen Lebensweise stund, auf seine Erkundigung nach derselben zur Antwort gab: „Meine Leute essen ein einziges Gemüße mit Fleisch, ich und meine Frau einen Kapaunen", sprach er zu ihm: „Wahrhaft, Ihr esset nicht übel, wenn Ihr es so thut." Rudolf hielt auch den Markgrafen besonders werth, und bediente sich seines tapfern Armes nicht minder als seines klugen Rathes. So hatte er ihm in dem böhmischen Krieg das Reichsbanner anvertraut, und später auf sein Gutachten die Verordnung gemacht, daß es keinem von Adel ferner erlaubt seyn solle, in irgend eines andern Herrn Gebiet obgleich er Güter darin besize, ohne desselben Urlaub eine Burg zu erbauen. Sein Kriegsvolk endlich betrachtete König Rudolf

nicht als willenlose Werkzeuge, die nur da wären, um sie hinzuofern. Es wird erzählt, daß er auf Bitten des Abts von Rheinau noch in seiner lezten Regierungszeit vor das Schloß Weissenburg im Kleckgau gezogen sey, um die Freiherren von Krenkingen für ihre Bedrückungen der Gotteshausleute zu züchtigen. Als nun die Belagerung schon in die siebte Woche gedauert, und Jemand dem Konige gerathen, er solle doch stürmen lassen, habe ihm derselbe entgegnet: „Ich will lieber einige Zeit länger hier verweilen und das Leben derjenigen schonen, denen ich meinen Kriegsruhm verdanke.“ Und so wäre auch die Burg ohne Blutvergießen durch Untergrabung gewonnen worden.

Nur Achtzehn Jahre lang saß Rudolf der Erste auf dem deutschen Thron; aber als ihn der Tod zu den Vätern rief, verließ er das Reich beruhigt und in glücklicher Wiederaufnahme aller Verhältnisse. „Der Landmann, sagt ein alter Geschichtschreiber, führte seinen Pflug wieder, der sonst ungebraucht im Winkel gestanden hatte, und der Kaufmann, welcher ehedem aus Furcht vor den Räubern daheim geblieben war, fuhr nun sicher auf allen Straßen.“ Damals befanden sich unsere badischen Gaue in folgendem Zustand.

In der Segegend war kein wichtigerer Ort als die Stadt Konstanz. Ihre Lage und der bischöfliche Siz mußten sie zu einem starken und wohlhabenden Gemeinwesen emporheben. Volksmenge, Handel und Gewerbe wuchsen durch den Besuch so vieler geistlichen Großen an Reichstagen oder an Synoden, welche die Kaiser und Bischöfe von Zeit zu Zeit dahin ausgeschrieben. Wie schon ehedem die hungarischen Horden, hatte die konstanzische Bürgerschaft in den Kriegen der Hohenstaufen und Zähringer, den Feind mehrmals tapfer von ihren Mauern zurückgeschlagen. Konstanz mochte mit Augsburg glücklich wetteifern. Aber im Jahr zwölfhundert drei und vierzig war die Stadt durch einen schrecklichen Brand, und nach kurzer Erholung im siebten Jahre darauf abermals fast gänzlich in Trümmer und Asche versunken. Dieser Unfall drückte um so schwerer, da seine Folgen durch das beginnende Zwischenreich vielfach vermehrt wurden. Doch half die segensreiche Regierung König Rudolfs den Bürgern um so eher zu ihrem vorigen Flor, als sich bei den damaligen Verhältnissen ein gemeines

Wesen auch aus der größten Noth weit leichter erholte, wie ein Fürst. Im Bisthum waren seit Gebhard von Zähringen bis auf Rudolf von Habsburg-Laufenburg, einem Vetter König Rudolfs, eilf Prälaten gefolgt, und viere seit Diethelm von Krenkingen, Herzog Philipps zu Schwaben Freund und Rathgeber, nach welchem Herr Werner, aus dem breisgauischen Adel von Staufen, in die erledigte Würde gekommen. Unter diesen Vorstehern hatte Bischof Hermann, der zweite Nachweser Gebhards, durch seine treue Anhänglichkeit von Kaiser Friedrich dem Ersten jene goldne Bulle erworben, worin die weiland von König Dagobert gezogenen Grenzen des konstanzischen Kirchensprengels neu bestimmt, und dem Bisthum alle bisher erworbenen Güter und Rechte bestätigt sind. Hiezu gehörten die Stifte Petershausen, Kreuzlingen, Reichenau und Wagenhausen; die Probsteien Bischofszell, Sankt Stephan zu Konstanz, Boll, Sindelfingen und Oehningen; alsdann gegen siebzig Hofgüter und Kirchen im Thurgau, in Rhätien, Schwaben, auf dem Schwarzwald und im Breisgau; endlich das Jagdrecht in dem Reichswald Hörì. Dieser zog sich vom Untersee und Rhein über den Schiener Berg, und sofort von der Singer Ach, welche damals Murg hieß, hinaus an das Thalwasser bei Wahlwies und Eigeltingen, das man Simmelsee nannte. Vermehrt wurden nachher die stiftischen Besizungen mit den Herrschaften Thanneck, Küssaberg und Friedingen, durch Bischof Heinrich, den zweiten Nachfolger Werners von Staufen, einen ebenso kriegerischen, als frommen Prälat, der die Freiherren von Neufen mit ihrem ganzen Anhang, und den Abt von Sankt Gallen in zwei Fehden glücklich besiegt hatte; ferner mit den Städten Ueberlingen, Vehringen und Klingenau, nebst dem Marktflecken Zurzach, durch jenen Bischof Eberhard von Waldburg, den Vorweser Bischof Rudolfs, durch dessen Hand zu diesen Erwerbungen noch die Burgen Bodman und Radrach kamen.

Neben Konstanz und neben dem großen Adel von Heiligenberg und Nellenburg, blühten am See und in der Nachbarschaft sowohl von früher her die Städte Markdorf, Mörsburg, Ueberlingen und Stockach, als seit den zähringischen Zeiten, Pfullendorf und Radolfs-Zell. Jenes war ursprünglich ein Schloß und Dorf,

und von dem lezten Sprößlinge des pfullendorfischen Grafenhauses für ein Leibgeding an Kaiser Friedrich vermacht worden. Von diesem hatte es Friedrich der Zweite ererbt, und auf Verwendung des dortigen Pfarrers Ulrich, welchen der Kaiser sehr liebte, in Anbetracht der durch seinen Krieg wider Herzog Otto von Braunschweig dem Ort widerfahrnen Unfälle, im Jahr zwölfhundert zwanzig, mit der Freiheit und mit einer reichsstädtischen Verfassung beschenkt. Er verordnete, daß wer zu Pfullendorf Bürger seyn wolle, daselbst haushäblich wohnen und sich allen Diensten der Stadt unterziehen müsse. Leibeigne dürften keine ohne Bewilligung ihres Herrn in das Burgerrecht aufgenommen werden. Wenn ein Bürger eine oder mehrere leeren Hofstellen besize, so habe er dieselben innerhalb Jahr und Tag zu überbauen, sonst fielen sie dem Reich anheim. Hievon könne nur die Armuth oder sonst ein wichtiger Umstand befreien. Die Mühlwerke, welche neu errichtet würden, mögen bei der Befestigung der Stadt kein Hinderniß veranlassen. Und damit das junige Gemeinwesen um so freudiger heranwachse, solle den Bürgern auf sechs Jahr alle Steuer nachgelassen seyn, mit dem Beding jedoch, daß während dieser Zeit von der Gemeine jährlich zwanzig Mark erhoben und zur Ausführung der Mauern und Thürme verwendet werden. Die Besezung sowohl des Bürgermeisteramts, als der Stadtpfarrei, und die Reichssteuer hatte sich Friedrich vorbehalten. Zwar begünstigte die Lage Pfullendorfs dessen Aufnahme keineswegs, aber die Reichsfreiheit und der wachsende Eifer, womit man sich damals nach den Städten drängte, haben auch dies Gemeinwesen in kurzer Zeit bedeutend emporgehoben. Viele Edel-Geschlechter der Umgegend ließen sich daselbst nieder, und die auswärtigen Bürger nahmen bald so zu, daß die Stadt den König Rudolf im Jahr zwölfhundert zwei und achtzig um Erneuerung des Verbotes von Kaiser Friedrich bat, wornach niemand ein Bürgerrecht zu Pfullendorf erhalten sollte, als wer daselbst wohne.

Radolfszell war aus den Wohnungen erwachsen, welche sich nach und nach um das dortige Chorherrenstift gesammelt hatten, und die man später mit Mauern und Graben umgab. Der Herr von Friedingen besaß die Kastvogtei über das Stift, dessen Eigenthum der Abtei Reichenau zustund. Nach endlicher Vergleichung

der langen Streitigkeiten zwischen beiden Theilen, erneuerte im Jahr zwölfhundert sieben und sechzig Abt Albrecht von Ramstein der Stadt zu besserer Aufnahme alle Rechte und Freiheiten, deren sie sich von Alters her erfreut habe. Ferner möge dieselbe hinfür auch außerhalb der Ringmauer, in ihrem ganzen Bann, die Gerichtsbarkeit ausüben. Wer von den reichenauischen Gotteshausleuten Jahr und Tag ruhig in Zell angesessen sey, dessen Nachkommen sollen an die Abtei keinen Sterbefall mehr bezahlen dürfen, und wenn er ohne gesezliche Erben verscheide, so möge seine Hinterlassenschaft an die nächsten Blutsverwandten übergehen, falls dieselben zu Zell schon wohnen oder dahin ziehen wollen. Alsdann dürfe aber die angefallene Erbschaft nicht aus der Stadt weggezogen oder verkauft werden. Auch sey es keinem Bürger erlaubt, sein Eigenthum an ein anderes Gotteshaus zu vermachen, als an Reichenau und das einheimische Chorherrenstift. Der alte Gebrauch, daß auswärtige Herren von ihren in der Stadt verstorbenen Leibeignen nur ein Drittel der Fahrniß erben, soll erneuert seyn. Endlich gewähre man jedem Bürger mit all dem Seinigen freien und sichern Abzug. Diese Verfassung wurde der Stadt Zell nach zwanzig Jahren von dem Bischofe zu Konstanz bestätigt.

Also lag es im Geiste der Zeit, daß wie in den vorigen Jahrhunderten Kirchen und Klöster, jezt überall bürgerliche Gemeinwesen entstunden. Von Jenen aber geriethen die größern mehr und mehr in Zerfall. Reichenau bezog schon unter Abt Diethelm von Krenkingen von den ehemaligen sechzigtausend Gulden Einkünften nur noch den vierten Theil. Jener große Reichthum des Stifts hatte unter den Mönchen Trägheit und Schwelgerei erzeugt. Seit langem lagen die von den ersten Vorstehern mit so vieler Mühe gesammelten Bücher unbenuzt in ihrem Staub. Hingegen bewirtheten die Aebte immer eine Menge von Gästen, zogen mit fürstlicher Begleitschaft auf Reisen, führten an der Spize einer theuern Dienstmannschaft verderbliche Fehden, und zeigten auch sonst einen überaus ärgerlichen Wandel. All dies war so früh und so allgemein eingerissen, daß schon von Abt Bernhard, welcher im Jahr zwölfhundert und acht an die Verwaltung kam, als löblich gerühmt wurde, er habe weder Huren noch Buben, weder seinen Kindern noch Kebsweibern etwas gegeben!

Die kleinern Stifte erhielten sich noch einige Zeit wenigstens in ihrem ökonomischen Wohlstand, eben weil man bei der Armuth sich weniger versäumet, als wo Ueberfluß alle Kräfte abspannt. Das Kloster Petershausen, gegenüber von Konstanz, hatte sich von mehrfachen Plünderungen und andern Verlusten aus früherer Zeit glücklich erholt, und erwarb hierauf unter den Aebten Konrad, Ulrich und Heinrich sowohl einige kaiserliche Begünstigungen, als um Geld verschiedne Güter und Rechte. Zu gleicher Wiederaufnahme aus frühern Unfällen war die Abtei Salmansweiler, welche unmittelbar im Schuze des Reiches stand, und die Aufsicht über mehrere Klöster des Zisterzienser Ordens neulich vom Pabst erhalten hatte. Besonderes Lob erwarb sich Abt Ulrich, dessen Wahl im Jahr zwölfhundert sechs und siebzig geschah; er befreite das Gotteshaus nicht allein von allen Schulden, sondern kaufte selbst noch neue Güter, welche durch einige fromme Schenkungen vermehrt wurden. Bei diesem Wohlstand mochte sein gleichnamiger Nachweser billig zur Verherrlichung des Stiftes das Münster beginnen, das wir noch jezo zu Petershausen, als eines der schönsten Denkmale altdeutscher Baukunst, bewundern.

Dies ohngefähr mochten die bedeutendsten Orte und Verhältnisse der Gegenden am Bodensee gewesen seyn. Die Landschaft überhaupt, und zumal der Hegau, gewährte einen reichen, mannigfach belebten Anblick: die Städte und Klöster mit ihren Mauern und Thürmen, dann die Höfe und Flecken zwischen Feld und Wald, endlich die kühnen Burgen auf so vielen Hügeln und Felsspizen! Aus allen erhob sich Twiel, jener alte Siz der allemannischen Herzoge, wo man den größten Theil Oberschwabens überschaut. Hier hatte auch noch Herzog Konradin verweilt. Nach seinem Tode kam Twiel als Reichslehen an die Edlen von Klingenberg, die aus dem benachbarten Thurgau stammten, aber im Hegau und weiterhin nicht wenig begütert waren, wie ihnen unter anderm das Schloß bei Stein am Rhein zugehörte.

An den hegauischen Grenzmarken gegen den Kleckgau lag Schafhausen, seit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts eine Stadt. Es übte dieselbe schon einen großen Einfluß auf die Nachbarschaft aus, wo ihr Adel seine Seßhäuser hatte. Zu demselben gehörte

besonders die Familie von Randenburg, deren Stammschloß auf einem Versprung des hohen Randen, beinahe die ganze kleckgauische Landschaft beherrschte. Wir haben gesehen, wie reichbegütert das Kloster Rheinau in diesen Gegenden war, und wie dessen Schirmvögte von Krenkingen sich darin vergrößerten. Unter andern Orten gehörte ihnen die Vogtei zu Neukirch, einem stiftkonstanzischen Hof, welcher bald zu einem Flecken und wohl während des dreizehnten Jahrhunderts zur Stadt emporkam. Sonst war im ganzen Gau kein bürgerliches Gemeinwesen mehr, außer zu Eglisau, dessen Besitz von den Freiherren von Regensberg nachmals an die von Thengen gedieh. Noch immer waren die grafschaftlichen Rechte des Kleckgaus in der Hand der Grafen von Habsburg, welche am langen Stein bei Thiengen, oder auf der Halde bei Rheinau mit zwölf Männern vom Adel und vom Volk ihr Landgericht hielten, gleichwie im Hegau die Grafen von Nellenburg das ihrige zu Stockach. Es entstunden diese Landgerichte aus den alten Gaugerichten, und haben ihr freilich mehr und mehr beschränktes Ansehen noch über vier Jahrhunderte erhalten.

Die Stadt Thiengen, mit welcher jenseits der Wutach der Albgau beginnt, hatte der Freiherr von Krenkingen an das Hochstift Konstanz gegeben, und selbige als Lehen wieder zurück empfangen. Aber bei dem abnehmenden Wohlstand der Familie waren seine Nachkommen zu mancherlei Beeinträchtungen der Rechte des kleinen Gemeinwesens genöthigt, wogegen sich die Bürgerschaft jedoch so muthig erhob, daß der benachbarte Adel in einem Schiedsgericht den langen Hader schlichtete. Einige Stunden ostwärts an der Wutach bildete sich damals eine zweite städtische Gemeine, zu Stühlingen, wo in uralter Zeit auf dem Schlosse ein gleichnamiges Grafengeschlecht gehaust hatte. Nach dem Erlöschen desselben war der Ort ebenfalls an das konstanzische Hochstift gediehen, und von diesem, wie wir gehört, an den Herren von Lupfen. An der Burg zu Stühlingen mochten die Rechte der Grafschaft des obern Albgaus hangen, denn seit damals erscheint die lupfische Familie mit dem gräflichen Titel, und immer ein Glied aus ihr als Vorsitzer des Landgerichts zu Stubeneich. Die Grafschaft aber des untern Albgaus hieng an der Burg Hauenstein und war bei dem Haus Habsburg. Beide Länder trennten

sich durch die Schlücht, und der Charakter ihrer Bewohner entwickelte sich so verschieden, daß dieser kleine Waldstrom als eine westliche Grenze von Schwaben gilt. Die Grafen von Lupfen thaten sich unter dem oberschwäbischen Adel bald so hervor, daß sie mit den größten Landherren in fast allen wichtigen Geschäften erscheinen. Von Eberhard, dem Sohne jenes Grafen Heinrich, welcher durch seine Gemahlin die küssabergische Erbschaft gewann, wird erzählt, daß er einer der theuersten Ritter im ganzen Lande gewesen. Derselbe erwarb von seinen Stammes-Vettern viele Rechte und Güter; auch besaß er an der Herrschaft Lenzkirch einen großen Theil, woraus nachmals vielfache Irrungen entstunden. Der andere Theil kam als fürstenbergisches Lehen in die Hand der Edlen von Blumeneck, welche zuweilen auf der Burg Urach seßhaft waren, und aus denen Herr Konrad in der Kirche zu Lenzkirch begraben liegt. Von Urach sieht man auf einen sanften Hügel am Eingang des Lenzkircher Thals noch die Trümmer; vielleicht erbaute Graf Egon, als er durch seine Gemahlin die zähringischen Güter auf dem Schwarzwald erbte, zu deren Schuz diesen Thurm, welcher hernach in der Theilung seiner Neffen an Heinrich gedieh, den Stammherrn von Fürstenberg.

Die Stadt Waldshut, bald der wichtigste Ort der untern Grafschaft oder des Waldes, hatte sich zwanzig Jahre nach ihrer Gründung schon so erhoben, daß ihre Mauern erweitert werden mußten. Hiezu ließ ihr König Rudolf das Bauholz unentgeltlich vom Freiwalde zukommen, bei welcher Gelegenheit die erste steinerne Brücke über die Alb errichtet wurde. Dieses schnelle Wachsthum der Bürgerschaft geschah durch den kleinen Adel der Umgegend, und durch die Abzüger des Abts von Sankt Blasien. Denn jener suchte die städtischen Freiheiten theils aus Eifersucht gegen die mächtigern Herren, oder aus Armuth; diese aber fanden in einem gewerbtreibenden Orte ein glücklicheres Loos, als in der einsamen Waldgegend. Die Stadt zählte im dreizehnten Jahrhundert schon viele sehr wohlhabende Bürger; sie besaß einen Markt, eine öffentliche Schule, und war in zwei Pfarrgemeinden getheilt. Die polizeilichen Verordnungen hatte man nach Bedarf der Zeit erweitert. Wer an Markttagen Jemanden verwundete, mußte die doppelte Buße bezahlen; wenn ein Bürger mit Stein baute, genoß

er verschiedene Vortheile; ein baufälliges Haus aber, welches der Eigenthümer nicht herstellte, wurde niedergerissen. Im Rath erhielten die adeligen Geschlechter die Oberhand, wie bei den meisten damaligen Stadtobrigkeiten, ein Umstand, der einerseits vortheilhaft, andrerseits jedoch um so nachtheiliger auf die Entwicklung des gemeinen Wesens eingewirkt hat.

Im ganzen Albgau war das Stift Sankt Blasien der mächtigste Grundherr, und es übte stets einen großen Einfluß auf das Schicksal der Waldleute aus. Sein eigenthümlicher Zwing und Bann erstreckte sich vom Feldberg die Höhe abwärts über den Hochkopf bis mit dem Arberg an die Alb, alsdann über Heppenschwand und den Blasiwald an die Schwarzach, und endlich vom Schluchsee an der Ach hinauf und über die Bärhalde bis wieder zum Feldberg. In diesem Bezirk, welchen Sankt Blasien in den Zeiten seines Anfangs als eine menschenleere Wüste von Otto dem Großen geschenkt erhalten hatte, lebte das Volk leibeigen; sonst auf dem Wald zinsete es größtentheils blos an das Stift. Durch eine Reihe frommer Vermächtnisse des benachbarten Adels und durch die Erwerbungen kluger Aebte war das Klostergut schon frühe sehr herangewachsen; aber hinwiederum auch, nur nicht wie zu Reichenau, der geistige Flor und die Religiosität in Verfall gerathen. Schon jener Abt Werner von Küssaberg beklagte dies, und suchte durch eine Blumenlese aus den heiligen Vätern, die er für seine Mönche mühsam verfaßte, der einreißenden Lauheit zu steuren. „Es ist jezo wohl eine schlimme Zeit, heißt es darin, man scheut allenthalben eine gesunde Lehre; man unterhaltet sich lieber mit nichtswürdigen Fabeln, als mit demjenigen, was zu unserm Heile beiträgt. Wer liest und studirt noch die vortrefflichen Schriften dieser Väter? Fast Niemand, denn sie sind den modernen Ohren zum Eckel geworden." Doch gab es immer noch einzelne Männer, welche der Wissenschaft mit Eifer oblagen. So hinterließ Abt Otto eine Fortsezung zu dem berühmten Geschichtsbuche des Abts von Freisingen; der Lehrer Arnold lag neben seinem beschwerlichen Amte bis in's höchste Alter dem Studium der Bibel ob, und Konrad, welcher als Abt nach Muri gerufen ward, beschrieb sowohl die Stiftung der Zelle Bürgeln, als die Geschichte jenes Gotteshauses. „Immer, sagt er, muß man die Bücher vermehren

und verbessern, weil das Leben eines Geistlichen ohne sie nichts ist." Aber im Allgemeinen entschlugen sich die Mönche mehr und mehr ihrem ursprünglichen Berufe der geistigen und Handarbeit. An jener hinderte sie zum Theil auch der Chorgesang für die Abgestorbenen, welcher durch die vielen bruderschaftlichen Verbindungen des Klosters so häufig geworden war, daß er die beste Zeit verdarb; und von dieser befreiten sich die Brüder nach und nach, indem sie immer häufiger zu den kirchlichen Weihen hinzutraten. Und nun folgten die Zeiten des Zwischenreichs, wo Sankt Blasien solche Unfälle erlitt, daß nur eine so kluge und thätige Verwaltung, wie diejenige Abt Arnolds des Zweiten, den vorigen Wohlstand wieder herstellen konnte. Mit dem Ertrag der Bergwerke, die unter seinem Vorweser im Todtnauer Thal eröffnet worden waren, kaufte er viele Güter an; von reichen Almosen unterstüzt, stellte er die durch Feuersnoth zerstörten Zellen zu Bürgeln, Berau und Sizenkirch wieder her; auch sicherte er die sanktblasischen Pfarrkirchen durch eine päbstliche Bulle gegen die Besezung mit fremden Priestern. Als Arnold verschied, zählte das Stift, außer mancherlei Rechtsamen an Gut und Leuten, eine Menge zerstreuter Höfe, über hundert Ortschaften, mehr als dreißig Kirchen und Zellen, und gegen vierzig Lehen- und Dienstmänner. Dieser Erwerb dauerte auch unter den nächstfolgenden Aebten fort, während der glücklichen Zeiten König Rudolfs, welcher die geistlichen Stiftungen stets beförderte, und auch jenen einst an der Neuenzell verübten Frevel dadurch gesühnt hatte, daß er der Kirche den Zins verschiedener Güter in nicht weniger als sechszehn Ortschaften des Albgaues vermachte.

Auch Sankt Georgen in der Baar hatte sowohl an irdischem Besizthum zugenommen, als im Geiste seines großen Abts Theoger noch immer die Regel-Zucht und Gelehrsamkeit treu gepflegt. Aber durch zwei Brände während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts war das Gotteshaus in die äußerste Armuth herabgesunken. Kaum mochte es sich mit den Einkünften und Gütern wieder erholen, welche ihm die Abtei Reichenau und sein damaliger Schirmvogt, Graf Egon von Freiburg, großmüthig verliehen. Später führten die benachbarten Freiherren von Falkenstein die Kastvogtei von Sankt Georgen, und verlegten sofort ihre Familiengruft dahin.

In der jezt badischen Baar erschien zu jener Zeit die Stadt Villingen als das einzige Gemeinwesen von Bedeutung. Wir haben gehört, daß sie mit dem zähringischen Erbe an die Grafen von Urach oder Freiburg, und bei der Trennung des Hauses im Jahr zwölfhundert sechs und dreißig an die fürstenbergische Linie gekommen sey. Vier und dreißig Jahre nach diesem wurde durch eine feurige Kugel, welche aus der Luft in die Stadt fuhr, ein Haus in Brand gesteckt, worauf das Feuer so schnell und gewaltig um sich griff, daß ganz Villingen niederbrannte, und über dreihundert Menschen ihr Leben einbüßten. Nur die massiven Gebäude, die Thürme, die Pfarrkirche, das Spital und Franziskanerkloster blieben verschont. Es sind schon bei andern Städten solche schrecklichen Brände vorgekommen; die Ursache davon lag in der Mangelhaftigkeit der Löschanstalten und in der Bauart, denn die meisten Privathäuser bestanden aus Riegelwänden, und viele hatten wohl noch Stroh- oder Schindeldächer.

Der Graf von Fürstenberg behauptete die Städte Villingen und Haslach zwar immer als Eigenthum, von den Kaisern hingegen wurden sie als Reichslehne angesehen. In diesem Streit wählte König Rudolf den Mittelweg, und trug dieselben im Jahr zwölfhundert drei und achtzig, mit Zustimmung der Reichsstände, dem Grafen Heinrich für ewige Zeiten zu Lehen auf, nachdem er ihm schon früher, in Anbetracht seiner vielfachen Verdienste, die Grafschaft der Baar übergeben hatte, welche von Graf Hermann zu Sulz freiwillig dem Reiche heimgestellt worden war. Das villingische Gemeinwesen mochte dem Grafen Heinrich manches zu verdanken haben; aber nach dessen Hinscheid wurde es ein Zankapfel seiner Söhne Heinrich und Egon. Da wahrten sich die Bürger mit kluger Sorgfalt auf jeden Fall der Entscheidung hin; beide Brüder mußten ihnen gemeinschaftlich ihre Verfassung beschwören, wie König Rudolf dieselbe bestätigt hatte, und zugleich das feierliche Versprechen ablegen, der Stadt innerhalb zweier Jahre einen Herrn zu verschaffen. Sie blieb nun dem Jüngern überlassen, der aber sein gegebenes Wort so wenig hielt, daß die Villinger in offene Fehde mit ihm geriethen, und nur das Ansehen des Königs den Frieden wieder herstellen konnte.

Neuntes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Alle Theile unseres Landes übertraf damals der Breisgau, diese weite, zwischen dem Rheinstrom und dem höchsten Rücken des Schwarzwaldes, über hunderterlei glückliche Fluren ausgedehnte Landschaft. Denn nicht nur zählte man darin mehr als zwölf Klöster und Zellen, eine Reihe starkbewohnter Ortschaften, und neben den großen Baronen von Rötteln und Usenberg eine Menge mittlern und niedern Adels, sondern selbst auch gegen zehn wohlbegründete Städte. Ein solcher Reichthum so verschiedener Stände und Niederlassungen mußte wohl ein vielbewegtes Daseyn erzeugen, wie dies nur am See, und bei der Nachbarschaft von Worms und Speier, in der Gegend um Lorsch und des pfalzgräflichen Sizes zu Heidelberg, etwa noch der Fall seyn konnte. Wirklich ist die breisgauische Geschichte jener Zeit so reichhaltig, daß sie allein schon ein vollständiges Bild des mittelalterlichen Lebens und Treibens darbieten kann.

Zunächst an den südöstlichen Grenzmarken gegen den Albgau und Aargau lagen die beiden Städte Laufenburg in ihren ersten Anfängen. Jenseits des Rheins, mitten in der großen Stadt, erhebt sich ein sanfter Hügel mit den Trümmern des Schlosses, wo jener Oheim Graf Rudolfs von Habsburg gewohnt hatte, welcher von ihm nach der tiefensteinischen Fehde bekriegt wurde. Es war Rudolf der Verschwiegene, der Bruder Graf Albrechts des Weisen, und im sechsten Glied ein Enkel des Erbauers der Feste Habsburg. Während sein königlicher Neffe die östreichische Linie des habsburgischen Hauses gründete, erscheint er als Stammherr der laufenburgischen, die mit Graf Johann dem Vierten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erlosch. Aus der Stammerbschaft war ihr bei der Theilung die Grafschaft des Kleckgaus mit der Kastvogtei des säckingischen Frauenstifts zugefallen; aber jener Krieg hatte so verderblich auf ihren Wohlstand gewirkt, daß sie

sich erst spät aus einer empfindlichen Armuth erholte. Von den Söhnen Rudolfs des Verschwiegenen, erlangte, wie bemerkt worden ist, der gleichnamige die Bischofswürde zu Konstanz; von seinen Enkeln aber aus Gottfried gieng einer nach England, und man will wissen, daß das bekannte Geschlecht der Vielding von demselben herstamme.

Das uralte Stift Sankt Fridolin zu Säckingen hatte sich während des zehnten und eilften Jahrhunderts sehr hervorgethan. Das Thal Glaris in den helvetischen Alpen, verschiedene Güter und Gerechtsamen im Aargau und diesseit des Rheins auf dem untern Wald zwischen der Wehr und Murg, bildeten seine Besizungen; zu seinen Lehnleuten gehörten die Edlen von Hauenstein, von Wieladingen, Wessenberg, Mandach und Bielstein. Anfangs stund es im unmittelbaren Schuze des Kaisers, seit Friedrich dem Ersten aber trugen die Grafen von Lenzburg und von Baden das säckingische Kastvogtei-Amt vom Reiche zu Lehen, bis dasselbe im Jahr eilfhundert und achtzig an Graf Albrecht den Reichen von Habsburg gelangte. Nach dem Tode dieses Herrn erhob sich zwischen seinem Sohne Rudolf und der Aebtissin mancherlei Irrung wegen der Feste Laufenburg, welche ursprünglich von dem Stift zu Lehen herrührte. Der Streit wurde um so heftiger, da der Graf immer ungebührlicher auftrat, und erst als beide Theile durch den gegenseitigen Schaden des Handels müde geworden, sezten sie die Entscheidung desselben an den Ausspruch der Aebte von Muri, Engelberg, Luzirnach und Salem. Allsofort erschienen diese Prälaten im Jahr zwölfhundert und sieben zu Säckingen und machten mit Zuziehung der Aeltesten aus den Leuten des Klosters folgende Richtung: Erstlich soll der Graf den Flecken Säckingen und alle stiftischen Besizungen, die Geistlichkeit, die Dienstmänner und übrigen Gotteshausleute in denselben Rechten und Freiheiten unverlezt erhalten, wie solche zu Zeiten Graf Arnolds von Baden bestanden haben; zumal soll weder ein Bürger, noch ein Gotteshausmann vor ein fremdes Gericht gezogen, und kein säckingischre Leibeigner oder Zinsbauer genöthigt werden, sich zu Laufenburg haushäblich anzusiedeln. Dagegen wird die Aebtissin dem Grafen beide laufenburgischen Schlösser dies- und jenseit des Rheins gegen einen jährlichen Zins von zehn Pfund Wachs auf ewig abtreten,

und alle Gerichte, welche sie zu Säckingen ausübt, mag auch Laufenburg innerhalb seines Bannes besizen. Dabei bleibt aber die Martinisteuer dem Stift, und es ist dem Grafen nicht erlaubt, in der Nachbarschaft jener Schlösser, ohne Zustimmung der Anwohner etwas zu bebauen. Auch darf er nur dann seine Reiter in den stiftischen Ortschaften und Höfen beherbergen, wenn eine gemeinschaftliche Fehde es erfordert, nie aber seinen Leuten gestatten, dort irgend einen Handdienst oder eine Heulieferung zu erzwingen, oder ihr Vieh zu überwintern. Die stiftischen Forste soll der Graf in guter Hut halten, und den benachbarten Eisenwerken kein Brennholz mehr abliefern. Endlich sollen nur zwei Weidlinge zum Fischen gemeinschaftlich gehalten werden, und die Leute des Klosters über die Brücke zu Laufenburg freien Zug haben. Diese Sühne geschah im Münster, in Gegenwart des Freiherrn Konrad von Krenkingen und andern benachbarten Adels, der säckingischen Geistlichkeit und Dienstleute. Hierauf vermachte Graf Rudolf dem heiligen Friedolin für den ihm zugefügten Schaden zu seinem und seiner Aeltern Seelenheil zwei Höfe an der Aaar.

Von dem an genossen die Frauen zu Säckingen unter friedlichem Schirm ihre zeitlichen Güter in gesichertem Besiz. Aus dem Flecken, welcher bei den Klostergebäuden allmälig entstanden war, entwickelte sich mit Zuthun der Aebtissin und ihrer Lehenmänner ein städtisches Gemeinwesen, besonders als man im Zwischenreich genöthigt wurde, hinter Mauern und Graben Schuz zu suchen. Aber kaum mochte die Stadt etwas herangewachsen seyn, als um's Jahr zwölfhundert und siebzig in dem Hause eines Bäckers Feuer ausbrach und bis auf wenige Gebäude alles hinwegfraß. Es war in der Zeit der Fehde Graf Rudolfs von Habsburg wider den Bischof zu Basel, welcher diesen Unfall benuzte, und noch am nämlichen Tag mit seiner Mannschaft einherzog, die rauchenden Trümmer belagerte, die Ringmauern niederwarf und die gehauenen Steine zur Befestigung seiner Schlösser hinwegführte. Als die Bürger diesen Untergang ihrer Heimath sahen, erinnerten sie sich, daß man vor Jahren schon die Gebeine des heiligen Friedolin habe rasseln hören, eine Abmahnung von ihren Sünden, deren Strafe sie nun erlitten. Die Aebtissin aber, Frau Anna von Pfirt, nahm die kostbaren Reliquien und gab sie bis zur Wiederherstellung des Klosters dem Grafen

Rudolf nach Laufenburg in Verwahrung. Wie die Stadt Säckingen sich erneuerte, ist unbekannt; aber von jener Zeit an war sie als stiftisches Lehen in der Hand der säckingischen Kastvögte von Habsburg.

Auf die Gegend unterhalb Säckingen, über das Wiesenthal, bis gegen Neuenburg und Breisach, übte nebst Rheinfelden den meisten Einfluß Basel aus, schon damals das größte Gemeinwesen des südwestlichen Deutschlands. Die kleine Stadt diesseit des Rheins war im Jahr zwölfhundert siebzig angelegt worden, und bestund als eine eigne Gemeinde unter einem Schultheiß und zwanzig Räthen. Hierauf befreite sie König Rudolf nach dem Wunsche Bischof Heinrichs, seines Freundes und Sekretärs, von der Leibeigenschaft, und gab ihr die Verfassung von Kolmar, mit der Ausnahme, daß die eignen Leute seiner Söhne, der Herzoge von Oestreich, wie des Freiherrn von Röteln, nicht anders, als nach dem üblichen Vorbehalt in das Burgrecht dürfen aufgenommen werden.

Von Neuenburg haben wir gehört, daß es wie Villingen und andere Städte der zähringischen Erbschaft von den Kaisern als heimgefallenes Reichslehen betrachtet, aber doch von den Grafen zu Freiburg als Eigenthum behauptet wurde. Die Stadt Breisach war aus einem stiftbaselschen Hofgute entstanden, wovon wegen der Wichtigkeit des Plazes weiland König Heinrich der Sechste den halben Theil mit der Hälfte des angrenzenden Berges aus der Hand des Bischofs, welcher den Ort befestigen ließ, zu Lehen genommen. Wie sofort bei dem Banne König Friedrichs des Zweiten, Bischof Berthold von Pfirt dies Lehen wieder an sich zog, und welche Irrungen hieraus entsprangen, ist erwähnt worden. Aber während der Verwaltung des Bischofs Peter Reich geschah es, daß Breisach ganz an das Reich kam, wahrscheinlich durch König Albrecht, gegen welchen jener Prälat bei der Parthei Adolfs von Nassau stund.

An den breisachischen Bann stieß zunächst die Herrschaft Usenberg, deren ältester Hauptort die kleine Stadt Endingen war, wo aber um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Herr Rudolf von Usenberg das Dorf Kenzingen ebenfalls mit Mauern umgeben, und in der Nachbarschaft das Zisterzienser Frauenhaus Wonnen-

thal gestiftet hatte. Wer sich in der neuen Stadt niederließ erhielt eine Hofstatt von hundert Fuß in die Länge und sechzig in die Breite. Auch sonst wurden den Ansiedlern viele Vortheile eingeräumt; die Söhne des Gründers aber gaben der kenzingischen Bürgerschaft das freiburgische Stadtrecht, worin dieselbe von König Rudolf im Jahr zwölfhundert drei und achtzig bestätigt ward.

Neben der Herrschaft Usenberg folgte die Markgrafschaft Hachberg, und jenseits derselben das Waldkircher Klostergut im Elzthal und Simonswald. Der hachbergische Distrikt schien im nächsten Zusammenhang nicht groß, aber außer dem Sulzburger Thal und einem Stücke des Sausenhard am südlichen Abhang des Blauen, gehörten dazu mancherlei durch den Breisgau zerstreute Güter und Rechte, womit die Edlen von Keppenbach, von Auggen und andre theilweis belehnt waren. Auch besaßen die Markgrafen das zähringische Stammlehen der Landgrafschaft des Breisgaues, und hielten zu Hagenau, oder zu Ofnadingen, oder zu Theningen mit zwölf freien Männern das offene Landgericht. Der Sohn Markgraf Hermann des Vierten, des Stifters der hachbergischen Linie des Hauses Baden, war Markgraf Heinrich, jener von König Rudolf so geachtete Fürst. Man weiß, daß derselbe sowohl an die Abtei zu Thennenbach verschiedne Vermächtnisse gethan, als auch das Kloster Adelhausen bei Freiburg, wo seine beiden Töchter den Schleier genommen hatten, wohlthätig bedacht habe, und in seinen lezten Lebensjahren in den Orden der Teutschritter getreten sey. Von seinen drei Söhnen gieng der jüngste gleichfalls in den Ritterorden, Heinrich und Rudolf aber theilten unter sich die hachbergischen Lande; der älteste erhielt das Stammschloß mit der Herrschaft im untern, der andere hingegen die Besizungen im obern Breisgau mit der Feste Sausenburg, von welcher man bei Kandern im Sausenhard, auf einer Vorhöhe des Hundsrücken noch die Ueberreste eines Thurmes findet. Durch diese Theilung entstund eine neue Linie des badischen Fürstenhauses, die von Hachberg-Sausenberg.

Die Frauen zu Waldkirch genossen ruhig ihres Glücks unter der wohlthätigen Verwaltung ihrer Aebtissin Sophia und bei dem friedlichen Schirm Herrn Wilhelms von Schwarzenberg. Ebenso ungestört war der Fortgang des Klosters Sankt Peter seit sich

dasselbe von einem Brande im Jahr zwölfhundert ein und dreißig wieder erholt hatte. Durch Abt Walther waren die Gebäude aus ihrer Asche weit größer und geschmackvoller neu erhoben worden, „gleich einer geschmückten Braut Christi, wie die Klosterchronik erzählt, gleich einem neuen Jerusalem.“ Eine Stunde höher im Gebirg bestund das Augustinerkloster Maria Zell oder Sankt Märgen, schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den straßburgischen Domprobst Bruno von Hohenberg gegründet.

Sankt Trutbert auf dem westlichen Schwarzwald, wurde im Fortgang seines Wohlstandes durch mancherlei Unfälle, und besonders durch die gewaltthätige Vogtei der Herren von Staufen sehr gehemmt. Denn weder kaiserliche und päbstliche Schuzbriefe gewährten ihm eine dauernde Sicherheit, noch wollte es fruchten, daß Abt Hugo in Hoffnung mitbürgerlicher Hilfleistung zu Breisach ein Burgrecht genommen hatte. Das kleine Gotteshaus Willmarszell, wo der heilige Ulrich gelebt, und das altzähringische Nonnenkloster zu Sulzburg, mochten gewaltsamen Beeinträchtigungen weniger ausgesezt seyn, gleichwie das Frauenstift zu Günthersthal. Dies verdankte sein Daseyn Herrn Günther, einem Edelmann, welcher auf der Kibburg gewohnt, und bei dem Mangel männlicher Nachkommenschaft das benachbarte Thal mit einer neuen Behausung zur Gründung einer Zelle seiner Tochter Adelheit übergeben hatte. Eingerichtet war das Kloster noch von Abt Berthold zu Thennenbach geworden, dem Neffen des lezten Herzogs von Zähringen. Aber die gottgeweihten Frauen fanden bald die Nähe der aufblühenden Stadt Freiburg zu störend, und zogen tiefer in die Abgeschiedenheit des Gebirgs, nach Oberried. Doch war die dortige Gegen so rauh, daß sie gerne wieder zurückkehrten. Sie verschönerten hierauf ihre Zellen mit einer neuen Kirche, und gelangten durch die frommen Schenkungen der Grafen von Habsburg und Freiburg, der Herren von Geroldseck, von Klingenberg, Blumeneck und Keppenbach zu einem genüglichen Wohlstand.

Ueber all' diese breisgauischen Burgen, Klöster und Städte erhob sich das gemeine Wesen von Freiburg. Im Genusse seiner vorzüglichen Verfassung und unter der sorgsamen Pflege der Nachkommen des Gründers, war dasselbe schnell herangeblüht, und erstarkte durch mancherlei Begünstigungen der Ort- und Zeitverhältnisse bald so, daß es nach dem Ausgang von Zähringen der

Obwaltung eines besondern Herrn wohl hätte ledig seyn mögen. Aber lang und hart genug mußten die Bürger das Joch der Grafen von Urach empfinden. Die anfängliche Freundschaft war schon unter dem Sohne Graf Egon des Alten durch Erbauung des niedern Schlosses unangenehm gestört worden. Hierauf brachte von den Kindern Egon des Jungen der kriegerische Graf Konrad durch seine Einmischung in die damaligen Händel und Kriege beträchtliche Schulden auf sein Haus, welche sich nachmals zu einer Last vermehrten, die auch die Bürgerschaft zu drücken anfieng. Endlich stürzte Graf Egon der Dritte, wegen seiner Theilnahme an der Verschwörung der schwäbischen Großen wider König Rudolf, die Stadt in einen empfindlichen Verlust, da ihre Mannschaft die damals dem Reich gehörige Burg Zähringen zerstört hatte, und sie diese Uebereilung hernach mit schwerem Gelde büßen mußten. Von Jahr zu Jahr wuchs von dem an die gegenseitige Spannung. Es half wenig, daß der König selbst beide Theile gütlich vermittelte. Der Graf war ein übermüthiger Mann und haßte das aufkeimende Selbstgefühl dieser Bürger, welche er lieber als ein höriges Volk vor seinen Füßen gesehen hätte. Er rüstete heimlich eine große Macht und zog mit seinem Schwager, Bischof Konrad von Straßburg, vor die Stadt, um sie zu demüthigen. Unerschrocken aber ergriffen die Freiburger ihre Waffen. Und es trug sich zu, daß bei einem Ausfall der Bischof von dem Metzger Hauri erstochen ward, worauf der Feind erschrocken abzog. Als die Bürger dieses sahen, erstiegen sie das gräfliche Schloß auf der Burghalde, brachen und verbrannten es. Eine abermalige Vermittlung stellte die Ruhe auch wieder nur auf kurze Zeit her. Graf Egon hatte mit seinem Sohne Konrad versprochen, sich ferner in keiner Weise als Feind der Stadt zu zeigen, ihr vom Kaiser die Befreiung von fremden Gerichten auszuwirken, die alten Stadtbriefe zu erneuern, und der Bürgerschaft gegen eine jährliche Steuer von dreihundert Mark auf siebzehn Jahre das Wein-Umgeld zu überlassen. Wenn er aber solches der Form nach hielt, so blieb in seiner Seele nichts desto weniger der alte Groll, und die Mißhellung brach von Zeit zu Zeit in neue Flammen aus. Dieser Kampf jedoch wandte sich nur zum Vortheil der Stadt; es kam ein überaus reges Leben unter die Bürger, das öffentliche Interesse wurde stets wach er-

halten, und das gemeine Wesen lernte nicht allein seine Kraft kennen, sondern gewann auch gegen Aussen an Gewicht und Ansehen. Die freiburgische Verfassung wurde bei den meisten Städten der Umgegend zu Grunde gelegt, und Freiburg blieb alsdann für dieselben eine Art von Obergerichtshof, so daß sie in ihren Streitsachen von ihm den entscheidenden Rechtsspruch nahmen. Die Bürgerschaft zeigte sich auf die Erhaltung und Erweiterung ihrer Freiheiten, als auf ihr kostbarstes Gut, immer sehr sorgfältig bedacht. Schon im Jahre zwölfhundert vier und zwanzig war neben dem alten Rath noch ein neuer von vier und zwanzig Geschwornen errichtet worden, um dadurch einseitige Urtheile zu verhindern. Später entwarf man aus den lateinischen Originalien eine deutsche Abfassung der Stadrechte, ließ dieselben inzwischen von König Rudolf bestätigen, und gab endlich im Jahr zwölfhundert drei und neunzig die neue Verfassungsurkunde heraus. Auch sonst hatte sich zu Freiburg Alles vermehrt und erweitert. Es waren die Klöster der Dominikaner, Karmeliter und Franziskaner nebst einem Johanniter- und Deutschherren-Haus errichtet worden, und ein zahlreicher Adel aus der Umgegend in die Stadt gezogen. Die Gewerbe vermehrten sich, der Handel blühte auf, man gründete wohlthätige Anstalten, verbesserte die Festungswerke, und vollendete zu vorzüglichem Ruhm und Heil gemeiner Bürgerschaft den großen Münsterbau bis auf das Chor.

Einen weniger glücklichen Fortgang hatte in der Ortenau die Stadt Offenburg, wiewohl sie nach dem Ausgang der Zähringer von dem Kaiser unmittelbar unter das Reich gestellt worden war. Die Ursache lag in einer nicht so günstigen Oertlichkeit und in dem Zwischenreich, dessen Verwirrung der Bischof von Straßburg dazu benuzen wollte, sich zum Oberherrn der Ortenau aufzuwerfen. Wir haben gehört, wie er schon im Jahr zwölfhundert sechs und vierzig Offenburg und das ganze Kinzinger Thal mit bewaffneter Hand in seine Gewalt nöthigte. Hierauf folgte ein Zustand der Ungewißheit und des Haders, welcher nicht geeignet war, die Aufnahme eines gemeinen Wesens zu befördern. Und dies änderte sich erst, nachdem König Rudolf den Grafenbund vernichtet, und seinen Schwestersohn, den Grafen Otto von Ochsenstein zum Reichslandvogt über die Ortenau gesezt hatte.

und verbessern, weil das Leben eines Geistlichen ohne sie nichts ist." Aber im Allgemeinen entschlugen sich die Mönche mehr und mehr ihrem ursprünglichen Berufe der geistigen und Handarbeit. An jener hinderte sie zum Theil auch der Chorgesang für die Abgestorbenen, welcher durch die vielen bruderschaftlichen Verbindungen des Klosters so häufig geworden war, daß er die beste Zeit verdarb; und von dieser befreiten sich die Brüder nach und nach, indem sie immer häufiger zu den kirchlichen Weihen hinzutraten. Und nun folgten die Zeiten des Zwischenreichs, wo Sankt Blasien solche Unfälle erlitt, daß nur eine so kluge und thätige Verwaltung, wie diejenige Abt Arnolds des Zweiten, den vorigen Wohlstand wieder herstellen konnte. Mit dem Ertrag der Bergwerke, die unter seinem Vorweser im Todtnauer Thal eröffnet worden waren, kaufte er viele Güter an; von reichen Almosen unterstützt, stellte er die durch Feuersnoth zerstörten Zellen zu Bürgeln, Berau und Sitzenkirch wieder her; auch sicherte er die sanktblasischen Pfarrkirchen durch eine päbstliche Bulle gegen die Besezung mit fremden Priestern. Als Arnold verschied, zählte das Stift, außer mancherlei Rechtsamen an Gut und Leuten, eine Menge zerstreuter Höfe, über hundert Ortschaften, mehr als dreißig Kirchen und Zellen, und gegen vierzig Lehen- und Dienstmänner. Dieser Erwerb dauerte auch unter den nächstfolgenden Aebten fort, während der glücklichen Zeiten König Rudolfs, welcher die geistlichen Stiftungen stets beförderte, und auch jenen einst an der Neuenzell verübten Frevel dadurch gesühnt hatte, daß er der Kirche den Zins verschiedener Güter in nicht weniger als sechszehn Ortschaften des Albgaues vermachte.

Auch Sankt Georgen in der Baar hatte sowohl an irdischem Besitzthum zugenommen, als im Geiste seines großen Abts Theoger noch immer die Regel-Zucht und Gelehrsamkeit treu gepflegt. Aber durch zwei Brände während der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts war das Gotteshaus in die äußerste Armuth herabgesunken. Kaum mochte es sich mit den Einkünften und Gütern wieder erholen, welche ihm die Abtei Reichenau und sein damaliger Schirmvogt, Graf Egon von Freiburg, großmüthig verliehen. Später führten die benachbarten Freiherren von Falkenstein die Kastvogtei von Sankt Georgen, und verlegten sofort ihre Familiengruft dahin.

In der jezt badischen Baar erschien zu jener Zeit die Stadt Villingen als das einzige Gemeinwesen von Bedeutung. Wir haben gehört, daß sie mit dem zähringischen Erbe an die Grafen von Urach oder Freiburg, und bei der Trennung des Hauses im Jahr zwölfhundert sechs und dreißig an die fürstenbergische Linie gekommen sey. Vier und dreißig Jahre nach diesem wurde durch eine feurige Kugel, welche aus der Luft in die Stadt fuhr, ein Haus in Brand gesteckt, worauf das Feuer so schnell und gewaltig um sich griff, daß ganz Villingen niederbrannte, und über dreihundert Menschen ihr Leben einbüßten. Nur die massiven Gebäude, die Thürme, die Pfarrkirche, das Spital und Franziskanerkloster blieben verschont. Es sind schon bei andern Städten solche schrecklichen Brände vorgekommen; die Ursache davon lag in der Mangelhaftigkeit der Löschanstalten und in der Bauart, denn die meisten Privathäuser bestanden aus Riegelwänden, und viele hatten wohl noch Stroh- oder Schindeldächer.

Der Graf von Fürstenberg behauptete die Städte Villingen und Haslach zwar immer als Eigenthum, von den Kaisern hingegen wurden sie als Reichslehne angesehen. In diesem Streit wählte König Rudolf den Mittelweg, und trug dieselben im Jahr zwölfhundert drei und achtzig, mit Zustimmung der Reichsstände, dem Grafen Heinrich für ewige Zeiten zu Lehen auf, nachdem er ihm schon früher, in Anbetracht seiner vielfachen Verdienste, die Grafschaft der Baar übergeben hatte, welche von Graf Hermann zu Sulz freiwillig dem Reiche heimgestellt worden war. Das villingische Gemeinwesen mochte dem Grafen Heinrich manches zu verdanken haben; aber nach dessen Hinscheid wurde es ein Zankapfel seiner Söhne Heinrich und Egon. Da wahrten sich die Bürger mit kluger Sorgfalt auf jeden Fall der Entscheidung hin; beide Brüder mußten ihnen gemeinschaftlich ihre Verfassung beschwören, wie König Rudolf dieselbe bestätigt hatte, und zugleich das feierliche Versprechen ablegen, der Stadt innerhalb zweier Jahre einen Herrn zu verschaffen. Sie blieb nun dem Jüngern überlassen, der aber sein gegebenes Wort so wenig hielt, daß die Villinger in offene Fehde mit ihm geriethen, und nur das Ansehen des Königs den Frieden wieder herstellen konnte.

Neuntes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Alle Theile unseres Landes übertraf damals der Breisgau, diese weite, zwischen dem Rheinstrom und dem höchsten Rücken des Schwarzwaldes, über hunderterlei glückliche Fluren ausgedehnte Landschaft. Denn nicht nur zählte man darin mehr als zwölf Klöster und Zellen, eine Reihe starkbewohnter Ortschaften, und neben den großen Baronen von Rötteln und Usenberg eine Menge mittlern und niedern Adels, sondern selbst auch gegen zehn wohlbegründete Städte. Ein solcher Reichthum so verschiedener Stände und Niederlassungen mußte wohl ein vielbewegtes Daseyn erzeugen, wie dies nur am See, und bei der Nachbarschaft von Worms und Speier, in der Gegend um Lorsch und des pfalzgräflichen Sizes zu Heidelberg, etwa noch der Fall seyn konnte. Wirklich ist die breisgauische Geschichte jener Zeit so reichhaltig, daß sie allein schon ein vollständiges Bild des mittelalterlichen Lebens und Treibens darbieten kann.

Zunächst an den südöstlichen Grenzmarken gegen den Albgau und Aargau lagen die beiden Städte Laufenburg in ihren ersten Anfängen. Jenseits des Rheins, mitten in der großen Stadt, erhebt sich ein sanfter Hügel mit den Trümmern des Schlosses, wo jener Oheim Graf Rudolfs von Habsburg gewohnt hatte, welcher von ihm nach der tiefensteinischen Fehde bekriegt wurde. Es war Rudolf der Verschwiegene, der Bruder Graf Albrechts des Weisen, und im sechsten Glied ein Enkel des Erbauers der Feste Habsburg. Während sein königlicher Neffe die östreichische Linie des habsburgischen Hauses gründete, erscheint er als Stammherr der laufenburgischen, die mit Graf Johann dem Vierten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erlosch. Aus der Stammerbschaft war ihr bei der Theilung die Grafschaft des Kleckgaus mit der Kastvogtei des säckingischen Frauenstifts zugefallen; aber jener Krieg hatte so verderblich auf ihren Wohlstand gewirkt, daß sie

sich erst spät aus einer empfindlichen Armuth erholte. Von den Söhnen Rudolfs des Verschwiegenen, erlangte, wie bemerkt worden ist, der gleichnamige die Bischofswürde zu Konstanz; von seinen Enkeln aber aus Gottfried gieng einer nach England, und man will wissen, daß das bekannte Geschlecht der Vielding von demselben herstamme.

Das uralte Stift Sankt Fridolin zu Säckingen hatte sich während des zehnten und eilften Jahrhunderts sehr hervorgethan. Das Thal Glaris in den helvetischen Alpen, verschiedene Güter und Gerechtsamen im Aargau und diesseit des Rheins auf dem untern Wald zwischen der Wehr und Murg, bildeten seine Besizungen; zu seinen Lehnleuten gehörten die Edlen von Hauenstein, von Wieladingen, Wessenberg, Manbach und Bielstein. Anfangs stund es im unmittelbaren Schuze des Kaisers, seit Friedrich dem Ersten aber trugen die Grafen von Lenzburg und von Baden das säckingische Kastvogtei-Amt vom Reiche zu Lehen, bis dasselbe im Jahr eilfhundert und achtzig an Graf Albrecht den Reichen von Habsburg gelangte. Nach dem Tode dieses Herrn erhob sich zwischen seinem Sohne Rudolf und der Aebtissin mancherlei Irrung wegen der Feste Laufenburg, welche ursprünglich von dem Stift zu Lehen herrührte. Der Streit wurde um so heftiger, da der Graf immer ungebührlicher auftrat, und erst als beide Theile durch den gegenseitigen Schaden des Handels müde geworden, sezten sie die Entscheidung desselben an den Ausspruch der Aebte von Muri, Engelberg, Luzirnach und Salem. Allsofort erschienen diese Prälaten im Jahr zwölfhundert und sieben zu Säckingen und machten mit Zuziehung der Aeltesten aus den Leuten des Klosters folgende Richtung: Erstlich soll der Graf den Flecken Säckingen und alle stiftischen Besizungen, die Geistlichkeit, die Dienstmänner und übrigen Gotteshausleute in denselben Rechten und Freiheiten unverlezt erhalten, wie solche zu Zeiten Graf Arnolds von Baden bestanden haben; zumal soll weder ein Bürger, noch ein Gotteshausmann vor ein fremdes Gericht gezogen, und kein säckingischre Leibeigner oder Zinsbauer genöthigt werden, sich zu Laufenburg haushäblich anzusiedeln. Dagegen wird die Aebtissin dem Grafen beide laufenburgischen Schlösser dies- und jenseit des Rheins gegen einen jährlichen Zins von zehn Pfund Wachs auf ewig abtreten,

Stadt mit der Burg dem Pfalzgrafen, die alte aber dem Erzstift verbleiben soll. Denn jene verdankte ihrem Besizer auch ihr Daseyn, sie lag auf seinem Eigenthum und er mochte daselbst nach Willkühr bauen lassen.

Wie im odenwäldischen Bauland die Orte Walddüren und Buchen, an der Jart das Dorf Neidenau und am Main der Flecken Wertheim zum städtischen Range kamen, ist erzählt worden. Unweit der westlichen Grenzmarken der Weingartweiba, zwischen dem Einfluß der Euterach in den Neckar und dem Katzenbuckel, hatten sich im Schuze einer vielleicht wegen des nahen Forstes von den Kaisern erbauten Feste auf dem Burghaldenberg, verschiedene Familien allmählig in ein Dorf zusammengethan, welches die Rechte und Sicherheiten einer Reichsgemeinde genoß, und woraus nachmals die Stadt Eberbach entstund. Eine ähnliche Gemeinde war Mosbach, in dem einsamen Thal der Elz, wo schon um die Zeit des ersten Aufgangs der Christuslehre in Deutschland fromme Waldbrüder ein Gotteshaus gegründet hatten, welches König Otto der Zweite an das Hochstift Worms verlieh. Es kam aber wieder davon ab und wurde zu einem Kollegialstift erhoben, wie der inzwischen herangewachsene Flecken durch König Rudolf das Stadtrecht empfieng. Endlich erscheint auch jenes Bischofsheim an der Tauber als städtisches Gemeinwesen, nachdem das alte Stift der heiligen Lioba längst abgegangen, und an dessen Stelle ein Johanniter-Hospital getreten war; beides aber hatte Kaiser Friedrich der Zweite im Jahr zwölfhundert sieben und dreißig dem Erzstifte zu Mainz überlassen.

Zehntes Kapitel.

Von den damaligen Zuständen und Verhältnissen überhaupt.

Wir sehen, zur Zeit der Reichsverwaltung König Rudolf des Ersten war das Land im Allgemeinen schon sehr stark bewohnt. Aus vielen ehemals einschichtigen Höfen und Weilern hatten sich

Dörfer und Flecken gebildet; zwischen ihnen lagen zahlreiche Kirchen und Klöster; auch Städte gab es nicht wenige, und beinah' alle wohlgelegenen Hügel und Berge erschienen mit Schlössern bekrönt. Und weil überall noch viel hohe Waldung stund, weil selbst die Höfe und Ortschaften mit Buchen, oder Linden, oder Eichen umpflanzt waren, und an den Wassern hin ein dickes Gebüschwerk wucherte, so gewährten die Landschaften einen vollen, großartigen Anblick.

Bei der wachsenden Bevölkerung mußte vieles wilde Erdreich urbar gemacht werden, und der Anbau drang nun aus der Ebene auch mehr und mehr in das Gebirg. Die Art und Weise des Ausreutens, des Umbrechens und der Anpflanzung, die Getraidearten, die Behandlung der Wiesen und Weinberge, alles dies mochte im Ganzen wohl noch seyn, wie ehedem; nur genossen diejenigen Höfe und Dörfer, welche in der Nähe einer Stadt lagen, mancherlei die Kultur und den Wohlstand befördernde Vortheile. Denn der Bauer konnte beim Bürger einen Theil der Erzeugnisse entweder in Geld verwandeln, oder Kleiderzeuge, Feldgeschirr und dergleichen dafür nehmen, was er sich bisher selbst hatte verfertigen müssen. Sonst brachten wohl auch die Fruchtmärkte, welche in gangbaren Ortschaften durch die Vermehrung der Städte veranlaßt wurden, eine größere Rührigkeit in die Landwithschaft. Am meisten aber gewann dieselbe durch den verbesserten Zustand der leibeigenen Bauern. Ihr Loos hatte schon aus dem Interesse des ökonomischen Vortheils durch die Eigenthumsherren selbst eine große Milderung erlangt. Die Fahrniß, und bald nicht selten auch das Bauland, wurde ihnen erblich überlassen, weil dies zu verdoppeltem Eifer des Betriebes anspornen mußte. Zum Zeichen der alten Abhängigkeit nahm der Herr sofort von dem beweglichen Gut als Fall das beste Stück Vieh, und als Geläß die Sonntagskleider, wenn der Vater keinen Sohn, oder die Mutter keine Tochter hinterließ; waren gar keine Kinder vorhanden, so zog er das Hofgut als Erbschaft wieder an sich. Solchermaßen verwandelten sich die Leibeigenschafts- oder Laßgüter, von welchen man den Bauer willkürlich hatte wegjagen können, in Erblehengüter, wobei die Abgaben mehr und mehr in bestimmten Zinsen entrichtet wurden, die überhaupt aus Erzeugnissen der Landwirthschaft be-

stunden. Natürlich richtete sich die Gattung derselben nach der Beschaffenheit des Bodens und der Ortslage. Im Gebirg entrichtete man Haber, Kälber, Häute und Butter, in fruchtbaren Thälern und Ebnen meistentheils Korn, Honig, Wachs, junge Schweine, Eier, Wolle und dergleichen, am See auch Fische, und im Allgemeinen für den gewöhnlichen Fastnachtzins ein Huhn. Ebenso wurden die Leistungen mit Handarbeit oder Fuhren vielfach beschränkt, und manche harten Frohndienste hörten gänzlich auf. Und dies alles fand seine Sicherung in den eigenthümlichen Gerichten, welche die Leibeigenen gleich den Freizinsern unter sich hatten. Es waren die Huben- und Dinggerichte, wie im Bregthal, wo achtzehn eigne Gotteshausbauern des Abts von Sankt Georgen alle Irrungen und Streitsachen ihrer Mitgenossen abzuthun pflegten.

Alsdann wirkte der städtische Geist, der überall in der Freiheit beruhte und nach ihr strebte, sehr wohlthätig auf die rechtlichen und sittlichen Verhältnisse des Landvolkes zurück. Die Bauerngemeinden erhielten ein Beispiel, was die Vereinigung zu einem Willen vermöge, wie die altherkömmlichen Rechte den Herren gegenüber zu verwahren seyen, und gewiß mußte das Bestehen freier Bürgerschaften, welche immer eine Zuflucht gegen Druck und Verfolgung gewähren konnten, jene gegen ihre eigenen und hörigen Leute billiger stimmen. Auch wurde einerseits die Zahl der Leibeigenen sehr vermindert. Wir haben bemerkt, wie entweder beim Entstehen städtischer Gemeinwesen aus Dörfern und Flecken, viele hörigen Einwohner zu freien Bürgern aufstiegen, oder leibeigne Leute in Städten sich niederließen und durch einen jährigen Aufenthalt das Burgrecht erwarben. Andere fanden Gelegenheit, sich von gewissen Diensten und Abgaben, oder völlig loszukaufen, und manche wurden bei zufälligen Veranlassungen von ihrem Herrn freiwillig der Leibeigenschaft entbunden. Beides geschah besonders während der Kreuzzüge, wo die fortziehenden Ritter Geld brauchten oder Begleitschaft haben wollten.

Die freien Zinsbauern, welche ihr Eigenthum einem geistlichen oder weltlichen Herrn übergeben, und von ihm als Lehen zurückempfangen hatten, um dadurch den Schuz desselben zu erlangen, waren zu den nämlichen Zinsen verpflichtet, wie die leib-

eigenen Leute, unterschieden sich von denselbigen aber durch ihre Freiheit vom Fall, Geläß und der Erbschaft. In vielen Gegenden erhielten sie sich streng bei diesem Unterschied, während anderwärts die Begriffe von zinsbar, hörig und eigen mehr und mehr in einander verschmolzen, und die Nachkommen mancher Freizinsleute völlig in die Leibeigenschaft herabsanken. Reichsfreie Bauern gab es wohl wenige mehr, und bei uns erscheinen solche fast nur in jenen Gegenden, welche die Könige nach dem Untergang des Herzogthums Schwaben wieder an sich zogen. Meistens wurden diese Reichsdörfer aber in Städte verwandelt, wie Eberbach am Neckar und Zell am Harmersbach.

Die damalige Wohn- und Lebensweise des Landmannes war überaus einfach. Er baute seine Hütten aus Holz, mit Stall und Scheuer unter einem Dach, im Schatten hoher Bäume, und umgab den nächsten Hofplaz mit einem Zaun; auch ganze Dörfer wurden umzäunt. Seine Nahrung bestund aus dem, was er auf seinem Boden erzeugte, und seine Kleidung aus Stoffen, die er gewöhnlich selbst verfertigte, welches der Fall auch beim Hausgeräthe war. Diese Sitte, in allem Nothwendigen geübt und von Andern unabhängig zu seyn, hatte auf den persönlichen Charakter einen sehr vortheilhaften Einfluß; denn sie machte den Verstand umsichtig, und das Herz selbstvertrauend. Die Macht der Gewohnheit, das Ansehen des Herkommens aber herrschte in allen Verhältnissen; es war die Triebfeder zum Guten, und ein Zaum der Leidenschaften. In der Religion beruhte das Meiste auf einem blinden Glauben, und bei den Vergnügungen offenbarte sich eine sinnliche Genußlust. Aber wenn jene Menschen nicht durch Feuer- oder Wassernoth, durch Mißjahre, Seuchen oder Krieg in Unfälle gestürzt wurden, so mochten sie in diesem beschränkten Kreise und bei ihrer stärkenden Arbeit mit dem, was die Natur der menschlichen Gattung zur Freude mitgetheilt hat, wohl glücklicher leben, als wir oft, bei unsern entnervenden Bedürfnissen.

Während diese Veränderungen in den Verhältnissen der Landleute vorgiengen, entstunden bei uns gegen fünfzig Städte: eine Folge des vorangeschrittenen Anbaues und der vervielfachten Zustände des Volkes. Die Art und Weise des Entstehens war aber, wie wir gesehen haben, sehr verschieden. Einige wurden nach

einem bestimmten Plane angelegt; andere bildeten sich nach und nach heran, entweder im Schuze einer Burg, eines Gotteshauses, einer königlichen Pfalz, oder aus einem gangbaren Marktflecken. Eben so verschieden war alsdann die innere Entwicklung, je nach der ersten Anlage, nach den Einflüssen der Gelegenheit, nach äussern Zufällen und Zeitverhältnissen. Die Verfassung hatte sich bei manchen Städten von der niedrigsten Stufe genossenschaftlicher Gerechtsamen allmälig erhoben; bei den meisten wurde sie von irgend einem bedeutenden ältern Gemeinwesen entliehen, jedoch immer mit mehr oder weniger Abänderungen der besondern Oertlichkeit angepaßt. Im Allgemeinen findet man, daß die Stadtgemeine ihre Oberkeit wählte, das Markt- und Münzrecht besaß, und ihre Polizei handhabte; daß kein Bürger vor ein fremdes Gericht oder in persönliche Haft gezogen werden konnte, und daß derjenige, welcher sich Jahr und Tag in der Stadt aufhielt, von aller frühern Abhängigkeit frei wurde. Ursprünglich hatte die Stadtoberkeit nur die Sicherheitsanstalten zu treffen, und das Gemeindegut zu verwalten, wozu aber bald die bürgerliche Rechtspflege und endlich auch die peinliche Gerichtsbarkeit gekommen ist. Diese dehnte sich aus auf das Weichbild oder den Stadtbann, welcher gewöhnlich mit Kreuzen bezeichnet war. Die innerhalb der Banngrenzen der Stadt beigesessenen Leute hießen Pfahlbürger, und entstunden aus einer Erschwerung des Burgrechts. Sonst legte man auf Ertheilung desselben keine schweren Bedingnisse, um die Bevölkerung desto schneller zu heben. Selbst in Freiburg reichte eine Mark ledigen Eigenthums hin, es zu erlangen. Was die Abgaben betraf, so bezahlten die Bürger anfangs verschiedene, befreiten sich aber immer mehr davon bis auf die bestimmten Jahressteuern; auch der Kriegsdienst war bestimmt, und meist sehr gering. Alle diese Vorrechte genossen die unmittelbaren oder Reichsstädte in vollerem Maße, als die Landstädte, wo der Baron, Graf, Abt, Bischof oder Fürst, welcher ihr Herr war, die Erweiterung der Freiheiten oft keineswegs begünstigte.

Wie sich bei dem Aufblühen der bürgerlichen Gemeinwesen die leibeigenen Leute aus der Umgegend nach denselben hindrängten, so suchte auch der benachbarte Adel die städtischen Mauern, und wir erblicken in all' unsern Städten eine zahlreiche adelige Ein-

wohnerschaft. Und natürlich gelang es derselben bald, die Oberhand zu erringen, das vorherrschende Ansehen zu behaupten und die obrigkeitlichen Würden in ihre Familien zu ziehen. Diese Anmaßungen wurden erst in etwas beschränkt, als die Zünfte, welche während des dreizehnten Jahrhunderts noch blose Handwerksvereine waren, später auch an der Regierung Antheil erhielten. Doch erzeugte das Beisammenleben von Leuten so verschiedenen Standes, und die Spannung der gegenseitigen Interessen eine vielseitige Denkungsart und mannigfaltige Bildung, worin eben ein Hauptvorzug der Städte gegen die sonst allzu steif abgetrennten Stände der Bauern, des Adels und der Geistlichkeit lag. Um so mehr kamen Handel und Gewerbe empor. Manche Städte mußten sich auch schon deßwegen mit allem Fleiße auf diese Zweige der Betriebsamkeit verlegen, weil sie einen zu beschränkten Bann hatten, und bei andern eiferte die Gunst der Lage dazu an, wie zu Konstanz, Freiburg, Offenburg, Heidelberg und Weinheim. Das erstere zählte schon im zwölften Jahrhundert viele Kaufleute, und seine Schiffe fuhren auf dem Rhein bis nach Koblenz hinab. Die gangbarsten Gewerbe waren die Bäcker, Fleischer, Gerber, Weber und Bierbrauer. Es gab schon verschiedene Sorten von Bier, und man trank es überall, selbst im Weinland; die Städte besaßen den Bierschank, welchen ursprünglich der Kaiser verlieh, gewöhnlich auf eine Meile Wegs. Unter den Handwerken finden wir ein Aufsteigen von der rohsten Arbeit bis zur größten Kunstfertigkeit, wie solche zum Beispiel die Goldschmiede bei Verfertigung der Monstranzen, der Kelche, Reliquienkästchen, und mancherlei weltlichen Schmuckes übten. In vielen Städten wurden besonders Leinwand und Wollentuch verfertigt und ein nicht geringer Handel damit getrieben. Man würde kaum glauben können, welches frohe Aufbluhen, welche Regsamkeit und Wohlhabenheit damals in den bürgerlichen Gemeinwesen herrschte, wenn nicht die urkundlichen Denkmale davon überzeugten. Ein solcher Wohlstand aber, der Einfluß auf das umliegende Land, die freie Verfassung und die freudige Bemerkung, wie überall das städtische Wesen zunahm, gab den Bürgern ein stolzes Selbstgefühl. Und dieses mußte in dem Grade zunehmen, als der Adel und die Geistlichkeit durch die Laster der Trägheit und Ausschweifung ihr Ansehen schwächten.

Wir haben gesehen, wie tapfer die Konstanzer das feindliche Schwert von ihren Mauern zurückdrängten, wie entschlossen die Freiburger dem Grafen Konrad gegenüber stunden, und wie muthvoll manche kleine Stadt sich gegen ihren Herrn erhob, wenn er die verbrieften Freiheiten nicht achtete!

Der damalige Begriff von Stadt brachte es mit sich, daß sie mit Mauern, Thürmen und Graben umschlossen sey. Diese Befestigung war den Burgen des Adels gegenüber unumgänglich nöthig, und wurde stets mit großer Sorgfalt unterhalten. Das Innere erschien gewöhnlich sehr gedrängt, und deßwegen finster, aber auch um so belebter und traulicher, besonders da man alle Pläze mit Bäumen besezte. Ausser den öffentlichen Gebäuden wurde noch häufig mit Holz gebaut, und die Wohnungen waren auf Kosten des Geschmacks und Ebenmaßes ganz nach der Bequemlichkeit eingerichtet. Das Herkommen konnte in den Städten noch kein herrschendes Ansehen gewinnen; ihre Jugend, die verschiedenen Gattungen der Einwohner und das Streben nach Erweiterung, führten immer zu neuen Gestaltungen, bis in der Folgezeit alles zu einem gleichförmigern Ganzen verschmolz und sich befestigte. Um so vorurtheilsloser und freisinniger war daher die öffentliche Denkungsart, und die Bürgerschaft um so weniger blind und nachgiebig gegen ihre geistlichen oder weltlichen Obern. In der Religion wurden die bestehenden Vorschriften streng befolgt; aber man unterschied die Kirche wohl von ihren Dienern, und vergaß über der geistlichen Würde nicht, ungeistliche Sitten zu rügen; am wenigsten geduldete man Anmaßungen des Klerus in bürgerlichen Dingen, sie mochten nun vom Bischof oder vom geringsten Pfarrer ausgehen. Wie sehr jedoch die zeitliche Sorge für ihre Rechte und Freiheiten, entweder der Kampf um deren Erhaltung, oder das Streben, sie zu erweitern, die Städte auch in Anspruch nehmen mochte, so blieb der Sinn der Bürger gleichwohl nicht verschlossen für das Ewige und für den Ruhm bei der Nachkommenschaft. Dies offenbarte sich am glänzendsten in den Domen oder Münstern, welche sie zur Ehre des Herrn und zur Zierde des gemeinen Wesens mitten unter ihren Wohnungen errichteten. Bei solchen Bauten verschwand jedes kleinliche, jedes augenblickliche Interesse; sie waren auf ganze Menschenalter berechnet, so daß die ersten Gründer oft kaum die

Vollendung des Fundamentes erlebten; aber die thätige Beisteuer galt bei Hoch und Nieder für eine Angelegenheit sowohl der Religion als der Ehre. Und wie das Unternehmen an sich großartig war, so entfaltete sich auch im Plan, in der Ausführung, im Style dieser Tempel ein großartiger Geist. Wenn du vor dem Dome zu Freiburg stehest, und die kolossale Steinmasse in hunderterlei Pfeilern, Säulen und Bogen, immer schlanker, immer leichter und durchsichtiger, und in der vollkommensten Harmonie sich fünfhundert Werkschuhe über die Erde erheben siehst, und dann hineintrittst unter das hohe, von zwölf Riesenpfeilern getragene Gewölbe, so wirst du fühlen, was für ein Zeitalter, was für ein Geschlecht es gewesen sey, welches diesen Bau hervorgebracht! Der Thurm des freiburgischen Münsters war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vollendet worden, hundert und zwanzig Jahre nachdem Herzog Konrad den ersten Grundstein gelegt. Vieles hatten er und seine Nachkommen, wie hierauf die einheimischen Grafen zu dem Werke beigetragen, bei weitem das Meiste jedoch thaten die Bürger; sie verbanden sich zu einem ewigen Sterbfall, und verpfändeten zur Fortsezung des Baues sogar größtentheils ihre Häuser. Der Baumeister selbst ist unbekannt; aber er mag in seinem großen Schüler verehrt werden, in Meister Erwin von Steinbach. Denn dieser arbeitete als Jüngling in der Steinmezen-Hütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht, und entwickelte dabei in seiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg so bewunderungswürdig ausgeführet hat.

Eilftes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Der Adel, welcher nach den Zeiten der Karolinger mit immer schärfern Zügen eines besondern Standes aus der Masse der Nation hervorgetreten war, stund am Eingange des dreizehnten Jahr-

hunderts noch auf der Stufe seines Glanzes. Aber sein Zerfall erfolgte um so schneller, je mehr ihn die fromme Schwärmerei ergriff, womit er seine Güter an die Kirchen schenkte oder in den Kreuzzügen unter großen Kosten nach Palästina wallfahrtete. Hiezu kam während des Zwischenreichs ein neuer Verlust durch Fehden, und die Minderung des Vermögens durch den steigenden Aufwand der Pracht und Lebensbedürfnisse bei einer immer schlechtern Hauswirthschaft. Und so geschah es, daß wir im Anfange des folgenden Jahrhunderts schon die meisten unserer alten hochadeligen Familien theils erloschen, theils am Rande ihres Unterganges, oder doch in sehr herabgekommenen Verhältnissen finden. Mittlerweile waren aber die Fürsten und der Dienstadel herangewachsen, beide vorzüglich eben durch den Zerfall des hohen Adels, ihrer ehemaligen Standesgenossen und Herren. Der Pfalzgraf bei Rhein, der Graf von Wirtemberg, der Markgraf von Baden sind Fürsten ersten Ranges; neben ihnen blühen die Grafen von Nellenburg, von Lupfen und Fürstenberg in ansehnlichen Herrschaften, und die ehemaligen Dienstleute von Staufen, von Blumeneck, von Baden und Schauenburg bald im Range der Freiherren; hingegen die Häuser Freiburg, Habsburg-Laufenburg, Geroldseck, Eberstein, Düren, Röteln, Usenberg, Windeck und Krenkingen mit vielen andern gewähren das traurige Bild mehr und mehr in sich zerfallender Gebäude!

Zwischen jener ersten Blüthe und diesem Verfall liegt aber noch eine reiche Zeit unserer mittelalterlichen Adelswelt. Wenn die alten Barone abgeschieden auf ihren Stammgütern der Jagd und der Landwithschaft lebten, ohne Aufwand in Kleidern und Genüssen, so erblicken wir ihre Enkel jezt in kostbarem Schmuck des Anzugs und der Rüstung an den Höfen der Kaiser, Fürsten und Prälaten, auf Turnieren, Kriegszügen oder Lustfahrten. Aller damalige Adel gehörte zur Vasallenschaft der weltlichen und geistlichen Fürsten, und es galt sowohl bei diesen für einen Ruhm, viele und vornehme Lehnleute zu besizen, als bei jenem selbst für eine Ehre, einem reichen Herrn lehenspflichtig zu seyn. Alsdann gewannen die meisten Vasallen wieder eigene Lehenmänner durch Verleihung entweder von Eigengütern oder von Lehenstücken, welche leztern man daher mit dem Ausdruck Afterlehen bezeichnete. Und

sonach zog sich vom obersten Reichshaupte bis herab zum geringsten Dienstmann, durch alle Stufen persönlich freier Leute, der Fürsten, Prälaten, Grafen, Herren und Ritter, ein vielhundertfaches Lehensband. Hiebei war auch der Stoff der Lehen sehr vermannigfaltigt worden, da man ursprünglich nur Grund und Boden, jezt aber Rechtsamen, Gülten, Zinse und sogar Fahrnisse verlieh. Sehr häufig wurden besonders die Burghutlehen, wo ein Herr seine Schlösser mit dem Genuß gewisser Einkünfte einer Edelfamilie zur Bewachung übergab. So zum Beispiel saß zu Küssaberg im Kleckgau, nach dem Ausgang des dortigen Grafengeschlechts, Herr Walther von Kastel als stiftkonstanzischer Burgvogt oder Pfleger. Der Adel wohnte noch immer auf seinen Burgen und Bergschlössern, deren Zahl sich im Verlauf des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ungemein vermehrt hatte. Denn nicht nur suchten die großen Herren eine vorzügliche Stärke darin, sondern es ahmten ihnen die kleinen wetteifernd nach, und erbauten sich überall Thürme und Seßhäuser, so daß das ganze Land, indem gleich den Städten auch die Klöster mit Mauern umgeben waren, einer fortgesezten Reihe von Festungen glich. Auf beinahe unzähligen Anhöhen und Felshügeln, wie an Flußufern und in Ebnen findet man noch jezt in Mauertrümmern und Namen die Ueberbleibsel davon. Die Bauart hatte viel Ungeschlachtes und schien allein auf die Festigkeit berechnet; doch fand man im Innern mancher Burg schon kunstreiche Steinhauerarbeit, und einige wuchsen später zu weitläufigen und prächtigen Landes- oder Fürsten-Schlössern heran. Ueberhaupt aber übten die Burgen einen großen Einfluß auf den politischen, bürgerlichen und sittlichen Zustand der damaligen Verhältnisse aus. Anfangs die Geburts- und Wohnstätten eines biedern Heldengeschlechts, erhielten und beförderten sie den kriegerischen Geist, der sie hervorgebracht hatte. Dagegen waren sie großentheils auch ein Erzeugniß und eine Stüze des Feudalismus, des Faustrechts, die Schlupfwinkel des Raubadels und die Zwinghäuser des Volks. Und so verderblich, so verhaßt wurden sie dadurch, daß mit dem Lobe eines der größten Verdienste von König Rudolf gerühmt wird, er habe viele derselben zerstört, und daß der Landmann noch heutzutage in grausenhaften Sagen von umwandelnden Burggeistern erzählt.

Das Ritterwesen, welches zur Veredlung des Adelstandes so Vieles beigetragen hatte, war inzwischen ziemlich allgemein geworden, und verlor aber hiedurch schon an seinem Werthe. Der Schuz für Wittwen und Waisen, wie der Dienst für die Kirche, blieb meistentheils ein frommes Versprechen, und die fast allein wirksame Beziehung der Ritterwürde gieng auf das Turnier und die Damen. Nichts glich der Verehrung, womit man den leztern zu huldigen pflegte. Es herrschte dabei die zarteste Sitte neben dem vollsten Sinnengenuß. Und eine sonderbare Verkehrung war in die Eheverhältnisse getreten. Die Strenge, womit man die adeligen Töchter zu Hause hielt, und die Tyrannei, womit der Eigennuz oder das Vorurtheil von Aeltern und Verwandten, rücksichtslos auf ihre Neigung, sie verheirathete, rächte sich hernach, indem die Frauen im Rücken der Eheherren gewöhnlich noch ein besonderes Liebesverständniß unterhielten, und ihren Günstlingen, wenn Zeit und Gelegenheit es erlaubten, nicht selten alles gewährten, was sonst nur jene fordern durften. Einen eigenthümlichen Reiz gewannen diese abenteuerlichen Verhältnisse durch die **Minnesänger**; denn die großen Dichter, welche man damals las und hörte, hatten besonders im Adel eine solche Liebe des Gesanges erweckt, daß es zur Sitte ward, einer Dame seine Gefühle in Versen und Liedern auszudrücken.

Das leidenschaftlichste Vergnügen des Adels war noch immer die Jagd, und namentlich die mit abgerichteten Falken, deren Werth oft sehr hoch geschäzt wurde. Als der Pfalzgraf bei Rhein den Freiherrn von Düren zum Burgvogt in Heidelberg machte, bedung sich derselbe jährlich einen Habicht aus. Die Ritter brachten gewöhnlich nur den Winter daheim bei den Ihrigen, und die gute Jahreszeit entweder im Krieg und an den Höfen ihrer Lehensherren zu, oder bei Festen, Freunden und Verwandten. Diese herumziehende Lebensart nahm immer mehr überhand, so daß die Hauswirthschaft dabei verfiel, und der gemachte Aufwand oft drückende Schulden verursachte. Wie sehr überhaupt die Sitten des Adels anfiengen, in Zerfall zu gerathen, beweisen auch die Turniere, dieses ehedem so vortreffliche Institut. Die Liebe zu regelrechter Waffenübung und der edle Ehrgeiz, vor der ganzen Ritterwelt seine Kraft und Kunst an den Tag zu legen, waren in eine

wilde Leidenschaft ausgeartet, die zu hundert und hundert blutigen Opfern führte. Denn man turnierte sich nicht selten mit geschärften Waffen, und würdigte die Schranken zum Tummelplaz von Haß und Rachsucht herab, so daß die Kirche wiederholt Alle mit dem Bann belegte, welche dem Turniere nachzogen, und die Leichname derjenigen zu beerdigen verbot, welche dabei umkamen. Aber all' das fruchtete nichts; der Adel ward von dem Strome seines Verderbnisses fortgerissen!

Auch die Geistlichkeit theilte dieses Schicksal. Die Reichthümer, womit der fromme Eifer gläubiger Laien die Kirchen und Klöster überhäuft hatte, wurde die Mutter des Uebermuths, der Trägheit und Ausschweifung. Die Mönchsorden vergaßen ihre ursprüngliche Bestimmung, entschädigten sich für die Last eines eben so strengen als leeren Chordienstes durch eine behagliche oder leichtfertige Verbringung ihrer freien Zeit, und verwickelten sich sowohl mit den Weltgeistlichen, als unter sich selbst in ungeistliche Kämpfe. Denn als die Klöster erstarkt waren, als man überall ihrer Heiligkeit zu fröhnen pflegte, griffen sie mit anmaßender Hand auch nach den Pfarreien des Landes, so daß deren Inhaber einen glühenden Haß auf sie warfen. So hatte schon im Jahre eilfhundert und dreißig die Einziehung der Kirche zu Bürgeln mit der anhangenden Kapelle zu Eckenheim durch den Abt von Sankt Blasien einen heftigen Widerspruch bei der benachbarten Geistlichkeit erregt. Dieselbe wandte sich an den Bischof zu Konstanz, das Kloster aber nach Rom. Der Pabst übertrug den Handel dem Erzbischof zu Mainz, und dieser erließ ihn wieder an Konstanz. Nun schickte Bischof Ulrich, welcher so wenig als sein Vorgänger den Muth besaß, jene Geistlichen kräftig in Schuz zu nehmen, den Erzpriester Diemo ab, um die Partheien zu vergleichen. Solches geschah auch zu Liel, in Gegenwart einerseits des Priors und einiger Brüder von Sankt Blasien, andererseits der Dekane von Müllheim und Neuenburg mit den Pfarrern von Kirchhofen, Schopfheim, Brizingen, Baden und Bettberg; es wurde entschieden, die Abtei solle Bürgeln ruhig mit ihren Mönchen besezen, die Kirche zu Eckenheim dagegen zu einer selbstständigen Pfarrei erhoben werden.

Eine besonders wirksame Ursache des Zerfalls der Klöster lag

auch in der starken Vermehrung der Orden. Anfänglich kannte man nur die Benediktiner. Aber bei der Aufnahme des klösterlichen Lebens schien manchen Prälaten die alte benediktinische Regel nicht mehr streng genug, und sie schärften dieselbe, wie zuerst die Aebte von Klugni und Hirschau, deren Reformation bald solchen Beifall fand, daß nur bei uns allein die Gotteshäuser zu Sinsheim, Odenheim, Gottesau, Schwarzach, Gengenbach, Sankt Georgen, Sankt Peter, Sankt Trutbert, Sankt Blasien, Sankt Ulrich, Selden und Petershausen, von dort aus entweder ihre Mönche oder ihre Einrichtung bekamen. Noch strenger waren, und noch größern Beifall fanden die Zisterzienser, welchen der heilige Bernhard einen ausgebreiteten Ruhm verschaffte, und die auch der Pabst sehr begünstigte; zu ihrem Orden gehörten bei uns Schönau, Lobenfeld, Thennenbach, Bronnbach, Seligenthal, Lichtenthal, Wonnenthal und Günthersthal. Ferner gab es Prämonstratenser, wie zu Allerheiligen und Gerlachsheim, regulierte Chorherren, wie zu Oehningen, Radolfszell, Riedern und Sankt Märgen. Endlich entstunden die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner; beide fanden zu Konstanz, Villingen, Freiburg, Breisach und Pforzheim bereitwillige Aufnahme und vielfache Unterstüzung. Eine so große Zahl verschiedener Orden mußte bald Eifersucht und Haß erzeugen; wirklich war dies nicht nur der Fall zwischen den ältern und neuern, sondern es erhoben sich besonders auch die Zisterzienser gegen die Benediktiner, wie die Dominikaner gegen die Jünger des heiligen Franziskus, und die Kämpfe, welche sie nach mönchischer Art mit einander führten, waren nicht geeignet, das Mönchswesen in seinem alten Ansehen zu erhalten. Auch kamen dazu mancherlei Irrungen zwischen den Klöstern und ihrem hörigen Volk. Die Leistungen des leztern beruhten auf Herkommen und Verträgen gar verschiedener Art; bald hatte ein Gotteshaus seinen Leuten eine Strecke öden Landes zur Beurbarung übergeben, bald ein freies Hofgut unter dem Beding der Wiederbelehnung zu Handen gebracht, bald ein Grundstück mit Leuten und Rechten durch Vermächtniß, Tausch oder Kauf erworben; dabei war die und jene Abgabe an Erzeugnissen entweder in Geldzins verwandelt, oder wie der und jener persönliche Dienst, gänzlich losgekauft worden; Manches war auch nicht genau bestimmt,

und die Klöster waren habsüchtig genug, aus diesen Verwickelungen ihren Nuzen zu ziehen, und das arme Volk gegen sich aufzureizen. Um das Jahr zwölfhundert acht und neunzig erhoben die sanktblasischen Gotteshausleute im Bernauer Thal einen solchen Streit wegen des Heuzehntens, welchen das Kloster forderte, während sie behaupteten, dasselbe hätte ihren Voraltern bei Verleihung der Hofgüter alle Zinse und Zehnten in eine bestimmte Geldsumme verwandelt, und es wäre seit Mannsgedenken nichts anderes gezinset worden. Aber die Bernauer verloren den Prozeß und mußten jährlich neben jener alten Steuer noch ein Pfund Pfennige für den Heuzehent entrichten!

Wenn man über die Weltgeistlichen im Allgemeinen weniger zu klagen hatte, als über die Mönche, so herrschten doch an den Domstiften ähnliche Mißbräuche und Laster, wie in reichen Klöstern. Gleich den Aebten zegtien es die Bischöfe, daß sie nicht mehr blos geistliche Vorsteher, sondern auch weltliche und ebenso weltlich gesinnte Fürsten seyen. Und wie dort unter schlechten oder schwachen Prälaten die Mönche ausarteten, so hier die Domherren und die übrige Geistlichkeit des bischöflichen Sizes. Zum Glück besaß Konstanz während der schlimmsten Zeit keinen Bischof, wie Reichenau einige Aebte. Uebrigens wurde die Stellung eines Bischofs zwischen dem Pabst, dem Kaiser und den Klöstern immer schwieriger. Jene stritten sich um die Bestätigung desselben, und diese suchten sich mehr und mehr seiner Obwaltung zu entziehen. Wir haben gesehen, wie viele Gotteshäuser schon bei ihrer Stiftung unmittelbar unter den Schuz des römischen Stuhls gestellt wurden; die andern strebten immer eifriger nach diesem Vortheile, und endlich kam es dahin, daß die Klostergeistlichen und Weltgeistlichen als zwei getrennte Hälften der Kirche erschienen, nur durch den Pabst, das gemeinschaftliche Oberhaupt der katholischen Christenheit, mit einander verbunden.

In diesen besondern Verhältnissen und Zuständen finden wir das Landvolk, die Bürger, den Adel und die Geistlichkeit des dreizehnten Jahrhunderts. Der allgemeine Grundcharakter, der als herrschender Zeitgeist alle Stände durchdrang, belebte und bewegte, war die romantische und mystische Geistesrichtung. Sie trat am schärfsten hervor in der Kunst, welche immer das Er-

zeugniß der edelsten Elemente eines Volkes oder Zeitalters ist, und so wieder als die edelste Bildnerin auf dieselben zurückwirkt. In der alten morgenländischen Welt war sie symbolisch, das heißt, man suchte seine Gedanken durch Bilder darzustellen, die man aus dem ganzen Reiche der Natur entlieh. Im griechischen und römischen Alterthum beschränkte man diese Darstellung auf den Menschen selbst, und versinnlichte das innere Leben der Seele durch den entsprechenden Ausdruck im Aeussern der Gestalt, der Geberden und Gsichtszüge. So wurde die Kunst plastisch, und stund schon unendlich höher. Aber die wahre künstlerische Höhe erreichte man erst im germanischen Mittelalter durch das Christenthum. Was hier der menschliche Geist gebar, sezte er in stete Beziehung mit dem göttlichen, und jene durch die Betrachtung der vergänglichen Natur erzeugte Wehmuth und Sehnsucht der Seele erlangte so ihre Versöhnung mit dem Ewigen. Und dies bezeichnet den Charakter des Romantischen und Mystischen. Also liegt der Unterschied zwischen der klassischen und romantischen Kunst nicht so sehr in der Form, als im Inhalt, welcher bei der leztern unendlich und ewig ist. Wie in der Baukunst die alten Dome mit ihrer Kreuzform, ihren Strebepfeilern, Spizbogen und Pyramiden die Beziehung nach Oben, zu dem Göttlichen und Ewigen ausdrücken, so in der Bildhauerei, Malerei und Dichtkunst das stete Darstellen des Menschen und Menschenschicksals in Verbindung mit dem Gekreuzigten oder mit den Heiligen, und der Kraft des menschlichen Geistes, wie er unter dem Einfluß göttlicher Gnade Alles erträgt, in Allem obsiegt, und selbst aus der ungeheuersten Schuld zur Sühne und Läuterung gelangt!

Nachdem das Genie einiger großen Dichter die Liebe des Gesanges in den empfänglichsten Gemüthern erweckt hatte, wiederhallten bald alle deutschen Gaue, und besonders die am Rheinstrom von Gesängen der verschiedensten Art. Man hörte ganze große Abenteuer weltlichen und geistlichen Inhalts, Liebes- oder Minnelieder, Lehrgedichte und andere, welche die herrschenden Laster der Zeit beklagten oder geißelten. Aus unserer Nähe, aus Straßburg, war Meister Gottfried hervorgangen, der nicht nur in seiner Abenteuer von Tristan und Isolde mit den berühmtesten Sängern wetteifert, sondern in seinem Lobliede auf die heilige Jungfrau

eine Tiefe des Gefühls, eine Höhe des Geistes und eine Pracht und Anmuth der Sprache entfaltete, die kein Anderer mehr erreicht hat. Bei uns selbst aber fanden sich fast in allen Gegenden solche Dichter und Sänger, bald in einem Dorfe oder einer Stadt, bald in der Abgeschiedenheit eines Klosters, oder auf einer einsamen Burg; denn Jeder, ohne Unterschied des Standes, wer Sinn und Geschick dazu besaß, drückte seine Erfahrungen, seine Betrachtungen, seine Wonne oder seinen Schmerz in Liedern oder Gesängen aus. Der von Kürnberg und der von Herboldsheim sind schon erwähnt worden; jener sang Lieder der Liebe noch im alten einfachen Styl; dieser übertrug die fabelhaften Geschichten Alexander des Großen aus dem lateinischen Buche des Pfaffen Lambrecht mit vielem Glück in deutsche Verse, zu Ehren seines Lehensherrn, Herzog Berthold des Fünften von Zähringen. Ein Menschenalter nachher mochte zu Offenburg Herr Rudolf, und zu Wiesloch, aus dem stiftwormsischen Dienstmannsgeschlechte daselbst, Herr Konrad seine Minnelieder gedichtet haben, wie im Breisgau Herr Brunwart von Auggen, Lehnsmann Markgraf Heinrichs von Hachberg, und am Neckar Herr Bliker von Steinach. Aber ein weit gesangreicheres Leben herrschte in der obern Gegend, im Kleckgau, im Hegau und an den paradiesischen Gestaden des Bodensees. Dort kehrte Herr Ulrich von Gutenburg, nachdem er, vom Schmerz der Liebe gedrängt, lange Zeit bei Freunden und Bekannten umhergezogen und an der Kunst manches gerühmten Sängers die seinige geübt, reich an Stoff und an Liedern in die heimathliche Burg zurück. Auf einer Wallfahrt nach Sankt Jakob in Spanien fand Meister Konrad von Stoffeln den Beschrieb der Abenteuer des Ritters von Montavel, und schöpfte daraus den Stoff zu einem großen Heldengedichte. In wohlklingenden und gefühlvollen Versen besang den Wechsel der Natur Herr Heinrich von Dettingen, auf der lachenden Halbinsel zwischen dem Ueberlinger und Zeller See, ein Freund und Verwandter des rüstigen Sängers von Hohenfels, Herrn Burkhards, der in kräftigen und feurigen Liedern seine Geliebte und das edle Waidwerk schilderte. Und wie viele Andere mögen neben diesen in unsern Gauen der Dichtkunst gepflegt haben, deren Erzeugnisse im Sturme der Zeit verschwunden sind!

Zwölftes Kapitel.

Wiederholung des bisherigen Ganges unserer Geschichte.

Seit Karl der Große die Völker geordnet und den Saamen einer besseren Bildung ausgestreut, bemerken wir, ungeachtet so vieler Unterbrechungen durch innerlichen Krieg und verheerende Einfälle fremder Horden, doch immer die Schritte eines stillen Fortgangs der Kultur unserer Länder. Alles gewann ein regeres und froheres Leben, als die wohlthätige Herrschaft der Herzoge von Zähringen aufkam. Nie war auch ein Haus von eitler Vergrößerungssucht weiter entfernt, nie eines eifriger auf die Begründung innerer Stärke durch Ordnung und Wohlstand bedacht. Wenn schon mitten auf dem Kampfplaz großer und heftiger Partheien von allen Seiten gedrängt und gereizt, haben sie gleichwohl, im Verhältniß zu andern damaligen Fürsten, wenig Kriege geführt, überhaupt allen Aufwand vermieden, der mehr leeren Glanz als bleibenden Vortheil zu verschaffen pflegt. Während des zähringischen Zeitalters entstunden bei uns die meisten Klöster und die ersten Städte; viele ehedem unbedeutenden Orte an Straßen und Brücken kamen durch den vermehrten Kommers in blühende Aufnahme; es wurden schon viele Bergwerke betrieben, und der Handel fieng an, zu gedeihen. Im Norden unseres Landes suchten die Pfalzgrafen freilich mehr die Erweiterung ihrer Besizungen und Gewalt, als einen gleichen innern Wohlstand; aber durch eben jenes Streben mögen sie hin und wieder auch Manches zur Förderung der Kultur bewirkt haben, gleichwie die Gründung des Gemeinwesens von Heidelberg.

Während der Verwaltung Herzog Berthold des Fünften von Zähringen und Herzog Heinrichs von Braunschweig, des Pfalzgrafen bei Rhein, endigte das zwölfte Jahrhundert. Die Geschichte des folgenden, welche wir in dem gegenwärtigen Hefte behandelten, enthält als eine Hälfte den Zerfall unserer Gaue mit dem größten Theile von Deutschland, und als die andere dessen

Wiederherstellung. Zuerst die Kämpfe Kaiser Friedrich des Zweiten wider den Pabst und die Kirche, alsdann die Verwirrung unter den Gegenkönigen Konrad und Wilhelm, endlich die völlige Gesezlosigkeit des Zwischenreichs zerrütteten innerhalb eines Zeitraums von fünfzig Jahren alle Verhältnisse dermaßen, daß die deutschen Reichsfürsten in einem Schreiben nach Rom sagen konnten: „Nachdem das Reich seines Hauptes beraubt worden, sind durch unzählige Kämpfe und Partheiungen alle Bande des Staates aufgelöst, und nichts erblickt man mehr, als allenthalben Verderben und Ruin." Und dies war besonders der Fall in Schwaben, in Franken und am Rheinstrom, namentlich in unsern Gauen, wo Fürsten, Städte, Klöster, hoher und niederer Adel, wo Alles sich gegenseitig befehdete. Wir sehen Konstanz im Kampf mit Sankt Gallen, Habsburg wider Basel, die Grafen von Freiburg wider die eigene Stadt, wider Neuenburg und das Haus Geroldseck, dieses wider Straßburg, den Markgraf von Baden und den Pfalzgraf bei Rhein wider das Hochstift Speier, endlich die Herren von Krenkingen, von Staufen, von Windeck und andere gegen Reichenau, Sankt Trutbert und Schwarzach, deren Vögte sie waren. Da erschien als Retter aus solcher Noth Rudolf von Habsburg, kein Riesengeist wie weiland Kaiser Karl, aber wie Heinrich der Erste, ein vaterländisch gesinnter, weiser und guter König!

Aber jene Zeit des täglichen Kriegs und allgemeinen Zerwürfnisses gewährte den Vortheil, daß sich viele Kräfte läuterten und stählten, daß die bürgerlichen Gemeinwesen sich fühlen lernten, und daß selbst viele neue Städte entstunden, welche nun unter dem segensreichen Regiment König Rudolfs in gesichertem Besiz ihrer Freiheiten glücklich heranwuchsen.

Ueberhaupt im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts entwickelten sich durch die große Spannuug der Interessen und Kräfte die früher gelegten Keime sehr schnell. Die Kaiser arbeiteten an der Wiederherstellung ihres Ansehens, und um gegen die Fürsten aufzukommen, beförderten sie die Städte. Ein zweites Mittel war die Einführung des römischen Rechts, weil dasselbe die monarchische Gewalt begünstigte. Die Hohenstaufen betrieben diese Neuerung mit solchem Eifer, daß selten Jemand bei ihnen sein Glück machte, der nicht zu Bologna die Jurisprudenz studiert hatte.

Aber die Geschichte zeigt uns die Folgen dieses Beginnens mit dem Fluche der Nation gebrandmarkt. Denn mehr und mehr wurde sofort das einheimische Recht mit dem fremden vermischt und von ihm verdrängt, und welches Unheil für die deutsche Freiheit nachmals hieraus entsprang, werden wir sehen. Sonst war neben das Kaiser- und Landrecht, bei dem Ansehen, welches die bürgerlichen Gemeinwesen durch Gewerbfleiß, Kunst, Handel und Aufklärung behaupteten, nun auch das Stadtrecht getreten. Das Lehenwesen hatte seine volle Ausbildung erhalten, und auf ihm beruhte jezt das Kriegswesen, wie ehemals auf dem freien Grundeigenthum, das heißt, an die Stelle des Heerbanns war der Lehenkriegsdienst gekommen. Nämlich, die Lehensherren leisteten dem Kaiser als Vasallen des Reichs mit ihren Lehenleuten und Dienstmännern den pflichtigen Zuzug. Auf diese Weise bestunden die Heere eigentlich allein aus dem Adel, und das Volk wurde nur selten bewaffnet; doch empfand es um so eher den Druck der Kriegssteuern, wenn sich seine geistlichen oder weltlichen Fürsten vom Reichsoberhaupte darum gedrängt sahen.

Bei dem Sinken des hohenstaufischen Hauses und während des Zwischenreichs hatten die großen Landherren die herzoglichen Rechte in ihren Grafschaften an sich gezogen, und suchten solche auch über ihre schwächern Mitstände auszudehnen. Und es gelang ihnen, daß sie ohne Mittel unter dem Reiche verblieben, das heißt, daß kein Herzog zwischen ihnen und dem Könige mehr aufkam. Die Grafen fast sämmtlich, einige Freiherren, die Bischöfe und viele vornehmen Aebte besaßen also ihre Lande theils als angestammtes Eigenthum, theils als Lehen vom Reich, und waren somit eigentliche Fürsten. Was vom Adel, von Klöstern, Städten und Bauerschaften nicht unter ihrer Herrschaft stund, nahm der König in seinen unmittelbaren Schuz, wodurch sich die adeligen Reichsvasallen, die Reichsstädte, Reichsstifte und Reichsdörfer bildeten. Diese zerstreuten Reichslande wurden im Namen des Königs von besondern Reichsvögten oder Reichslandvögten verwaltet, wie bei uns die Ortenau. Es besorgten also dieselben die königlichen Einkünfte, handhabten die hohe Gerichtebarkeit, oder wie man damals sagte, den Blutbann, und waren Anführer der Kriegsmannschaft.

Und wie der Kaiser mit den unmittelbaren Fürsten, Prälaten und Grafen den Reichstag, so hielten die großen Landherren in ihren Bezirken die sogenannten Landtage, eine Fortsezung derjenigen, welche ehemals von den schwäbischen Herzogen abgehalten wurden. Man erinnert sich an den Tag zu Ulm vom Jahr tausend vier und neunzig, wo Herzog Berthold der Zweite von Zähringen mit Bischof Gebhard, seinem Bruder, jenen berühmten Landfrieden stiftete. So hatte auch Herzog Friedrich von Schwaben im Jahr eilfhundert fünf und achtzig zu Königsstuhl mit den schwäbischen Großen am gewöhnlichen Landtage gesessen, wobei unter anderm eine Streitigkeit des Klosters zu Petershausen mit Graf Konrad von Heiligenberg dahin entschieden wurde, daß es den freien Leuten in der Grafschaft des Leztern erlaubt seyn soll, ihre Güter beliebig an Kirchen und Klöster zu vermachen. Durch wiederholte Festsezungen war es den Landherren auch vom Reiche aus untersagt, ohne Wissen und Willen der Großen ihrer Gebiete, irgend gesezliche Verordnungen zu treffen; denn man huldigte damals dem Grundsaze: weder der König noch die Fürsten dürfen die gesezgebende Gewalt ausschließlich ausüben, sondern überall gebührt den Vornehmern zum Frommen und Heil des Ganzen eine mitberathende Stimme.

Jene Grafen, welche nach dem Ausgange des Herzogthums unmittelbar unter das Reich zu stehen gekommen, nannten sich von dem an Landgrafen, wie ihre Gerichte daher auch freie oder kaiserliche Landgerichte; es waren dieselben ein Ueberbleibsel der alten Gaugerichte, und stunden jezt unter dem kaiserlichen Hofgerichte zu Rothweil, als oberstem Gerichtshof in Schwaben. Nach solchem Sinne gab es bei uns die Landgrafschaften Nellenburg in der Hand des gleichnamigen Adels, Stühlingen und Kleckgau unter den Geschlechtern von Lupfen und von Habsburg zu Laufenburg, wie die Landgrafschaften Baar und Breisgau bei den Häusern Fürstenberg und Hachberg. Von der Gerichtsbarkeit dieser Herren waren aber die geistlichen Stifte ausgenommen, gleichwie sich auch die Städte allmälig davon befreiten, so daß die Landgerichte einen immer beschränktern Rechtskreis erhielten, da ohnehin viele Streitigkeiten durch die sogenannten Schiedsgerichte auf den Schlössern des Adels, oder in den Kirchen

der Klöster, oder auf den Friedhöfen der Städte in Güte und Minne abgethan wurden.

Neben diesen Landgrafschaften erscheinen bei uns seit dem dreizehnten Jahrhundert die Pfalzgrafschaft bei Rhein und die Markgrafschaft Baden als ausgebildete Fürstenthümer, jene gegründet schon durch Konrad von Hohenstaufen, diese besonders durch Rudolf den Ersten. Und von nun an ist das Schicksal unserer Gaue immer enger mit den Familien verknüpft, denen die beiderseitigen Lande zugehörten, wie auch mit dem Hause Oestreich, welches noch am Schlusse des Jahrhunderts in unsern obern Gegenden die Gründung eines dritten Fürstenthums begann. Das Haus Wittelsbach, welches durch Ludwig den Ersten, Herzog zu Baiern, in den Besitz der pfalzgräflichen Würde gekommen, zeigte in seinen Sprößlingen ganz das bojische Gepräge; sie besaßen einen gewissen Adel der Seele und einen kriegerischen Geist, aber dabei eine zu leidenschaftliche Heftigkeit, um den Ruhm wahrer Herrschertugend zu behaupten; in Otto dem Erlauchten trat dieser Fehler bei dessen überwiegender Geisteskraft weniger hervor. Weit mehr besonnene Mäßigkeit lag im Charakter der Fürsten aus dem badischen Hause. Es läßt sich das zähringische Geblüt nicht verkennen; fromm, tapfer und treu gegen das Reichsoberhaupt, waren mehr oder weniger alle Nachkommen Markgraf Hermann des Heiligen. Sie erwiesen sich meist als sorgsame Väter ihres Volkes, und kaum mag ein anderes Regentenhaus so sehr geliebt und geehrt worden seyn.

Chronologische Uebersicht

der badischen Landesgeschichte

von den ältesten Zeiten bis zum vierzehnten Jahrhundert.

Jahr vor Christi Geburt.

600. Auswanderung der Gallier unter Belloves und Sigoves.
Anbau des Rheinthals und der schwarzwäldischen Vorhügel durch die Kelten.

389. . . . . . Die senonischen Gallier unter Brennus in Rom.
Gallische Stämme dringen bis Griechenland und Asien vor.

300. Vordringen der Deutschen (Germanen) gegen den Rhein und die Donau.

100. . . . . . Die Zimbern und Teutonen in Italien.
Marius und Sylla.
Krieg der Bojer und Dazier.

70. Heerfest zieht mit den Sueven über den Rhein.
Die Helvetier wandern aus, werden von Cäsar geschlagen und zurückgeschickt.

56. . . . . . Schlacht zwischen Heerfest und Cäsar.
Cäsar geht über den Rhein. Eroberung Galliens.

24. . . . . . Augustus kommt an die Spize des römischen Reichs.

13. . . . . . Drusus und Tiberius unternehmen die Eroberung Deutschlands.
Markmännischer Bund.

5. Marbod verläßt mit den Markmannen (Sueven) die Rheingegend und zieht nach Böhmen.
Gallier siedeln sich in den verlassenen Gauen an, unter dem Schuze der Römer.
Tiberius dringt in Deutschland ein.

Jahr nach Christi Geburt.

10. Hermann schlägt den Varus im Teutoburger Wald.
Germanikus geht über den Rhein.

17. . . . . . Schlacht zwischen Marbod und Hermann.
Kämpfe der Römer und Deutschen am Rhein.
Der batavische Aufstand unter Civilis.

50. . . . . . Bildung des römischen Grenzlandes am Rhein.
Einbruch der Katten (Hessen) in dasselbe.

100. Das rheinische Grenzland wird dem römischen Reiche einverleibt.
Kaiser Trajan!

122. . . . . . Hadrian bereist die Rheinlande, und erweitert den Pfahlhag.

162. . . . . . Unruhen der Katten. Deutsche Stämme fallen in Italien ein.

200. . . . . . Die Bäderstadt Aurelia (Baden) blüht auf.

213. Karakalla im Kampf mit den Alemannen am Mainstrom.

234. . . . . . Die Alemannen beunruhigen das rheinische Grenzland.
Kaiser Alexander Severus.

252. . . . . . Posthumius, Aufseher der rheinischen Grenzlande. Erweitert die Festungswerke.

271. Die Alemannen durchbrechen den römischen Grenzwall, und streifen über den Rhein.

277. . . . . . Probus drängt sie zurück bis über den Neckar und die schwäbische Alp.
283. . . . . . Neue Einbrüche der Alemannen.
297. . . . . . Schlacht bei Windisch unter Constantius.
300. Gänzliche Verdrängung der Römer vom rechten Rheinufer.
Alemannische und fränkische Schaaren dringen nach Gallien; die Lenzer nach Rhätien.
350. . . . . . Chnodomar, Gundomar und Vadomar.
Julian bereitet sich wider die Alemannen.
357. Schlacht zwischen Chnodomar und Julian, bei Straßburg.
Julian und Vadomar.
365. . . . . . Valentinian. Neue Züge der Deutschen über den Rhein und die Donau.
371. . . . . . Valentinian schließt Friede mit Makrian.
Alemannen, Franken und Burgunder.
378. Krieg der Lenzer Alemannen mit Gratian.
Abermalige Einfälle der Alemannen in Gallien.
Große Völkerbewegung.
395. . . . . . Theilung des römischen Reichs.
409. . . . . . Alarich erobert Rom!
450. . . . . . Attila, die Geißel Gottes, König der Hunnen.
476. . . . . . Odoaker stürzt das römische Kaiserthum im Abendland.
496. Chlodwig, der Frankenkönig, schlägt die Alemannen (in Gallien).
Theodorich der Ostgothe (Dietrich von Bern).
Das fränkische Reich in Austrien und Neustrien.
Theuderich besiegt die Thüringer.
530. Vereinigung der Alemannen mit der fränkischen Monarchie.
König Theudebert. Die Herzoge Buzelin und Leuthar.
561. . . . . . Chlothar theilt das fränkische Reich.
Herzog Leutfried in Alemannien.

600. Verbreitung des Christenthums in Alemannien.
Sankt Friedolin, Offo, Gall, Trutbert und Landolin.
Chlotar der Zweite, Alleinherrscher in Frankreich. Ebenso
630. . . . . . Dagobert der Erste.
636. . . . . . Ladenburg wird stiftwormsisch.
Säckingen, Schuttern, Sankt Trutbert und Ettenheimmünster gestiftet.
656. Gottfried, Uranherr von Zähringen und Habsburg, Herzog in Alemannien.
673. . . . . . Vereinigung der fränkischen Monarchie unter Theuderich dem Dritten.
709 . . . . . Pipin von Heerstall. Aufstände der alemannischen Herzoge.
Der heilige Bonifazius und der heilige Pirmin.
724. . . . . . Reichenau gestiftet.
727. . . . . . Herzog Landfried von Karl Martell besiegt.
734. . . . . . Schwarzach gestiftet.
743. . . . . . Karlmann schlägt die Alemannen und Baiern.
746. . . . . . Gründung des Klosters Gengenbach.
748. Aufhebung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben.
Die Kammerboten.
764. . . . . . Das Kloster Lorsch wird gestiftet.
778. . . . . . Erste Stiftung der Abtei Rheinau.
800. . . . . . Karl der Große wird römischer Kaiser!
830. . . . . . Stiftung der Abtei Hirschau.
843. Deutschland wird von Frankreich getrennt (Vertrag zu Verdun).
Ludwig der Deutsche. Ottfrieds deutsche Evangelien.
850 . . . . . Das Chorherrnstift zu Ratolfszell wird begonnen.
858. . . . . . Die Albzelle kommt an Rheinau.
888. . . . . . Karl der Dicke lebt zu Neidingen!
Einfälle der Ungarn.

911. . . . . . Ludwig das Kind. Ausgang der Karolinger.
Niederlage der Ungarn am Inn.
Bischof Salomon. Die Kammerboten Erchanger und Berthold werden enthauptet.

916. Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben durch Graf Burkhard.
Stiftung des Frauenklosters in Waldkirch.

926. . . . . . Neue Einfälle der Ungarn.
Kaiser Heinrich der Erste. Turnier, Städte.

936. . . . . . Otto der Große.
Die Albzelle wird zur Abtei erhoben (Sankt Blasien).

939. . . . . . Belagerung der Feste Breisach.

955. . . . . . Schlacht auf dem Lechfeld.

965. . . . . . Das Chorherrnstift zu Oehningen wird gegründet.
Wiesloch erhält einen Markt.

970. . . . . . Die Herzogin Hedwig zu Twiel.

980. . . . . . Das Kloster Petershausen wird gestiftet.

993. . . . . . Gründung des Frauenklosters zu Sulzburg.

999. . . . . . Graf Bezelin erhebt Villingen zu einem Markt- und Münzort.

1005. . . . . . Verlegung des Klosters Twiel nach Stein am Rhein.

1050. . . . . . Bruchsal wird stiftspeierisch.

1052. Das Haus Zähringen erwirbt die herzogliche Würde.
Herzog Berthold der Erste, genannt der Bärtige.
Stiftung des Klosters Allerheiligen (zu Schafhausen).

1058. . . . . . Graf Rudolf von Rheinfelden wird Herzog zu Schwaben.

1060. . . . . . Berthold der Bärtige erhält das Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona.

1069. . . . . . Wilhelm der Heilige, Abt zu Hirschau.

1073. . . . . . Pabst Gregor der Große und Kaiser Heinrich der Vierte!
Herzog Berthold verliert seine Aemter.

1074. Markgraf Hermann der Heilige, Stammherr des Hauses Baden, stirbt zu Klugni.

1077. . . . . . Herzog Rudolf wird König.

1084. . . . . . Stiftung des Klosters Sankt Georgen auf dem Schwarzwald.

Gebhard von Zähringen wird Bischof zu Konstanz.

1090. . . . . . Sankt Peter auf dem Schwarzwalde wird gestiftet.

1094. . . . . . Ulmer Landfriede!

1096. Herzog Berthold der Zweite von Zähringen überläßt das Herzogthum Schwaben dem Haus Hohenstaufen.

1110. . . . . . Das Kloster Gottesau im Lußhard wird gestiftet.

Bischof Gebhard stirbt.

1111. . . . . . Stiftung der Zelle Tezelheim im Steinachthal.

Herzog Berthold der Zweite stirbt.

1112. . . . . . Heinrich von Lach, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt, wie

1113. . . . . . sein Nachfolger Siegfried von Ballenstätt.

1118. . . . . . Herzog Berthold der Dritte von Zähringen gründet die Stadt Freiburg im Breisgau.

Gründung der Stadt Villingen.

1122. . . . . . Das Gotteshaus Odenheim wird gestiftet.

1123. . . . . . Herzog Berthold der Dritte fällt bei Molsheim.

1128. Herzog Konrad von Zähringen wird Rektor zu Burgund.

1129. . . . . . Graf Gottfried von Kalw, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt.

1130. . . . . . Markgraf Hermann der Zweite von Baden stirbt.

1135. . . . . . Das Kloster Neuburg wird gestiftet.

1138. . . . . . Stiftung des Gotteshauses Frauenalb.

1140. . . . . . Wilhelm von Ballenstätt, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt.

1142. . . . . . Stiftung der Abtei Schönau an der Steinach.
1146. . . . . . Der heilige Bernhard durchzieht unsere Gaue.
1148. . . . . . Stiftung des Klosters Herrenalb, und
1150. . . . . . des Klosters Lobenfeld.
1152. . . . . . Herzog Konrad von Zähringen stirbt.

1156. Die Rheinpfalz kommt an das Haus Hohenstaufen.
Gründung der Städte Heidelberg und Neuenburg.

1160. . . . . . Markgraf Hermann der Dritte von Baden stirbt.
1161. . . . . . Stiftung des Klosters Thenenbach.
1164. . . . . . Tübinger Fehde.
1165. . . . . . Hermann von Stahleck, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt.
1185. . . . . . Die Hälfte von Breisach kommt als baselsches Lehen an das Reich.
1186. . . . . . Herzog Berthold der Vierte von Zähringen und
1190. . . . . . Markgraf Hermann der Vierte von Baden sterben.

1191. Das badische Fürstenhaus theilt sich in zwei Aeste.
Markgraf Hermann der Fünfte von Baden und Heinrich der Erste von Hachberg.

1192. . . . . . Das Gotteshaus Allerheiligen auf dem Schwarzwald wird gestiftet.
1195. . . . . . Konrad von Hohenstaufen, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt.
1196. . . . . . Krieg zwischen Zähringen und Hohenstaufen.
1198. . . . . . Herzog Berthold von Zähringen soll Kaiser werden.
1112. . . . . . Aufstand der Breisacher wider König Otto.

1213. Die Rheinpfalz kommt an das Haus Wittelsbach.
Herzog Ludwig der Erste von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein.

1218. . . . . . Ausgang des Stammes von Zähringen in Berthold dem Fünften.

1220. . . . . . Pfullendorf wird eine Reichsstadt.
Stiftung des Frauenklosters Güntersthal.
1227. . . . . . Pforzheim, Durlach und Ettlingen werden badisch.
1231. . . . . . Markgraf Heinrich der Erste von Hachberg stirbt.
Herzog Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, wird ermordet.
1236. . . . . . Stiftung des Klosters Seligenthal.
1243. . . . . . Markgraf Hermann der Fünfte von Baden stirbt.
Konstanz brennt ab.
Thiengen an der Wutach, Buchen im Bauland und Neidenau an der Jart werden zu Städten.

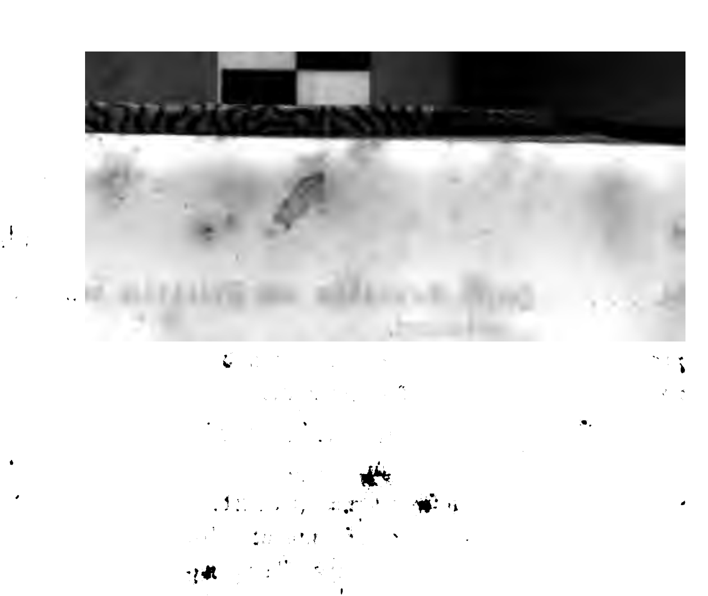
1244. Markgraf Rudolf der Erste, Gründer der Markgrafschaft Baden.

1245. . . . . . Das Frauenkloster Lichtenthal wird gestiftet.
1249. . . . . . Gründung der Städte Waldshut und Kenzingen.
1250. . . . . . Rheinischer Städtebund.
Abermaliger Brand zu Konstanz.
Markgraf Hermann der Sechste stirbt.
Zerstörung der Bergstadt Brinzbach.
1251. . . . . . Stühlingen kommt an das Haus Lupfen.
1253. . . . . . Herzog Otto der Erlauchte von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt.

1254. Anfang des großen Zwischenreichs.

1255. . . . . . Todtheilung zwischen Ludwig und Heinrich, den Söhnen Otto des Erlauchten.
1258. . . . . . Steinbach erhält das freiburgische Stadtrecht.
1259. . . . . . Sinzheim kommt an die Pfalz.
1262. . . . . . Straßburger Krieg.
1263. . . . . . Rudolf von Habsburg nimmt Breisach ein.
1264. . . . . . Weinheim, die alte Stadt stiftmainzisch, die neue pfälzisch.
1267. . . . . . Ratolfszell erhält das Stadtrecht.

1268. . . . . . Herzog Konradin und Friedrich von Baden enthauptet.
1271. . . . . . Die Städte Villingen und
1272. . . . . . Säckingen brennen ab.
1273. Ende des Zwischenreichs durch die Wahl Rudolfs von Habsburg.
Schwäbischer Grafenbund.
König Rudolf nimmt Baden, Durlach, Mühlburg und Grezingen ein.
1276. . . . . . Friede zwischen Markgraf Rudolf und dem Könige.
1278. . . . . . Heidelberg brennt ab.
1281. . . . . . Fehde zwischen Markgraf Rudolf und dem Bischof von Straßburg.
1284. . . . . . Streit Graf Egons mit der Stadt Freiburg.
1288. Markgraf Rudolf der Erste von Baden stirbt.
1289. . . . . . Graf Egon belagert Freiburg.
1291. . . . . . König Rudolf stirbt.
Adolf von Nassau und Albrecht von Oestreich, Gegenkönige.
1293. . . . . . Richtung zwischen dem Grafen Konrad und der Stadt Freiburg.
1294. . . . . . Herzog Ludwig von Baiern, genannt der Strenge, Pfalzgraf bei Rhein, stirbt.







Der

badischen Landesgeschichte

Vierte Abtheilung.

Von den Zeiten Markgraf Rudolf des Ersten von Baden bis zur Kirchenversammlung zu Konstanz.

Inhalt.

Seite

Vorwort
zur vierten Abtheilung.

Wegen des verspäteten Erscheinens der gegenwärtigen Abtheilung muß der Verfasser die Verlagshandlung entschuldigen, da die Ursache davon nur ihm und seinen Verhältnissen zur Last fällt. Die Geschichtschreibung verlangt ein ruhiges Gemüth, dessen er sich leider nicht allezeit erfreuen konnte, und hiezu kam bald der Mangel eines nothwendigen Buches, bald eine Verhinderung anderer Art. Auch war die Bearbeitung des Zeitraums, welchen dieses vierte Heft behandelt, weit schwieriger, als die frühern. Denn das vierzehnte Jahrhundert, wo Fürsten, Adel, Geistlichkeit, Städte und Bauerschaften in den verschiedensten Beziehungen neben einander auftreten, enthält eine solche Zerstückelung der Verhältnisse, eine solche Mannigfaltigkeit der Zustände, daß man nur mit größter Mühe den Faden der Erzählung verständlich fortbringt. Und dann wie schlimm sah es oft mit den Hilfsmitteln aus! Die meisten Bearbeitungen unserer Stadtgeschichten sind gerade über diese wichtige Entwicklungs- und Blüthezeit des städtischen Lebens am dürftigsten. Besäßen auch unsere andern Hauptstädte ein Urkundenbuch*) wie Frei-

*) Freiburg bei B. Herder. 1828. 2 Bde. in 4 Abthl. gr. 8.

burg durch die unermüdete gelehrte Thätigkeit des Herrn Geistlichen Raths **Schreiber** eines erhalten hat, um viel freudiger und besser würde man die Feder führen!

Da sich manche Leser in die bisher berührten Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse des zähringischen, habsburgischen und wittelsbachischen Fürstenhauses nicht ganz verständlich haben finden können, so sind dem gegenwärtigen Hefte acht Stammtafeln beigefügt worden, welche alle merkwürdigen Personen und Jahrzahlen angeben. In Beziehung aber auf mancherlei getadelte Wiederholung bei seiner Darstellung muß der Verfasser noch erinnern, daß dies Buch ja hauptsächlich für das Volk geschrieben sey.

Freiburg im Merz 1835.

Der Verfasser.

en.

ft. 745.

n Calw.

Lanzelin I.,
raf im Klekgau.

Ratbod,
Graf im Klekgau.

(*)

e von Zähringen.

, starb 1078.

Gebhard,

. 1074. Bischof zu Konstanz, st. 1110.

st. 1152.

n Namur.

Rudolf,

f zu Lütich, st. 1189.

Klementia,

Gem. Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen.

Anna,

m. Ulrich von Kiburg.



ſt. 1288.

Heſſo, Rudolf III.
a von Klingen.

olf Heſſo,
von Mümpelgard.

Adelheit,
udolf der Weker von Baden.

(**)



›n Oestreich.

Albrecht II.,
gen der Weise, Regent aller östreichischen Lande, st. 1358.

ld II.,
ich.

I.,

Leopold III.
gen. der Fromme, Fürst zu Vorderöstreich, st. 1386.

iedrich IV.,
· leeren Tasche, seit 1411
orderöstreich, st. 1439.

Ernst der Eiserne,
st. 1424.

gmund,
. seit 1458 Fürst zu
östreich, st. 1496.

Albrecht VI.,
Regent der Vorlande, st. 1463.

Friedrich V.,
Fürst zu Vorderöstreich, seit 1440 Kaiser, st. 1492.

Maximilian I.,
Erzherzog und Kaiser, seit 1490 Regent der vorderöstreichischen Lande, st. 1519.

Erstes Kapitel.

Von den nächsten Nachkommen Pfalzgraf Ludwig des Strengen.

Jener grausame Mord, welchen Ludwig der Strenge an seiner Gemahlin begangen, wurde im ganzen Reiche ein Gegenstand des lautesten Abscheus, während sich das Mitleid des Volkes gegen das schuldlose Opfer in rührenden Liedern aussprach. Dieses Gericht der öffentlichen Stimme, sein eigenes Gewissen, und die drohenden Ahndungen von der und jener Seite der Verwandtschaft Marias sezten den Mörder in eine so empfindliche Verlegenheit, daß er sich kaum würde erhalten haben, wenn ihm nicht die Erhebung Graf Rudolfs von Habsburg zum deutschen Thron eine Gelegenheit der Rettung verschafft hätte. Rudolf war durch seinen Verstand und Muth zwar allgemein rühmlichst bekannt, und von dem Erzbischof zu Mainz mit vieler Beredsamkeit empfohlen worden; aber gleichwohl blieb seine Wahl noch schwankend, bis ihm der Palzgraf unter der Bedingung die entscheidende Stimme gab, daß er sein Tochtermann werde. Die ganze Verhandlung hatte der Burggraf von Nürnberg auf eigne Gefahr hin geleitet, und sie gelang ihm so gut, daß wirklich eine Vermählung Ludwigs mit Mathilden, der ältesten Tochter des neuen Königs, zu Stande kam. Auch schloß sich Rudolf seinem mächtigen Schwiegersohn bald um so enger an, als er bei jenen Kämpfen wider Ottokar von Böhmen und den schwäbischen Grafenbund einer kräftigen Hilfleistung besonders bedurfte. Und von dem an war das äussere Glück des Pfalzgrafen wieder hergestellt; das innere konnte ihm Niemand geben.

Aus seiner ersten Ehe hatte Pfalzgraf Ludwig einen Sohn

erhalten, der aber schon als Jüngling auf einem Turniere umkam; aus der zweiten hinterließ er Rudolf den Ersten und Ludwig den Vierten. Da der jüngere dieser Gebrüder beim Hintritt ihres Vaters noch unmündig war, so sollte die Verwaltung der oberbaierischen und pfälzischen Länder von dem ältern und seiner Mutter gemeinschaftlich geführt werden; allein Rudolf faßte den Plan, die Regierungsgewalt gänzlich an sich zu reissen, und um solches desto sicherer durchzusezen, vermählte er sich mit einer Tochter des neuen Königs Adolf von Nassau. Da die Herzogin Wittwe hiedurch alle Hoffnung verlor, am königlichen Hofe gegen ihren gewaltthätigen Sohn den gebührenden Schuz zu finden, so ließ sie ihn bei seiner Usurpation und begab sich mit dem jungen Ludwig zu Herzog Albrecht von Oestreich, ihrem Neffen. Rudolf blieb sofort Alleinregent, und eine dreijährige Ruhe mochte ihn glauben machen, seine Herrschaft sey nun befestigt. Aber das veränderte Schicksal seines Schwiegervaters und Beschüzers weckte ihn plözlich aus diesem Traum; denn Adolf hatte den Herzog Albrecht zum Gegenkönige erhalten, und es erhob sich zwischen beiden ein heftiger Partheikrieg, welcher mit dem Tode des erstern endigte.

Albrecht zog von Konstanz, wo der neue Bischof Heinrich von Klingenberg, ein ungemein eifriger Anhänger des Hauses Habsburg, seine Macht verstärkte, am Rhein herab in den Breisgau, und zwischen den ihm abgeneigten Städten Freiburg und Neuenburg hindurch an die Elz, während König Adolf durch die Pfalz und Ortenau herauf kam. Beide Heere waren endlich nur noch durch die Stadt Kenzingen getrennt, von deren Besiz man sich beiderseits den entscheidenden Vortheil versprach. Der Herzog that ihr seine Anträge; aber der Herr von Usenberg, welchen Adolf durch die Erhebung seines Bruders zum Reichslandvogt über Schwaben und durch Geld gewonnen hatte, eröffnete sie dem Könige, worauf Albrecht einen Waffenstillstand schloß, und sich in der folgenden Nacht heimlich davon machte. Er nahm seinen Weg bei Kappel über den Rhein und durch den Elsaß hinab. Als Adolf den Feind verschwunden sah, gieng er bei Breisach über den Strom, und verfolgte das herzogliche Heer bis nach Gelnheim, wo eine große Schlacht das Schicksal der zwei

Thronbuhlen entschied. Mitten in der Hize des Kampfes begegneten sie sich. Adolf rief dem Herzoge zu: „Hier stehet; hier gilt es das Leben oder das Reich", worauf Albrecht mit den Worten: „Dies liegt in Gottes Hand" gegen ihn ansprengte, und sein vom Helme entblöstes Haupt durch einen Schwerdtstreich so verwundete, daß er vom Pferde sank und im Gewühle umkam. Wie das königliche Heer den Tod seines Herrn erfuhr, wandte es sich in die Flucht; Herzog Albrecht behauptete das Feld und bestieg sofort den Thron des erschlagenen Königs!

Da Pfalzgraf Rudolf von allen Fürsten aus der Parthei Adolfs der treuste Anhänger desselben gewesen war, mußte es ihn um so angelegentlicher beschäftigen, der Rache des Siegers zu entgehen. Er hatte sich an dem unglücklichen Tage von Gelnheim aus der Schlacht nach Heidelberg geflüchtet, und heuchelte hier eine reumüthige Unterwerfung; aber das drohende Gewitter brach nichts desto weniger über sein Haupt herein. Denn als der neue König von den Reichsfürsten, welche er durch seine Anmaßungen gegen sich erbittert und aufgereizt hatte, endlich zur Verantwortung vor das Gericht des Pfalzgrafen gefordert wurde, sammelte er eine starke Macht, um die Länder seiner Widersacher verwüstend zu überziehen. Und dies Schicksal traf namentlich zuerst die Rheinpfalz. Das Land erfuhr alle Schläge eines übermüthigen Feindes; von Wisloch bis Weinheim wurden alle festen Pläze weggenommen, und besonders die Gegenden um Heidelberg verheert, nur die Stadt selbst, im Schuze ihrer Mauern und des Schlosses, blieb glücklich verschont. Auch befahl der König seinen Landvögten, alle pfälzischen und oberbaierischen Güter einzuziehen, welche weiland Ludwig der Strenge durch die Gunst König Rudolfs erworben habe. In dieser Noth wandte sich der Pfalzgraf an seine Mutter um Vermittlung bei dem Könige. Da vergaß Mathilde die erlittenen Unbilden, und redete für ihren gedemüthigten Sohn. Es ward ihm auch unter der Bedingung eines vollständigen Kriegskostenersazes und der Aufnahme seines Bruders Ludwig in die gebührende Mitregentschaft, Alles großmüthig verziehen. Und so endigte zwar dieser verderbliche Krieg, aber um jene Ersazgelder aufzubringen, war Rudolf genöthigt, in seinen Landen die verhaßte und besonders von der Geistlichkeit

bestrittene Klauensteuer einzuführen, eine jährliche Abgabe, welche in dreißig Pfennigen stückweise von Ochsen und Pferden, und in zehn Pfennigen von Kälbern, Schaafen und Ziegen bestund.

Nach einer gemeinschaftlichen Verwaltung von einem Jahrzehent fanden sich die beiden Brüder veranlaßt wegen Oberbaiern eine Nuztheilung vorzunehmen, die aber nur bis ins Jahr dreizehnhundert und dreizehn währte, von wo an die baierischen Lande, wie bisher die Pfalz, wieder gemeinschaftlich verwaltet wurden, so wenig inzwischen auch eine Annäherung der Herzen geschehen war. Eifersucht und Mißtrauen unterdrückten den Keim der brüderlichen Liebe, und was man sich anfangs gegenseitig noch verheimlichte, trat bald auf eine traurige Weise offen hervor. Noch in dem genannten Jahre nämlich starb Heinrich von Luxenburg, welcher nach dem Tode König Albrechts den deutschen Thron erhalten hatte, und es bewarb sich sofort der Sohn des leztern, Herzog Friedrich der Schöne von Oestreich, mit allem Eifer um die erledigte Würde. Auch gewann er eine ansehnliche Parthei, wie sich dann selbst die beiden Pfalzgrafen für ihn erklärten. Da aber die Vergrößerungssucht des östreichischen Hauses die mehrsten Fürsten zu viel von einer solchen Erhebung befürchten ließ, so entschlossen sie sich zu einer andern Wahl. Und diese fiel auf den jüngern Pfalzgrafen bei Rhein! Unter den vornehmsten Widersachern Ludwigs erschien nun eben sein Bruder, Pfalzgraf Rudolf, und dessen Partheinahme für Friedrich steigerte den Krieg, welcher sich zwischen den Gegenkönigen erhob, zu einer um so blutigern Heftigkeit. Sieben Jahre lang verwüstete er das südliche Deutschland, besonders die schwäbischen und Rheinlande, wo das Zerwürfniß wie zur Zeit König Heinrich des Vierten bis in die Hütten der Landleute und vor die Altäre der Kirchen drang. Endlich, im Herbste tausend dreihundert zwei und zwanzig kam es bei Mühldorf zu einer entscheidenden Schlacht. Das östreichische Heer bestund aus zahlreichem und wohlgerüstetem Adel, während Ludwigs Macht großentheils nur auf leichtbewaffneten Bürgern und Landleuten beruhte. Aber der begeisterte Muth, womit dieselben für ihren Herrn und den Ruhm ihres Vaterlandes stritten, erlangte den Sieg; Friedrich wurde gefangen in die Hände Ludwigs geführt, und diese

Wendung des Glücks unterwarf dem leztern auch bald den größten Theil des östreichischen Anhangs.

Standhaft jedoch hielt Pfalzgraf Rudolf auch jezo noch bei der Parthei Friedrichs, und zog sich dadurch eine erbitterte Rache seines Bruders zu. Der König fiel mit bewaffneter Macht in die rheinpfälzischen Lande, so daß jener im ersten Schreck' entfloh, und sich nach seiner Zurückkunft mit einer jährlichen Rente von fünftausend Pfund Münchner Pfennigen begnügen mußte. Also stund das Fürstenthum Rheinpfalz im Alleinbesize Ludwigs, wie vertragsgemäß auch die Nuznießung von Oberbaiern, eine Veränderung, welche bei der damaligen Lage des Königs nicht gerade befördernd auf diese Länder eingewirkt hat.

Pfalzgraf Rudolf ertrug seine Demüthigung nicht lange; er verließ die heimathlichen Gaue, und starb vor Gram und Elend in der Fremde. Seine Kinder, über welche König Ludwig die Vormundschaft führte, waren Adolf, Rudolf der Zweite und Ruprecht der Erste. Der älteste gieng schon frühzeitig mit Tode ab, hinterließ aber in Ruprecht dem Zweiten einen Sohn und Erben. Um nun die verwickelten Familienverhältnisse zu ordnen, veranstaltete Ludwig zwischen diesen drei Prinzen und seinen eignen drei Söhnen eine Nuztheilung der oberbaierischen und pfälzischen Länder. Es geschah solches im Jahr dreizehnhundert neun und zwanzig, zu Pavia, unter Bestätigung der Kurfürsten. Ruprecht und Rudolf erhielten die Rheinpfalz mit dem größten Theile des baierischen Nordgaues, welchen man von dem an die Oberpfalz nannte, und ihre Vettern das Land Oberbaiern mit dem übrigen Theile des Nordgaues; die Kurwürde sollte beiderseits abwechselnd ausgeübt werden. Also zerfiel der Stamm weiland Herzog Ludwigs des Strengen hiedurch in den baierischen und pfälzischen Ast; aber der geschlossene Vertrag begründete eine ewige Unzertrennlichkeit aller Lande des wittelsbachischen Hauses, sintemal er jede Veräusserung von Familiengütern verbot, und ein gegenseitiges Erbrecht festsezte. Ihm gemäß fiel auch zwanzig Jahre nach seiner Errichtung, bei dem kinderlosen Tode Herzog Johanns von Niederbaiern, dieses Fürstenthum dem Könige Ludwig anheim, dessen Söhne es nachmals mit dem Lande Oberbaiern unter sich wieder getheilt haben.

Ein Jahrzehent seit dem Hausvertrage von Pavia hatten Pfalzgraf Rudolf und die beiden Ruprechte die Rhein- und Oberpfalz gemeinschaftlich verwaltet, als die erstere so getheilt wurde, daß Rudolf, als der älteste unter ihnen, die derselben anhangenden Vorrechte allein bekam. Es waren das oberste Erzamt des Reichs, der erste Plaz unter den weltlichen Kurfürsten und das Reichsverweseramt für den Fall einer Thronerledigung oder in Abwesenheit des Kaisers. Diese Vorrechte fielen nach Rudolfs Tod an dessen Bruder, Ruprecht den Alten, als derselbe unter Vermittlung des Kaisers und der Erzbischöfe von Köln und Mainz mit seinem Neffen eine Theilung der pfälzischen Lande vornahm, worauf sie ihm auch in der goldenen Bulle feierlich bestätiget wurden.

Die goldene Bulle erschien unter Karl dem Vierten, welcher im Jahr dreizehnhundert sechs und vierzig, als Ludwig der Baier in den Bann fiel, zum Gegenkönige erwählt worden war, und nach dessen Hinscheid den Thron auch wider den von der Parthei Pfalzgraf Ruprechts zum Gegenkönige aufgeworfenen Grafen zu Schwarzburg, bleibend behauptete. Um nun für alle Zukunft die so verderblichen Wahlspaltungen zu verhindern, sezte Karl in einer Urkunde mit goldenem Siegel auf's genaueste fest, wie viel Kurfürsten bestehen, welche Rechte sie besizen, und auf welche Art sie bei einer Königswahl zu Werk gehen sollen. Alsdann erneuerte er sowohl das Fehdegesez, als die Verordnung wegen der Pfahlbürger, welche unter den Hohenstaufen erschienen waren; jenes verbot jeden feindlichen Angriff ohne vorhergegangene Widersagung, und diese die Aufnahme leibeigner Leute zu Bürgern, wenn sie sich nicht in den Städten selbst haushäblich niederlassen. Endlich ließ der König durchs ganze Reich den Landfrieden verkündigen. Aber all' dies reichte nicht hin, die Partheien zu beschwichtigen, und die wachsende Gährung zu unterdrücken. Es entzündete sich der Städte- und der Schlegler-Krieg. Der leztere betraf besonders Pfalzgraf Ruprecht den Alten, welcher in seinem Herzen ein unversöhnlicher Feind des Kaisers geblieben war, und dessen Anhang sich durch eine große Zahl von Unzufriedenen vermehret hatte.

Eine Folge der eigenthümlichen Freiheits- und Lebenszustände

des Mittelalters waren die **Einungen**, unter welchem Ausdruck man Bündnisse, Gesell- und Bruderschaften der verschiedensten Art begriff. Denn diese Vereine fanden Statt von den weitesten Kreisen der Staatsgesellschaft bis herab zu den engern und engsten der Stände, Ortschaften und Familien. Die meisten hatten schon anfangs oder bekamen nach und nach einen mehr oder weniger öffentlichen Charakter, und bei den damaligen Verhältnissen und Sitten einen ungemein großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Geschäfte und Schicksale. Wir haben bereits gehört von jenem Bunde der schwäbischen Grafen wider die Reaktionen König Rudolf des Ersten; wir haben gehört von den Städtebündnissen, von den Ganerbschaften des Adels, von den Handwerksvereinen und Zünften. Aber es gab auch schon längst Turnier- und **Rittergesellschaften**. In Schwaben, in Franken und am Rheinstrom, wo das Ritterwesen seit der hohenstaufischen Zeit so überaus im Schwunge war, bestunden die zahlreichsten. Die Mitglieder derselben erwählten einen Vorsteher oder Hauptmann, unter welchem sie sich jährlich ein- oder mehreremal an einem festgesezten Orte versammelten, daselbst ihre Sazungen und Eide erneuerten, und einen fröhlichen Tag hielten. Der ursprüngliche Zweck solcher Rittervereine gieng blos auf Erhaltung der Ehrbarkeit, der alten Gebräuche und des geburtsadelichen Standes-Unterschieds; bald aber wurden sie auch Stüzpunkte politischer Partheiungen und Bündnisse zu gegenseitiger Hilfleistung und zur Gewinnung eines vorherrschenden Gewichtes bei öffentlichen Auftritten und Ereignissen. Manche davon unterschieden sich durch eine gleichförmige Kleidung, alle aber durch besondere Abzeichen und Sinnbilder, die sie auf ihren Kleidern oder Fahnen zu führen pflegten. Eine der ältesten und berühmtesten war die **Gesellschaft** vom Sankt Georgen-Schild, welche sich wohl von dem Sankt Georgs-Banner herschrieb, worunter die schwäbische Ritterschaft weiland gestritten hatte. Weit später und vorübergehender, aber nicht ohne große Wirkung, erschien die Gesellschaft vom **Schlegel**. Ihr Abzeichen bestund in einer silbernen Keule von der Art, welche man wegen der vorn angebrachten Spizen, Morgensterne hieß. Die Schlegler bestunden aus schwäbischem, fränkischem und rheinischem Landadel, und waren sehr zahlreich; wichtig wurden

sie durch jenen Krieg im Jahr dreizehnhundert und siebzig, dessen wir oben Erwähnung gethan.

Damals kam der Ritter von Wunnenstein zu Graf Wolf von Eberstein, dem Hauptmann der Gesellschaft vom Schlegel, und beredete ihn zu einem Faustſtreiche wider den Grafen Eberhard von Wirtemberg. Das ebersteinische Haus haßte diesen, weil er einen Landfriedensbruch der Grafen mit Zerstörung der Burg Alteberstein gestraft hatte, und der von Wunnenstein wollte sich durch eine kühne That von der Gefahr befreien, womit die aufstrebende Macht des Hauses Wirtemberg ihn und seine Standesgenossen bedrohte. Denn nachdem der große Adel theils erloschen, theils verarmt war, und der Graf von Wirtemberg mehr und mehr seine Gewalt erhob und über seine ehemaligen Mitstände eine fürstliche Landeshoheit auszubreiten begann, fühlte der kleine Adel die Unsicherheit seiner Lage, und die leichte Möglichkeit, womit er vereinzelt unter die Hand eines Gewalthabers zu beugen wäre. Diese gemeinschaftliche Gefahr gab ihm eine gemeinsame Seele, und der Wunnensteiner, ein Mann voll ritterlicher Thatkraft, benützte diese Stimmung zur Ausführung eines Planes, den ihm Ehrgeiz, Eifersucht und Furcht zugleich eingaben.

Graf Eberhard befand sich damals mit den Seinigen in dem Wildbade, um sein schon gebrechliches Alter durch die dortige Heilquelle zu erfrischen. Also versammelte Graf Wolf mit dem von Wunnenstein einige Mannschaft ihrer Bundsgenossen, wozu namentlich Markgraf Heinrich von Hachberg, Hesso von Usenberg, Martin Malterer und Johann Schnewlin von Freiburg gehörten, und zog mit dieser Schaar über das Gebirg des Lerchenkopfs in das Enzthal hinab, um die wildbader Gäste unversehens auszuheben. Aber der Graf hatte noch zu guter Stunde einen Wink erhalten, und war von einem Hirten rücklings aus dem Orte getragen und auf verborgenen Waldpfaden nach einer entlegenen Burg in Sicherheit gebracht worden. Als nun die Schlegler ihren Anschlag entdeckt und mißlungen sahen, überfielen sie aus Aerger mit um so größerer Erbitterung den Flecken Wildbad, brannten mehrere Wohnungen nieder und verwüsteten das Land umher. Indessen gewahrte Graf Eberhard erst die ganze Gefahr, die ihm drohte, als er seine Lehenmannen gegen den Feind auf-

bieten ließ. Denn viele derselben hatten sich den Schleglern heimlich angeschlossen, und versagten ihm jezt öffentlich die Folgeleistung. Da wandte sich Eberhard klagend an den Hauptmann des Landfriedens zu Schwaben, und dieser ließ die Sache an den Kaiser gelangen, welcher den Grafen zu schirmen befahl. Sofort wurden die Grafen von Eberstein vor des Landfriedensgericht geladen, und da sie nicht erschienen, in die Acht erklärt. Während aber der Hauptmann des Landfriedens seine Mannschaft aufbot, fanden die Geächteten bei Pfalzgraf Ruprecht einen so kräftigen Schuz, daß es die Aussicht eines langwierigen Krieges bekam. Denn Ruprecht, von welchem das Haus Eberstein die Stadt Gochsheim zu Lehen trug, ergriff diese Gelegenheit auf's eifrigste, um seine Parthei wider den Kaiser mit dem ausgedehnten Bündnisse der Schlegler zu verstärken. Er schrieb an verschiedene Städte, um sie von Wirtemberg abzumahnen, und besezte die Burg Neueberstein. Da jedoch die Zurüstungen seiner Widerpart zu drohend wurden, und da Graf Eberhard verwüstend mitten durch das feindliche Land zog und Neueberstein belagerte, fieng Ruprecht an, zu unterhandeln; es waren Markgraf Rudolf von Baden und andere aus dem angesehensten Adel, welche vermittelten. Eberhard aber wieß die Bothen schnöde zurück und forderte mit gewohnter Kühnheit zum Kriege heraus. Hiedurch entfremdete er die Gemüther von sich, und sowohl jene Fürsten, als die Reichsstädte wandten sich auf die Seite seiner Feinde. Er wurde genöthigt, die Belagerung der Burg Eberstein aufzuheben, und sich schleunig zurückzuziehen. Seine einzige Stüze blieb nun der Kaiser, und Karl schickte ihm aus Böhmen wirklich soviel Hilfe zu, daß er den Krieg glücklich genug fortsezen konnte. Denn wenigstens versezte er die Schlegler in eine Ermüdung, die ihnen den Vorschlag einer friedlichen Ausgleichung sehr erwünscht machte. Und so geschah denn im Frühjahr tausend dreihundert und siebzig durch den Ausspruch des Kaisers folgende Richtung: „Zwischen Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein und Markgraf Rudolf zu Baden einerseits und Graf Eberhard von Wirtemberg andererseits soll fortan Friede herrschen und Vergessenheit alles Geschehenen; aber es dürfen jene auch keinen vom Bunde der Schlegler, der an dem wildbader Ueberfalle Theil genommen, in

ihren Ländern mehr heimen oder hausen. Die Gefangenen sollen gegenseitig ausgeliefert, und alle einzelnen Ansprüche um Erb oder Eigen vor den ordentlichen Richter gebracht werden. Wer hiegegen handelt, fällt in die Ungnade von Kaiser und Reich." Diesen Ausgang nahm der erste Krieg des Schleglerbundes in Schwaben und am Rheinstrome, fünf und neunzig Jahre nach dem ersten Aufstand des schwäbischen Grafenbundes, mit dem er so viele Aehnlichkeit hat.

König Ludwig, dieser sonst so vortreffliche und thätige Fürst, hatte im Gedräng seiner Kriege und Reichsgeschäfte für die Pfalz wenig thun können. Um so eifriger dagegen arbeiteten die beiden Pfalzgrafen und ihr Neffe sowohl an Erweiterung ihrer Macht, als an Begründung eines innern Wohlstandes ihrer Länder. Jene erwarben durch Pfandlösung, durch Kauf und lehenweis bei uns die Städte Mosbach, Sinsheim, Gmünd, Eberbach und Bretten, und jenseits des Rheins noch zahlreichere Orte. Mosbach hatte, wie erzählt worden ist, von König Rudolf dem Ersten eine städtische Verfassung mit einem Schultheißen, sechs Räthen und Geschwornen erhalten, war alsdann von König Adolf an den Herrn von Breubach verpfändet, aber nach dessen Hingang von König Ludwig wieder eingezogen worden, und kam durch ihn, zugleich mit Neckargmünd und Eberbach an die Pfalzgrafen Rudolf und Ruprecht. Ebenso empfingen diese Fürsten aus seiner Hand die früher von Friedrich dem Schönen an das Haus Baden ertheilte Pfandschaft der Stadt und des Klosters Sinsheim. Von Bretten endlich, welches unter der Pflege der Grafen von Eberstein zur Stadt herangewachsen und hierauf durch Graf Otto den Jüngern nebst andern Besitzungen theilweis an Markgraf Rudolf von Baden verkauft worden war, verpfändete dieser seinen Antheil an die beiden Pfalzgrafen, worauf Ruprecht im Jahre dreizehnhundert neun und vierzig auch den ebersteinischen Antheil von den Grafen Ottmar und Berthold käuflich an sich brachte.

Aber wichtiger als diese Erwerbungen war die Stiftung der Hochschule zu Heidelberg, welche durch ebendenselben Pfalzgrafen Ruprecht geschah. Schon im Jahre dreizehnhundert sechs und vierzig war von ihm daselbst eine Lehranstalt für Jünglinge errichtet worden, die er vierzig Jahre später, mit Einwilligung

seines Neffen und dessen Sohnes, zu dem Range einer Universität erhob. Die Einrichtung derselben nach dem Vorbilde der parisischen übertrug Ruprecht seinem Freunde Marsilius von Inghen, welcher an der Hochschule zu Paris die Philosophie gelesen und zweimal das Rektorat geführt hatte. Eine Universität gehörte damals unter die geistlichen Institute, und die heidelbergische war namentlich gestiftet worden „zur Ehre Gottes, der seligsten Jungfrau Maria und der ganzen himmlischen Hofhaltung." Daher ließ der Pfalzgraf sie zuvörderst von dem Pabste bestätigen, worauf man die neue Anstalt sofort in freudiger Festlichkeit einweihte und mit einer Messe eröffnete, welche der Zisterzienser Mönch Reginald als Professor der Theologie in der Heiliggeistkirche las. Der Anfang des Unterrichts mochte wohl sehr gering seyn; Marsilius trug die Logik vor und Reginald den Brief Pauli an den Titus. Die übrigen Professoren waren Heilmann Wunenberg aus Worms, welcher ein Buch aus der Naturgeschichte des Aristoteles erklärte; Dietmar von Swerthe, Lehrer der freien Künste, und Johann von Noyt, dem die Auslegung des kanonischen Rechts oblag. Da aber Heidelberg eine der ersten Hochschulen in Deutschland war, so mußte sie sich schnell vermehren. Schon im ersten Jahr zählte sie über fünfhundert Studenten, und da der Pfalzgraf seine freigebige Hand nie von seinem Werke zurückzog, so erweiterten und verbesserten sich auch die inneren Einrichtungen. Bald entstunden mehrere Lehrkanzeln; in der philosophischen Fakultät erschienen neben Marsilius und Dietmar noch sechs Magister der freien Künste, in der theologischen neben Reginald der gelehrte Konrad von Seltow mit Konrad von Gaylnhausen, und in der juristischen las Matthäus Klementis über das bürgerliche Recht; nur die medizinische besaß in Lambrecht von Ostkirchen lange Zeit den einzigen Lehrer. Die oberste Gewalt über alle Angehörigen der Hochschule war bei dem Konsistorium; die gesezgebende übte es aber unter der Aufsicht des Pfalzgrafen und mit dem heidelbergischen Stadtmagistrate; ein Kanzler ertheilte den hiefür geprüften Kanditaten die akademischen Würden, und vier Konservatoren wachten über die Freiheiten und Rechte der Anstalt, welche alle Jahr öffentlich verlesen und auch von der Stadtoberkeit zur Heiligachtung beschworen wurden. Von Zeit zu Zeit gieng

ein Lehrer nach Rom ab mit dem Verzeichnisse sämmtlicher Mitglieder und verschiedener Gesuche, um sie dem Pabste vorzulegen. In Allem übrigens richtete man sich nach den Einrichtungen und Gewohnheiten der Universität zu Paris. Für die Studenten war hinreichend gesorgt; die wöchentliche Kost kam einen nicht höher als drei Kreuzer, und um die Einwohner aufzumuntern, waren diejenigen von gewissen Abgaben frei, welche Studenten-Kosttische führten. Auch wurden alljährlich zur Verhütung des Ueberforderns die Wohnungen untersucht und geschätzt, und schon im Stiftungsbrief hatte Ruprecht allen seinen Unterthanen bei Verlust seiner Gnade und einer Buße von sechszig Gulden verboten, einen Studierenden irgend zu beeinträchtigen oder zu verlezen.

Im vierten Jahr nach Gründung der Heidelberger Hochschule starb Pfalzgraf Ruprecht der Alte, mit dem Ruhm eines großmüthigen, weisen und frommen Fürsten, welchen die Aufklärung in Deutschland unter ihre ersten Beförderer zählt. Sein gleichnamiger Neffe und Nachfolger führte die Verwaltung der rhein- und oberpfälzischen Lande in demselben Geist. Man hat von ihm mehrere wohlthätige Verordnungen und Anstalten. So ließ er die verschiedenen Landrechte sämmtlich aufzeichnen und ordnen. Alsdann errichtete er zur Entscheidung schwieriger Rechts- und Erbfälle ein besonderes Gericht von neunzehn Mitgliedern aus den Grafen und Rittern, welche nach Nothdurft auch mit studierten Rechtskundigen aus dem Bürgerstande ergänzt werden mochten. Ferner wurde das Land in bestimmte Aemter eingetheilt, und die niedern Gerichte nach den Schlössern und Städten derselben verlegt, zu den Hauptsizen der Regierung und der hohen Gerichte aber die Städte Heidelberg diesseits, und Alzei jenseits des Rheins erlesen. In Rücksicht seiner Nachfolger und Amtleute endlich machte Ruprecht die Verordnung, daß man das Volk mit keinen andern Abgaben belegen soll, als welche nach Recht und Gewohnheit gefordert werden dürfen. Insbesondere aber verdankte ihm Heidelberg eine väterliche Beförderung seines Ruhmes und Flors; denn er ließ das nächstgelegene uralte Dorf Bergheim niederreissen, und von dessen Bewohnern, welche hiezu manche Erleichterung und Unterstüzung erhielten, eine Vorstadt gründen. Auch vertrieb Ruprecht die Juden aus Heidelberg und schenkte ihre Häuser

der hohen Schule. Das geräumigste davon wurde zu einer Burse eingerichtet, welche man später das Fürsten-Collegium genannt hat. Es gab damals in Heidelberg noch zwei solcher Anstalten, worin je nach dem Raum des Gebäudes eine Anzahl Studierender aus der philosophischen Fakultät unter der Aufsicht ihrer Magister klösterlich beisammen lebten. Nicht weniger beförderte Ruprecht die Aufnahme der Universität auch dadurch, daß er den Professoren fire Besoldungen anwies, wie er überhaupt zur Emporhebung des Guten und Schönen stets hilfreich seine Hand darbot. Nach einer so thätigen und nüzlichen Regierung starb Pfalzgraf Ruprecht tausend dreihundert acht und neunzig, im zweiten Jahr nach dem Tode des Rektors von Inghen, seines würdigen Freundes und Raths, der ersten Zierde des heidelbergischen Musentempels.

Alles aber, was die Pfalzgrafen bisher zu dem Bau des pfälzischen Staates beigetragen, vollendete endlich Ruprecht der Dritte, ein ebenso weiser als gütiger Fürst, welcher am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, nach der Absezung des trägen Kaisers Wenzel, in die oberste Reichswürde kam. Diese Stellung verhalf ihm zu mancherlei Erwerbungen für sein Haus, so daß er die pfälzischen Besizungen in einen abgerundeten Zusammenhang bringen konnte. Er erweiterte und vervollständigte hierauf die Landes- und Gerichtseintheilung seines Vaters, verwahrte die Grenzen durch feste Schlösser, errichtete in den Städten Amthäuser und Gerichtsstuben, und sorgte allenthalben für einen erleichterten Gang der Verwaltung. Zu Heidelberg vermehrte er das Schloß mit dem sogenannten Ruprechtsbau, umgab die Stadt und Vorstadt mit neuen Festungswerken, und stiftete die Hauptkirche zum heiligen Geist, ein schönes Denkmal seiner frommen Gesinnung. Für das Wohl der Universität sorgte Ruprecht mit gleichem Eifer; er vermachte ihr neue Einkünfte und bewies sowohl den Schülern als den Lehrern stets eine ehrende Wohlgeneigtheit. Als im Jahre vierzehnhundert und sechs einst über einem Streite zweier Studenten mit etlichen Hofdienern ein solcher Tumult entstanden war, daß das Volk die Thore schloß, die Sturmglocke zog, das Haus des Rektors, wo sich viele Studierende befanden, in der äussersten Wuth und troz aller Ermahnungen

des herbeigeeilten Bischofs von Speier, bewaffnet überfiel, die Thüren einschlug und die geängstigte Jugend bis in die lezten Schlupfwinkel verfolgte, worauf die Professoren ihre Vorlesungen einstellten und den König um Hülfe baten, ließ dieser den Vorfall allerstrengstens untersuchen und verschaffte den Studenten, obwohl ihnen seine Gemahlin und Söhne nicht geneigt schienen, die glänzendste Genugthuung. Aber zu bald wurde Ruprecht aus seiner segensreichen Thätigkeit hinweggerissen; er starb schon im Frühling des Jahres tausend vierhundert und zehn.

Zweites Kapitel.

Die Markgrafen von Baden bis auf Bernhard den Ersten.

Wir haben gehört, daß unter den Kindern Markgraf Rudolfs der Erstgeborne, Hermann der Siebte, als Fortpflanzer des markgräflichen Stammhauses erscheint, da von seinen Brüdern nur Markgraf Hesso zwei Söhne hinterließ, und diese ohne männliche Nachkommenschaft verstarben. Es waren Hermann der Achte, welcher geistlich wurde, und Rudolf Hesso, von dessen Hinscheid an der badische Fürstenstamm durch drei Geschlechtalter, fünf und fünfzig Jahre lang, in mehrern Gliedern blühte, bis von denselben allein Bernhard der Erste noch übrig blieb, mit welchem sofort eine neue Reihe der Markgrafen von Baden beginnt.

Rudolf und Hesso, die zwei ältesten Söhne weiland Markgraf Rudolf des Ersten, waren ihrem Bruder Hermann, welcher im Jahre zwölfhundert ein und neunzig verschied, bald nachgefolgt; Rudolf der Dritte hingegen lebte bis dreizehnhundert zwei und dreißig. Man nannte ihn den Alten, zum Unterschied seines gleichnamigen Neffen, des zweiten Sohnes von Hermann dem Siebten. Die beinah' halbhundertjährige Regierung dieses Fürsten, während den Zeiten der Thronstreite Adolfs von Nassau mit Albrecht von Oestreich und Friedrich des Schönen mit Ludwig

dem Baier, ist merkwürdig durch einige Erwerbungen und durch einen mehrjährigen Krieg wider die Stadt Straßburg. Schon im Jahre tausend dreihundert und neun erkaufte Markgraf Rudolf aus der Hand Herrn Eberlins von Windeck um dreizehnhundert und fünfzig Mark Silber die Stadt Stollhofen mit den Dörfern Sellingen und Hügelsheim; zehn Jahre später aus der Hand Ritter Dietrichs von Ubstatt das Eigenthum des badischen Lehens der Burg und Dorfschaft Graben, und achtzehn Jahre hierauf von seinem Neffen Friedrich die Stadt Steinbach mit dem Schlosse Iberg und Dorf Sinzheim. Dagegen hatte sich Markgraf Rudolf gegen die Klöster freigebig gezeigt; namentlich vergabte er den Mönchen zu Herrenalb seine Einkünfte zu Malsch, wofür sie verbunden waren, ihm nach seinem Tode eine Jahrszeit zu halten mit Gebeth, mit einem festlichen Mahle und mit einer Spende von Brei, Wein und Brod an alle Armen, welche in den Klosterhof kommen würden. Solche Bedingnisse wurden damals häufig an die Jahrzeitstiftungen und andre Vermächtnisse geknüpft; denn die Pflege der Armen galt neben der Beschenkung der Kirchen für den ersten Weg zur Erlangung der göttlichen Gnade, von welcher der fromme Glaube der Zeit alles menschliche Glück, alle Tugend, alle moralische Stärke und Besserung, alles Verdienst und alle Belohnung abhängen ließ.

Jener Krieg Markgraf Rudolfs wider Straßburg erhob sich wegen des Rheinzolls und Strandrechts, welche ihm zustunden. Denn da die Straßburger auf eine gewisse Strecke zollfrei waren, und von mehrern Kaisern das nämliche Recht erworben hatten, so gab es vielerlei Irrungen, aus denen sich endlich ein offenbarer Krieg erzeugte. Hiezu kam die Partheiung der Großen des Landes für und wider König Ludwig und Herzog Friedrich von Oestreich. Da die Markgrafen anfangs auf Seite des leztern erschienen, so lag es demselben sehr an, sie mit der Stadt und dem Bischofe, einem seiner eifrigsten Anhänger, zu vertragen. Auch geschah wirklich im Jahre dreizehnhundert und siebzehn durch ihn folgende Uebereinkunft: „Markgraf Rudolf der Alte und Friedrich sein Neffe versprechen den Bürgern auf dem Rhein und durch ihr Land sicheres Geleit, entsagen dem Strandrechte, und fordern keinen andern Zoll als vom Fuder Wein und von dem gleichen

Gewichte alles Kaufmannsguts einen Schillingpfenning, wogegen ihnen jeder straßburgische Bürger zwölf Pfenninge als Ersatzsumme zu bezahlen hat." Aber kaum war die kurze Zeit dieses Vertrages abgelaufen, als der Streit sich neuerdings erhob. Der Markgraf schädigte die Straßburger in verschiednen ihrer Güter; sie hinwiderum nahmen ihm einige seiner Leute zu Staufenberg gefangen. Diese beiderseitigen Verluste veranlaßten endlich einen sogenannten ewigen Frieden, welcher im Jahr dreizehnhundert und achtzehn geschlossen wurde. Obwohl nun die Rheinzollsache ruhen blieb, so erregte doch nach Verfluß von zehn Jahren jenes Staufenberg abermals einen Krieg zwischen dem Markgrafen und der Stadt Straßburg. Staufenberg nämlich war ein Ganerbenschloß, daß heißt es wurde von einer Anzahl adeliger Herren für den Fall irgend einer sie betreffenden Fehde zur gemeinschaftlichen Zuflucht und Vertheidigung bestimmt, und in dieser Bestimmung nach gewissen Uebereinkünften gemeinschaftlich vererbt. Solche Ganerbenschlösser, zu denen auch Schauenburg in der Nähe von Staufenberg gehörte, waren ein Erzeugniß des großen Zwischenreichs, wo die Auflösung aller Bande des Rechts überall dem Stärksten den Sieg verschaffte, und hiedurch die Schwächern nöthigte, in der Vereinigung ihrer Kräfte eine gleiche Stärke zu suchen. Und gewöhnlich stellten sich die Ganerbschaften zu um so größerer Sicherheit unter den Schirm eines Fürsten, wie die staufenbergische unter den Markgrafen von Baden. Nun wurde ein stiftstraßburgischer Dienstmann, der Ritter Albrecht von Au, von Herrn Reinhard von Staufenberg aus dem dortigen Ganerbe ausgeschlossen, welches den Bischof dermaßen aufbrachte, daß er seine Leute zu den Waffen rief, um die Unbill zu rächen. Mit vereinigter Macht zogen die straßburgischen Bürger und Lehnmannen vor die Burg, nahmen sie mit stürmender Hand ein und brannten Alles nieder. Jener von Staufenberg war aber Lehnsmann Markgraf Rudolf des Jungen, welchen er jezt um Beistand anflehte, um dem Feinde diesen Faustreich zu vergelten. Also verband sich der junge Markgraf mit Graf Ulrich von Wirtemberg, und führte eine ansehnliche Kriegsschaar gegen den Rhein. Da der Bischof solches vernahm, entbrannte er am meisten gegen des Markgrafen Oheim, weil derselbe ihm den Zug durch sein

Land gestattet, und auf seine Beschwerde darüber, lächelnd erwidert hatte: „Ich bin ja der Thürhüter des Bischofs nicht.“ Markgraf Rudolf der Alte erfuhr hierauf auch den ganzen Zorn des ergrimmten Prälaten. Die Straßburger fielen abermals über den Rhein in das badische Gebiet und verwüsteten alle unbewehrten Orte. Sie belagerten sogar Stollhofen und Baden; doch geschah inzwischen eine Vermittelung der Partheien durch Herzog Otto von Oestreich, welcher auch Herrn Reinbold von Staufenberg zum Wiederaufbau seines Schlosses eine Summe Geldes verschaffte.

Dieser Friede wurde errichtet im Jahre tausend dreihundert und dreißig, kurz nach dem Tode Herzog Friedrich des Schönen von Oestreich, für welchen sich zu Anfang des Thronstreites sowohl der Bischof von Straßburg, als der Markgraf von Baden mit seinem ganzen Haus erklärt hatte, und seiner Parthei auch selbst nach der Schlacht bei Mühldorf noch treu geblieben war. Als aber Herzog Leopold, der Bruder Friedrichs, welcher den ganzen Krieg wider Ludwig mit ungemeiner Anstrengung und Aufopferung betrieb, eben dadurch aufgerieben wurde und starb, wendete sich das badische Haus, wenigstens Markgraf Rudolf der Alte, auf die Seite des Königs, und leistete ihm so treue Dienste, daß ihm derselbe gerade zur Zeit jenes durch Herzog Otto vermittelten Friedens, die elsäßischen Reichsstädte Selz Hagenbach verschrieb.

Im zweiten Jahre nach diesem starb Markgraf Rudolf der Dritte oder Alte, und sein Gut erbte nun auf seine drei Neffen, die Söhne Markgraf Hermann des Siebten, und Markgraf Hesso's. Die erstern waren, wie erwähnt worden ist, Friedrich der Zweite und Rudolf der Vierte oder Junge. Nach einer kurzen gemeinschaftlichen Verwaltung hatten sie sich in die väterlichen Lande so getheilt, das der ältere die südlichen Gegenden mit der Hauptstadt Baden, und der jüngere die nördlichen mit der Hauptstadt Pforzheim erhielt. Jener erwarb die Burg Remchingen unterhalb Wilferdingen im Thal der Pfinz, von dem dortigen Edelgeschlecht, alsdann die Stadt und Burg Enzberg von den Rittern dieses Namens, und das Schloß Ochsenberg mit der zugehörigen Herrschaft, welche aber bald wieder an die von Gem-

mingen verpfändet wurde und so verloren gieng. Er starb noch sehr jung im Sommer dreizehnhundert drei und dreißig, und da ihm sein einziger noch übriger Vetter Rudolf Hesso bald nachfolgte, so fielen nun alle badischen Lande und Einkünfte in die Hand theils seines Bruders Rudolf, theils seines einzigen Sohnes Hermann.

Dieser Markgraf Rudolf war anfangs Chorherr zu Speier gewesen, verließ aber den geistlichen Stand und übernahm im Jahre dreizehnhundert dreißig nach erlangter Volljährigkeit die Verwaltung der ihm zugefallenen väterlichen Erbschaft. Wegen seines gewöhnlichen Aufenthaltes daselbst nannte man ihn von Pforzheim, in welcher Stadt er mit seiner Gemahlin Luitgard, aus dem Hause Löwenstein, einen Spital stiftete, und solchen den Brüdern vom Orden des heiligen Geistes übergab. Seine Partheinahme für König Ludwig nach dem Tode Herzog Friedrichs erwarb ihm die Pfandschaft der Landvogtei Ortenau mit der Reichsburg Ortenberg und den Reichsstädten Offenburg, Gengenbach und Zell. Ferner bestätigte ihm der König die Reichspfandschaft der Städte Eppingen und Heidelsheim, belehnte ihn auch mit der durch den Tod Markgraf Rudolf Hesso's dem Reiche heimgefallenen Burg Mühlberg, und ertheilte ihm das Privilegium, daß seine Leibeignen von keiner Stadt dürfen in ihre Mauern aufgenommen werden. Wie Markgraf Rudolf von dem Hause Eberstein die Stadt Bretten erwarb und solche an die Pfalzgrafen bei Rhein verpfändete, ist erwähnt worden. Er starb im Frühling tausend dreihundert acht und vierzig. Seine hinterlassenen Söhne waren Friedrich, dieses Namens der Dritte, welcher Baden erhielt, und Rudolf, genannt der Wecker, welchem Pforzheim zu Theil ward; Eberstein besaß ihr Vetter Hermann, Markgraf Friedrich des Zweiten hinterlassener Sohn, dessen männliche Nachkommen als Kinder verstarben.

Hermann verwickelte sich durch unfürstliche Bedrückungen des Klosters Herrenalb in einen verderblichen Krieg wider Kaiser und Reich. Er hatte sich als Besitzer eines Theils der Grafschaft Eberstein die in dem ebersteinischen Haus erbliche Schirmvogtei und Pflegschaft jenes Stiftes angemaßt, und sich durch die Gunst König Ludwigs darin erhalten. Bei Anwesenheit seines Gönners

aber erhoben sich die Mönche und brachten ihre Noth zu Ohren des Königs. „Der Markgraf, klagten sie, hat uns in solche Armuth gestürzt, daß wir unser Auskommen nicht mehr finden, und im Kloster nicht mehr bleiben können.“ Da übergab Ludwig das Gotteshaus dem Schuze Graf Ulrichs von Wirtemberg, seinem Landvogt zu Schwaben, und befahl einigen schwäbischen Städten, demselben wider den Markgrafen Hülfe zu leisten. Aber Hermann ließ sich hiedurch nicht einschüchtern, und führte den Krieg acht Jahre lang als erklärter Reichsfeind mit hartnäckiger Ausdauer. Nur die durch den Kriegsaufwand verursachte Schuldenlast mochte ihn endlich nöthigen, seiner Ansprache an das Schirmrecht von Herrenalb zu entsagen. Es geschah dies im Jahr dreizehnhundert sechs und vierzig, durch eine besondere Urkunde, worauf er des Königs Gnade und Huld wieder erlangte. Eine zweite Fehde bekam Markgraf Hermann mit den Städten Mainz, Worms, Speier und Straßburg, deren von dem neuen Könige Karl wegen der Rheinzölle errichteten Landfrieden er gebrochen hatte. Die städtische Macht fiel bei Graben in das badische Gebiet, und zwang den Markgrafen sowohl zur Entrichtung der Buße des Friedbruchs, als zum Ersaze alles Schadens und Aufwandes. Diese und noch andere Streitigkeiten nöthigten ihn zu vielen Veräusserungen seiner Güter, wie er denn schon nach seinem ersten Krieg die Stadt Laufen hatte weggeben müssen. Markgraf Hermann, dieses Namens der Neunte, beschloß seine unruhvollen Tage im April tausend dreihundert drei und fünfzig. Sein Erbe fiel nun an die Markgrafen Friedrich und Rudolf, die Söhne seines Oheims; aber der erstere davon folgte ihm noch in demselben Jahre nach. Es ist auch aus dessen Leben nichts bekannt, als daß er zu Baden gewohnt, und mit Frau Margaretha, der ältern Tochter weiland Markgraf Rudolf Hesso's, einen Sohn erzeugte, welcher nachmals das badische Stammhaus fortgepflanzt hat. Reicher waren die Schicksale seines jüngern Bruders, Rudolf des Weckers. Zuerst verlor derselbe die von seinem Vater erworbene Reichspfandschaft der Ortenau mit den Städten Offenburg, Zell und Gengenbach, welche sofort dem Bischof von Straßburg übergeben wurde, weswegen der Markgraf später wahrscheinlich auch dem von König Karl unter den

rheinischen Fürsten und Städten errichteten Landfriedensbündniß nicht beitrat. Alsdann verwickelten ihn die Räubereien einiger Leute zu Selz und Hagenbach in die Unannehmlichkeit, daß auf Befehl des Königs die Mauern dieser Städte niedergerissen wurden. Für beide Verluste entschädigte ihn Karl der Vierte jedoch durch mehrfache Vergünstigungen, wie zum Beispiel, daß er mit sämmtlichen seinen Unterthanen frei seyn solle von allen Schulden und Bürgschaften gegen die Juden, namentlich die straßburgischen. Denn dies Volk stund damals in dem Verdachte schändlicher Vergiftungen, und wurde allenthalben auf's grausamste verfolgt und mißhandelt. Solche Mißhandlungen sind billig zu verabscheuen; aber man erblickt darin die Nemesis, welche das seit Jahrhunderten durch die rücksichts- und gewissenlose Habgier dieser Mäckler in Städten und auf dem Land verursachte Elend so vieler Familien und Menschen auf jene Weise gerächet hat!

Rudolf, dieses Namens der Fünfte, genannt der Wecker, hatte Frau Adelheit, die jüngere Tochter Markgraf Rudolf Hesso's zur Gemahlin, und starb aber ohne Kinder, im Jahre dreizehnhundert ein und sechszig, zu Pforzheim, wo er gewohnt hatte. Hiedurch fielen alle badischen Besitzungen an den einzigen Sohn seines Bruders, an Markgraf Rudolf den Sechsten oder Jüngern. Dieser Fürst war am Hofe König Karls erzogen worden; er besaß eine ungemeine Leibesgröße und erhielt daher den Beinamen des Langen. Aber auch seine Seele war nicht klein; er erhob durch kluge Anstalten und glückliche Verträge die in seiner Hand vereinigte Markgrafschaft Baden zu neuem Ansehen und Flor. So hatte er schon im Jahre dreizehnhundert sechs und fünfzig mit Markgraf Rudolf, seinem Oheim, folgenden Erbvertrag gemacht: „Stirbt einer von ihnen ohne männliche Nachkommenschaft, so soll ihn der Andere beerben; jede Tochter erhält als ihren Antheil tausend Mark zur Aussteuer. Unveräusserlich sind die beiderseitigen Lande und Leute; eine billige Verpfändung jedoch mag erlaubt seyn. Beide Markgrafen sind sich je nach Erforderniß zu wechselweiser Hilfleistung gegen äussere Gefahr verpflichtet; entsteht aber in der Familie selbst ein Streit, so soll derselbe durch gewählte Schiedsrichter oder Austräger in Fried und Minne geschlichtet werden.“ Diese Uebereinkunft blieb sofort der Grundstein aller

nachfolgenden Familienverträge des badischen Hauses. Einen zweiten Erbfolgevertrag schloß Rudolf nach dem Hinscheide seines Oheims mit Kurfürst Ruprecht dem Aeltern von der Pfalz, seinem Schwager. Er sezte denselben auf den Fall des Mangels einer männlichen Nachkommenschaft zum Erben seiner Lande ein, wo hingegen jener ihm für denselben Fall die Städte Heidelsheim und Wildberg nebst der Pfandschaft des Schlosses Liebenzell verschrieb. Aber obwohl nun Ruprecht ohne Kinder verstarb, so blieb es doch badischer Seits bei einer blosen Ansprache an Heidelsheim, welche später auch wieder verloren gieng. Glücklicher war der Markgraf in Erwerbung verschiedener Güter und Rechte. Von König Karl erhielt er zuvörderst im Jahr dreizehnhundert zwei und sechszig einen Brief, worin derselbe ihn, „seinen lieben Fürsten und Getreuen, mit dem Fürstenthum der Markgrafschaft Baden“ belehnt, als dem Lande „von Graben bis gegen Mühlberg an der Alb und von da bis an die Schwarzach, mit der Hard, der Stadt Ettlingen, den Wildbännen, Forsten und Herrschaften, wie er und seine Vorältern solches vom Reiche hergebracht haben.“ Ferner verlieh ihm der König die Freiheit, für sich und seine Nachkommen in der Stadt Pforzheim auf den Wein und das Getreide ein Umgeld zu legen, alsdann auch das Recht, zu den Stühlen bei Mühlberg von allen Kaufmannswaaren, welche den Rhein auf- oder abwärts fahren, einen verhältnißmäßigen Zoll zu erheben, und endlich belehnte er ihn mit der im Jahre dreizehnhundert fünf und sechzig durch den Tod Graf Albrechts an das Reich heimgefallenen Grafschaft Löwenstein. Von den Grafen zu Freiburg aber erkaufte Markgraf Rudolf all' ihre Lehnherrschaften in der Ortenau, wodurch die Edlen von Staufenberg und andere sofort badische Lehnleute wurden. Und hiezu kam endlich noch der Ankauf der Burgen Rothenfels und Reichenbach, und die Wiederlößung der von seinem Stammesvetter Hermann verpfändeten Stadt Stollhofen. Die lezten Tage Markgraf Rudolf des Langen wurden getrübt durch seine Theilnahme an dem Schleglerkrieg; er starb im Frühling des Jahres tausend dreihundert zwei und siebzig, ein guter und eben so thätiger, als verständiger Fürst.

Neben diesem Stamm des badischen Hauses blühten noch,

wie erwähnt worden ist, die beiden Aeste von Hachberg und Sausenberg, welche am Eingang des vierzehnten Jahrhunderts durch die beiden Enkel Markgraf Heinrich des Ersten, Heinrich und Rudolf, gegründet worden. Der ältere, welcher bei der Theilung die Herrschaft im untern Breisgau mit dem Stammsitz Hachberg erhalten hatte, erzeugte mit Frau Agnes von Hohenberg drei Söhne, Heinrich, Rudolf und Hermann. Die leztern traten in den Johanniter und Deutschorden; jener aber verheirathete sich mit der Erbtochter von Usenberg, und brachte dadurch die Herrschaft dieses Namens an seinen Sohn Hesso, von dessen Kindern sie Otto theils wegen Mangel einer Nachkommenschaft, theils um einer drückenden Schuldenlast abzuhelfen, mit der Herrschaft Hachberg an Markgraf Bernhard den Ersten verkaufte.

Drei Geschlechtalter länger, als die hachbergische, bestund die sausenbergische Linie. Ihr Gründer hatte von der väterlichen Erbschaft die oberbreisgauischen Besizungen nebst der Landgrafschaft erhalten, womit er durch die Hand der Erbtochter von Röteln auch diese Herrschaft vereinigte. Sein erstgeborner Sohn starb schon frühe, und wie der jüngste kinderlos, während der mittlere, Markgraf Rudolf der Zweite, aus Frau Katharina von Thierstein einen gleichnamigen Erben hinterließ, welcher das Geschlecht fortgesezt hat.

Drittes Kapitel.

Von der Gründung des Fürstenthums Vorder-Oestreich.

Während sich im Norden unseres Landes die Pfalzgrafschaft bei Rhein, und in den mittleren Gegenden die Markgrafschaft Baden mehr und mehr zu selbstständigen und abgerundeten Fürstenthümern ausbildeten, begann in den südlichen Theilen, am Oberrhein und Bodensee, König Albrecht die Gründung des Fürstenthums Vorderöstreich. Eigentlich war es die Ausführung des

schon von König Rudolf, seinem Vater, gefaßten Planes einer Vereinigung der habsburgischen Stammherrschaft im Aargau, der zerstreuten Besizungen in Schwaben, auf dem Schwarzwald und im Breisgau mit der Landgrafschaft des obern Elsaßes. Albrecht betrieb das Unternehmen mit ganz besonderer Vorliebe und mit so vielem Fortgang, daß er innerhalb eines Zeitraums von kaum zehn Jahren seinen Zweck schon beinahe erreicht sah. Nur war die Art und Weise, wie Albrecht dabei zu Werke gieng, nicht geeignet, Widerspruch und Haß, und die daraus entspringende Gefahr entfernt zu halten. Man liebte ohnehin seinen Charakter nicht und das Glück, welches ihn in dem Streite wider seinen Kronbuhlen und die Reichsfürsten begleitet hatte, steigerte um so mehr seinen Uebermuth gegen die Landherren und den übrigen Adel. „Er dachte nicht, wie ein Geschichtschreiber sagt, daß wenn Alle gereizt sind, der Muth von Wenigen hinreicht, den Mächtigsten zu stürzen."

Vor Allem bewarb sich Albrecht um die Kastvogteien der Klöster und Stifte, wobei seine Macht, seine Klugheit und das königliche Ansehen die meisten Hindernisse überwand. So übergab ihm Frau Anna, aus dem argauischen Adel von Wessenberg, Aebtissin zu Säckingen, die Stadt und die Kastvogtei über ihr Gotteshaus und dessen Landschaften in Helvetien und auf dem Schwarzwald. Alsdann betrachtete er auch die Kastvogteien der Stifte Sankt Blasien und Zwiefalten, welche unter dem Reiche stunden, als seinem Hause angehörig. Von dem Hochstifte zu Konstanz erwarb Albrecht das Städtchen Ach im Hegau um so leichter, da Bischof Heinrich von Klingenberg ein alter Diener des habsburgischen Hauses war, und wegen mancherlei großen Aufwandes in dessen Kriegen des Geldes bedurfte. Durch eben diesen Bischof, welcher zugleich Abt in der Reichenau war, erlangte er auch die reichenauische Stadt Zell am Untersee mit der Vogtei des dortigen Chorherrenstifts. Die meisten Güter und Rechte aber erkaufte Albrecht von den schwäbischen Landherren und Baronen. Ausser dem, was er an der Donau und weiterhin zusammenbrachte, überließ ihm in der Baar Graf Heinrich von Fürstenberg die Stadt Bräunlingen, alsdann auch Löffingen mit dem Lehen der Burg und Grafschaft Kirnberg; im Breisgau der Freiherr von Usenberg die Lehensherrlichkeit der

untern Herrschaft dieses Namens; der Freiherr von Krenkingen seine Herrschaft im Kleckgau; im Hegau Graf Mangold von Nellenburg die Feste und Herrschaft Höwen, und der Ritter Albrecht von Klingenberg die Stadt, Burg und Herrschaft Thengen.

Dieser Eifer des Königs nach Vergrößerung seiner Hausmacht ließ den Adel bald bemerken, in welcher Gefahr er sich befinde, und die allgemeine Stimme wurde immer mißvergnügter; endlich hatte Albrecht unter allen, die ihn umgaben, keinen Freund, überall aber geheime oder offene Feinde. In Niederöstreich erhob sich die Parthei König Wenzlafs von Böhmen, in Schwaben jener Graf Eberhard von Wirtemberg, und in Helvetien das freie Landvolk von Uri, Schwiz und Unterwalden, welches er unter seine Herrschaft hatte beugen wollen. Zunächst aber am Hofe selbst bereitete sich Albrecht einen noch gefährlicheren Feind in Herzog Johann, seinem Neffen. Denn obgleich derselbe bereits volljährig war, wollte ihm der König seine Lande nicht herausgeben. Johann bat mehrmals sehr dringend darum; endlich, als er sich von Albrecht gegen dessen Söhne, Friedrich und Leopold, schimpflich zurückgesezt sah, verschwor sich der unglückliche Jüngling mit seinen Vertrauten und erschlug den König.

Der Ruf von dieser Begebenheit sezte das Land in allgemeine Bestürzung; die Städte schloßen ihre Thore, der Adel verwahrte sich auf seinen Burgen, und man machte Schuzbündnisse bis zur Wahl eines neuen Reichsoberhauptes. Wir haben gehört, daß von allen Fürsten der Graf von Wirtemberg am eifrigsten nach dem erledigten Throne rang, daß aber seine, wie die Hoffnung auch seiner Mitbewerber vereitelt, und Graf Heinrich von Luremburg an das Reich gewählt wurde; ferner, wie Eberhard durch seinen Troz gegen den neuen König in die Reichsacht fiel, hierauf alle seine Lande verlor, und in diesem Elend auf einem Schloße Markgraf Hesso's von Baden geheime Zuflucht fand; alsdann, wie nach dem Tode König Heinrichs die Wahl sich spaltete, und von der einen Parthei Herzog Friedrich von Oestreich, von der andern aber Herzog Ludwig von Baiern erhoben ward, und wie endlich der leztere durch den Sieg bei Mühldorf den Thron bleibend behauptete. Während dieses Zeitraums und während der folgenden fünf und zwanzigjährigen Reichsverwaltung König Ludwigs sezte

das Haus Oestreich seine Erwerbungen in Oberschwaben, am Bodensee und Rheinstrome glücklich fort. Namentlich erkaufte Herzog Leopold der Glorreiche im Jahr dreizehnhundert vier und zwanzig die Lehenschaft der Stadt Waldkirch mit dem Simonswald und der Feste Kastelberg. Waldkirch war unter der Pflege der schwarzenbergischen Barone nach und nach zu einer Stadt herangewachsen, und hatte endlich, im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, durch Johann und Wilhelm von Schwarzenberg die freiburgischen Rechte erhalten, wobei wegen des getrennten Besizes der Gebrüder folgende besondere Sazungen gemacht wurden: „Die Bürgerschaft in der niedern und obern Stadt gibt jede ihrem Herrn sieben Mark jährliche Steuer, wobei ihr das Geld zu gut kommen mag, welches die Ausbürger für das Burgrecht bezahlen. Mehr als diese Summe darf der Herr nur in vier Fällen ansprechen, wenn von ihm ein Sohn zum Ritter geschlagen oder eine Tochter verheirathet wird, und wenn er selbst in Gefangenschaft geräth, oder von des Reichs wegen in das Feld ziehen muß. Ferner sollen die beiderseitigen Bürger in allen wichtigen Dingen zusammenhelfen und gemeinschaftlich handeln, nur aber ist kein Theil zur Hilfleistung verpflichtet, wenn der Herr des andern für sich eine Mißhellung oder Fehde hat. Auch stehen beide Theile für die Zukunft unter einem Schultheißen, welcher jährlich gewählt wird, und wenn die Herren über die Wahl nicht einig werden, so mag jeder auf ein halb Jahr einen sezen. Endlich haben der Rath und die Bürger das Recht, jeden der Herren, welcher diese Sazungen und Freiheiten vernachläßigte oder beschränkte, deßwegen ernstlich zu mahnen und durch Vorzeigung der Briefe an ihre Pflicht zu errinnern.“ Durch den Tod seines Bruders war aber Walther im Jahre dreizehnhundert sechzehn alleiniger Herr der Stadt geworden, und machte sie mit der Herrschaft Kastelberg sofort zu einem östreichischen Lehen, während sein gleichnamiger Sohn später an die freiburgischen Geschlechter von Falkenstein, Schnewlin und Malterer auch das Eigenthum verkaufte.

Ausser Friedrich dem Schönen und Leopold dem Glorreichen hatte König Albrecht noch zwei andere Söhne hinterlassen, Otto den Kühnen und Albrecht den Weisen. Diese erwarben das Eigenthum der Stadt Villingen und die Pfandschaft der Städte Breisach,

Neuenburg, Rheinfelden und Schafhausen. Wie schon unter den Söhnen Graf Heinrichs zu Fürstenberg wegen des Besizes von Villingen eine Spaltung geschehen war, haben wir gehört; derselbe Fall trat nun abermals ein zwischen den Söhnen Graf Egons, Johann und Gottfried. Da dieselben aber innerhalb der anberaumten Frist über die Sache nicht eins werden konnten, so bewog sie ihr Vetter, der konstanzische Domherr Gebhard, welcher inzwischen die Pflegschaft zu Villingen führte, der Stadt den Vorschlag eines Loskaufs der herrschaftlichen Rechte zu machen. Freudig genug ergriffen die Villinger diesen günstigen Augenblick, ihre Freiheit zu erlangen, oder wenigstens einer so lästigen und gefährlichen Herrschaft los zu werden. Also, in eben den Loskaufsgeschäften begaben sich die Vornehmsten des Raths und der Bürgerschaft auf eine Einladung der Grafen nach Haslach auf das Schloß, wo sie reichlich bewirthet wurden. Nachdem man aber die Waffen bei Seite gelegt hatte, erschienen die Schloßknechte und warfen die erstaunten Gäste in einen Thurm. Hier sollten sie verwahrt bleiben, bis die Stadt eine Erledigungssumme von ein und vierzig tausend Gulden bezahlt habe. Dieses Geld wurde nun von der Bürgerschaft in Eile zusammengelegt und den Grafen überliefert, gegen einen völligen Verzicht auf all' ihre Rechte und Ansprach an das gemeine Wesen von Villingen. Es war jedoch keineswegs daran, daß die Stadt selbstständig bleiben wollte oder konnte; vielmehr bedurfte sie gerade damals eines mächtigen Herrn sehr nothwendig, und durch die Unterhändler des Hauses Oestreich, welche vielleicht schon früher in dieser Geschichte thätig waren, kam es auch bald dahin, daß die Villinger ihre Vogtei an den Herzog Albrecht verkauften. Er beschwor in einer Urkunde ihre Freiheiten, ließ sich hierauf im Herbste dreizehnhundert sechs und zwanzig huldigen, und nach einigen Jahren nebst seinem Bruder Otto von König Ludwig mit der neuerworbenen Stadt belehnen.

Von eben diesem Könige hatten die beiden Herzoge inzwischen auch jene Pfandschaft der Städte Breisach und Neuenburg erworben. Wie die leztere vom Hause der Grafen zu Freiburg an das Reich kam, ist nicht mehr bekannt. Von König Adolf war sie für ihre Anhänglichkeit an seine Parthei sehr begünstigt worden. Denn er bestätigte ihr nicht blos ihre alte Verfassung,

sondern erneuerte und vermehrte dieselbe mit folgenden Freiheiten: „Die Bürger von Neuenburg dürfen aller Art Lehen erwerben und frei besizen, auch ihre eigenen Güter andern zu Erblehen geben; sie dürfen Einungen und Gesellschaften errichten, so viel ihnen gut und nöthig scheint; sie dürfen ungehindert im Rheine fischen, wo er freien Lauf hat, und alle Inseln behaupten, welche er zwischen Grießheim und Bellikon gemacht hat oder machen wird. Jeder Bürger hat das Recht, wenn der Richter seine Zeugen verwirft, andere herbeizuziehen. Bei dem Tode von Vater oder Mutter soll kein Kind unter zwanzig Jahren das Erbgut in die Hand des überlebenden Theiles geben, und kein unmündiger Sohn von seinem zugefallenen Vermögen durch Spiel oder sonst gültig etwas veräußern, und endlich kein Sterbender ohne Einwilligung der Erben Jemanden mehr als fünf Schillinge Werthes vermachen können. Mann und Weib stehen sich gleich und erben einander gegenseitig, und jedes Kind folgt als Erbe seiner leiblichen Mutter. Die in der Stadt wohnenden Ritter, welche bei derselben im Kriegsdienste stehen, sind gleich den Bürgern steuerfrei; alle Ausbürger aber müssen je auf Verlangen des Schultheißen oder Rathes in der Stadt erscheinen und ihr Bürgerrecht erneuern. Und wenn bei Neuenburg eine Vorstadt entsteht, so soll dieselbe die gleichen Rechte und Freiheiten genießen, wie die Hauptstadt."

Nachdem seit sechzehn Jahren die Feindschaft und der Kampf des Hauses Oestreich wider König Ludwig gedauert hatte, war durch den König von Böhmen eine Annäherung beider Theile und endlich eine völlige Versöhnung geschehen. Die Herzoge Albrecht und Otto verzichteten auf die durch ihren Bruder Friedrich an sich gerissenen Reichsgüter, und versprachen dem Kaiser ihren Beistand, wogegen Ludwig sie in ihren Lehen und Pfandschaften bestätigte, und überdies für den erlittenen Kriegsaufwand mit zwanzig tausend Mark Silber entschädigte. Für diese Summe gab er ihnen die Reichsstädte Zürich, Sankt Gallen, Schafhausen und Rheinfelden zum Pfand. Nun aber widersezten sich Zürich und Sankt Gallen solcher Veräusserung, aus Furcht, in der Hand Oestreichs zu verbleiben, und erlangten endlich durch Vermittlung der schweizerischen Eidgenossen, daß anstatt ihrer die Namen Breisach und Neuenburg in den Pfandbrief verzeichnet wurden. Doch auch

diese Städte verwahrten sich und liessen es aufs äusserste ankommen. Denn es erschien sofort Herzog Otto mit einem Heere und belagerte Neuenburg. Bis in die siebte Woche hielt sich die Bürgerschaft, und ergab sich mit ihren Schicksalsgenossen zu Breisach nur, weil sie von aller Hilfe verlassen war.

Bald nach diesem begab sich Herzog Albrecht nach Niederöstreich und überließ die Erblande im Elsaß, in Helvetien und Schwaben seinem Bruder, welcher sie auf seine zwei Söhne, Friedrich und Leopold, vererbte. Da aber beide in wenigen Jahren ohne Kinder ihrem Vater nachfolgten, so vereinigte jezt Herzog Albrecht in seiner Hand alle Länder des östreichischen Hauses, welches er auch allein fortgepflanzt hat. Dieser Fürst war von der Gicht so gelähmt, daß er weder gehen noch stehen konnte, besaß aber einen großen Verstand und eine edle Thatkraft, wie er denn zur Sicherung der Macht und Aufnahme der herzoglichen Familie eine sogenannte Hausordnung entwarf, deren Grundsäze später unweise genug nur zu wenig beobachtet wurden. Wenige Zeit vor seinem Tode, im Jahre dreizehnhundert fünf und fünfzig, erkaufte Herzog Albrecht in den vordern Landen noch die schwarzwäldische Herrschaft Triberg. Das jezige Städtchen dieses Namens liegt in einer engen Bergschlucht, beim Zusammenfluß dreier Waldbäche, welche die Gutach bilden. Der eine stürzt in acht Fällen über eine hohe Felswand und vollendet den Reiz der wildromantischen Gegend. Denn neben dem schäumenden Wassersturze erblickt man Felsgruppen, Wiesengründe, Haiden, Thannhaine, Hütten und Bauerhöfe in mannigfaltiger Abwechslung, so daß die kleine Landschaft eine der schönsten Parthien des Schwarzwaldes ausmacht. Ohngeachtet seiner tiefen Thalschlucht liegt Triberg gleichwohl noch etliche mehr als zwei tausend Fuß über der Meeresfläche, und diese hohe Lage erschwert die Fruchtbarkeit des Bodens sehr; aber nur um so erfreulicher ist die Erscheinung eines so reinlichen, biedern und betriebsamen Volkes, wie es hier wohnt. Die ältesten Verhältnisse von Triberg und seiner Besizer sind unbekannt. Wahrscheinlich war der Ort ein hohenbergisches Stammgut nnd als Lehen bei dem gleichnamigen Adel; wenigstens hatte ihn schon im Jahr dreizehnhundert drei und dreißig Graf Rudolf von Hohenberg mit andern Gütern und Herrschaften an den Herzog verpfändet. Nach erfolgter Wiedereinlösung mag er sodann als eine

Appanage an Graf Albrecht, Bischof zu Freising, abgetreten worden seyn, und kam nun durch diesen mit der dazu gehörigen Burg und Herrschaft käuflich an das Haus Oestreich.

Herzog Albrecht, genannt der Weise oder der Lahme, starb zu Wien im Sommer dreizehnhundert acht und fünfzig. Noch auf dem Todbett hatte er seinen drei jüngern Söhnen befohlen, dem ältesten, welcher sich damals in der Schweiz befand, als ihrem Haupte zu gehorchen. Friedrich, der jüngste, ward im Jahr dreizehnhundert zwei und sechzig auf der Jagd erschossen, und drei Jahre später endigte auch Rudolf, eben der älteste, welcher mit den beiden andern die väterlichen Besitzungen so getheilt hatte, daß er und Albrecht die Länder Oestreich, Steier, Kärnthen und Krain bekamen, während Leopold die Herrschaften im Elsaß, in Helvetien und Schwaben erhielt. Nach seinem Tode nahmen Albrecht und Leopold sofort eine zweite Theilung vor, wobei der alte Besitzstand jedoch nur darin verändert wurde, daß die Grafschaft Tyrol gemeinschaftlich blieb. Also war Herzog Leopold, welchen man wegen seiner ritterlichen Tugenden den Frommen oder Biedern nannte, Herr in den vorderöstreichischen Landen, die er mit vielen Herrschaften und Orten vermehrte, namentlich im Breisgau mit den Städten Freiburg und Kenzingen, wie am Oberrhein mit Laufenburg und am See mit der Herrschaft Heiligenberg.

Ganz auf dieselbe Weise, wie Villingen, kam auch Freiburg in die Hände von Oestreich. Jenes Zerwürfniß zwischen der Stadt und ihrem Herrn hatte nämlich fortgedauert, ohngeachtet aller Versuche einer endlichen Ausgleichung und Versöhnung. Denn jemehr die Bürger an Zahl und Wohlstand, und mit ihrem Gemeinwesen an Macht und Ansehen zunahmen, desto weniger mochten sie geneigt seyn, von dem Grafen ein stolzes Benehmen oder einen Eingriff in ihre Rechte zu ertragen. Und wirklich war Freiburg damals im freudigsten Emporblühen zu dem Rang einer der ersten Städte des Landes. Ihre Verfassung war von römischen Kaisern und Königen wohl bestätigt, und hatte, wenn auch für den Augenblick in einzelnen Punkten eine Beschränkung, doch im Ganzen manche Erweiterung erhalten, die ihr bleibend erhalten wurde. So erschienen in der neuen Handveste vom Jahr zwölfhundert drei und neunzig schon die Handwerksvereine oder Zünfte, und das Amt

rheinischen Fürsten und Städten errichteten Landfriedensbündniß nicht beitrat. Alsdann verwickelten ihn die Räubereien einiger Leute zu Selz und Hagenbach in die Unannehmlichkeit, daß auf Befehl des Königs die Mauern dieser Städte niedergerissen wurden. Für beide Verluste entschädigte ihn Karl der Vierte jedoch durch mehrfache Vergünstigungen, wie zum Beispiel, daß er mit sämmtlichen seinen Unterthanen frei seyn solle von allen Schulden und Bürgschaften gegen die Juden, namentlich die straßburgischen. Denn dies Volk stund damals in dem Verdachte schändlicher Vergiftungen, und wurde allenthalben auf's grausamste verfolgt und mißhandelt. Solche Mißhandlungen sind billig zu verabscheuen; aber man erblickt darin die Nemesis, welche das seit Jahrhunderten durch die rücksichts- und gewissenlose Habgier dieser Mäckler in Städten und auf dem Land verursachte Elend so vieler Familien und Menschen auf jene Weise gerächet hat!

Rudolf, dieses Namens der Fünfte, genannt der Wecker, hatte Frau Adelheit, die jüngere Tochter Markgraf Rudolf Hesso's zur Gemahlin, und starb aber ohne Kinder, im Jahre dreizehnhundert ein und sechszig, zu Pforzheim, wo er gewohnt hatte. Hiedurch fielen alle badischen Besizungen an den einzigen Sohn seines Bruders, an Markgraf Rudolf den Sechsten oder Jüngern. Dieser Fürst war am Hofe König Karls erzogen worden; er besaß eine ungemeine Leibesgröße und erhielt daher den Beinamen des Langen. Aber auch seine Seele war nicht klein; er erhob durch kluge Anstalten und glückliche Verträge die in seiner Hand vereinigte Markgrafschaft Baden zu neuem Ansehen und Flor. So hatte er schon im Jahre dreizehnhundert sechs und fünfzig mit Markgraf Rudolf, seinem Oheim, folgenden Erbvertrag gemacht: „Stirbt einer von ihnen ohne männliche Nachkommenschaft, so soll ihn der Andere beerben; jede Tochter erhält als ihren Antheil tausend Mark zur Aussteuer. Unveräusserlich sind die beiderseitigen Lande und Leute; eine billige Verpfändung jedoch mag erlaubt seyn. Beide Markgrafen sind sich je nach Erforderniß zu wechselweiser Hilfleistung gegen äussere Gefahr verpflichtet; entsteht aber in der Familie selbst ein Streit, so soll derselbe durch gewählte Schiedsrichter oder Austräger in Fried und Minne geschlichtet werden." Diese Uebereinkunft blieb sofort der Grundstein aller

nachfolgenden Familienverträge des badischen Hauses. Einen zweiten Erbfolgevertrag schloß Rudolf nach dem Hinscheide seines Oheims mit Kurfürst Ruprecht dem Aeltern von der Pfalz, seinem Schwager. Er sezte denselben auf den Fall des Mangels einer männlichen Nachkommenschaft zum Erben seiner Lande ein, wo hingegen jener ihm für denselben Fall die Städte Heidelsheim und Wildberg nebst der Pfandschaft des Schlosses Liebenzell verschrieb. Aber obwohl nun Ruprecht ohne Kinder verstarb, so blieb es doch badischer Seits bei einer blosen Ansprache an Heidelsheim, welche später auch wieder verloren gieng. Glücklicher war der Markgraf in Erwerbung verschiedener Güter und Rechte. Von König Karl erhielt er zuvörderst im Jahr dreizehnhundert zwei und sechszig einen Brief, worin derselbe ihn, „seinen lieben Fürsten und Getreuen, mit dem Fürstenthum der Markgrafschaft Baden“ belehnt, als dem Lande „von Graben bis gegen Mühlberg an der Alb und von da bis an die Schwarzach, mit der Hard, der Stadt Ettlingen, den Wildbännen, Forsten und Herrschaften, wie er und seine Vorältern solches vom Reiche hergebracht haben.“ Ferner verlieh ihm der König die Freiheit, für sich und seine Nachkommen in der Stadt Pforzheim auf den Wein und das Getreide ein Umgeld zu legen, alsdann auch das Recht, zu den Stühlen bei Mühlberg von allen Kaufmannswaaren, welche den Rhein auf- oder abwärts fahren, einen verhältnißmäßigen Zoll zu erheben, und endlich belehnte er ihn mit der im Jahre dreizehnhundert fünf und sechzig durch den Tod Graf Albrechts an das Reich heimgefallenen Grafschaft Löwenstein. Von den Grafen zu Freiburg aber erkaufte Markgraf Rudolf all' ihre Lehnherrschaften in der Ortenau, wodurch die Edlen von Staufenberg und andere sofort badische Lehnleute wurden. Und hiezu kam endlich noch der Ankauf der Burgen Rothenfels und Reichenbach, und die Wiederlößung der von seinem Stammesvetter Hermann verpfändeten Stadt Stollhofen. Die lezten Tage Markgraf Rudolf des Langen wurden getrübt durch seine Theilnahme an dem Schleglerkrieg; er starb im Frühling des Jahres tausend dreihundert zwei und siebzig, ein guter und eben so thätiger, als verständiger Fürst.

Neben diesem Stamm des badischen Hauses blühten noch,

wie erwähnt worden ist, die beiden Aeste von Hachberg und Sausenberg, welche am Eingang des vierzehnten Jahrhunderts durch die beiden Enkel Markgraf Heinrich des Ersten, Heinrich und Rudolf, gegründet worden. Der ältere, welcher bei der Theilung die Herrschaft im untern Breisgau mit dem Stammsitz Hachberg erhalten hatte, erzeugte mit Frau Agnes von Hohenberg drei Söhne, Heinrich, Rudolf und Hermann. Die leztern traten in den Johanniter und Deutschorden; jener aber verheirathete sich mit der Erbtochter von Usenberg, und brachte dadurch die Herrschaft dieses Namens an seinen Sohn Hesso, von dessen Kindern sie Otto theils wegen Mangel einer Nachkommenschaft, theils um einer drückenden Schuldenlast abzuhelfen, mit der Herrschaft Hachberg an Markgraf Bernhard den Ersten verkaufte.

Drei Geschlechtalter länger, als die hachbergische, bestund die sausenbergische Linie. Ihr Gründer hatte von der väterlichen Erbschaft die oberbreisgauischen Besizungen nebst der Landgrafschaft erhalten, womit er durch die Hand der Erbtochter von Röteln auch diese Herrschaft vereinigte. Sein erstgeborner Sohn starb schon frühe, und wie der jüngste kinderlos, während der mittlere, Markgraf Rudolf der Zweite, aus Frau Katharina von Thierstein einen gleichnamigen Erben hinterließ, welcher das Geschlecht fortgesezt hat.

Drittes Kapitel.

Von der Gründung des Fürstenthums Vorder-Oestreich.

Während sich im Norden unseres Landes die Pfalzgrafschaft bei Rhein, und in den mittleren Gegenden die Markgrafschaft Baden mehr und mehr zu selbstständigen und abgerundeten Fürstenthümern ausbildeten, begann in den südlichen Theilen, am Oberrhein und Bodensee, König Albrecht die Gründung des Fürstenthums Vorderöstreich. Eigentlich war es die Ausführung des

schon von König Rudolf, seinem Vater, gefaßten Planes einer Vereinigung der habsburgischen Stammherrschaft im Aargau, der zerstreuten Besizungen in Schwaben, auf dem Schwarzwald und im Breisgau mit der Landgrafschaft des obern Elsaßes. Albrecht betrieb das Unternehmen mit ganz besonderer Vorliebe und mit so vielem Fortgang, daß er innerhalb eines Zeitraums von kaum zehn Jahren seinen Zweck schon beinahe erreicht sah. Nur war die Art und Weise, wie Albrecht dabei zu Werke gieng, nicht geeignet, Widerspruch und Haß, und die daraus entspringende Gefahr entfernt zu halten. Man liebte ohnehin seinen Charakter nicht und das Glück, welches ihn in dem Streite wider seinen Kronbuhlen und die Reichsfürsten begleitet hatte, steigerte um so mehr seinen Uebermuth gegen die Landherren und den übrigen Adel. „Er dachte nicht, wie ein Geschichtschreiber sagt, daß wenn Alle gereizt sind, der Muth von Wenigen hinreicht, den Mächtigsten zu stürzen."

Vor Allem bewarb sich Albrecht um die Kastvogteien der Klöster und Stifte, wobei seine Macht, seine Klugheit und das königliche Ansehen die meisten Hindernisse überwand. So übergab ihm Frau Anna, aus dem argauischen Adel von Wessenberg, Aebtissin zu Säckingen, die Stadt und die Kastvogtei über ihr Gotteshaus und dessen Landschaften in Helvetien und auf dem Schwarzwald. Alsdann betrachtete er auch die Kastvogteien der Stifte Sankt Blasien und Zwiefalten, welche unter dem Reiche stunden, als seinem Hause angehörig. Von dem Hochstifte zu Konstanz erwarb Albrecht das Städtchen Ach im Hegau um so leichter, da Bischof Heinrich von Klingenberg ein alter Diener des habsburgischen Hauses war, und wegen mancherlei großen Aufwandes in dessen Kriegen des Geldes bedurfte. Durch eben diesen Bischof, welcher zugleich Abt in der Reichenau war, erlangte er auch die reichenauische Stadt Zell am Untersee mit der Vogtei des dortigen Chorherrenstifts. Die meisten Güter und Rechte aber erkaufte Albrecht von den schwäbischen Landherren und Baronen. Ausser dem, was er an der Donau und weiterhin zusammenbrachte, überließ ihm in der Baar Graf Heinrich von Fürstenberg die Stadt Bräunlingen, alsdann auch Löffingen mit dem Lehen der Burg und Grafschaft Kirnberg; im Breisgau der Freiherr von Usenberg die Lehensherrlichkeit der

angeworbene Macht diente der Stadt dazu, dem Grafen in den Friedensunterhandlungen mit um so größerm Nachdruck zu begegnen, und wirklich mußte er darauf verzichten, je wieder in den Besitz von Freiburg zu gelangen; zur Entschädigung übergab ihm die Stadt im Frühling dreizehnhundert acht und sechzig die deswegen angekaufte Herrschaft Badenweiler nebst einer Summe von zwanzig tausend Mark Silbers. Also erlangte das gemeine Wesen von Freiburg seine Freiheit, nachdem es seit der wohlthätigen Herrschaft von Zähringen anderthalbhundert Jahre unter der Obwaltung der Grafen vom Hause Urach gestanden hatte. Aber jener Verzicht verlangte, daß die Stadt sich innerhalb einer kurzen Frist um einen neuen Herrn bewerbe, und die östreichischen Unterhändler bewiesen auch hier, wie bei Villingen, ihre gewandte Praktik; noch in demselben Jahr ergab sich die Stadt Freiburg, gegen Uebernahme eines Theils ihrer Schulden, an die Herzoge Albrecht und Leopold von Oestreich!

Zu gleicher Zeit wurde auch Kenzingen östreichisch, nach einem langen Rechtsstreit mit dem Markgrafen von Baden. Hundert Jahre nach Erhebung dieser Stadt, alsdann sechs und sechzig Jahre nach Bestätigung ihrer freiburgischen Verfassung durch die Söhne des Stifters, hatte Herr Friedrich von Usenberg, im Sinne seiner Vorfahren, welche „immer darnach gestrebt, daß das gemeine Wesen zunehme an Ehren und Wohlfahrt", die kenzingischen Freiheiten nach dem Zeitbedürfnisse ansehnlich vermehrt. Er setzte fest, daß alle Leute, die innerhalb der vier Kreuze wohnen, Lieb und Leid sollen theilen an Rechten, an Steuern und Diensten, wie die Insassen der Stadt, nur dürfe in diesem Bezirk von den Leuten der Herrschaft Niemand schuldenhalber festgenommen werden. Ferner erlaubte er den Kenzingern, Vorstädte anzulegen mit Mauern und Graben, und nach Gewohnheit der Stadt Freiburg unter sich Zünfte zu errichten, aus denen man acht ehrbare Männer in den Rath sezen soll; auch mögen die Rathsglieder und Zünftner sowohl den Schultheißen wählen, als den Rath ergänzen, wenn der Herr inner acht Tagen nach ihrer Mahnung es zu thun unterläßt. Für die Ertheilung dieser Freiheiten empfieng Herr Friedrich anderthalbhundert Mark Silbers. Er starb hierauf im Jahr dreizehnhundert vier und fünfzig, ohne Kinder, so daß Markgraf Heinrich der

Vierte von Baden, der Gemahl seiner Schwester Anna, sich berechtigt glaubte, die Stadt Kenzingen sammt der Herrschaft Kürnberg in Besitz zu nehmen. Allein der Herzog von Oestreich behauptete beides als heimgefallene Lehen. Da versammelte sich auf einer Wiese bei Säckingen unter Immer von Straßburg das breisgauische Lehengericht, und entschied für den Herzog. Gleichwohl dachte der Markgraf an keine Abtretung, bis das Reichshofgericht zu Prag ihn durch Androhung der Acht dazu nöthigte.

Die beiden Städte Laufenburg endlich mit der anhangenden Herrschaft erkaufte Leopold von seinem Stammesvetter Graf Johann dem Jungen von Habsburg, unter der Bedingung, daß er ihm dieselben als ein rechtes Mannlehen wieder anverleihe.

Dieses sind die Erwerbungen des Hauses Oestreich in den obern Gauen unseres Großherzogthums, eine beinah' ununterbrochene Strecke meist wohlbebauter Herrschaften und Güter, vom Bodensee und der Donau am Rheinstrom herab bis in die Ortenau. Da sich Herzog Leopold bei der ersten Ländertheilung mit seinem Bruder verkürzt glaubte, so trat ihm Albrecht, um einen Krieg zu vermeiden, im Jahr dreizehnhundert fünf und achtzig gutwillig alles ab, was diesseits des Arlberges lag. Demnach war Leopold der alleinige Herr des Fürstenthums Vorderöstreich, welches damals die Landgrafschaften Thurgau, Aargau, Breisgau und Oberelsaß, die Markgrafschaft Burgau, die Grafschaften Feldkirch, Heiligenberg, Vehringen, Hohenberg und Hauenstein in sich begriff. Aber schon nach wenigen Monaten änderte sich dies wieder durch das traurige Schicksal des Herzogs. Es ist bekannt, wie weiland König Albrecht durch seine Härte und Ländergier den Bund der schweizerischen Eidgenossen veranlaßte, und wie diese die östreichischen Landvögte verjagt haben. Als nun der König gefallen war, empörte die Grausamkeit, womit seine Gemahlin und Kinder die Blutrache auch an dem schuldlosen Volke der Mörder verfolgten, alle menschlichen Gemüther, und vermehrte jenen wider den Namen Oestreich erweckten Haß, der hierauf durch den ebenso übermüthigen als blinden Eifer des schwäbischen Adels für das Erzhaus zum höchsten Grad gesteigert wurde. Das herzogliche Haus dagegen stachelte die Erinnerung an seine Niederlagen bei Morgarten und Laupen, und der Blick auf das schnelle Wachsthum

des schweizerischen Vereins. Um nun jene Schmach auszulöschen, und diesen Bund zu vernichten, führte Herzog Leopold im Sommer des Jahres dreizehnhundert sechs und achtzig ein furchtbares Heer geharnischter Ritter gegen das leichtbewaffnete Volk der eidgenössischen acht Orte. Es kam zur Schlacht bei jenem Städtchen Sempach, dessen Namen Arnold von Winkelried durch seinen heldenmüthigen Tod verewiget hat. Aber auch auf Seiten des Adels wurden glänzende Zeugnisse ritterlichen Heldenmuthes an den Tag gelegt. Der Herzog selbst, als er das wankende Glück der Seinen sah, rief voll Entschlossenheit aus: „Es ist so mancher Graf und Herr für mich in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben", und stürzte sich in den dicksten Haufen, wo er von einem geringen Manne erstochen ward. Und als ihn Herr Martin Malterer, welcher das Banner der Stadt Freiburg führte, mitten im Gewühle auf der Erde liegen sah, warf er sich mit ausgebreiteten Armen auf den Leichnam, damit derselbe nicht zertreten werde, und fand so auch seinen eigenen Tod.

Nach dieser unglücklichen Schlacht kamen Wilhelm, Leopold, Friedrich und Ernst, die Söhne des gefallenen Herzogs, zu ihrem Oheim, und übergaben ihm die Verwaltung ihrer angeerbten Lande. Herzog Albrecht, genannt mit dem Zopf, war einer der vortrefflichsten damaligen Fürsten, ebenso thätig als geistvoll und liebenswürdig; da aber Wilhelm und Leopold schon nach einigen Jahren ihre Mündigkeit erlangten, währte seine väterliche Obsorge allzu kurz für die Vorlande, und Leopold, dem dieselben nachmals bei der Theilung mit seinen Brüdern zufielen, und welcher für den minderjährigen Sohn Herzog Albrechts auch Inneröstreich verwaltete, war von seinem Oheim so sehr das Gegentheil, daß er in beiden Fürstenthümern allgemein gehaßt wurde.

Viertes Kapitel.

Von den Landherren unserer Gaue im vierzehnten Jahrhundert.

Neben den drei Fürsten unserer Gaue, dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Oestreich, bemerken wir noch eine Anzahl kleinerer Landherren, die sich sehr bemerklich aus der Masse des Adels erhoben. Aber nur den einen davon kommt dieser Name eigentlich zu; denn die Häuser Geroldseck, Usenberg, Röteln, Wertheim und Eberstein stunden blos vermöge ihrer vornehmen Abkunft und ihres großen Güterbesizes neben den Grafen von Freiburg, Fürstenberg, Lupfen und Habsburg-Laufenburg, deren bevorzugte Stellung auf der Forterhaltung der grafschaftlichen Rechte und Gerichte in ihren Gauen beruhte. Wie man sieht, so gehört diese leztere Art sämmtlich der obern Gegend unsers Großherzogthums an, und warum solche in der mittlern und untern nicht vorkommen, hat seinen Grund in dem Umstande, daß ein Theil der dortigen Gaugrafschaften in die todte Hand der Kirche übergegangen war, wie der Ufgau an das speierische, der Lobdengau und die Weingartweiba an das wormsische Domstift, während die andern nach dem Erlöschen ihrer ursprünglichen Grafen-Familien von den Königen eingezogen und verschiedentlich entweder einem Reichsvogte übertragen, oder an die benachbarten Fürstenhäuser veräußert wurden, wie der Pfinzgau, Kraich- und Elsenzgau. In den pfälzischen Gegenden waren selbst nicht einmal so reiche und hervorragende Dynastenhäuser stehen geblieben, wie in der Ortenau, im Breisgau, auf dem Schwarzwald und am See, weil theils die rheinischen Domkirchen, theils die Pfalzgrafen schon frühzeitig fast allen Landbesiz verschlungen hatten, gleichwie es hier jezt auch das Haus Oestreich zu thun begann. Von den einst zahlreichen Freiherren-Familien sieht man wenige mehr übrig, und diese fanden mit dem vierzehnten Jahrhundert vollends ihr Grab. Die von Vorberg erscheinen seit dem Hingang Herrn Konrad des Jüngern im Jahr

dreizehnhundert und dreizehn nicht mehr, nachdem ihre Stammesverwandten von Krautheim, Klingenfels und Lar schon längst abgedorrt waren. Kurze Zeit hierauf endigte mit dem Ritter Boppo auch das Geschlecht der Bliker von Steinach. Und die Familie von Strahlenberg, nach Veräußerung ihrer besten Güter durch Ritter Rennwart erlosch mit dessen Sohn Johann im Jahr vierzehn hundert acht. Der kraichgauische Adel und der angrenzende im alten Pfinzgau bestund größtentheils aus der Nachkommenschaft ehemaliger Dienstmanne, und gehörte zu den stiftspeierischen, zu den pfälzischen, oder badischen, oder ebersteinischen Lehnleuten.

Das Haus Eberstein war durch den jüngsten Sohn weiland Graf Otto's fortgepflanzt worden, und die Nachkommenschaft seines Enkels Heinrich bestund jezt in den Gebrüdern Wilhelm, Ottmar, Heinrich, Berthold und Wolf, von denen wir den leztern als Obmann des Schleglerbundes bereits kennen gelernt haben. Nach der unglücklichen Fehde wider den Grafen von Wirtemberg, deren Verluste und Kosten ihn sehr herabgebracht hatten, sah sich Graf Wolf nicht allein genöthigt, gegen ein jährliches Dienstgeld von tausend Gulden die Hauptmannschaft der Stadt Speier zu übernehmen, sondern endlich auch sein väterliches Erbe an Markgraf Rudolf von Baden zu verkaufen. Die Herrschaft Eberstein, von welcher wir die Burg Alteberstein mit ihrer Zugehörung schon längst bei dem badischen Hause sehen, erstreckte sich damals von Ebersbronn unterhalb der Herrenwiese zwischen den Höhen des Gebirgs an der Murg bis gegen Rothenfels und an der Alb bis über Spessart hinab, wozu am Federbach noch der Ort Muckensturm und im Kraichgau die Stadt Gochsheim mit einigen Dörfern gehörte. Durch den kinderlosen Tod drei seiner Brüder war die ganze Grafschaft an den Grafen Wolf und dessen Enkel aus Wilhelm gefallen, so daß er mit diesen alle ebersteinischen Schlösser, Städte und Dörfer zur Hälfte besaß. Also gieng durch jenen Kauf, welcher im Jahre dreizehnhundert sieben und achtzig geschah, von der Stadt Gernsbach und Burg Neueberstein mit ihren Zugehörungen und von den genannten Ortschaften der eine Halbtheil an das Haus Baden über, während der andre noch durch mehrere Hände lief, bis er mit jenem endlich wieder vereinigt wurde.

Nach der Trennung des geroldseckischen Freiherren-Geschlechts

in die Veldenzer und Lahrer Linie, fügte es sich, daß durch Sterbfälle, Erbschaften und Theilungen das von weiland Graf Heinrich hinterlassene Erbgut unter seinen Enkeln eine völlige Ausscheidung erlitt; Walther erhielt die Stammburg mit der anhangenden Herrschaft, Johann die Stadt und Herrschaft Sulz, und Heinrich die Grafschaft Veldenz. Hiedurch zerfiel die Veldenzer Linie wieder in drei Familien, in die hohenwaldseckische, in die sulzische und in die der erneuerten Grafen von Veldenz. Während nun die Nachkommenschaft des Landvogts Hermann, oder die Lahrer Linie, ebenso wie die sulzische und gräflich veldenzische, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erlosch, blühte diejenige von Hohengeroldseck noch bis in die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Die Söhne Hermanns waren Heinrich, Walther und ein gleichnamiger, von denen der Mittlere das Geschlecht fortsezte, und den Flecken, welcher sich allmälig bei dem Schloß und Kloster zu Lahr gebildet hatte, zur Stadt erhob. Es geschah dies am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, und die folgenden zwanzig Jahre verflossen in Gestaltung und Emporbringung des neuen Gemeinwesens, bis ihm Herrn Walthers gleichnamiger Sohn den ersten Freiheitsbrief ertheilte. „Der Herr, heißt es darin, darf keine andere Steuer fordern, als jährlich auf Martini vom reichsten Bürger ein Pfund straßburger Pfenninge, und von den übrigen eine je nach der Schazung von vier Bürgern und des Vogts geringere Summe. Alsdann soll die Bürgerschaft ihre Stadt selbst bewahren und beschüzen, wie auch den Zoll und das Aufnahms- oder Burgrechtsgeld einziehen und nach Gutdünken verwenden. Ferner soll sie jährlich vier achtbare Männer aus ihrer Mitte zu Räthen erwählen, welche mit dem herrschaftlichen Vogt die Stadtoberkeit bilden, und diese hat sowohl die Geseze und Ordnungen zu machen, als die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Endlich mag jeder Bürger ungehindert sein Eigenthum veräussern und aus der Stadt hinwegziehen, wobei ihm der Herr noch sicheres Geleit schuldig ist.“ Bei so vortrefflichen Freiheiten mußte Lahr in kurzer Zeit in Aufnahm und Blüthe gerathen. Wirklich drängten sich so viele Fremde nach seinen Mauern, daß dieselben bald zu eng wurden, und allmählig zwei Vorstädte entstunden. Hiezu kamen mancherlei Unfälle des

geroldseckischen Hauses, wodurch es sich genöthigt sah, der Stadt um Geldleistungen neue Vortheile einzuräumen, wie ihr denn Herr Heinrich, ein Enkel des zweiten Walthers, im Jahre dreizehnhundert sieben und siebzig gegen eine Summe von siebenhundert Pfund Pfennigen einen neuen Freiheitsbrief ertheilte, worin die alte Verfassung von Lahr mit den durch die Zeit hervorgerufenen Veränderungen auf ewig beschworen und bestätigt wurde. Anstatt der Vierer war jezt ein Rath von zwölf Mitgliedern errichtet, welcher mit dem von der Herrschaft gesezten Vogt und Schultheiß die Geseze zu geben, wie das städtische Eigenthum, die Polizei und Rechtspflege zu verwalten hatte. Das unbedingte Abzugsrecht war beschränkt und die Martinisteuer des reichsten Bürgers auf vier Pfund erhöht worden, aber dagegen durfte der Herr fortan keinen Bürger mehr wegen einer Schuldsache willkürlich pfänden, sondern der Rath bestimmte das Pfand, und ausgenommen für Diebstahl, Mord, Verfälschung und Nothzucht sollte keine Strafe höher als drei Pfenninge seyn, wie auch Niemand wegen eines Verschuldens ausser jenen vier Verbrechen in gefängliche Haft gebracht werden. Und für den Fall eines Streites zwischen der Bürgerschaft und ihrem Herrn war festgesezt, daß ihn gewählte Schiedsrichter vor dem Rathe zu Straßburg entscheiden sollten. Im siebzehnten Jahr nach diesem Freiheitsbriefe starb Heinrich, welcher anfangs Kirchherr zu Dinglingen gewesen war, aber bei dem kinderlosen Tode seines ältern Bruders Walther sich der geistlichen Geschäfte entschlug und eine Tochter vom Hause Lichtenberg heirathete. Von seinen Söhnen hinterließ jedoch allein der gleichnamige Erstgeborne eine Nachkommenschaft, und auch dies waren nur zwei Töchter, weßwegen sich nachmals zwischen dem Gemahle der ältern und ihren Stammesverwandten von Hohengeroldseck über das lahrische Erbe ein langer und heftiger Streit erhoben hat.

Der Sohn Hermanns, des Stifters der hohengeroldseckischen Linie, und Enkel weiland Heinrichs von Veldenz, war Herr Walther, welchen man nach seiner Mutter von Tübingen benannte. Er hatte mit seinem Oheim Georg, dem Stifter der neuen gräflich veldenzischen Familie, zur Hebung mehrfacher Zwistigkeiten und Mißhellungen im Jahre dreizehnhundert und neun zu Offenburg,

in Gegenwart vieler Herren, Ritter und Knechte, eine solche Einung geschlossen, daß sie beide die Herrschaft Geroldseck, nämlich die Burg dieses Namens und die Festen zu Schwanau, Schenkenzell, Romberg und Losburg mit ihren Zugehörungen in schlechter Gemeinschaft besizen wollen, und keiner irgend etwas davon veräussern dürfe, ohne Zustimmung ihrer nächsten Freunde und Verwandten. Solche Einungen und Verträge wurden damals unter dem Adel sehr häufig gemacht, um theils den verderblichen Erb- und Theilungsstreiten, theils einer Zersplitterung des Familiengutes durch Verkaufe und Verpfändungen vorzubeugen. Leider mochte bei dem Hause Geroldseck dies Mittel nicht hinreichen, Ansehen und Wohlstand wieder emporzubringen; seine Glieder hatten sich zu stark vermehrt, und neue unglückliche Fehden stürzten es in neue Verluste. Noch immer konnten die Geroldsecker jene von den Straßburgern erlittene Schmach nicht vergessen, und Herr Walther, ein überaus kräftiger und kriegerischer Mann, machte es sich zum Geschäfte, der Stadt allen nur möglichen Schaden und Abbruch zu thun. Er saß gewöhnlich zu Schwanau, von wo aus seine Leute das straßburgische Land überfielen und plünderten. Dies hatten sie lange Zeit ungestraft getrieben, als die Straßburger im Jahre dreizehnhundert drei und dreißig mit den elsässischen und breisgauischen Städten Basel, Mühlhausen, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Freiburg, Breisach, Neuenburg und Rheinfelden ein Schuzbündniß schlossen, und von deren reisigem Volke unterstüzt, vor die Feste Schwanau zogen, um den Räubereien und Gewaltthaten ein Ziel zu sezen. Es wurde ein ordentliches Lager errichtet, worin das Volk einer jeden Stadt abgesondert unter seinem Banner stund, welches einen seltnen Anblick gewährte. Man sezte der Burg sehr tapfer zu; aber sie war durch ihre Lage, wie durch die Stärke ihrer Mauern so fest und so gut verproviantirt, daß die Städte all' ihr Belagerungszeug in's Werk sezen mußten. Mit ihren Blieden oder Wurfmaschinen schleuderten sie zuerst ungeheure Steinmassen und brennende Pechkränze gegen die Burg, hernach aber viele mit Unrath von Menschen und Thieren gefüllte Tonnen in die von ihrem Obdach entblösten Wohnhäuser, so daß es bei der herrschenden Sommerhize nicht mehr auszuhalten war, und die Besazung sich zur Uebergabe genöthigt sah. Gegen sechszig

davon wurden enthauptet, einige grausam gemartert und die Burg hierauf vom Grund aus zerstört. Herrn Walther soll nur die List seiner Frau gerettet haben, da ihr die Städte freien Abzug versprochen hätten mit Allem, was zu ihrem Leib gehöre, und sie nun mit ihrem Gemahl auf dem Rücken und ihrem Sohne auf dem Arm über die Fallbrücke gezogen sey. Aber das städtische Kriegsvolk drang auch über den Rhein, verbrannte Schuttern und verwüstete rund umher die geroldseckischen Besizungen.

Herr Walther lebte nach diesem Unfall noch gegen dreißig Jahre, und hinterließ aus seiner treuen Gemahlin Anna von Fürstenberg, zwei Söhne, Heinrich und Georg. Der jüngere hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, legte ihn jedoch wieder ab, und theilte endlich nach langer Uneinigkeit mit seinem Bruder die väterlichen Herrschaften, von wo an er das hintere Haus zu Geroldseck bewohnte, während Heinrich in dem vordern saß. Da er aber ohne eheliche Kinder verstarb und von Heinrich nur ein einziger Sohn hinterblieb, so wurde in dessen Hand die geroldseckische Herrschaft wieder vereinigt. Es war Walther der Zweite, der somit als Fortsezer des freiherrlichen Stammes von Hohengeroldseck erscheint.

Im Breisgau bestund neben den Markgrafen zu Hachberg und Sausenberg, wie wir gesehen haben, noch immer jener uralte Adel von Usenberg und Schwarzenberg. Das Freiherren-Geschlecht Röteln war mit dem baselschen Domprobst Lütold im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn erloschen. Da die Schwester dieses Herren den Markgraf Rudolf von Sausenberg zum Gemahle besaß, so hatte er dessen Sohn Heinrich zum Erben eingesezt. Dadurch kam nun die ganze Herrschaft Röteln an das badische Haus. Es zog sich dieselbe von Schopfheim durch das Wiesenthal hinab und über die Vorhöhen des Sausenhard bis an den Rhein zwischen Grenzach und Rheinweiler, eine ebenso schöne als fruchtbare Landschaft. Nach dieser Erwerbung verließ Markgraf Heinrich die Feste Sausenberg in dem dunkeln Hard und wählte seinen Wohnsiz auf der herrlichen Burg zu Röteln, deren Namen er sofort auch zu führen pflegte.

Wie die Freiherren von Usenberg und von Schwarzenberg, die Gründer der Gemeinwesen zu Endingen, Kenzingen, Waldkirch

und Elzach waren, und wie sie hierauf die Lehensherrlichkeit ihrer Besizungen an das Haus Oestreich verkauften, ist erzählt worden. Die usenbergische Stammherrschaft war sehr ansehnlich, und theilte sich bei Breisach in die obere und untere. Jene zog sich aus der Mark über mehrere Ortschaften hinauf bis in das sulzburger Thal und nach Hügelheim; diese zwischen dem Kaiserstuhl und Rhein hinab bis Hausen und ostwärts bis Bleichheim. Aber wir haben gehört wie die Usenberger schon in den vorigen Jahrhunderten durch fromme Vermächtnisse und durch unbrüderliche Zwiste in der eignen Familie, oder durch Theilnahme an den Partheiungen der Zeit ihr Gut gemindert hatten. Den empfindlichsten Schlag versezte ihnen im Jahr dreizehnhundert ein und zwanzig eine Fehde mit der Stadt Freiburg und ihrem Grafen, welche sich die Söhne weiland Herrn Hesso des Dritten, Burkhard und Gebhard zuzogen, durch Ermordung dreier neuenburgischen Bürger aus dem Geschlechte von Endingen. Denn nachdem schon der Kriegsaufwand vieles gekostet hatte, mußten die usenbergischen Brüder laut einer unter der Obmannschaft Lütolds von Krenkingen gemachten Sühne, außer der Zurückgabe alles geraubten Gutes, für die abgeschiedne Seele jedes der drei Erschlagenen eine ewige Messe nebst einem ewigen Lichte stiften, alsdann zur Besserung sowohl den endingischen Verwandten dreihundert, als den Freiburgern vierhundert Mark bezahlen, wie auch an den Grafen Konrad ein Grundstück von dreihundert Mark aufgeben, um es aus dessen Hand zu Lehen zu empfangen; und endlich wurde Gebhard über das Meer verwiesen, auf solang, als es dem Grafen gefalle. Burkhard aber blieb gereizt und unweise genug, um sich durch Erneuerung der Fehde wider Freiburg in den noch größern Verlust von zwölfhundert Mark Silber zu stürzen! Er starb endlich um's Jahr dreizehnhundert und dreißig und hinterließ als Erben den Hugo und Friedrich, ebendieselben Herren, von welchen wir wissen, daß sie jenen von ihrem Großvater und Großoheim der Stadt Kenzingen ertheilten Freiheitsbrief erneuert und erweitert haben. Hugo erzeugte einen Sohn, den lezten Mannessprossen seines Geschlechtes. Es war Hesso, nach dessen Hinscheid im Jahre dreizehnhundert und achtzig das usenbergische Erbe durch seine Tochter Anna an Markgraf Hesso von Hachberg fiel, mit Ausnahme der Stadt Kenzingen

und Herrschaft Kürnberg, die wir in die Hand des Hauses Oestreich haben fallen sehen.

Von altersher zerfiel der Breisgau in die obere und niedere Grafschaft. Jene war nach dem Ausgang der Zähringer vom Kaiser an das Haus Hachberg verliehen worden, und diese hatten die Grafen von Urach mit der Stadt Freiburg ererbt, und in solcher Verbindung gieng sie denn auch an Oestreich über, worauf die Herzoge die grafschaftlichen Rechte mit ihren andern Hoheitsbefugnissen vereinigten und durch einen Landvogt veralten ließen, welches Amt zuerst Markgraf Rudolf dem Langen von Baden übertragen wurde. Die obere Grafschaft fiel bei der Trennung des hachbergischen Hauses an den sausenbergischen Ast, und erhielt dadurch den Namen der Landgrafschaft Sausenberg.

Durch die Erwerbung der Landgrafschaft zu Baar hätte Fürstenberg eines der mächtigsten Häuser in Schwaben werden können, da ihm ohnehin schon das meiste Eigenthum jener Gegenden aus dem zähringischen, wolfachischen und wartenbergischen Erbe zugefallen war. Aber die vielen Bruderkriege vereitelten das Emporkommen einer imponirenden Familienmacht; durch die Umgriffe des Hauses Oestreich und andere Ursachen verengten sich die Grenzen des landgrafschaftlichen Bezirks endlich bis gegen die Donau herab, und das kostbarste Kleinod der fürstenbergischen Besizungen, die Stadt Villingen, wurde leichtfertig dahingegeben! Durch die Theilung zwischen Friedrich und Egon, den Söhnen weiland Graf Heinrichs, des Stammvaters von Fürstenberg, hatte sich das Haus in zwei Linien verzweigt, und zu der jüngern, welche man die haslachische heißt, gehörten eben jene Brüder, durch deren Entzweiung Villingen verloren gieng. Egon verschied ohne männliche Nachkommenschaft, Graf Gottfried aber hinterließ in Hugo einen Erben sowohl seiner Güter, als seiner wilden, abentheuerlichen Gesinnung, welcher auch durch das eheliche Band mit der schönen Adelheit von Krenkingen um nichts geschmeidiger wurde. Er führte weit und breit, zum Theil im Dienste Oestreichs, Fehden mit Adel und Städten; sein Sohn Johann, welcher bei Sempach umkam, war der lezte Sprößling der Linie von Haslach, nach dessen Hingang diese Herrschaft sofort als erledigtes Reichslehen von König Wenzel eingezogen und dem Hauptmanne Bernitsch

von Tusnik zum Lohn seiner Verdienste übergeben wurde. Bernitsch aber trat dieselbe wegen zu weiter Entfernung für eine Summe Gelds an den Bischof von Straßburg ab, welcher sie in Erwägung der vieljährigen Freundschaft des fürstenbergischen Hauses gegen sein Hochstift, an Heinrich, den Urenkel weiland Graf Friedrichs, dankbar wieder zurückgab.

Der Sohn Friedrichs war Heinrich gewesen, dieses Namens der zweite im Geschlechte von Fürstenberg, welcher durch Verena von Freiburg die Herrschaften Hausen und Wartenberg erheirathet, und mit ihr drei Erben, Konrad, Johann und Heinrich erzeugt hatte. Der jüngste fiel in der Schlacht bei Laupen für das Haus Oestreich, hinterließ jedoch einen gleichnamigen Sohn, während seine Brüder kinderlos verstarben. Und dies ist eben jener Graf Heinrich, in dessen Hand die fürstenbergischen Lande durch den Abgang der Haslacher Linie wieder vereinigt wurden. Er hatte aber das Unglück, in mancherlei schlimme Händel verwickelt zu werden, einmal schon seiner ökonomischen Verhältnisse wegen, und alsdann stürzte ihn eine vielleicht zu oft und heftig geäusserte Abneigung gegen die Klöster in den Bann und die Reichsacht. Seine sämmtlichen Herrschaften, Städte und Burgen wurden sofort in Beschlag genommen, und nur die großmüthige Freundschaft des Bischofs von Basel rettete ihn aus dieser Noth. Graf Heinrich starb endlich als Vater von mehreren Söhnen, im Jahr tausend vierhundert und acht.

Landgraf zu Stühlingen nannte sich schon der Sohn jenes Freiherren von Lupfen, welcher durch seine Gemahlin die küssabergische Erbschaft und vom Hochstift Konstanz das Lehen der Burg Stühlingen erworben hatte. Immer fiel diese Würde nun auf den Aeltesten der Familie, unter dessen Vorsitz zu Stubeneich das althergebrachte kaiserliche Landgericht abgehalten wurde. Das Ansehen des lupfischen Namens bestund schon seit den hohenstaufischen Zeiten; einige glückliche Heirathen und Erwerbungen während des vierzehnten Jahrhunderts hoben die Familie noch mehr, und endlich brachte Graf Johann den Flor derselben auf einen Grad, welchen sie nie wieder erlangt hat. Dieser Johann war die Frucht der Verbindung Graf Eberhards mit Ursula von Hohenberg, ein Mann, dessen Eigenschaften man allgemein ehrte, und

welchem Kaiser und Fürsten hohe Bedienstungen übertrugen. Er verehlichte sich nicht nur zweimal sehr vortheilhaft, sondern erwarb auch die Güter eines in der Acht gestorbenen Oheims, und das Erbe eines andern am Domstifte zu Straßburg; ferner von König Ruprecht eine Bestätigung seiner landgrafschaftlichen Rechte im obern Albgau, und endlich vom Hause Oestreich um dreizehntausend und etliche über sechshundert Gulden die Pfandschaft der Stadt Engen mit den Schlössern Höwen und Höweneck. Nach einer langen, und nicht minder in den größten Geschäften des Reichs, als im Kreise seiner Besizungen und Familie erwiesenen Thätigkeit, starb Johann um's Jahr tausend vierhundert drei und zwanzig.

Das Haus der Grafen von Habsburg war stets in mittelmäßigen Verhältnissen. Sie besaßen zwar die angestammte Landgrafschaft des Kleckgaues, führten das Schirmamt der Abtei Rheinau, wie im Namen der Herzoge von Oestreich die Vogtei der Grafschaft Hauenstein oder des Waldes, und erheiratheten mit der Erbtochter von Rappersweil einen Theil dieser Grafschaft; aber die Folgen ihrer Unfälle schon zu Zeiten des Zwischenreichs, und nachmals der vielfache Aufwand theils in eigenen Fehden, theils in den Kriegen des Erzhauses, verhinderten jede Aufnahme ihres Wohlstandes. Der Sohn des Enkels von Rudolf dem Verschwiegenen war Johann, ein überaus unruhiger Mann, der um's Jahr dreizehnhundert sieben und dreißig in einem Treffen gegen die Zürcher das Leben verlor. Von seinen Kindern erbte Rudolf die kleckgauische Landgrafschaft mit der rheinauischen Kastvogtei, und hinterließ beides seinem Sohne Johann, von dem wir wissen, daß er die Städte und Grafschaft Laufenburg auf Wiederbelehnung an das Haus Oestreich gab. Er erlangte von König Ruprecht eine Reform des kleckgauischen Landgerichts, und wohnte auf dem Schlosse Balm, ohnweit Rheinau, welches schon sein Urgroßvater vom Hause Regensburg erkauft hatte. Seine schlechte Wirthschaft versezte ihn stets in solche Geldnoth, daß er vom Volke gewöhnlich nur der Schuldenmacher genannt wurde. Johann starb im Jahre tausend vierhundert und acht, mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Namens Ursula, welche sich mit einem Grafen von Sulz vermählte.

Zwischen den Grafen von Lupfen und von Habsburg erschien das alte Freiherrengeschlecht von Krenkingen immer noch als der vornehmste Adel im Kleckgau und Allbgau, aber sein Wohlstand war zerrüttet, und nur die persönlichen Verdienste Herrn Lütolds des Alten vermochten das sinkende Gebäude noch eine zeitlang zu stüzen. Sein Vater, welcher auf den Schlössern zu Thiengen und zu Gutenburg saß, hatte an Sankt Blasien mehrere Grundstücke, und wie erwähnt wurde, seine eigenthümliche Herrschaft im Kleckgau für den Fall eines kinderlosen Abganges an das Haus Oestreich verkauft. Er selbst hinwiederum erwarb theils durch die Heirath mit Adelheit von Usenberg, theils pfand- oder kaufsweis nicht wenige Besizungen im Breisgau und anderwärts, und beförderte sein Haus sowohl durch eine gute Wirthschaft, als durch das Ansehen, welches ihm seine Klugheit und Biederkeit bei Hoch und Nieder verschaffte. Aber alles zerfiel wieder nach Lütolds Tod; denn von seinen Söhnen versezte nicht nur Johann die ganze Herrschaft Gutenburg an die Edlen von Hohenfels, sondern Diethelm stürzte sich in eine solche Schuldenlast, daß er genöthigt war, sogar das thiengische Mannlehen an das Hochstift Konstanz aufzusenden.

Zu Nellenburg saßen seit Graf Mangold, jenem Neffen Erzbischof Brunos von Trier, noch vier Geschlechter bis zum Ausgange des Hauses. Sein gleichnamiger Sohn hatte im Jahr zwölfhundert fünf und achtzig die Vogtei des Klosters und der Stadt Schafhausen an den Abt daselbst verpfändet, und unter seinem Enkel Eberhard dem Alten gieng eine Reihe von nellenburgischen Gütern in fremde Hände über. Eberhard erzeugte mit seiner Gemahlin Ursula, einer Tochter des Burggrafen zu Nürnberg, fünf Kinder, wovon aber nur Graf Konrad einen Sohn hinterließ, der als resignirter Bischof zu Konstanz verstarb, also daß die Erbschaft von Nellenburg an den Gemahl seiner Tante Margaretha fiel. Dies war der Freiherr Eberhard von Thengen, welcher sofort den gräflichen Titel annahm und sich Landrichter im Hegau nannte.

Außer der thengischen Familie mochte wohl die bodmannische das größte Ansehen in der untern Seegegend behaupten. Sie blühte stets in vielen Gliedern und besaß den Ruf einer besondern

Ritterlichkeit. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Konrad das Haupt des Hauses. Dieser saß einst im Kreise seiner Familie und nächsten Sippen auf der Burg zu Bodmann, und feierte einen fröhlichen Tag. Da umzog sich der Himmel mit Gewitterwolken, und ein Blizstrahl schlug in den Thurm, und entzündete augenblicklich alle Gebäude. Die Gesellschaft zerstreute sich in besinnungsloser Angst und Verwirrung durch die Gemächer und wurde sämmtlich ein Raub der Flammen. Die Amme aber hatte die Geistesgegenwart, ihren Säugling, den einzigen Sohn des Burgherrn, mit weichen Betten in einen Kessel zu packen, und den Berg hinabrollen zu lassen, wodurch er glücklich gerettet wurde. Und dieser Knabe soll nun der Stammhalter des bodmannischen Geschlechtes geworden seyn durch die Tochter des Herrn von Klingen zu Hohentwiel, mit welcher er den Johann erzeugte, den Wiederhersteller des abgebrannten Stammhauses, und Johann Georg, einen gewandten Herrn und Geschäftsmann, den Vater des berühmten Laudstürzers von Bodmann.

Nach dem Ausgange des einen Astes der Freiherren von Wartenberg erscheinen die Barone von Zimmern neben dem Hause Fürstenberg als der vornehmste Adel der südlichen Baar. Denn durch die rohrdorfische Erbtochter Anna erwarb Herr Werner im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zu den alten Stammgütern am Neckar noch die Herrschaft Möskirch. Unweit dieser Stadt, in dem Thale eines Nebenwassers der Ablach, dem Orte Rohrdorf gegenüber, sieht man noch die Trümmer von der gleichnamigen Burg, dem einstigen Size eines uralten Grafengeschlechts, zu dessen Besizungen in der umliegenden Gegend namentlich der Flecken Möskirch gehörte. Jene Anna, der lezte Sprosse aus dem rohrdorfischen Geblüt, starb auch kinderlos, und ihr Gemahl Werner verehlichte sich hierauf mit einer Freyin von Gundelfingen, die ihm einen Sohn gebahr, welcher das zimmerische Freiherrengeschlecht fortgepflanzt hat.

Die Grafschaft Heiligenberg war, wie wir gehört haben, seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts in der Hand des Hauses Werdenberg. Dieses stammte aus dem rhätischen Rheinthal und blühte in drei Zweigen, nämlich rother, weißer und schwarzer Fahne, wovon die Grafen der leztern als Besizer der Grafschaften

Heiligenberg, Pludenz und Sonnenberg ein nicht geringes Ansehen unter dem oberschwäbischen Adel behaupteten. Aber ein mannigfaches Unglück nöthigte sie, das Rheinthal an Oestreich zu verkaufen. Wegen Heiligenberg hatten sie im Jahr dreizehnhundert zwei und achtzig einen Grenzstreit wider die Reichsgrafschaft Ravensburg. Da versammelte Herr Hans von Elerbach als Landvogt im Namen des Burggrafen von Nürnberg, die ältesten Herren und Ritter aus der Umgegend zur Kundschaft, und nach ihrer Aussage wurde sofort bestimmt, die heiligenbergische Landmark ziehe sich von Riedhausen an der Ostrach aufwärts, dann über das Gebirg nach Altenbruck an der Schussen, und mit dieser hinab an den Bodensee.

Fünftes Kapitel.

Schilderung der kirchlichen Verhältnisse unserer Gaue im vierzehnten Jahrhundert.

Der öffentliche Zustand im deutschen Reich war seit dem zwölften Jahrhundert durch das Städtewesen ungemein verändert worden. Und wie wohlthätig erschien diese Veränderung! Mit Freude sieht man den Geist der Freiheit sich in verjüngter Gestalt aus den städtischen Mauern über die Nation verbreiten, nachdem der Adel und die Geistlichkeit ihre Aemter und Waffen zur Erringung unerhörter Vorrechte und zum Ruin des Landvolkes benüzt hatten, und während sie jezt selbst das Bild eines immer traurigern Zerfalles darbieten. Die leztere zumal mußte von dem an sinken, da sie sich mit irdischem Gute überschüttet sah, und bei der unantastbaren Heiligkeit ihrer äußern Würde die innere zu sehr vergaß. Hiezu kam die immer verderblichere Richtung der Hierarchie überhaupt. Denn der Pabst, ursprünglich ein bloser Bischof, aber durch den Einfluß, welchen Rom als ehemalige Weltstadt noch fortwährend besaß, bald das oberste Haupt der

abendländischen Christenheit, der heilige Vater, und der Statthalter Christi auf Erden, mißbrauchte diese erhabene Stellung zu Planen einer unbegrenzten Herrschsucht. Wo war jener alte apostolische Eifer? An seiner Stelle sah man allzuoft nichts als Ehr- und Geldgeiz; allzuoft galt nicht mehr die Verbreitung des göttlichen Lichtes, sondern eine unbedingte Herrschaft, und die Religion wurde erniedrigt zu Mitteln der Geistestyrannei und Finanzspekulation. Aber dieser Mißbrauch rächte sich. Die Bettelmönche, welche der Pabst zur Beförderung seiner Interessen errichtet hatte, und die zwistigen Wahlen, welche die Folge der Herrschsucht waren, veranlaßten Skandale vor den Augen der Welt, deren Eindruck die Gemüther zu tief erschütterte, als daß das Ansehen der Hierarchie nicht hätte fallen müssen. Seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wohnte der Pabst in schmählicher Abhängigkeit von dem französischen Hofe zu Avignon, und als er nach siebzig Jahren den alten Siz wieder einnahm, entstund das große Schisma, oder die vierzigjährige Kirchenspaltung, wo zwei und drei Päbste zugleich, jeder den andern als Kezer und Lügner verdammte!

Wir haben gehört, wie die Bischöfe durch den römischen Stuhl schon früher in ihren Rechten beschränkt worden waren. Diese Beschränkungen nahmen mehr und mehr zu. Denn während ehedem der Kaiser die streitigen Wahlen entschieden hatte, that es jezo der Pabst; an ihn wendete man sich um Aemter und Vergünstigungen; an ihn liefen unmittelbar bald die meisten Prozesse, da man sonst die Instanz der Bischöfe und des Erzbischofs zu Mainz nicht hatte umgehen dürfen, und in hundert und hundert Streitigkeiten mischten die päbstlichen Rechtsschirmer ihre Hand. Zu Konstanz waren schon die nächsten Nachweser Bischof Heinrichs von Klingenberg päbstliche Aufdringlinge. Da sich nämlich bei dem Tode Heinrichs, im Jahre dreizehnhundert und sechs das Kapitel über die neue Wahl getrennt hatte, verwarf Pabst Klemens der Fünfte die beiderseitigen Kandidaten, und schickte den Gebhard von Bennar aus Avignon, einen zwar nicht ungelehrten Mann, der aber weder deutsch verstund, noch sich in die Landessitten zu finden wußte. Und als nach vierzehn Jahren auf den Hinscheid Gebhards die eine Parthei den Probst Heinrich von

Klingenberg wählte, während ihm die andere Herrn Heinrich von Werdenberg entgegensezte, erhielt abermals ein dritter durch päbstliche Gunst die streitige Würde. Es war Graf Rudolf von Montfort, welcher nun seine Dankbarkeit gegen den Pabst dadurch zu erkennen gab, daß er an alle Kirchen des konstanzischen Sprengels die Aufforderung erließ, jeden Sonntag von der Kanzel herab König Ludwig den Baier als einen mit dem Bann belegten Kezer zu verkündigen. Aber sein Eifer wurde vergessen, da er den Gebannten nach dem Tode Friedrich des Schönen mit ganz Oberdeutschland als Reichsoberhaupt anerkannte; der Pabst belegte ihn nun selbst mit dem Banne, wovon er auch nimmer befreit wurde, so daß man seinen Leichnam in ungeweihter Erde zur Ruhe bestattete.

Rudolfs Nachfolger Nikolaus, ein ebenso gewandter als gutdenkender Mann, welchen die Herzoge von Oestreich zum Statthalter der Vorlande gebraucht hatten, behauptete sich nun mit Gewalt gegen Albrecht von Hohenberg, dem es gelungen war, in Avignon die päbstliche Bestätigung zu erschleichen. Als um jene Zeit ein großer Brodmangel im Lande entstund, war Bischof Nikolaus die Zuflucht aller Armen der ganzen Nachbarschaft; er starb, von unzähligen Thränen des Dankes begleitet, im Jahre dreizehnhundert vier und vierzig. Von den nachfolgenden Bischöfen haben die meisten sich sklavisch unter das Joch des Pabstes geschmiegt, und keiner ist durch löbliche Thaten besonders merkwürdig. Ulrich, aus dem konstanzischen Bürgergeschlechte der Pfefferhard, verdient eher den Namen eines Geizhalses, als eines sparsamen Fürsten, und sein Nachweser Johann von Windeck mochte am östreichischen Hofe wohl ein geschickter Kanzler seyn, und in Fehden ein tapferer Degen; aber das Verdienst eines geistlichen Vorstehers gebührt ihm nicht. Als er nach dem Ausgang der lezten Herren von Markdorf diese Stadt als ein erledigtes Reichslehen in seine Hand gebracht, ermordete ihn ein Anverwandter des erloschenen Hauses, im Jahre dreizehnhundert sechs und fünfzig einst während dem Nachtmahl. Sein zweiter Nachfolger, der Abt Heinrich von Einsiedeln, welcher durch Intriken auf den bischöflichen Stuhl gelangt war, und von den Bürgern zu Konstanz als ein Feind ihres Gemeinwesens gehaßt wurde, ließ aus

20 *

Rache wegen Entdeckung seiner Schandthaten den konstanzischen Domprobst ermorden, und veräusserte hernach, um die Summe des Sühngeldes zusammen zu bringen, eine Reihe hochstiftischer Besitzungen. Es folgte ihm sein Neffe Mangold, der durch dieselben schlechten Künste Bischof ward, und denselben Charakter bewies. Als einst etliche Fischer von Konstanz die Grenze ihres Wassers überfuhren, und in dem Gebiete des Klosters Reichenau, wo Mangold zugleich Abt war, ihre Neze auswarfen, ließ er sie von seinen Kriegsknechten einfangen und stach ihnen mit eigener Hand die Augen aus. Da erhob sich die ganze Fischerzunft und zerstörte ihm sein Schloß Schopfeln mit mehreren Höfen. Er aber selbst machte kurz hernach durch einen tödtlichen Sturz vom Pferde seinem Gegenbischof Nikolaus von Reichenburg Plaz, einem überaus verschwenderischen Prälaten, nach dessen Resignation das Hochstift so verarmt war, daß sich Friedrich von Nellenburg durch die Einsicht der Finanzen veranlaßt sah, die empfangene Inful wieder abzulegen.

In diesem Zustande fand Bischof Marquard von Minden das Hochstift Konstanz, als er zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu dessen Vorsteher berufen wurde. Und welcher Schluß läßt sich nun auf die Geistlichkeit des konstanzischen Sprengels machen? Aber die Thatsache übertrifft unsere Erwartung noch. Zunächst die Domherren und Domkapläne führten mit ihren Mezen, Pferden und Hunden ein so üppiges Junkerleben, daß das Volk ein solches Aergerniß nur aus Gewohnheit ertrug. Auf dem Lande befanden sich die meisten Pfarreien in der Hand der Kirchherren, welche für weniges Geld einen Leutpriester hielten, und mit dem Einkommen entweder Wucher trieben, oder es verschwendeten. Unter dem niedern Klerus mochte es wohl noch manchen frommen und biedern Mann geben; aber ein großer Theil war eben so roh als unwissend. Und die Klöster endlich gewährten beinahe überall den traurigsten Anblick. Die Zeitverhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß die Konvente bei ihren Abtswahlen mehr auf eine hohe Abstammung und ritterliche Eigenschaften sahen, als auf Gelehrsamkeit und geistliche Tugenden, und so erschienen die meisten Prälaten wie weltliche Herren mit allen Fehlern des damaligen Adels. Jagden, Fehden, Gelage, Landfahrten und

dergleichen waren größtentheils ihre Beschäftigung. Dadurch zerrütteten sie sittlich und ökonomisch ihre Stifte; denn was konnte man von gemeinen Mönchen erwarten, wenn ihr Vorsteher nicht besser war, oder ihnen gar ein ausschweifendes oder lasterhaftes Leben zum Beispiele gab?

Diese Uebel hatten besonders und am frühesten auf der Reichenau eingerissen, und wurden vergrößert durch viele äußere Unfälle des Klosters. So war ums Jahr dreizehnhundert sechs und zwanzig, in dem Krieg der Gegenkönige Ludwig und Friedrich, der Abt Diethelm von Graf Heinrich zu Fürstenberg gefänglich aufgehoben worden, und kam nicht eher wieder los, als bis er vierhundert Mark Silbers bezahlt und den Söhnen des Grafen mehrere Grundstücke zu Lehen übergeben hatte. Und das Stift, worein man „nur Leute von erlauchtem, edlem oder freiem Stande aufnahm, welche mit gebührendem Aufwande zu leben gewohnt waren“, wie eine alte Schrift bemerkt, sah sich dadurch so sehr herabgebracht, daß ihm auch der Pabst durch Verleihung der Pfarrei Ulm in nichts wieder aufzuhelfen vermochte. Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts betrugen die reichenauischen Renten kaum noch drei Mark Silbers, so daß Abt Werner von Roseneck, der Nachweser Bischof Mangolds, keine eigne Tafel mehr halten konnte, und täglich auf seinem kleinen Schimmel nach Niederzell ritt, wo er beim Pfarrer um ein geringes Kostgeld speiste. In diesen Zerfall gerieth während drei Jahrhunderten ein geistliches Stift, welches ehedem sechszehnhundert Köpfe und über dreihundert adelige Vasallen gezählt, fast in allen schwäbischen Gauen und bis hinein gegen Rom zerstreute Grundstücke und Rechte besessen hatte, deren jährlicher Gesammtertrag sich auf die Summe von nicht weniger als sechszigtausend Gulden belief!

Die Abteien Petershausen, Salem, Rheinau, Sankt Georgen, Sankt Peter, Sankt Trutbert, Thennenbach und Ettenheimmünster nahmen den gewöhnlichen Fortgang, mehr auf Bewahrung und Ausdehnung ihres irdischen Besitzthumes bedacht, als auf den ächten Flor einer geistlichen Anstalt. Während jene ersten Klostervorsteher die geistigen Schäze ihrer Zeit mühevoll in Bucher sammelten, hinterließen um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Aebte von Thennenbach und Schuttern große Klosterurbarien,

und der Abt von Rheinau einen prächtigen Pergament-Codex, worin die Lehnleute seines Stiftes verzeichnet waren.

Mehr Liebe der Gelehrsamkeit herrschte zu Sankt Blasien, wo der Geist weiland Abt Berngers noch nicht völlig verschwunden schien. Wenigstens erweckte ein großer Brand, welcher im Jahr dreizehnhundert zwei und zwanzig bis auf das Archiv alle Gebäude und Habschaften hinwegfraß, eine lebhafte Thätigkeit in Wiederherstellung auch der Bibliothek, und mehrere Mönche lieferten litterarische Arbeiten. Einer sammelte in vier starken Bänden die brauchbarsten Stellen aus den Schriften der heiligen Väter zum Behufe der Tischlesungen; ein anderer verfaßte nach vorhandenen Urkunden und Sagen eine ausführliche Geschichte des Stiftes, und der Konventual Otto von Krozingen sezte die Chronik des gleichnamigen sanktblasischen Abts bis zum Jahre dreizehnhundert zwei und dreißig fort. Doch war der Chordienst viel zu streng, als daß diese Beispiele gelehrten Fleißes besondere Nacheiferung hätten finden können; der gewöhnliche Mönch sah nur in Bußübungen und Gebeten seine Bestimmung. Schon um Mitternacht sang man im Chore die Gradualpsalmen, worauf vor der Morgendämmerung die Matutin oder das Frühgebet mit den Laudes und Suffregien folgte. Alle Betstunden wurden mit den Familiar-Psalmen begonnen, und diese zur Fastenzeit von den Brüdern auf den Knieen verrichtet, während die Schüler mit dem Angesichte vor dem Altar auf der Erde liegen mußten. Noch strenger machten den Chordienst die fast zahllosen Verbrüderungen und gestifteten Jahrszeiten, da bei jeder derselben, wie für jeden verstorbenen Mitbruder, ein voller Monat lang das ganze Seelenamt gebetet wurde. Außerdem besuchte man täglich die Altäre, Kapellen und Gräber mit Umzügen, wie man sogar jede gemeinschaftliche Handlung, das Essen, Trinken, Spazieren und Arbeiten mit Gebeten anhub und beschloß! Zu Gengenbach suchte der vortreffliche Abt Lambrecht, welcher zugleich kaiserlicher Kanzler war und die drei Bisthümer Brixen, Straßburg und Bamberg verwaltete, mit löblichstem Eifer die seit Abt Benedikt verfallene Zucht und Gelehrsamkeit wieder in Aufnahme zu bringen; aber er fand unter den Konventherren einen allzu widerspännigen Geist,

und legte aus Verdruß über mancherlei Kränkungen endlich die äbtliche Würde nieder, wie auch die bischöfliche zu Straßburg.

Das Stift Schuttern war seit seiner Erneuerung unter jenem trefflichen Abt Hermann „durch Unruhen, wie an den Pabst berichtet wurde, durch mancherlei feindliche Ueberfälle benachbarter Großen, besonders von der Parthei König Ludwig des Baiern in eine so traurige Lage gerathen, daß der Abt und Convent im Staube der äußersten Armuth schmachteten, und aus Mangel der nöthigsten Bedürfnisse das Kloster verlassen und in der Fremde elend ihr Brod betteln mußten." Der Pabst suchte dem Gotteshause durch Einverleibung der Pfarreien Sasbach, Kürzel, Zunsweier und Köndringen wieder aufzuhelfen; aber schon im folgenden Jahr erlitt es, wie wir gehört haben, nach Eroberung der Feste Schwanau durch die Straßburger einen neuen Stoß, und überhaupt von seinen Kastvögten zu Geroldseck noch immer manche Bedrängniß. Doch hob sich der Wohlstand unter Abt Isenbert, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, ziemlich wieder, und die Nachweser dieses für die Freiheiten und Rechte seines Klosters besonders besorgten Prälaten leisteten nicht minder das ihrige, um Schuttern zu seinem ehemaligen Wohlstand und Ansehen zurück zu führen.

Das traurigste Schicksal aber ergieng über die Abtei Schwarzach. Kaum war den Bedrückungen der Kastvögte von Windeck durch König Rudolf ein Ende gemacht, und durch den Bischof von Straßburg dem gesunkenen Wohlstand wieder etwas aufgeholfen, als im Jahre zwölfhundert neun und neunzig ein Brand ausbrach, welcher die meisten Wohnungen verzehrte, nebst der Bibliothek, den Altären, den Glocken und allem Ornat der Kirche. Nur mit vieler Mühe gelang es dem damaligen Abte Dietrich, durch Beihilfe von Ablaßbriefen und frommen Spendungen innerhalb dreier Jahre die nöthigsten Gebäude wieder herzustellen; fortan vermochte das Kloster mehr nicht, als etliche über zwanzig Mönche zu erhalten. Und nachdem Dietrichs erster Nachfolger es noch dahin gebracht hatte, die schwarzachische Kastvogtei von dem Hause Windeck frei zu kaufen, begab sich unter dem zweiten, daß während der Kriege König Ludwigs das Stift wiederholt von feindlichen Horden überfallen, geplündert, und endlich

abermals ein Raub der Flammen wurde. Lange Jahre blieb Schuttern hierauf in dem ärmlichsten Zustande; denn der neue Bau hatte eine große Schuldenlast veranlaßt, und die Einkünfte der Pfarrei Dosenheim, welche der Bischof von Straßburg dem Kloster überließ, war eine geringe Stüze zu seiner Wiederaufnahme. Der Abt Johann sah sich genöthigt, einige der besten Kirchengüter zu veräußern, selbst in die Hände von Juden, und wenn unter seinen nächsten Nachwesern der eine oder andere auch mit glücklicherm Eifer für die Wohlfahrt des Stiftes arbeitete, so war es noch im folgenden Jahrhunderte zu vielen Beeinträchtigungen und Kämpfen ausgesezt, um sich völlig zu erholen.

Die Gotteshäuser Allerheiligen, Frauen- und Herrenalb wurden durch ihre Lage in der Abgeschiedenheit des Gebirges mehr vor den Kriegsunruhen geschüzt, und nahmen einen auch sonst weniger gestörten Fortgang. Zu Gottesau hingegen stürzte die Sittenlosigkeit der Vorsteher und Mönche das Stift in eben den Ruin, welchen Schwarzach größtentheils durch äußere Unfälle erfuhr. Es hatte während des vorigen Jahrhunderts unter dem kräftigen Schirme der Markgrafen von Baden in seinem Wohlstande so zugenommen, daß selbst die Gründung neuer Dörfer von ihm ausgieng. Aber „im Jahre tausend dreihundert vier und fünfzig, schreibt ein gottsauischer Mönch, war die Armuth unseres Klosters unglaublich; denn es schuldigte vier und zwanzig Pfund Heller, hatte weder Wein noch Frucht, unterhielt kaum zehn Ochsen, acht Schweine, drei Pferde und zwei Schaafe; besaß nur drei Betten ohne Decke, und in der Küche nur sechs Häfen und sechs kleine Schüsseln.“ Da sezte Markgraf Rudolf der Wecker den Bruder Johann Abschlag von Durlach, einen sehr klugen und thätigen Mann, an die Seite Abt Bertholds, um die Regelzucht und den Wohlstand wieder aufzurichten. Dies geschah durch Verminderung der Brüder und durch eine geordnete Sparsamkeit im Haushalte. Billig folgte Johann nach dem Tode Bertholds in der erledigten Abtswürde, die er so glücklich verwaltete, daß sein Kloster in wenig Jahren sich auf dem Wege zu neuem Flor und Ansehen befand, und mit freudiger Dankbarkeit feierte man nun das Andenken Markgraf Rudolfs, als des zweiten Stifters von Gottesau. Aber durch die nachläßige Verwaltung des

zweiten Nachwesers von Abt Johann zerfielen Wohlstand und Ordnung abermals, und die Abtei erreichte das fünfzehnte Jahrhundert im hilflosesten Zustande.

Weniger zerrüttet und oft noch in froher Blühte finden wir die Gotteshäuser der rheinpfälzischen Länder. Das Benediktiner Frauenkloster Neuburg zum Beispiel hatte seit seiner Unterwerfung unter den Bischof zu Worms einen ruhigen Fortgang. Unter eben dieser Obsicht blühten wenigstens in irdischem Wohlstande noch glücklicher die reiche Zisterzienser Abtei Schönau und das Kollegialstift zu Mosbach. Nur zu Sinsheim wurden die Mönche im Genuß ihrer großen Einkünfte oft zu übermüthig und schwelgerisch, um nicht in die Gefahr des Verderbens ihrer Ordensbrüder von Gottesaus zu gerathen.

Dieser Zerfall der Kirche und aller wahren Würde bei ihren Dienern, welcher von den damaligen Volksdichtern häufig mit grellen Farben geschildert wurde; die Abirrung von der einfachen Lehre des Weltheilandes, der Mißbrauch der heiligen Schriften und geistlichen Gewalt, der scheinheilige Hochmuth der Pfaffen und Mönche neben den Aergernissen ihres sittenlosen Wandels, ihre Herrsch- und Habsucht, all' dies gab vielen ernsthaften oder schwärmerischen Gemüthern Veranlassung genug zur Abtrünnigkeit von der herrschenden Glaubensweise. Immer ist der Verfall der Religion die Mutter der Mystik und der Kezer. Schon seit früherer Zeit bestund in verschiedenen Gegenden Deutschlands unter dem Namen der Brüder des freien Geistes, der evangelischen Armuth, der Begharden und Beginen, eine Sekte, welche den katholischen Gottesdienst größtentheils für eine Abweichung vom ächten Sinne der Bibel hielt; denn sie verachtete den Buchstaben und gab den Worten eine mystische Deutung. Als nun das Aergerniß der avignonischen Päbste und der folgenden Spaltung des päbstlichen Stuhles, als das Zerwürfniß aller kirchlichen Verhältnisse in Domstiften und Klöstern so sehr überhand nahm, erhob sie sich zahlreicher als je, und wir finden auch bei uns viele Bekenner derselben. Von ihr mochte es auch hauptsächlich ausgehen, als man gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts allenthalben Prophezeiungen hörte von schrecklichen Stürmen und Erschütterungen der Erde, von Krankheiten, von Seuchen, und von

Austilgung der Pfaffheit durch die Auferstehung Kaiser Friedrich des Zweiten.

Wirklich war es, als ob die Menschheit ein Vorgefühl des kommenden Elendes gehabt hätte; denn im Jahre dreizehnhundert drei und vierzig geschah ein schreckliches Erdbeben, alsdann entstund durch Mißwachs, wie wir erwähnt haben, eine allgemeine Hungersnoth, und bald darauf jene unerhörte Pest, welche die damaligen Zeitschriften mit dem Namen des großen Todes bezeichnen. Sie war durch Kaufleute aus dem Morgenlande nach Italien gekommen, und verbreitete sich von da über ganz Europa mit solcher Wuth, daß in wenig Jahren zwei Drittel der europäischen Menschheit hinweggerafft wurden. Besonders wüthete sie in den Städten, von denen mehrere ganz verödet sind. Zu Villingen allein starben gegen viertausend, zu Konstanz, Freiburg, Offenburg und Heidelberg eine gleiche oder nicht viel geringere Zahl, in Basel sogar vierzehn- und in Straßburg sechzehntausend Einwohner! Diese allgemeine Noth und Schreckniß hatte auf die Gemüther der Menschen eine verschiedene Wirkung; die einen überließen sich der ungezügeltsten Schwelgerei, während andere sich einsam verschlossen, und wieder andere in großen Gesellschaften betend, singend und sich geißelnd das Land durchzogen. Man nannte diese leztern Flagellanten, Flegler oder Geißler, und schloß sich ihrem Zuge um so zahlreicher an, je mehr die strafende Heimsuchung des Himmels die Gläubigen zu religiöser Schwärmerei erhizte.

Ueber die Ursache der so fürchterlichen Pestseuche herrschten bei einzelnen aufgeklärten Männern mancherlei Muthmaßungen, im Volk aber war es nur eine Stimme, daß die Juden durch Vergiftung der Brunnen sie veranlaßt hätten. Unläugbar lastete auf diesem Geschlecht eine sehr schwere Schuld; denn der erbliche Haß, den sie seit ihrer Zerstreuung durch alle Welt gegen die Christenheit mit morgenländischer Rachegluht im Herzen trugen, ihre gewissenlose Habgier und der scheußliche Aberglaube, daß sie von Zeit zu Zeit unschuldiges Christenblut vergießen oder trinken müssen, veranlaßten eine Reihe von Schandthaten und Verbrechen, welche den Abscheu gegen sie wohl rechtfertigen mochten. So zum Beispiel wird erzählt: „Im Jahre zwölfhundert sieben und sechzig

erkauften die Juden zu Pforzheim von einem verwahrlosten alten Weibe ein siebenjähriges Mädchen, und brachten es an einen heimlichen Ort. Hier verstopften sie ihm den Mund, und öffneten ihm dann die Adern, um das Blut aufzufangen. Und nachdem das Kind unter dieser Marter gestorben war, warfen sie den Leichnam in das Wasser und beschwerten ihn mit großen Steinen; aber ein Schiffer entdeckte denselben und die gräuliche Geschichte kam bald an den Tag, worauf man sowohl die Mörder als die Verkäuferin der gerechten Strafe des Rades überlieferte." Aehnliche Kindermorde erzählen auch die Chroniken von Ueberlingen, von Engen, Villingen, Endingen, Kenzingen und andern Städten, wo zum Theil noch die Untersuchungsprotokolle darüber vorliegen. Wäre das alles blose Erdichtung gewesen? Den jüdischen Wucher zu jener Zeit aber schildert das baselische Rathsbuch. „Alle Christenheit merket hier, heißt es darin, wie uns die Juden mit ihrem Wucher unser Gut abnehmen. Wer zehn Gulden von ihnen leiht, und wöchentlich zwei Heller für jeden zinset, schuldet in zehn Jahren eine Summe von beinah zwanzigtausend Gulden Hauptgut. Darum darf Niemand fragen, wo der Christen ihr Geld hinkomme; die unseligen Höllenhunde, die Juden, die Tag und Nacht darauf sinnen, wie sie uns verderben wollen, gewinnen es uns mit ihren auffäzigen Listen ab, und senden es ausser Land." Wirklich waren die mäcklerischen Umtriebe der Juden ohne Grenzen, und ihre Frechheit um so größer, je mehr sie von Königen und Fürsten aus verschiedenen Ursachen beschüzt wurden. War es nun so auffallend, wenn man damals argwöhnte und behauptete, daß sie damit umgegangen seyen, durch Vergiftung der Brunnen die Christenheit zu vertilgen? In Konstanz, Ueberlingen, Freiburg, und noch in andern Städten fand man die Giftsäcklein in den Brunnstuben, und es wurde aktenmäßig erwiesen, daß solche von den Juden gelegt worden seyen. Grausam, und oft unmenschlich war freilich die Verfolgung, welche sie deßwegen in den Städten und auf dem Lande erlitten. Denn das empörte, und von den Pfaffen oder von den Geißlern noch mehr aufgereizte Volk erhob sich fast allenthalben mit äußerster Wuth, vertrieb die Juden, brannte ihre Wohnungen nieder, und die Oberkeiten zogen ihre Güter ein. Das Elend

der Verfolgten war unbeschreiblich. An vielen Orten verschlossen sie sich in ihre Synagogen und Häuser, und zündeten solche selber an, wie zu Konstanz, wo dadurch noch vierzig andere Wohnungen ein Raub des Feuers wurden!

Wie wenig sich aber das Zeitalter durch diese Strafe des großen Todes gebessert habe, zeigten uns schon die Bischöfe zu Konstanz und die meisten damaligen Aebte unserer Klöster. Der niedere Klerus fuhr fort in seiner Unwissenheit und in einer mönchischen Strenge oder ungeistlichen Ausschweifung das Volk zu verfinstern, oder aufzureizen, oder zu ärgern und abzustumpfen. Es gab eine große Anzahl abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche, und überall wurden Wunder gesucht und entdeckt, welches bald auch eine Menge von Wallfahrten veranlaßte, deren Aufnahme die Päbste durch Ablaßbriefe möglichst beförderten. So wird erzählt, im Jahre dreizehnhundert dreißig habe zu Walddürn ein Priester während der Messe den Kelch mit dem heiligen Blute aus Unachtsamkeit umgestoßen, und nun wäre augenblicklich das Bild des Heilandes in blutrother Farbe auf dem Corporale erschienen, welches der erschrockene Priester zusammengepackt und lange Zeit ängstlich verborgen hätte, endlich sey es aber entdeckt und sofort in der Pfarrkirche zur öffentlichen Verehrung des geschehenen Wunders ausgehängt worden. In kurzer Zeit war auch Walddürn durch den Zulauf des Volks einer der berühmtesten Wallfahrtsorte, wie er es bis auf diesen Tag geblieben ist. Am meisten benützten die Mönche den Wunderglauben jener Zeit, und es gab bald kein Kloster mehr, welches nicht ein wunderthätiges Heiligenbild oder eine wunderkräftige Reliquie aufzuweisen hatte.

Während des vierzehnten Jahrhunderts vermehrte sich auch das Mönchswesen fast bis in's Unzählige. Es entstunden Orden der verschiedensten und abentheuerlichsten Art, wozu nun noch jene Begharden und Beginen, und die Bruderschaft der Geißler kamen. Beide Sekten wurden zwar auf Veranlassung des Kaisers vom Pabste verboten; aber alle Versuche der Unterdrückung halfen wenigstens bei den erstern nichts. Sie schlichen sich überall in die Städte ein, oder lebten auf dem Lande in eignen Häusern. Wir finden sie in den meisten unserer Gegenden, wie zu Altenburg im Kleckgau, in der Stadt Waldshut, bei Kirchzahrten und zu

Gundelfingen im Breisgau. So hatte das ehelose und verschlossene Leben oder das Mönchthum damals seine größte Verbreitung erlangt, und nach dem Gange aller menschlichen Einrichtungen hiemit auch schon dessen Zerfall begonnen durch hundertfache Auswüchse, Mißbräuche und Verderbnisse. So lang die Mönche noch Laien waren und arm, so bebauten sie fleißig den Geist wie den Boden; aber der Reichthum und die priesterliche Würde haben ihr Wesen vergiftet. Seit dem dreizehnten Jahrhundert leisteten die Klöster wenig mehr. Die größern giengen zu Grund, während die kleinern auf nichts dachten, als die Geldnoth des verarmten Adels zu benuzen. Was vordem die frommen Vermächtnisse eintrugen, thaten jezt glückliche Ankaufe und Pfandschaften. So erblickten die adeligen Geschlechter jezt ihre Güter größtentheils in der todten Hand der Klöster, und billig mochten sie diese daher auch als ein Versorgungsinstitut für ihre nachgebornen Söhne und unverehlichten Töchter betrachten!

Sechstes Kapitel.

Von den damaligen Verhältnissen des Adels und der Städte in unsern Gauen.

Das vierzehnte Jahrhundert ist der Zeitraum, worin sowohl die adeligen als die städtischen Verhältnisse sich für eine lange Nachkommenschaft bleibend gestalteten. Denn während sich Herzoge, Grafen, Pfalz-, Land- und Markgrafen durch Erringung der Landeshoheit und Abrundung ihrer Gebiete zu selbstständigen Fürsten erhoben, bildete sich neben ihnen eine unmittelbare Reichsritterschaft, und unter ihnen ein gemeiner Landadel. Die Städte dagegen vollendeten die Entwickelung ihrer Verfassungen, ihres politischen und moralischen Gewichts, ihrer Sitten und Denkungsart als eines besondern zwischen der Geistlichkeit, den Fürsten,

dem Adel und Landvolk ruhenden Mittelstandes. Die unmittelbare Reichsritterschaft bestund hauptsächlich aus den Trümmern der alten Grafen- und Freiherrengeschlechter, welche es verschmäht hatten, bei den Fürsten, Stiften oder Städten in abhängige Verbindungen zu treten. Der Landadel aber entwickelte sich größtentheils aus ehemaligen Dienstleuten oder Ministerialen. Denn durch den Zerfall der alten freiheitlichen Verfassung fieng sich, wie wir bemerkt haben, der Dienst an, zu adeln. Die erste Gelegenheit dazu gaben die reichen Stifte, da mancher Herr von edler Geburt es sich zur Ehre rechnete, in der Gefolgschaft eines Bischofs oder Prälaten zu glänzen, oder durch Armuth genöthigt wurde, gegen Empfang eines Lehenstückes in Dienstverhältnisse zu treten. Und nun geschah es, nach menschlicher Weise, daß im Verlauf der Zeiten auch der ehedem unfreie Dienstmann mit dem freien und edlen in den gleichen Rang der Ehre gestellt wurde, oder daß sich die ursprünglichen Begriffe des geburtlichen Unterschieds mehr und mehr vermischten, und in den allgemeinen eines sogenannten niedern oder Dienstadels zusammenschmolzen. Hiezu trug eben der Feudalismus und die Ritterwürde das meiste bei, indem diese den Dienstleuten den Eintritt zum Turnier eröffnete, wie ihnen jener zu Lehnherrschaften verhalf. Der niedre Adel ahmte sofort den höhern in allem nach; er erbaute sich Burgen und Seßhäuser, schrieb sich davon her, legte sich den Namen edel bei, und hielt meist auch seine Unter- oder Afterlehnleute. Glückliche Heirathen und Ankaufe, kaiserliche Vergünstigungen und hunderterlei andere Umstände vollendeten endlich diese Standeserhöhung, und es trat als Gegensaz der Landherren und Reichsritter die eigenthümliche Genossenschaft des landsäßigen oder Landadels hervor. Die Zahl desselben war überaus groß, namentlich auch bei uns, wo im Hegau die Edlen von Bodmann, von Friedingen, von Homburg und von Klingenberg zu den bekanntesten gehörten, wie im Kleckgau die von Balm, von Erzingen, Grießheim und Jestetten, in der Baar die von Munolfingen, von Hardeck und von Trieberg, im Albgau die von Blumeneck, Münchingen, Thanneck, Hauenstein und von Wieladingen, im Breisgau die Edlen von Staufen, von Baden, Falkenstein und Keppenbach, in der Ortenau die von Staufenberg, Schauenburg und Windeck,

in der Markgrafschaft die Edlen von Remchingen und von Enzberg, die Edelknechte von Staffurt und Hofwarth, und in den pfälzischen Landen endlich die Herren von Hohenstett, die Ritter von Weinheim und Handschuhsheim, die Edelknechte von Wiesloch, Riesen und Weinsberg.

Immerhin waren aber die ursprünglich freien Geschlechter, selbst die unter den gemeinen Landleuten, eifersüchtig auf diese Emporkömmlinge aus dem unfreien oder dienstbaren Stande. Es gab noch lange Zeit gewisse Rechtsverhältnisse, wo der freie Bauer mit stolzem Selbstgefühl einen Vorzug vor dem Edelherrn behauptete, und die Nachkommen der alten Dynastenfamilien, als sie die ehemaligen Dienstmannen mit dem Ehrennamen edel bezeichnet sahen, legten denselben ab, und führten wieder ihren ursprünglichen Standesnamen frei, wie bei uns die Herren von Thengen, von Roseneck, von Krenkingen, von Röteln und Schwarzenberg. Diese freiherrlichen Geschlechter kamen aber, wie wir gesehen haben, mehr und mehr herab, und verkauften ihre Vogteien und Herrschaften größtentheils an die Fürsten, Domstifte und Klöster oder an den niedern Adel. Nichts war damals so verwickelt, wie die Vogteiverhältnisse; denn durch Theilung, Erbschaft, Kauf und Schenkung gieng die anfangs in einer Person vereinigte Vogtei über die Leute und Güter eines Klosters, einer Kirche, oder einer freien Gemeinde nach und nach in verschiedne Hände über, so daß oft nicht nur jedes Dorf seinen eignen Vogtherrn, sondern wohl mehrere zugleich besaß. Das Vogtrecht aber bestund in der niedern Gerichtsbarkeit, während die hohe von den Landgerichten und Fürsten gehandhabt wurde. In dem mittlern und untern Theile unseres Landes kauften die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen bei Rhein die meisten Vogteien zusammen, und befestigten eben dadurch die fürstliche Macht ihrer Häuser, wie es später auch in den obern Gauen theilweis die Herzoge von Oestreich gethan haben.

Es ist schon erwähnt worden, wie sich der Adel immer häufiger den öffentlichen Gerichten entzog, und seine Streitigkeiten durch gewählte Schiedsrichter entscheiden ließ. Dieses waren in den verschiednen Gegenden gewöhnlich die ältesten, biedersten und klügsten Herren, und einige davon haben sich einen solchen Ruf

der Rechtskenntniß und Unpartheilichkeit erworben, daß man sie oftmals sehr weit her und in den mannigfaltigsten Prozessen zu Richtern berief, wie zum Beispiel den Freiherrn Leutold von Krenkingen, welcher bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bei Sühnen, Richtungen und Verträgen nicht nur der einheimischen Klöster und Edelfamilien, sondern selbst der Fürsten von Oestreich und der schweizerischen Eidgenossen als Mitrichter oder Obmann erscheint. Ein gleiches allgemeines Vertrauen besaßen auch die Markgrafen von Hachberg, und es ist das schönste Lob dieses Hauses, daß dasselbe während der stürmischen Zeiten des vier- und fünfzehnten Jahrhunderts eine Menge erbitterter Streithändel durch seine Bemühungen friedlich verglichen hat.

Andern Ruhm erwarben sich noch viele von Adel als Dichter und Sänger; denn die Liebe zur Poesie war noch keineswegs erloschen. Besang nicht auf der lieblichen Mainau im Bodensee der Komthur Hugo die Abentheuer seiner Jugend? Er war der Sohn Herrn Arnolds von Langenstein, eines reichenauischen Lehnmanns. Als damals der Pabst einen neuen Kreuzzug betrieb, wozu auch der Abt von Reichenau seine Vasallen und Dienstleute aufbot, ergriff Hugo, wie die Sage erzählt, für seinen gebrechlichen Vater das Schwerdt und schloß sich dem Zuge an. Aber es kam bald die Nachricht zurück, daß er im heiligen Lande verwundet und gefangen worden sey. Da floh seine Geliebte, ein Fräulein von Bodmann, in ein Kloster, um vor der Zudringlichkeit ihrer vielen Freier gesichert zu bleiben, bis Hugo durch ihr Gebet aus den Fesseln errettet und heimgekehrt seyn würde. Er indessen, durch die Leiden einer langen und harten Gefangenschaft ermüdet, that das Gelübde, in einen geistlichen Ritterorden zu treten, wenn ihm der Herr die Freiheit schenke. Und nachdem er diese endlich auch erhalten und den heimathlichen Boden wieder betreten hatte, war sein erstes Geschäft, sich unter die Deutschritter aufnehmen zu lassen, worauf er mit seinen Ordensbrüdern gegen die heidnischen Preußen zog, während seine Geliebte in frommer Entsagung den Schleier nahm. Seine spätern Jahre aber verlebte Hugo als Komthur auf der Insel Mainau, welche sein Vater dem Orden vermacht hatte, und verfaßte hier die Erinnerungen seines wechselvollen Schicksals in eine Reihe von Liedern und Gesängen;

man besizt noch die meisten dieser Dichterwerke, und eines davon, worin das Leben der heiligen Martina besungen wird, enthält allein mehr als dreißigtausend Verse.

Auch zogen viele junge Adelige entweder aus häuslicher Armuth, oder aus innerm Drang nach Abentheuern in fremde Länder. Man weiß, daß schwäbische und rheinländische Ritter nicht nur häufig die Züge wider die Ungläubigen mitmachten, sondern auch in Frankreich, England und Dänemark bei Königen und Fürsten Dienste nahmen, während andere ganz planlos die weite Welt durchzogen, um Proben ihrer Tapferkeit und Stärke zu bestehen. Einer der berühmtesten dieser irrenden oder fahrenden Ritter war jener Hans von Bodmann, welchen man eben deswegen den Landstürzer nannte. „Die Begierde nach Abentheuern, sagt der Beschreiber seines Hauses, trieb ihn überall hin; er besuchte die Höfe der entferntesten Könige und Fürsten, war überall wohl gelitten, und gab überall Beweise seines Heldenmuths. Es ist ein ganzes Buch über seine Fahrten vorhanden. Nachdem er die Welt genugsam gesehen, begab er sich an den Hof des Kaisers und that sich auch hier so hervor, daß er bei Jedermann in großem Ansehen stund. Er starb zu Wien, vom ganzen Hofe wie von seinem Hause schmerzlich betrauert.“ Der Adel überhaupt aber suchte sich auf den Turnieren hervorzuthun. Er war auf seine Turnierfähigkeit besonders stolz und eifersüchtig, seitdem die Städte und Fürsten angefangen hatten, auch aus den niedern Ständen ihre Krieger zu nehmen; denn da der Adelstand das Recht der Waffenführung nicht mehr als Privilegium ausschließlich besaß, so wollte er sich wenigstens die kasten- oder zunftmäßige Kunstfertigkeit darin bewahren, welche auch um so enger auf den Turnierplaz beschränkt wurde, je mehr die alte feudalistische Kriegsmanier durch das neuerfundene Schießgewehr ihre Anwendbarkeit in offenem Felde verlor. Bei jeder besondern Feierlichkeit wurden von dem Adel glänzende Turniere gehalten, wo man neben seiner Waffenkunst auch die Pracht seiner Kleidung zur Schau trug. Der größte Theil liebte dieses gefährliche Vergnügen leidenschaftlich, und es gab viele Ritter, welche sich ein eigentliches Geschäft daraus machten, von Turnier zu Turnier zu ziehen, und sich jedem Theilnehmer zum Kampfe anzubieten.

Grobe Mißbräuche konnten nach dem damaligen meist rohen und ausschweifenden Geiste des Adels hiebei nicht ausbleiben, und unter dem Schein des Spieles verfolgten Neid und Rachsucht nur allzuoft ihre Opfer; es sind Turniere bekannt, wo man gegen zehn Todte und Hartverwundete aus den Schranken trug.

Aber um wie viel verächtlicher noch und schlechter erscheint der damals wieder mehr und mehr überhandnehmende Raubadel! Die Thronstreite König Ludwigs und König Karls, der Schlegler- und Städtekrieg, und die schwache Verwaltung König Wenzels waren ganz geeignet, dieses Unwesen in vollen Schwung kommen zu lassen. Wir haben gesehen, wie selbst der große Freiherr von Geroldseck zu Schwanau das Handwerk gemeinen Straßenraubes trieb. Und nun die kleinen Edelherren, welche durch ihre Armuth genöthigt waren, vom Stegreife zu leben! Es gab kaum eine Gegend unseres Großherzogthums, wo damals nicht ein solcher Raubritter sich umgetrieben hätte. Im Hegau machten die Herren von Friedingen und von Homburg, wie auch die Barone von Thengen durch ihre Fehden fast alle Straßen unsicher; in der Baar erzählt die Sage von dem wilden Hardeker, der aus seinem Raubnest an der Wutach die Reisenden anrannte und niederwarf, und von den Söhnen sogar jenes Herrn von Krenkingen lauerte einer zwischen Thiengen und Waldshut auf vorbeiziehende Kaufleute. Am frechsten aber trieb solchen Straßenraub das Geschlecht der Herren von Falkenstein im Höllenthal. Von ihrer fast unzugänglichen Felsenburg aus erspähten sie den durch die enge Bergschlucht vorbeiziehenden Wandrer, fielen auf ihn herab, und beraubten ihn seines Gutes; ja, sie schlichen sich nächtlicher Weile sogar in die benachbarten Höfe, und stahlen den Bauern das Vieh. Viele Jahre lang hatte besonders Herr Werner mit seinem Bruder Künlein durch Räubereien, Diebstähle, Einbrüche und selbst durch Mordthaten die Gegend unsicher gemacht, als folgender Vorfall die endliche Zerstörung der Falkenburg herbeiführte. Ein falkensteinischer Unterthan aus dem Kirchzahrter Thal war mit seinem Schwiegersohn, einem armen Hintersäßen von Freiburg, so zerfallen, daß er sich von Ritter Dietrich, dem ältern Bruder Herrn Werners, bereden ließ, denselben gefänglich auf das Schloß zu bringen. Als dies geschah, wußte sich die schwangere Frau

des Gefangenen mit hinein zu stehlen; man legte sie aber gekettet in eine Stube, wo sie andern Tags ganz hilflos ein todtes Kind gebar. Während sie nun entlassen wurde, und nach Kirchzahrten gieng, um das Kind zu begraben, berieth man sich zu Falkenstein über ihren Mann, und stürzte ihn zuletzt vom höchsten Punkte der Burg in den Abgrund hinab. Einige Tage hernach erfuhr die Frau das Schicksal des Unglücklichen. „Da gieng sie, wie die Verhörsakten erzählen, mit ihrem kranken Leib von Freiburg wieder gen Falkenstein unter die Burg, an die Halde, und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und schuf da, daß er begraben ward im Falkensteiner Thal zu Sankt Oswalds Kirchen.“ Hierauf aber trat das verlassene Weib mit dem vollen Schmerze ihres Verlustes racherufend vor den Rath zu Freiburg, und dieser zögerte nicht, vom rothweilischen Hofgerichte über Falkenstein die Acht zu erwirken, und sofort das Raub- und Mordnest durch die Stadtmannschaft zerstören zu lassen. Solches geschah im Winter tausend dreihundert und neunzig, und seither schauen die Trümmer von Falkenstein als Zeugen jener Gräuel und der erfolgten Rache, zwischen Tannen und Gesträuch traurig auf den Wandrer herab.

Um diesem empörenden Unwesen des täglichen Kriegs, Raubes und Mordes zu steuern, traten nicht allein die städtischen Gemeinden in Bündnisse zusammen, sondern die Herren vom Adel selbst, und errichteten unter sich jene Ganerbschaften, von denen wir bereits gehört haben. Aber nur kurze Zeit gewährten dieselben Sicherheit; denn die adeligen Sitten waren so verwildert und der Fehdegeist herrschte so allgemein, daß die Ganerbenschlösser, anstatt der Schuz ihrer Bewohner und Umgegend zu seyn, nicht selten entweder erbitterten Krieg veranlaßten, oder selbst wieder in Raubschlösser ausarteten. Man erinnert sich an die Fehde zwischen Markgraf Rudolf dem Dritten von Baden und Bischof Berthold von Straßburg wegen der staufenbergischen Ganerbschaft. Während nun das Schloß Staufenberg in seinen Trümmern lag, flüchtete sich der Ganerbe Friedrich Bock, welcher ums Jahr dreizehnhundert zwei und dreißig mit den Straßburgern in Fehde lag, nach Schauenburg, und brachte dadurch auch diese Ganerbenfeste in die Noth einer Belagerung. Der Handel wurde jedoch ver-

mittelt, und Reinbold von Staufenberg erhielt auf Verwendung des Herzogs von Oestreich eine Summe Geldes zur Wiedererbauung seines Schlosses. Als nun aber um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Ruter von Staufenberg mit seinen Anhängern einen Enkel Bischof Bertholds meuchelmörderisch erschlug, zogen die stiftstraßburgischen Dienstmänner abermals vor Staufenberg und machten es aufs neue dem Boden gleich. Ruter war der lezte seines Geschlechts, mit dessen Name aber die staufenbergischen Ganerbenfamilien Bock, Hummel, Kolb, Schenk, Stoll und Wiedergrün noch fortwährend erscheinen.

Nachdem die Feste Keppenbach mit der Herrschaft Freiburg an Oestreich übergegangen war, machte auch der dortige Adel „zu seiner wahren Sicherheit, wie eine alte Nachricht sich ausdrückt, ein Ganerbenhaus aus der Burg und nahm die von Staufenberg, gleichwie die von Stühlingen, von Landeck und die Bärnlapp von Bollsweil zu sich in Gemeinschaft und Burgfrieden." Bald aber wurde dadurch die umliegende Landschaft so sehr beunruhigt und beschädigt, daß Herzog Leopold der Stolze im Jahr dreizehnhundert sechs und neunzig das Schloß belagern und schleifen ließ. Solche Mißbräuche entstunden aus den Ganerbschaften des Adels, und ein damaliger Dichter hat sie mit bitterer Satyre durchgegeißelt. In der Ortenau und im Kraichgau indeß hatten sie doch den Nuzen, daß sich während des folgenden Jahrhunderts die Vereine der ortenauischen und kraichgauischen Ritterschaft aus ihnen entwickelten, zwei Anstalten, wodurch der Landfriede theilweis nicht wenig befördert wurde.

Siebentes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Wie sehr auch ein Theil des Adels mit den städtischen Gemeinwesen in Verbindungen zu treten suchte, wie viel adelige Familien hohen und niedern Ranges entweder sich in den Städten

haushäblich niederließen, oder Burgrechte und Schuzbündnisse mit denselben errichteten, oder gar bei ihnen Kriegsdienste nahmen, eben so heftig wurden sie von einem weit größern Theile gehaßt. Der Anblick ihrer aufblühenden Macht und Reichthümer mußte bei dem schmerzlichen Gefühle seines zerfallenden Glücks den angeerbten Stolz auf Vorzüge des Geblütes und Standes bitter genug verlezen und stacheln. Hiezu kam noch ein gewisser Uebermuth des jugendlichen Bürgerthums, der oft sehr unbillig, aber bei den damaligen Sitten und Verhältnissen eine natürliche Folge jenes schnellen und kräftigen Aufblühens war. Seit langem hatten sich die Städte auch in fast täglichen Fehden mit ihren adeligen Nachbarn feindlich zerworfen und deren feste Schlösser bedroht. Während nun viele Herren vom Adel ihre Eifersucht und Rache durch einzelne Faustſtreiche, durch Weglägereien und dergleichen an dem verhaßten Bürger ausließen, verbanden sich andere zu größern gemeinschaftlichen Unternehmungen. So war die Reichsstadt Pfullendorf den umliegenden Edelleuten längst ein Dorn im Auge. Gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kam ihr Haß zur Reife; sie machten zusammen den Anschlag, sich in drei Haufen der Stadt zu nähern und in einer Nacht auf drei Seiten unfern der Thore verborgen zu halten, bis Morgens die städtische Viehheerde ausgetrieben werde, wo dann der eine Haufe diese unversehens hinwegnehmen, und die beiden andern in die Stadt dringen sollten, während die Bürger herausgeeilt wären, um ihr Vieh zu retten. Aber das Glück begünstigte die Pfullendorfer. Ein alter redlicher Nachbar der Stadt, jener Werner von Zimmern, welcher die Herrschaft Möskirch erheirathet hatte, erfuhr den geheimen Anschlag des Adels, und theilte ihn seiner Gemahlin mit, worauf diese ein Brieflein schrieb, solches in einen Brodlaib verbarg, und mit demselben durch einen vertrauten Diener dem Stadtammann überschickte. Als nun der bestimmte Tag der Ausführung erschienen war, und der eine Haufe des Adels schon die Viehheerde überfallen hatte, fanden die beiden andern die Thore verrammelt und die Bürgerschaft bewaffnet hinter den Mauern. Von dem an feierte die Stadt Pfullendorf jährlich den Tag ihrer Rettung mit einem sogenannten Hochmahl, zu welchem neben dem Stadtammann, dem Bürgermeister, den Räthen und achtbarsten Geschlechtern, zur

dankbaren Erinnerung an die freundnachbarliche Hilfe jedesmal der älteste Herr von Zimmern eingeladen wurde.

Durch solche Unternehmungen, die ihm meist auch ebenso mißlangen, verlohr das Ansehen des Adels noch mehr gegen die Städte, welche sich durch Schuz- und Hilfsbündnisse stärkten, wo sie nicht einzeln mächtig genug waren. So erschienen bei uns während des vierzehnten und folgenden Jahrhunderts, von verschiedner Dauer und Wirkung Bündnisse der Städte am See, am Oberrhein, im Breisgau und am Mittelrhein, gleichwie jene Ganerbschafts- oder Burgfriedens-Vereine der adeligen Herren. Aber nicht nur unter sich, sondern meist auch mit den einheimischen Fürsten und selbst wieder mit dem Adel verbündeten sich die Städte, je nachdem ein gemeinschaftliches Interesse oder eine gemeinsame Gefahr es verlangte. So errichteten schon im Jahre dreizehnhundert drei und dreißig die östreichischen Landvögte in Helvetien, im Elsaß und Breisgau mit den östreichischen Städten dieser Länder einen Bund gegenseitiger Hilfleistung in allen ihren Kriegen und Angriffen, welcher nachmals wieder erneuert wurde.

Bei all' diesen äussern Umständen und Ereignissen wurde das innere Leben der Städte ungemein befördert. Wir haben gesehen, wie Freiburg, Kenzingen und Lahr die Geldnoth ihrer Herren zur Erweiterung ihrer Rechte und Freiheit benüzten. Zu Konstanz machte sich die Bürgerschaft von dem Einfluße der Bischöfe um so selbstständiger, je mehr ihr dieselben durch den Mißbrauch ihrer Gewalt und durch die Skandale ihrer Lebensart Gelegenheit verschafften, sich gegen sie zu erheben. Ebenso gewannen die Reichsstädte Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Zell und Gengenbach durch kaiserliche Gunst und durch glückliche Erweiterung ihrer Verfassungen. Zu Pfullendorf namentlich wurde im Jahre dreizehnhundert drei und achtzig, von dem Bürgermeister, dem Rath und gemeiner Bürgerschaft, in Anbetracht, daß in den Städten „gute Ordnung und rechter Gehorsam mit keinen Dingen besser, als mit gerechten, redlichen Zünften und Zunftrechten zu erreichen und zu erhalten seyen", folgende Zunftverfassung eingeführt: „Die ganze Bürgerschaft zerfällt in sechs Zünfte, deren Meister aus den Handwerksleuten seyn müssen, und zum kleinen Rath gehören, welcher mit dem Bürgermeister und eilf andern aus achtzehn Gliedern, wäh-

rend der große Rath aus sieben Müssiggängern, oder solchen, die kein Handwerk treiben, und aus sieben Zünftigen mit dem Bürgermeister besteht. Die Zunftmeister und Siebener sollen jährlich durch Stimmenmehrheit gewählt werden; sie hinwiederum sezen den Bürgermeister und mit ihm den kleinen Rath oder die Achtzehner. Alsdann schwören sie der Stadt, Treu und Wahrheit zu halten, ihr das Ehrbarste und Wägerste zu bereiten mit Sinnen und Gedenken, nach Gerechtigkeit zu richten dem Armen wie dem Reichen, und die Zünfte und Zunftrechte zu gewahren. Die Zunftmeister haben das Recht, in gemeiner Nothdurft sich zu versammeln und nach Gutdünken sowohl einzelne Glieder des großen Rathes, oder die Siebener, oder die ganze Zunft zusammen zu rufen. Bei besondern Zunftangelegenheiten können sie in der Rathsversammlung auch einen Abstand nehmen, um sich besonders zu bereden; über ihre Vorschläge entscheidet aber alsdann die Stimmenmehrheit des Rathes. Der große Rath darf sich nicht von selbst versammeln, wenn aber im kleinen etwas von Wichtigkeit verhandelt wird, so mag es ihm ein Zunftmeister oder anderes Rathsglied vorbringen, und was er dann entscheidet, soll in Vollzug kommen; über Dinge, welche die Freiheiten und Gerechtsamen der Stadt betreffen, entscheidet jedoch nur die ganze Bürgergemeinde, und die Gerichte sollen unabhängig vom Rathe seyn. Kein Handwerk darf ohne Wissen und Willen des Bürgermeisters, des Raths und Zunftmeisters ein Gesez oder eine Ordnung machen, welche für Stadt und Land etwa gefährlich wäre. Ein Fremder, der ein neues Handwerk in der Stadt treiben will, bezahlt nichts in die Zunftkasse; sonst muß jeder fremde Handwerker die Zunft erkaufen. Es darf auch keiner zwei Handwerke treiben, er kaufe sich denn doppelt ein, und leiste auch alles doppelt an Reisen und andern Diensten. Pfuschern und Fälschern darf die Zunft das Handwerk verbiethen, und der Rath mag sie büßen. Auch soll er drei ehrbare Männer sezen in jeder Zunft, die alle Sachen, so zu dem Handwerk gehören, beschauen, vornehmlich bei den Brodbäckern und Mezgern. Wein ausschenken, Salz und Eisen feil haben darf jeder Bürger, und ohne etwas an die Zunft zu entrichten, aber er muß sich streng an die Sazungen halten, die ihm das Bürgerbuch vorschreibt. Nach eben diesen Gesezen haben sich auch die

Müller, Weber und Gerber zu richten, und namentlich darf au dem Markte kein Tuch verkauft werden, welches nicht die gehörige Breite hat, oder schlecht gewalkt ist."

Man sieht, daß diese Verfassung die höchste Gewalt auf das Volk übertrug, während die vollziehende beim kleinen Rathe blieb. Das Zunftwesen war überhaupt damals ein Institut, welches der Gefahr einer allzu aristokratischen Stadtobrigkeit meist glücklich steuerte. Die Zünfte waren auch ein Erforderniß der Zeit und wurden nach und nach in allen Städten eingeführt. Wir finden sie in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Konstanz und zu Freiburg erwähnt, wo die Zunftmeister in Verwaltung des Stadtgutes die Aufsicht hatten; zu Ueberlingen, wo vor jeder Zunft eilf Ausschußmänner mit der Stadtobrigkeit den großen Rath bildeten, und zu Kenzingen, wo man aus den Zünften acht ehrbare Männer in den Rath zu wählen pflegte. Am frühesten aber erschien die Zunfteinrichtung zu Villingen; denn schon im Jahre dreizehnhundert vierundzwanzig wurden dort die Zunftmeister mit noch vier Beisizern aus jeder Zunft in den Rath aufgenommen, welcher bisher aus vierundzwanzig Mitgliedern unter einem Schultheißen und Bürgermeister bestanden hatte.

Und abgesehen von dieser politischen Beziehung, brachten die Zünfte nicht nur Ruhe und Ordnung, sondern auch eine nüzliche Mischung der verschiedenen Bürgerstände, ihrer Grundsäze und Sitten, eine strenge Ehrbarkeit und einen sichern Wohlstand hervor, worüber man es gerne vergißt, daß sie ihren Ursprung doch in einem engherzigen Abschließungs- und Vortheilsucht hatten. „Was aber vollends, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, ein wahres Meisterstück derselben genannt zu werden verdient, war die Erfindung und Einführung der Lehrjahre, der Wanderschaft und des Probe- oder Meisterstücks. Denn es wurde dadurch dem Einschleichen unreifer und ungeschickter Handwerker vortrefflich vorgebeugt, und zog unzählige Vortheile nach sich. Durch das Wandern zumal lernten die Handwerker die Erfindungen, Geschicklichkeiten und Verbesserungen andrer deutschen Länder unmittelbar kennen; sie wurden geschmeidiger, geselliger, bescheidner, vorurtheilsfreier, als sie ausserdem geworden seyn würden, und kamen mit manchem löblichen Vorsaze in ihre Heimath zurück. Auch wurde vorzüglich durch diese

unvergleichliche Erfindung der deutsche Kunstfleiß in ganz Europa berühmt, und die deutschen Arbeiten wurden im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten von England, Frankreich, Spanien und so weiter als die kunstreichsten, geschmackvollsten und zugleich dauerhaftesten verschrieben." Für die Handwerker, welche zerstreut in den Gassen und Gäßchen der Stadt umherwohnten, waren die Wochen- und Jahrmärkte ein großer Vortheil; denn an den Markttagen brachten sie ihre Lebensmittel, Waaren und Geräthschaften an öffentlichen Pläzen zusammen, um dieselben auf ihren Bänken feil zu biethen. Von diesen stunden immer die gleichartigen nebeneinander, wie die Lederbänke, die Fleisch- und Brodbänke, und für den Fall einer schlechten Witterung suchte man sich ein Obdach, wodurch dann die Buden, Hallen oder Lauben aufkamen. Zu Freiburg gab es schon in den zähringischen Zeiten solche Bänke unter Lauben, und es sind nachmals die steinernen Schwiebbogen oder Lukstühle daraus entstanden. Vielleicht haben nun gerade diese Anstalten zur Entwicklung der Zünfte das meiste beigetragen, indem die Hallen und Lauben als geschlossene Waarenlager herkömmlich an eine gewisse Anzahl von Handwerkern und Krämern vererbten, und so allmählig den Begriff und das Recht einer ausschließlichen Theilnahme, einer Bruderschaft, oder Einung erzeugen mochten. Jedenfalls aber, so groß auch später ihr Mißbrauch wurde, beförderten sie damals den Handel und die Gewerbsamkeit, weil der Käufer die öffentlich neben einander feilstehenden Lebensmittel und Arbeiten vergleichen und auswählen konnte, wodurch er selbst kauflustiger, wie hinwiederum der Handwerker aufmerksamer und betriebsamer gemacht wurde.

Die Zünfte hatten auch einen militärischen Zweck, wie wir bei Freiburg bemerkten, wo jeder Zunftmeister die Gewalt besaß, seine Zunftgehörigen zu den Waffen zu rufen und mit ihnen auszuziehen in den Fehden der Stadt oder des Herrn. Und diese Einrichtung wirkte sehr vortheilhaft auf die städtischen Kriegsheere ein. Denn die Hauptkraft derselben beruhte auf den Handwerkern, welche nach ihren Zünften geordnet, unter besondern Fahnen oder Bannern mit Lanzen, Schwerdtern und Armbrusten erschienen. Die reichern Handwerker waren wohl auch beritten, und größere Städte führten die Streitwagen ein, auf denen eine Anzahl geharnischter Bür-

ger mit langen Speeren oder Gleven bewaffnet dem Feinde entgegenfuhr. Für wichtigere Fehden, wo die eigne Bürgerschaft nicht zureichte, warben die Städte auch fremdes Kriegsvolk an, und es fand sich immer eine Menge vom niedern Adel, welche des städtischen Soldes froh war. So hatte zum Beispiel die Stadt Freiburg in dem Krieg wider ihren Grafen über fünfzig Ritter und Edelknechte mit deren Gefolge in Dienst genommen, namentlich die von Stoffeln, Mekingen und Krenkingen zu Weißenburg, von Raitnau, Falkenstein, Neufra, Sundhausen, Schellenberg und von Erzingen, den Truchsäß von Dießenhofen, die von Heudorf, Waldek, Reischach, Landenberg, Tettingen, Goldenberg, Schienen und Tannheim. Bald gewann auch die städtische Kriegsmanier das Uebergewicht über die feudalistische und turniermäßige des Adels, nicht durch eine geübtere Kunstfertigkeit und vollkommnere Bewaffnung, aber durch einen patriotischern Geist und bessere Grundsäze! Im Vertheidigungs- und Belagerungswesen mußte ihnen der Adel weit nachstehen. Sie besaßen mancherlei Wurfzeug und wußten es je nach örtlichen und Zeitumständen glücklich zu gebrauchen, wie wir bei der Belagerung der Feste Schwanau bemerkt haben. Ein Beispiel andrerseits von einer ebenso muthvollen als klugen Vertheidigung gaben ums Jahr dreizehnhundert drei und dreißig die Mörsburger, in dem Krieg des Bischofs Nikolaus gegen den Vater seines Widersachers von Hohenberg. Graf Rudolf nämlich zog mit bewaffneter Macht vor Mörsburg, wohin sich der Bischof mit seiner Mannschaft geworfen hatte, und es gelang ihm, auch noch den König Ludwig mit einem Heere herbeizurufen. Beide begannen sofort die Belagerung der Stadt in voller Zuversicht einer baldigen Uebergabe, wenigstens schwur der Graf, nicht eher abzustehen, bis er der Jungfrau Maria, als der Schuzheiligen des konstanzischen Hochstifts, das Hemd vom Leibe genommen. Allein im Schlosse befand sich eine ebenso geübte Besazung, als hinter den Stadtmauern eine tapfere Bürgerschaft. Durch geschickten Gebrauch der Wurfmaschinen und durch muthige Ausfälle wurde der Feind immer zurückgedrängt und oft empfindlich heimgesucht. Namentlich bemächtigten sich die Mörsburger mit ihren Raubschiffen der feindlichen Frachtschiffe, und führten sie jubelnd davon, während aus Konstanz ihnen täglich einige Getreideladungen glücklich zugebracht

wurden. Da rief ein Krieg den König nach Böhmen ab, und der hochtrozige Graf von Hohenberg mußte die über vierzehn Wochen lang geführte Belagerung unverrichteter Sache aufheben. So haben die bürgerlichen Waffen durch Muth und Klugheit und Ausdauer meiſt rühmlich gekämpft, und als vollends nach Erfindung des Schießpulvers durch den freiburgiſchen Franziskaner-Mönch Berthold Schwarz, das Geſchüz aufkam, brachten die Städte den Vortheil ganz in ihre Hände, indem ſie zur Anſchaffung von Kanonen, welche man damals Büchſen hieß, keine Koſten ſcheuten, während der Adel aus ritterlichem Stolze alles Schießgewehr verachtete. Die Freiburger, wie wir geſehen haben, gebrauchten ſolches ſchon im Jahre dreizehnhundert ſechs und ſechzig gegen die Burg ihres Grafen, und bald erſcheinen jene Büchſenmeiſter, um welche die Städte oft von Fürſten gebeten und beneidet wurden.

Die Fürſten hatten ſich überhaupt den Städten ſehr genähert, und ihnen bald aus Noth, bald aus dankbarer oder launiſcher Gunſt mancherlei Freiheiten und Vortheile eingeräumt. Was thaten nicht die Pfalzgrafen bei Rhein für das Emporblühen Heidelbergs? Aber die fürſtliche Obwaltung war auſſerdem der ſtädtiſchen Wohlfahrt ſeltener günſtig, als die ehemalige der kleinern Herren. Seit Villingen, Freiburg, Kenzingen und Waldkirch öſtreichiſch geworden, ſchritten ſie in ihrer Entwicklung nicht mehr oder nur wenig voran. Denn aus Eiferſucht gegen die Reichsſtädte und aus Furcht vor den Bündniſſen hielten die Fürſten ihre Städte auch bei aller ſcheinbaren Begünſtigung doch immer in engen Schranken und ließen gewöhnlich bei ihrem Regierungsantritte die Bürger feierlich ſchwören, ſich „mit ihrem Leib und Gut, mit Weib und Kindern von ihnen und ihren Erben niemals zu entfremden", wie ſolches im Jahre dreizehnhundert acht und vierzig Markgraf Rudolf der Weker von den Pforzheimern verlangt hat. Viele Städte ſeufzten auch unter der Laſt großer Schulden, welche entweder bei dem Wechſel ihrer Herrſchaft, oder durch Bürgſchaft und Uebernahme auf ſie gewälzt worden war. Freiburg zum Beiſpiel hatte ſich im Vertrauen auf die Großmuth Oeſtreichs für den Loskauf von Graf Egon in eine große Summe eingelaſſen und fand ſich am Ende getäuſcht. Zwar gewann das gemeine Weſen durch die Verminderung des einheimiſchen Adels in den Kriegen des Erzhauſes und durch

die Vertreibung der Juden an politischer und ökonomischer Selbstständigkeit, aber jene Schuldenlast drückte zu schwer, als daß ein frohes Wiederaufblühen möglich war, und mit Recht darf man sagen: „Freiburgs jugendlich kräftige und beinah selbstständige Zeit ist mit dem Uebertritte an Oestreich vorüber." Noch schwerer empfanden beide Städte Laufenburg die bei ihrem Anfall an Oestreich von der Herrschaft Habsburg übernommenen Schulden. Schon früher hatten die dortigen Bürger ihre Mauern und Thürme ausbessern lassen, um sich gegen die Waffen ihrer Gläubiger zu schüzen, da sie keine Zahlung leisten konnten, weil der Graf das von ihnen entliehene Geld nicht aufzubringen im Stande war. So pflanzte sich das Uebel fort, und die Herzoge waren endlich genöthigt, den Städten die Erhebung eines Wein-, Korn- und Fischumgeldes und den ausschließlichen Salzverkauf zu erlauben, um sie nur aus der nächsten und drückendsten Noth zu erretten. Auch zu Radolfszell hatten mehrere Herrschaftsgefälle gegen ein Gelddarlehen müssen versezt werden; doch fanden sich im Jahre dreizehnhundert sechs und sechszig die Herzoge auf Betrieb des Rathes mit den Gläubigern ab, und überließen der Stadt das Umgeld, den Laubenzins und Kornzoll, womit sie „die Gräben, Thore, Ringmauern, Erker und Weighäuser, Antwerch, Springolf, Weg und Steg, und andere wehrliche Dinge ausbessern und unterhalten soll."

Nichts haßten die Städte mehr, als wenn sie von ihren Herren zu Unterpfändern um geliehenes Geld in fremde Hände gegeben wurden. Und gerade war dies überaus häufig der Fall; denn nicht nur erscheinen bei uns die Reichsstädte Neuenburg, Breisach, Offenburg, Zell und Gengenbach, wie wir gesehen haben, sondern auch die meisten östreichischen, badischen und pfälzischen, bischöflich konstanzischen und speierischen Landstädte als Pfandschaften, bald ganz, bald zur Hälfte, bald zu einem Drittheil, oder in verschiedenen Theilen zugleich bei verschiedenen Inhabern, wie sie denn oftmals auch theilweis wieder eingelöst oder vererbt wurden. Daß dieser Wechsel, dieser unbestimmte, prekäre und zerrissene Zustand auf den Fortgang eines gemeinen Wesens sehr nachtheilig einwirken mußte, ist leicht ersichtlich, und manche Stadt hielt es für eine kostbare Vergünstigung, wenn der Fürst ihre Freiheiten und Rechtsamen mit dem Versprechen vermehrte, sie auf

keine Weise mehr von seinem Hause zu entfremden, wie solches zum Beispiel die Radolfszeller von Herzog Leopold dem Frommen empfiengen. Gleichfalls sehr verhaßt waren den Städten die fremden Gerichte. Sie wollten, wie die Klöster, davon frei seyn, und nur vor ihren eignen zu Recht stehen. Daher bemühten sie sich auch immer, von den Königen eine solche Befreiung zu erhalten, und die Besizer der Landgerichte führten deßwegen oft bittere Klagen. Von der Stadt Freiburg wissen wir, daß sie dies Recht schon im vorigen Jahrhunderte besessen habe; im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn erhielt es Radolfszell von König Friedrich dem Schönen, wie vierzig Jahre später Markdorf von Karl dem Sechsten. Die meisten Städte erwarben es aber von König Wenzel, welcher überhaupt mit den Reichsrechten eigentlich einen Handel trieb, um sich nur Geld zu verschaffen. So ertheilte er im Jahre dreizehnhundert acht und siebzig dem Freiherrn Hermann von Krenkingen eine Urkunde, worin er denselben also „befreit und begnadet, daß fürbas Niemand mehr, wer es auch sey, weder ihn selbst und seine Erben, noch irgend Jemand von seinen Leuten, die da wohnhaft sind in der Stadt Thiengen und in deren Gebiet, laden, vortreiben, fordern, ansprechen, beklagen, oder richten, oder über sein Leib und Gut Urtheil sprechen, oder ihn in die Acht bringen darf an dem rothweilischen Hofgerichte oder bei andern Gerichten und Landgerichten; sondern wer den von Krenkingen oder einen seiner Leute und Bürger belangen will, der mag das thun vor dem Gerichte zu Thiengen, und dort sein Recht empfangen, es wäre denn, daß ihm solches kund- und öffentlich versagt würde, wo alsdann das Hofgericht zu Rothweil entscheiden soll. Auch mag der von Krenkingen zu Thiengen geächtete Leute hausen und halten, so viel er will, und wer derselben einen anfällt, der soll nach Recht und Gewohnheit der Stadt gerichtet werden, ihr und den Ihrigen unschädlich."

So sehr es eine Sorge der Städte war, Mauern und Thürme zu errichten und zu unterhalten, eben so sorgsam dachten sie auch auf Errichtung von Gebäuden für friedlichere Zwecke. Wir haben gesehen, mit welcher Aufopferung sie den Bau ihrer Münster betrieben; neben diesen Hauptkirchen wurden auch kleinere oder sogenannte Kapellen gestiftet, oft von einzelnen Familien, und in

vielen Städten steuerte man immer noch freigebig genug zur Errichtung neuer Klöster. Als eine vorzügliche Angelegenheit erschien stets auch die Gründung eines städtischen Spitals. Anfangs gab es nur sogenannte Siechenhäuser, welche außerhalb der Stadtmauern lagen, und für arme Kranke bestimmt waren; die fortgeschrittene Bevölkerung und Kultur machte aber ausgedehntere Anstalten für das bedürftige und presthafte Alter nöthig, und es wurden sofort in der Ehre des heiligen Geistes eigentliche Spitalgebäude mit Wohnungen und einer Kirche gestiftet, bald von einem Fürsten oder Herrn, wie in Lahr durch Walther von Geroldseck, in Villingen durch die Grafen von Fürstenberg, in Pforzheim durch Markgraf Rudolf den Vierten von Baden, und in Heidelberg durch die Pfalzgrafen, oder von den Bürgerschaften selbst, wie zu Freiburg, Pfullendorf, Offenburg und Radolfszell, in welch' lezterer Stadt sich die Bürger aus Mangel hinreichender Geldmittel um einen Kollekten-Brief an den Bischof von Konstanz wendeten, der ihnen im Jahre dreizehnhundert sechs und achtzig solchen auch ertheilte, auf daß „der angefangene Spital zur Verpflegung armer Kranken, und zur Verrichtung anderer Werke der Barmherzigkeit" seine Vollendung erreichen möge. Auch Rath- und Schulhäuser wurden erbaut, und wegen der damals allgemein herrschenden Sitte, sich täglich zu baden, war die Errichtung von Badstuben eine nicht weniger öffentliche Sorge.

Zwei Jahrhunderte waren bereits verflossen, seit die Städte bei uns ihren Anfang nahmen. Die ehedem schwankenden und verschiedenartigen Verhältnisse und Stoffe hatten sich inzwischen vermengt, ausgeglichen und befestigt; Gewohnheit und Herkommen, wie längst in der Religion, so nun auch in den häuslichen und Rechtsverhältnissen ihr Ansehen geltend gemacht; die Verfassungen sich ausgebildet und die städtischen Sitten ihren bestimmten Charakter angenommen, das heißt, es gab schon eine entschieden ausgeprägte bürgerliche Lebens- und Denkungsart. Ein dankbar ehrendes Gedächtniß der Väter, unter welchen das gemeine Wesen entstanden und aufgeblühet war, begleitete alle wichtigen Handlungen im öffentlichen und Privatleben; auf sie wurde stets zurückgewiesen, und ihr Beispiel der emporwachsenden Nachkommenschaft als Richtschnur vorgehalten. Man darf sagen: damals

war die goldene Zeit unserer Städte! Es drückte sich dies auch in den Sitten lebendig aus; sie erschienen einfach und ernsthaft, ohne düster oder übertrieben streng zu seyn. In religiösen Dingen hielt man sich gläubig an die kirchlichen Vorschriften, besuchte fleißig und mit frommem Anstande den meist sehr feierlichen Gottesdienst, stiftete Jahrszeiten, und verrichtete andere gottgefällige Werke. Zur Verehrung der Heiligen erhoben sich die meisten Hände, und jede Stadt war stolz darauf, wenn sie irgend eine Reliquie besaß. Als man im Jahre dreizehnhundert und drei zu Schuttern den Leib des heiligen Offo entdeckte, stritten sich die Endinger und Kenzinger so heftig darum, daß sie beiderseits das Kloster bestürmten, um ihn zu rauben, und es dem Markgrafen von Hachberg und dem Herrn von Geroldseck kaum gelang, die Sache gütlich beizulegen. An den Werktagen arbeitete man mit gewohnter Rüstigkeit und Ausdauer, war aber in den Feierstunden und in Zeiten allgemeiner Vergnügung alsdann auch um so geselliger und froher. An der Kirchweih, und besonders in der Fastnacht überließ jeder sein Herz völlig dem Genuß der Freude. Es war Sitte, sich zu vermummen und einzeln irgend eine Rolle zu spielen, oder in Gesellschaften umher zu ziehen. Solche Vermummte hieß man Narren, und sie durften Jedermann ungescheut die Wahrheit sagen, woraus dann die sogenannten Narrengerichte entstunden, welche alle von den Stadtbewohnern das ganze Jahr hindurch begangenen Thorheiten öffentlich verkündigten. Zu Stockach war das berühmteste, weil es durch Herzog Albrecht den Weisen von Oestreich, zum Andenken an einen im Jahre dreizehnhundert und fünfzehn von dem Hofnarrn Hans Kühne, einem gebornen Stockacher, seinem Bruder Leopold ertheilten Rath, urkundlich gestiftet worden.

Neben den Handwerken und dem Handel blühten jezt auch Künste und Wissenschaft in den Städten, wie ehedem in den Klöstern, die Baukunst besonders und die Glasmalerei, wovon die Beweise an den städtischen Kirchen, Rathhäusern und dergleichen noch hin und wieder zu finden sind. Die ältesten Glasgemälde des freiburgischen Münsters reichen wohl über das vierzehnte Jahrhundert hinauf. Freilich ist daran in Zeichnung und Schattirung noch wenig Kunst; aber ihre genaue Zusammensezung

aus einer Menge von Glasstücken und die herrliche Färbung derselben verrathen wieder den unermüdeten und tüchtigen Sinn jener Zeit. Für die Wissenschaft gieng damals das rechte Licht auf durch die Universitäten, welche zwar den Fürsten ihre Gründung verdankten, aber ohne die Städte ihre wahre Ausbildung und Pflege nicht würden erlangt haben. Bürgerlichen Schulunterricht finden wir damals schon in allen bedeutendern Orten, und es bildeten sich allmählig die Keime einer bürgerlichen Literatur. Denn wie in den Klöstern die Kalender, so gaben in den Städten die Rathsbücher den ersten Anlaß zu den Chroniken, worin alle merkwürdigen Veränderungen und Ereignisse der Stadt und Umgegend jahrweis verzeichnet wurden. Und während unter dem Adel die Liebe des Gesanges immer seltener wurde, giengen jezt aus den Städten immer zahlreichere Sänger und Dichter hervor, die bald eine eigene Zunft ausmachten. Einer der berühmtesten derselben war Meister Walther von Breisach, welcher im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte, und verschiedene Lieder voll frommen und ernsten Sinnes hinterlassen hat.

Dieser Weg, welchen die städtischen Gemeinwesen bis zu ihrer völligen Ausbildung zurückzulegen hatten, konnte natürlich nicht ohne innere Zerwürfnisse und Erschütterungen bleiben. Es mußte sich irgend eine Partheiung bilden, und wenn solche nicht zwischen der gemeinen Bürgerschaft und ihrer Oberkeit bestund, wie zu Konstanz, wo der Unwille im Jahr dreizehnhundert und siebzig einen furchtbaren Ausbruch nahm, so erzeugte sie sich durch den Ehrgeiz der vornehmsten und einflußreichsten Geschlechter, oder durch den Haß der ärmern Bürger gegen dieselben, wie in unserer Nachbarschaft zu Straßburg und Basel, wo die Kämpfe der mühlenheimischen Parthei gegen die zornische, und der Gesellschaft vom Psittich gegen die vom Stern ein halbes Jahrhundert lang dauerten. In unsern eigenen Städten, zu Konstanz, Pfullendorf, Freiburg, Villingen, Offenburg, Heidelberg und so weiter mochten ähnliche Partheiungen und Familienstreite herrschend seyn, wenn sie auch eine so traurige Berühmtheit, wie jene, nicht erlangt haben.

Achtes Kapitel.

Von den damaligen Verhältnissen und Zuständen unseres Landvolks.

Die Klöster, der Adel und die Städte hatten eine Zeit ihrer Blüthe und ihres vorherrschenden Ansehens; dagegen das Landvolk befand sich immerhin nur theilweis in einer blos mehr oder weniger milden und erträglichen Lage. Die natürliche Beschaffenheit dieses Standes ließ es auch nicht anders geschehen; er bearbeitet das Erdreich und gewinnt ihm die Früchte ab, wovon die Nation sich nährt. Dies mühsame Geschäft nimmt seine ganze Zeit in Anspruch, während andere Menschen, einer solchen Mühseligkeit überhoben, und entweder durch eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft oder durch überwiegende Bildung des Geistes leicht Mittel und Gelegenheit finden, das Besizthum, die Arbeit und den Erwerb des Bauernstandes gerade für sich am meisten zu Nuze zu machen. Und so mußte es kommen, daß die Geistlichen, die Edlen und die Bürger der Städte durch ein kastenmäßiges Zusammenwirken unter begünstigenden Zeitumständen jenes glänzende Uebergewicht über das Landvolk errangen. Aber sie hatten auch ihre besondre Aufgabe und ihre eignen Leiden, was im großen Ganzen die gedrücktere Lage des Landmannes mit ihrem vorübergehend beſſern Glücke wieder versöhnt und ausgleicht.

Der deutsche Bauernstand hat sich, wie bemerkt worden ist, aus der Menge des leibeigen und hintersäßig gewordenen Volkes gebildet, wozu noch jene freien Gutsbesizer kommen, welche sich nicht zu den Vorrechten des Adels emporschwingen konnten, oder vielmehr, welche durch Umstände verhindert waren, sich in dem vollen Genusse ihrer Freiheit zu erhalten, und sie zu Anmaßungen zu mißbrauchen. Der bei weitem größere Theil waren die hintersäßigen und zinsfälligen Bauern, welche aber durch den Feudalismus und später durch die römischen Rechtsgrundsäze mehr und mehr noch den Rest ihrer Freiheit verloren, und häufig genug ebenfalls

in den dienstbaren Stand der Leibeignen herabgedrückt wurden. Wir erinnern uns an jene Zeit, wo die deutsche Nation aus Familien bestund, deren Häupter als freie Männer selbstständig ihr Erbgut besaßen, und nur abhängig waren von Gerichten, welche aus ihrer eignen Mitte hervorgiengen; und wir haben gesehen, wie frühe leider die Unterdrückung der kleinern Grundeigenthümer begann. Schon Karl der Große sagt in einem Geseze vom Jahr achthundert und eilf: „Wenn Einer sein Gut dem Bischof oder Abt, dem Grafen oder Richter nicht abtreten will, so suchen sie jede mögliche Gelegenheit, ihn dazu zu nöthigen; sie schicken ihn so oft gegen den Feind, bis er verarmt ist, und nun aus Noth sein Grundeigenthum ihnen übergeben oder verkaufen muß." Auf diese Art wurde ein Hauptelement der Freiheit, das Recht der Waffenführung, gerade zu ihrer Untergrabung am meisten benüzt; denn die Kosten des Heerbanns waren für die ärmern Freien ohnehin eine Last, und die wohlhabenden geriethen durch Gewaltstreiche und Plakereien bald in denselben Fall. Hiezu kamen alsdann noch eine Reihe andrer Bedrückungen und Anmaßungen durch die bevorrechteten Stände, so daß in manchen Gegenden zulezt nur noch eine geringe Zahl von Familien übrig blieb, welche ein ächtes, lediges oder freies Grundeigenthum besaßen. Namentlich hat die Geistlichkeit den Fall der freien Hofgüter befördert, nachdem es ihr gelungen war, das ehemals so hoch und streng gehaltene Herkommen der Untheilbarkeit des Familien-Eigenthums zu untergraben, um die frommen Vermächtnisse an ihre Klöster und Kirchen dadurch zu vermehren.

Indessen aber haben sich nach dem traurigen Zerfall der altdeutschen Volksfreiheit und während aller nachfolgenden Veränderungen und Verschlimmerungen des bäuerlichen Zustandes doch gewisse Hauptgrundsäze in den Rechtsverhältnissen unausgetilgt, selbst hin und wieder bis auf uns herab erhalten. Und ihr durch Alter und Gewohnheit geheiligtes Ansehen blieb in den Zeiten jener unerhörten Anmaßungen des Adels und der Geistlichkeit, für den Bauernstand die Bürgschaft eines doch nicht völlig der Willkühr seiner Herren preisgegebenen Zustandes! Was würde aus ihm geworden seyn, wenn er sich hätte Verordnungen und Gesezen unterwerfen müssen, die von seiner Obrigkeit ausgiengen? Damals

wußte man hievon glücklicher Weise noch nichts; denn alle Rechts-verhältnisse wurden durch Vertrag, durch Abfindung oder Uebereinkunft bestimmt, und das Volk war überall sein eigner Richter. Darum erscheint auch die Einführung des römischen Rechts als ein für unsere Nation so unglückseliges Ereigniß, weil dasselbe diesen Grundsaz der Selbstgesezgebung und des Selbstrichtens überall vernichtete, wo es den Sieg erlangt hat, da er doch allein vermögend war, die deutsche Freiheit vor einem gänzlichen Untergange zu retten.

Als die freien Grundeigenthümer ihre Höfe und Güter an die Kirchen und den Adel übergaben, geschah dies unter gewissen Bedingnissen, welche sofort die Grundlage der Volksrechte wurden. Und zur Wahrung derselben bildeten sich aus den alten Hundert- und Zehntgerichten verschiedene Dinggerichte, wo die Gerichtsgenossen unter dem Vorsize eines herrschaftlichen Vogts, Meiers oder Kellers sich selbst ihr Recht sprachen. Die Benennungen dieser Gedinge wurden entweder von dem Vorsizer entlehnt, oder von ihrem Distrikte, oder auch von der Art der Güter, welche die Genossen derselben inne hatten. So gab es Vogtgerichte, Meier- und Kellergerichte, gleichwie Zehnt-, Mark-, Hein- und Hubengerichte. In Beziehung auf die Zeit ihrer Abhaltung waren es überhaupt aber gebotene oder ungebotene, das heißt, es wurden die einen jährlich im Frühling und Herbst zwei-, drei- oder viermal an bestimmten Tagen unangesagt abgehalten, während man andere unter dem ganzen Jahre je nach Nothdurft eines ausserordentlichen Falles durch ein besonderes Gebot zusammenberief. Jene ständigen oder ordentlichen Jahrgerichte erschienen daher immer als eine Gemeindeversammlung, indem kein Eingesessener ungestraft dabei fehlen durfte. Gehegt wurden sie alle, wie die Landgerichte, von altersher unter freiem Himmel, an einer Landstraße, oder auf einer Wiese, oder in einem Garten, und die Richter saßen, von den Gerichtsgenossen in ehrerbiethiger Entfernung umgeben, in einem Halbkreise gewöhnlich unter einem schattigen Baum auf ihren bestimmten Stühlen, den herrschaftlichen Beamten oder dessen Stellvertreter oben an, und zur Seite den Gerichtsweibel, welcher die streitenden Theile nach den vier Weltgegenden vorlud. Das ganze Verfahren war nach den damaligen Sitten ebenso ein-

fach als feierlich, und bestund in dem Umfragen des Vorsizers über den vorgebrachten Streitfall, im Abhören der Zeugnisse und im Urtheilen der Beisizer, oder der ganzen umstehenden Gemeinde, worauf dann die Strafen oder Bußen bestimmt wurden. Lange Zeit hatte man alles mündlich verhandelt nach überlieferten Gesezen, nach den Weisthümern, Kundschaften oder Aussagen der ältesten Männer, und nach beeidigten Zeugen; mit dem vierzehnten Jahrhunderte fieng man jedoch allmählig an, die alten Herkommen und Rechte schriftlich aufzuzeichnen, welche Aufzeichnungen verschiedentlich bald Dingbriefe oder Dingrodel, bald Oeffnungen, Hofsprachen oder Vereine genannt wurden. Es waren darin neben den besondern Befugnissen der Herrschaft und ihrer Beamten, eines Theils die pflichtigen Leistungen an Zinsen und Diensten oder Frohnden, andern Theils die Rechte und Vortheile sowohl der einzelnen Hofbesizer, als ganzer Gemeinden und Bauerschaften gewöhnlich auf's genauste verzeichnet, und um ihren Inhalt unverfälscht und in stetem Gedächtnisse zu erhalten, las man sie jährlich an den betreffenden Gerichten öffentlich vor.

Da der Vogt oder Meier während der Dingzeit von den Gerichtsgenossen mußte bewirthet und beherbergt werden, so waren zur Verhütung von Ueberforderungen, Mißbräuchen und Belästigungen ganz bestimmte Vorschriften darüber gegeben. Gewöhnlich kam er selbdritt, das heißt zu Pferde und mit einem Habicht oder Jagdhund, welche im Ding- oder Frohnhof gefüttert wurden. So heißt es in dem Dingrodel von Bollsweil: „Man gibt des Vogts Habicht ein halbes Huhn, ihm selbst und einem Ritter zu essen und ein Feuer von weißen Scheitern.“ Zu Dußlingen mußte der Meier vor dem Dorfe absteigen, sein Roß weiden lassen, Schild und Speer bei Seite legen, und mit einem weißen Stäbchen bei dem Heingericht erscheinen. Und in dem Rodel des stiftsäckingischen Kelnhofs zu Schliengen hieß es sogar: „Kommt der Maier mit einem blendenden Schilde in des Kellers Hof, so soll er ihn umkehren, damit dessen Kinder darob nicht erschrecken.“ An manchen Orten hatte hinwiederum der Herr die Richter zu verpflegen, wie zu Friesenheim, wo der Rodel des schutterischen Freihofs unter anderm vorschrieb: „Der Abt soll auf den Dingtag im Mai vier Sester Waizen, vier Sester Roggen, zwei Hämmel,

nebst einem Saume rothen Weins bringen, und im Herbst zwei Frischlinge; das sollen brauchen, die da Recht sprechen. Ist dasselbe Jahr kein Wein gewachsen, so soll man nehmen eine Waizengarbe, solche aufstüzen an einer Stange, heißes Wasser dadurch sieden, und ihnen das Bier zu trinken geben." Das Einkommen des Vogts bestund in einem Drittel der Bußen und in einer jährlichen Steuer; an den meisten Orten gebührte ihm zur Fastnachtzeit von jedem Rauchfange noch ein Huhn, wie zum Beispiel auf den vogtbaren Höfen des Klosters Sankt Märgen, wo der Dingrodel hinzufügt: „Wäre aber, daß man in einem Haus nicht mehr fände, als einen Hahn und eine Henne, da gibt man keine." Hinwiederum waren aber auch die Verpflichtungen des Vogts sehr genau bestimmt. Er mußte Gericht halten, so oft es der Abt oder ein Fremder verlangte, und überhaupt zum Schuze der Vogtleute bereit seyn. Die verschiednen Dingrodel enthalten hierüber mancherlei Bestimmungen, wie der von Zahrten, welcher sagt: „Wo ein Mann, der in der Vogtei gesessen ist, des Vogtes bedarf zu einer Sache, mit dem soll er fahren eine Nacht und einen Tag auf seine eignen Kosten; bedarf aber der Mann seiner noch mehr, so muß er ihn verköstigen. Verliert Jemand des Vogts Huld, der soll Friede haben drei Tag und sechs Wochen, um sie wieder zu erwerben. Unterläßt er solches aber innerhalb dieser Frist, so soll ihn der Vogt geleiten bis Mitten auf den Rhein, und soll ihm keinen Schaden thun, weder an Leib noch an Gut, und auch seinem Weib und seinen Kindern nicht; wo er aber nachher den Mann findet, mag er ihn greifen und ihm thun nach seinen Gnaden."

Man sieht, wie in diesen Herkommen und Sazungen eine natürliche Billigkeit geherrscht hat, die nur da der Fall seyn konnte, wo das Verhältniß des Volkes zu seiner Oberkeit auf einem Vertrag beruhte, und wo der leztern zu einer unbedingt herrischen Gewalt kein angebornes Recht, sondern blose Anmaßung verhalf. Noch mehr aber zeigen solches die übrigen Bestimmungen der alten Dingrodel. Der kirchzahrtische, welcher im Jahre dreizehnhundert fünf und neunzig auf Verlangen des Gerichtsherrn Johanns von Tigesheim, vor der ganzen Gebauersame zu Kirchzahrten „an dem offenen Gericht unter der Linde auf dem Grünig", erneuert wurde, enthält folgende Artikel: „Wer Herr zu Kirchzahrten ist, dem ge-

höret auch das Gericht in dem Dorfbann, und er hat jährlich zwei Fuder Banntwein zu verzapfen. Mit seinem Willen soll auch der eine Bannwart von der Bauersame gesezet werden, wie der andre von ihm mit ihrem Willen. Ferner soll der Herr vier ehrbare Männer in dem Dorfe sezen, welche darauf sehen, daß Jedermann rechten Kauf gebe vom Brod, Fleisch, Salz und dergleichen, wie zu Freiburg. Alle Bußen und Besserungen gehören zu drei gleichen Theilen dem Herrn, der Kirche und der Gebauersame. Will Jemand aus dem Gerichtsbanne abziehen, so soll ihn der Herr bebegleiten bis an den Rhein und auf den Schwarzwald. Der Schuzhof zu Kirchzahrten ist frei, und jeder Verbrecher oder Frevler, welcher dahin entrinnet, soll guten Frieden darin haben, und wer ihm in den Hof freventlich nacheilet, dessen Leib und Gut ist dem Herrn verfallen. Gleiche Freiheit genießen des Suters, Scherers und Gloterers Häuser; aber der Vogt mag dem Entweichenden nachlaufen bis an die Thürschwelle und den Hauswirth rufen. Spricht dieser: nehmet ihn, so mögen sie ihn nehmen; will er ihn aber nicht herausgeben, so soll man denselben im Hause berechten. Auch soll man in den drei Häusern Niemand pfänden, er käme denn vor die Dachtraufe heraus, wo man ihn greifen mag wie andre Leute in dem Gericht."

Um die nämliche Zeit wurde auch der Dingrodel der sanktmärgischen Hubner und Lehnleute zu Zahrten „an dem Dinghof, in Hanmann Vogts Garten, bei einem rechten, berufenen und offenen Geding und Gerichte" erneuert. „Das Kloster, heißt es darin, ist unvogtbar, und seine Höfe, die man Salgüter nennt, sindfällig, dreitheilig und ehrschäzig. Dasselbe hat aber auch vogtbare Güter, nämlich drei Maierämter, wovon zwei zins- und steuerfreie Gotteshauslehen sind. Gedinge sollen jährlich zwei gebotenene seyn, im Hornung und im Mai, und ein ungebotenes nach Sankt Remigientag. Wer eines derselben versizet, der büßet drei Schillinge an den Abt und an die Genossen des Amtes, dem er angehört. Die zwei Dingpfennige aber, die man für jedes Gericht von jedem Lehen bezahlt, gehören in gleichen Theilen dem Abt und seinen Maiern. Wer in den drei Gedingen dem andern seinen Stuhl nimmt, oder ohne Fürsprech redet, gibt dem Abte drei Schilling; fremde Leute zahlen nichts, man soll sie

aber heißen von dannen gehn, damit sie ihn nicht irren an seinem Gericht. Wenn aber außer diesen drei Gedingen, während des ganzen Jahrs Jemand Recht verlangt wegen Drittheil, Fall oder andern Dingen, die des Klosters Gut betreffen, so soll der Abt oder sein Maier bereitwillig darum richten. Hat Jemand des Vogts Ungnade verschuldet, und er fliehet in den Etter zu Sankt Märgen, so soll ihm jener nicht nachfolgen weder zu Pferde noch zu Fuß. Dasselbe Recht hat das Gotteshaus auch in seinem Hof zu Zahrten, und in seinen andern Höfen, welche Salgut sind. Im Herbste sollen die Hofbesitzer Wagen und Geschirr bereiten, Wege und Stege bessern, um zu Merdingen oder Malterdingen des Klosters Wein zu holen. Wenn sie dann laden, fahren und abladen, so soll man ihnen zu essen und zu trinken geben. Im Frühjahr aber soll jeder Hintersäß aus den drei Maierämtern, der einen Pflug hat, dem Abte ein Jauchert umackern, wofür er zu Morgen einen Wecken, zwei Eier und einen Becher voll rothen Weines bekommt, und sonst zu essen, wie es gewöhnlich ist. Leute, die keinen Pflug besitzen, sollen mit der Haue, Axt oder dem Sächslein jeder für das Kloster eine Tagwann arbeiten, wofür er ebenfalls Wein, Brod und anderes Essen erhält. Von jedem Lehen soll man dem Abt im Heuet und beim Schneiden einen Frohner schicken, wenn es gut Wetter ist, und wenn sie dann erscheinen, so gibt ihnen das Gotteshaus ihr Morgen-, Mittag- und Abendessen; auch mögen sie bei Zeiten heimkehren, um noch vor Nacht zu ihren Häusern zu gelangen. Wer von einem Salgute hinwegzieht in eines andern Herrn Gericht, der hinterläßt dem Gotteshaus einen Drittel seines fahrenden Gutes; der Zug aber von einem Salgut in die Vogtei, oder umgekehrt, und von einer Vogtei in die andere ist völlig frei, nur muß der Abziehende das erledigte Lehen wieder gut besezen. In den Maierämtern gebühren dem Vogt jährlich zwei Steuern, und wer sie nicht gibt, den mag er pfänden, doch muß das Pfand vierzehn Tage in des Meiers Hand verbleiben, bis es fällig wird. An Martini sammeln die Maier den Haberzins von Haus zu Haus, und wer ihn da nicht gibt, muß ihn an Hilarientag auf seine Kosten zu dem Keller nach Sankt Märgen führen. Ferner zinset man von jedem Lehen jährlich eine Schweinschulter,

oder sechs Pfenninge." Das Wort Keller kommt aus dem Lateinischen, und wurde in der benediktinischen Ordensregel demjenigen beigelegt, welcher die Hauswirthschaft zu besorgen hatte. Die Klöster ließen gewöhnlich ihre kleinern oder vereinzelten Höfe durch Keller verwalten; doch waren die Kellergerichte oft von keinem geringern Umfang, als die Vogt- oder Maiergerichte, wie das zu Rheinheim im Kleckgau, wo der Bischof von Konstanz und der Abt von Rheinau zusammen entweder selbst, oder durch Stellvertreter dem Gedinge vorsaßen, welches über Erb und Eigen, Mord und Diebstahl richtete. Oft wurde von mehrern Gedingen an eines derselben appelliert, und dieses hieß alsdann das Hauptgericht. Hieher gehörte das zu Leutershausen, welches über alle im Lobdergau gelegenen Besizungen des Stiftes Lorsch gestellet war, und jährlich dreimal ungeboten gehegt wurde. Ein ähnliches bestund auch bei der Burg Bosenstein im Kappler Thal, wo der gleichnamige alte Adel die Gerichtsherrlichkeit ausübte. Man hielt es regelmäßig im Jahre viermal, nach einer vorausgegangenen Verkündung in der Kirche zu Kappel, und wer dazwischen eines besondern bedurfte, mußte dasselbe erkaufen. Bei diesem Gericht herrschte namentlich der Gebrauch, daß wenn sich das Urtheil der Hubner in zwei gleiche Partheien theilte, der Maier den Ausschlag gab.

In dem mittlern Theile unseres Landes waren die Hubengerichte gebräuchlicher, im Odenwald aber und besonders auf den Gütern des Stiftes Lorsch fast allgemein. Dort verstund man unter Hube ein zusammenhängendes Gebiet von ohngefähr dreißig Morgen Landes, mit Hofgebäuden, Gärten, Aeckern, Wald und Wiesen. Es gab sehr verschiedne Arten derselben, je nach dem sie von freien, dienstbaren oder eignen Leuten bebaut wurden, nämlich Herrenhuben, welche man auch hier Salgüter nannte, zinsfällige, Knechts- und Laßhuben. Von allen lorschischen Hubgedingen bestund das Obergericht im Kloster selbst, wo aus etlichen siebzig Hubnern eine Anzahl von vier und zwanzig das Recht hatten, dem Gerichte beizusizen. Ein altes Weisthum desselben sagt: „Die Hubner sind jährlich nur einmal schuldig, Recht zu sprechen über des Herrn Wildbann. Verlangt er es aber öfters, so soll ein einäugiger Büttel mit bastenen Steigledern,

hölzernen Steigreifen und hängenden Sporen auf einem einäugigen Pferde, zu dem Hubner auf die Wildhube in das Haus kommen und ihm das Gericht ansagen, und er darf nichts anders verlangen zu seiner Nahrung, als was jener unter dem Dache hat. In demselben Wildbann soll Niemand jagen ohne des Herrn Wille. Wäre es aber, daß man einen Frevler ergriffe auf frischer That, so soll man ihm den Daumen abschlagen oder die Hand; und wo einer geläugnet hätte, den soll man gebunden in eine Wassergrube werfen, und sinkt er dann unter, so mag man ihn als schuldig büßen. Wird ein Waldbrenner ergriffen, so soll man ihn in eine Wanne binden und baarfuß neun Schuhe von einem großen Feuer sezen, und da sizen lassen, bis ihm die Sohlen von den Füßen fallen. Den Leuten des Herrn dürfen die Hubner des Jahres nicht mehr als einmal zu essen geben; auch haben sie das Recht, von den Huben, die in das Gericht gehören, weder etwas zu zinsen, noch einen Dienst oder eine Bittsteuer zu leisten, und wer auf denselben frevelt, der soll es den Hubnern büßen. Was ein jeder an Vieh auf seiner Hube erzieht, das mag frei gehen in dem Wald; auch darf er zwei Hunde halten, wenn es nur keine Windspiele sind, und was die fangen, gehöret ihm. Welcher Hubner so betriebsam ist auf seiner Wildhube, daß er einen Wagen mit Erzeugnissen laden kann, der soll freie Fuhr haben bis an den Lorscher See, so weit man einen rothen Schild sehen mag in der Ferne."

Die Markgerichte, oder die Gedinge über Sachen einer Markgenossenschaft, waren sehr häufig im Gebrauch, und haben sich an einigen Orten noch lange Zeit erhalten. Von ihrer Art mochte das Schlattgericht seyn, welches zu Thiengen unter den Leuten statt fand, die in dem Bezirke zwischen jener Stadt, der Wutach, dem Rhein und dem Dorfe Gurtweil bis gegen Waldshut hinab, Wiesen oder Aecker besaßen. Es wurde jährlich zweimal, im Frühling und Herbste zusammen berufen, und richtete über Wasserfrevel, über Mißbrauch des Waidgangs und dergleichen.

Ueber all' diesen Gedingen in den verschiedenen Landschaften stunden endlich die Landgerichte, wo jeder aus dem Volk und Adel eine Zuflucht fand, wenn man ihm anderswo sein Recht versagte. Gewöhnlich wurden sie unter dem Vorsize des Land-

herrn, oder eines Landrichters an dessen Statt, von zwölf Schöffen oder Beisitzern abgehalten. Und diese Schöffen durften nicht etwa nur aus adeligen und ritterbürtigen Leuten bestehen, sondern man konnte dazu auch Bürger wählen und freie Bauern. Aber leider haben die vielen Befreiungen der Städte von den Landgerichten, und die alsdann um so leichtern Anmaßungen des Adels bei denselben, eine Reihe von Mißbräuchen erzeugt, welche das Recht der Geringern gegen die Macht der Vornehmen nur allzuoft zurücksezten. So klagte Graf Johann von Habsburg dem Kaiser Ruprecht, es herrsche an seinem Landgerichte im Kleckgau seit langem die Gewohnheit, daß derjenige Recht behalte, welcher die meisten Zeugen aufbringe, die ihm helfen schwören, was der Kaiser und dessen Räthe „gar ungöttlich und unbillig fanden, wie die Urkunde sich ausdrückt, da ein armer Mann, der nicht viele Leute zusammen bringen kann, an solchem Landgericht auch kein Recht behalten mochte." Um diese und andere Mißbräuche nun abzuschaffen, erlaubte Ruprecht dem Grafen, das Gericht so zu besezen, daß die zwölf Richter auch „ohne Freiherren und Ritter mögen Urtheil sprechen, richten und ächten, wie oft es sich gehöret." Gleichermaßen erschienen an dem breisgauischen Landtag neben den Rittern und Bürgern immer auch Bauern, und als im Jahre tausend vierhundert vor dem Landgerichte zu Durlach ein Grenzstreit dieser Stadt gegen die Gemeinden von Ried, Hagsfeld, Blankenloch und Bucheck verhandelt wurde, saßen auf Gebot des Markgrafen zu Baden und in Gegenwart seiner Amtleute, wie der streitenden Bürger- und Bauerschaft, im Garten des Pfarrers darüber zu Gericht die Bürger und Landleute von Pforzheim, Baden, Ettlingen, Kuppenheim, Steinbach, Stollhofen, Sellingen, Hügelsheim, Eberstein, Rastatt, Rothenfels, Oberweiler, Edigheim, Butenheim und Dürmenz. So sehen wir selbst an kaiserlichen Landgerichten damals das Volk noch als Richter theilnehmen, und nur in späterer Zeit erst gelang es dem Adel, dasselbe hin und wieder davon zu verdrängen, und sich die Schöffenbarkeit als ein Vorrecht seiner Geburt anzueignen!

Demnach wurden in jenem Jahrhunderte bei der Menge und Allgemeinheit dieser kleinern und größern Gerichte die Rechtsver-

hältnisse der Landleute gleichsam wie durch eine Landstandschaft bestimmt; denn sowohl die Bestätigung der alten Sazungen und Herkommen, als die geringste Veränderung daran hieng ja von den Gerichten ab, welche das freie, hintersäßige und sogar leibeigene Volk selbst besezte. Und der Bauer verstand sein Recht so gut wie der Bürger und Edelmann; er war ebenso eifersüchtig als wachsam darauf, und nur offenbaren Gewaltstreichen, oder jener listigen Habsucht der Geistlichkeit und spizfindigen Barbarei der römischen Rechtsgelehrten, bei dem Elende wiederholter und langer Kriegszeiten, konnte es gelingen, das deutsche Landvolk in den traurigen Zustand herab zu drücken, worin es seit dem sechszehnten Jahrhundert bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft geschmachtet hat.

Neuntes Kapitel.

Markgraf Bernhard der Erste oder Große von Baden.

Als Kaiser Karl seine Geseze gab, war die deutsche Volksfreiheit durch die Anmaßungen der geistlichen und weltlichen Großen schon untergraben, und es half wenig, daß er durch die Wiederherstellung des Heerbannes auch die Ehre und das Glück des gemeinen Mannes wieder herzustellen suchte. Das Uebel lag schon zu tief, und es hätte wohl noch einmal eines so ausserordentlichen Mannes bedurft, um dasselbe völlig auszurotten. Aber die Kraft seines Geschlechtes schien sich in dem Kaiser erschöpft zu haben; eine der verwirrtesten, blutigsten und schmachvollsten Zeiten haben wir unter seinen Nachkommen gesehen. Auf den Trümmern der freien Gauverfassung und des Heerbanns erhob sich der Feudalismus, ein in mancher Rücksicht anfangs zwar wohlthätiges, aber nachmals durch eisernes Faustrecht und grobe Anmaßung alle wahre Würde und Freiheit bedrohendes Institut. Nur was

Karl zur bessern Kultivirung des Bodens und der Geister gethan hatte, gewann einen glücklichen Fortgang, zumal auf den Gütern und in den einsamen Zellen der Klöster. Hierauf folgten die Jahrhunderte allmähligen Aufkeimens der von frommen Glaubenspredigern ausgestreuten, durch die Mönche und die Hierarchie allgemein gewordenen Lehre des Gekreuzigten in den Gemüthern der Nation; es erschien das Ritterthum des Adels, und endlich jene kriegerisch religiöse Begeisterung, deren Blühte sich in den abentheuerlichen Zügen nach dem heiligen Lande darstellt. Es war die große Zeit der Welfen, Hohenstaufen und Zähringer. Aber nach dem Ausgang dieser Häuser und bei dem Emporkommen des Namens von Habsburg, nach jener Verwirrung des großen Zwischenreiches, wie finden wir alles anders! Neben den Klöstern der Mönche und den Burgen des Adels, welche lange genug allein im Glanze gestanden, und jezt nicht mehr die Heimath geistlicher und ritterlicher Tugend waren, erscheinen die Städte, dem alten Germanien völlig fremde Anstalten, aber damals so sehr ein Erforderniß der Zeit, daß sie sich wuchernd vermehrten, und von so segensreichen Folgen, daß wir uns ohne sie keines bessern Zustandes erfreuen würden, als das Volk in Rußland. Durch die Städte kam zu der mystischen und romantischen Geistesrichtung unserer Väter auch die Spekulation, und damit beginnt ein neuer Zeitraum im deutschen Volksleben. Alles hatte sich in unendlich viele und verschiedene Verhältnisse getheilt; aber der genossenschaftliche Geist vereinigte diese abgesonderten Kräfte wieder unaufhörlich zu gemeinschaftlichen Interessen und gemeinschaftlichem Wirken. Es entstunden die Bruderschaften der Klöster, die Rittervereine, die Städtebündnisse und Eidgenossenschaften, deren wechselseitiges Treiben in Krieg und Frieden den folgenden Jahrhunderten größtentheils ihre Richtung gab.

Mitten in dieser Zeit so merkwürdiger und folgereicher Gestaltungen erhob sich bei uns ein Mann, der bald das Auge aller benachbarten Fürsten und Städte auf sich zog. Es war der ältere Sohn weiland Markgraf Rudolf des Langen von Baden und Frau Mechtildens von Sponheim, der zweite Stammvater des badischen Hauses, Markgraf Bernhard der Erste oder Große. Nach einer sechsjährigen Vormundschaft unter Pfalzgraf Ruprecht

dem Ersten hatte derselbe im Jahre dreizehnhundert acht und siebzig die Verwaltung der väterlichen Lande übernommen, und sie nach erreichter Volljährigkeit seines Bruders Rudolf mit demselben so getheilt, daß er Pforzheim und Durlach mit der Markgrafschaft, jener aber Baden erhielt. Diese Theilung geschah im Jahre tausend dreihundert und achtzig, und in die nämliche Zeit fiel die erste merkwürdige Handlung Markgraf Bernhards. Es war ihm nicht entgangen, wie schädlich auf das Ansehen und Wohl des markgräflichen Hauses die vielen Landestheilungen bisher gewirkt hatten, und um dem Uebel für immer zu steuern, erneuerte und erweiterte er mit seinem Bruder den von ihrem Vater und Oheim errichteten Familien-Vertrag. Die Urkunde darüber wurde ausgefertigt zu Heidelberg, in Beiseyn Pfalzgraf Ruprechts, der Grafen von Sponheim und von Eberstein, als der nächsten Hausverwandten, und sezte folgende Artikel fest: „Zum Ersten soll von nun und zu ewigen Zeiten die Markgrafschaft Baden mit Schlössern, Landen und Leuten nie mehr anders getheilt werden, als zwischen **zwei Erben** männlichen Geschlechtes. Alsdann soll beiderseits das Recht der Erstgeburt gelten, und wo ein Theil ausstürbe, der andere in dessen Besizungen nachfolgen. Hat ferner ein Herr mehrere Söhne, so soll er jedem von den nachgebornen fünfhundert Gulden Geldes jährlich bescheiden, auf so lange, als derselbe nicht an pfäffischen Gülten den gleichen Werth gewinnt; die Töchter aber, wenn sie sich verheurathen, mit sechstausend Gulden berathen, und wenn sie ins Kloster gehen, mit hinreichenden Gülten. Endlich soll kein Theil von der Markgrafschaft etwas entfremden, außer um seiner oder des Landes höchster Nothdurft willen. Im diesem Falle aber muß er das Pfandstück dem andern Theile ein halb Jahr zuvor anbieten, und wenn dieser sich auch des Kaufs oder der Pfandschaft nicht unterziehen will, ihm doch die Wiederlösung vorbehalten.“ Als Anhang war dieser Ordnung noch beigefügt, daß an die Bischöfe von Straßburg und Speier, wie an den Grafen von Wirtemberg keinesfalls etwas dürfe verpfändet werden, wahrscheinlich um die Macht der benachbarten Herrschaften auf Kosten der eignen nicht zu vergrößern.

Im zweiten Jahre nach dem Heidelberger Erbvertrage erwarb

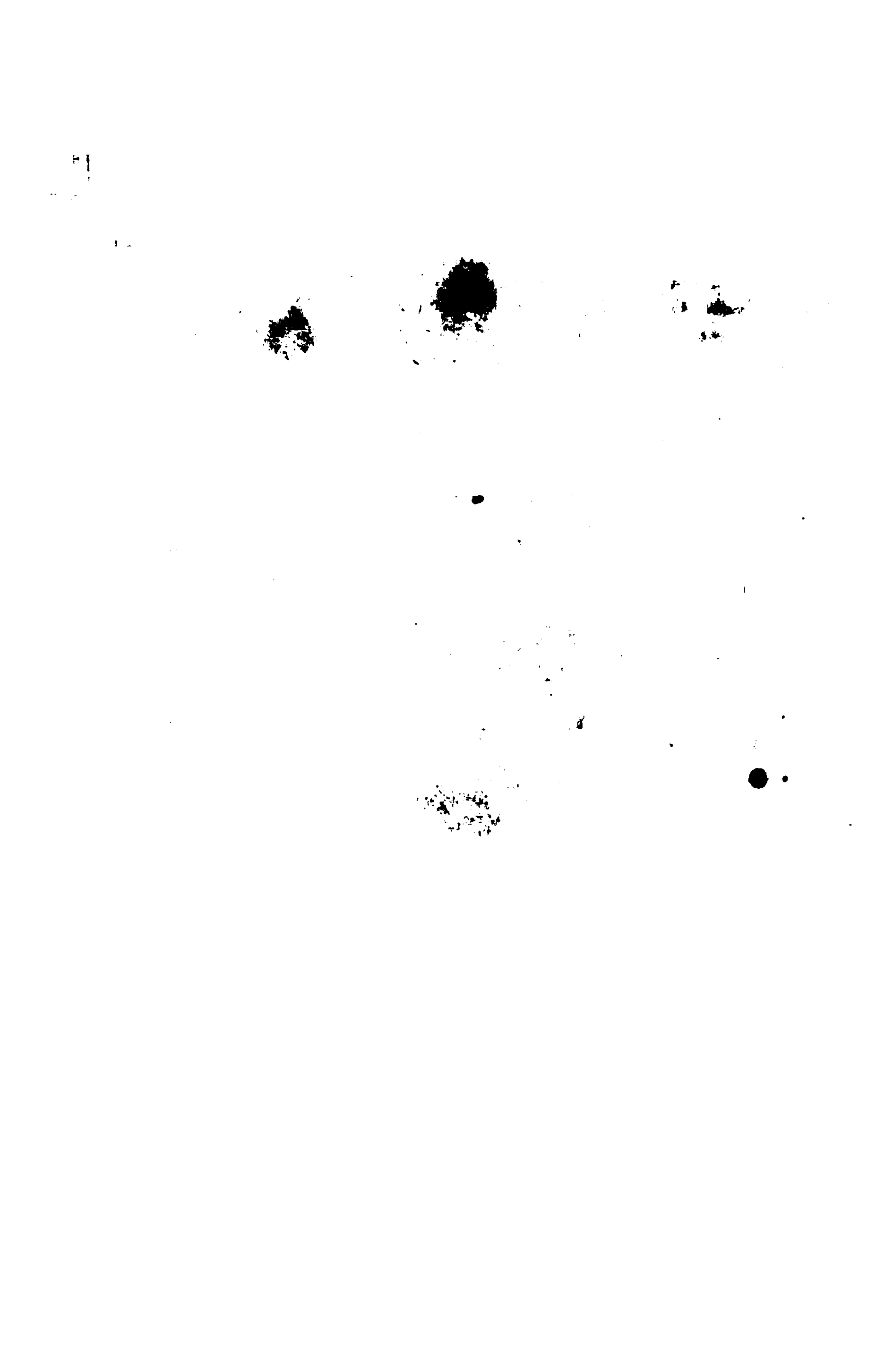
Markgraf Bernhard von König Wenzel die Bestätigung seiner Reichslehen, nämlich des Landgerichts, der alten Markgrafschaft, der Stadt Ettlingen und Feste Iberg, der Zölle und Juden, des Wildbanns, Geleit- und Münzrechtes; alsdann das Privilegium, daß Niemand von Fürsten, Herren oder Städten einen badischen Unterthan in sein Land oder Burgrecht aufnehmen soll; ferner im Jahre dreizehnhundert vier und achtzig die Erlaubniß, wofern die Städte Straßburg und Speier die auf des Markgrafen Leute gelegten unbilligen Umgelder und Zölle nicht abthun, mit den städtischen Unterthanen in ihrem Lande gleichmäßig zu verfahren, und drei Jahre hernach endlich die Freiheit, daß Niemand von des Markgrafen Dienern und Leuten, es seyen Grafen, Herren, Ritter, Edelknechte, Bürger oder Bauern vor ein anderes Gericht dürfen geladen werden, als vor das seinige. Durch diese Privilegien verwickelte sich Bernhard sowohl mit den Straßburgern, als nachmals mit König Ruprecht in erbitterten Krieg, denn jene fuhren fort, dieselben zu verlezen, und dieser weigerte sich, sie zu bestätigen. Aber die kluge, muthvolle und würdige Haltung des Markgrafen erwarben ihm viele Freunde und am Ende einen billigen Frieden. Die Straßburger Fehde endigte mit einem Vergleich zu Hagnau, wo die Stadt eine Entschädigungssumme von zweitausend Gulden erlegte, und auf einem Tage zu Speier wurde nach einer mehrjährigen Dauer endlich auch der Krieg des Kaisers geschlichtet, welcher die untere und obere Markgrafschaft von allen Seiten bedroht und schon Mühlburg belagert hatte. Mit gleichem Glücke zog sich Markgraf Bernhard aus einer Reihe noch andrer Fehden, die er theils zur Wahrung seiner Länder und der Ehre seines Hauses, theils zur Unterstüzung gefährdeter Bundesgenossen und Freunde unternahm. Aber so heldenmüthig, als er sich allezeit mit seiner geringen Waffenmacht gegen meist überlegene Feinde erwies, ebenso thätig und umsichtig wurde von ihm in friedlichen Geschäften gehandelt. Ohngeachtet seines vielen Kriegsaufwandes erkaufte er aus der Hand des Ritters von Salmenstein um neunhundert Gulden das Dorf Langenalb mit noch andern Leuten und Gütern; aus der Hand des Edelknechts von Gertringen um das Dreifache mehrere Grundstücke und Rechte zu Berghausen und Sellingen, und von Markgraf Otto

um achtzigtausend Gulden die Herrschaft Hachberg mit den Schlössern Höhingen und Usenberg. Dabei lieh er dem König Sigmund und den Grafen von Zweibrücken mehrmals bedeutende Summen, gab dem Hause Wirtemberg zwanzigtausend Gulden auf das Unterpfand der Herrschaft Herrenberg, den Grafen von Zollern drei tausend auf die Stadt und Burg Hechingen nebst dem Orte Mößingen, und das gleiche Geld sowohl dem Grafen von Herrenberg auf Masbach, als für die Einlösung des Dorfes Eistatt. Aber noch mehr wie für die Vergrößerung seiner Lande, sorgte Bernhard für deren innere Ordnung und den Wohlstand des Volkes. Denn nicht nur achtete er streng darauf, daß die Urkunden genauer als zuvor ausgefertigt, die Geschäfte der Verwaltung vereinfacht und die verwickelten Lehensverhältnisse durch Mann- oder Lehngerichte geregelt wurden, sondern gewährte seinen Dienern und Unterthanen auch überall Schuz und Erleichterung, wo er sie bedroht oder gedrückt sah. Auf seine Amtleute hatte er ein wachsames Auge, und es entging ihm nicht, wenn einer seine Stelle durch Habsucht oder Veruntreuung mißbrauchte. Da unter anderm sich der Amtmann Kunzmann während der öftern Abwesenheit und Kriege des Markgrafen ein großes Vermögen erpreßt hatte, erlangte derselbe nur durch Herausgabe eines Theiles davon wieder Gnade. Gegen Kirchen und Klöster handelte Bernhard in dem frommen Sinne seiner Väter. So verschrieb er der Abtei Gottesau zu besserem Wiederaufkommen jährlich viertausend Gulden; dem Stifte Schwarzach aber alle Steuern und Dienste seiner Leute, welche sich in den Gerichten des Klosters aufhielten, und der Kirche zu Niefern soviel an Zinsen und Gülten, daß sie einen eignen Pfarrer halten konnte. Aber auch seinen Nachbaren erwies er Dienste und Wohlthaten. Als der Rhein durch seinen unterfressenden Strom die pfälzische Stadt Germersheim wegzuschwemmen drohte, gestattete es der Markgraf gerne, daß man einen Kanal durch den Bann seines Dorfes Liedolsheim führte und das alte Bette verwarf.

Markgraf Bernhard starb im Frühlinge des Jahres tausend vierhundert ein und dreißig, nach einer mehr als halbhundertjährigen Verwaltung unter fünf Kaisern. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Baden beigesezt. Er hinterließ aus seiner zwei-

ten Gemahlin Anna von Oettingen zwei Söhne und sieben Töchter. Ein badischer Geschichtschreiber sagt von ihm: „Markgraf Rudolf führte wegen seiner Leibesstatur den Beinamen des Großen; sein Prinz Bernhard verdiente ihn wegen seiner Gemüthseigenschaften und Verrichtungen. Seine Regierung vergieng unter einer Menge von Unruhen; aber er bediente sich seiner Kriegsmacht blos zur allgemeinen Ruhe, zur Sicherheit einzelner Stände und Personen, und zur nothwendigen Vertheidigung seiner eignen Rechte. Seine Weisheit, Klugheit und Großmuth bewunderte ganz Deutschland. Seine fürstliche Sparsamkeit war ohne schädlichen Geiz, sie wurde von Freigebigkeit und Dienstfertigkeit begleitet, und er vermehrte seine Lande durch eine glückliche Vorsicht. Wie ist es möglich, daß der Glanz eines so erhabenen Fürsten erlösche?“





Der

Badischen Landesgeschichte

Fünfte Abtheilung.

Von den Zeiten des Konstanzer Konziliums bis in die Zeiten Markgraf Christoph des Ersten.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Von den Zeiten während der Konzilien zu Konstanz und Basel.

König Ruprecht, aus dem Geschlechte der Pfalzgrafen bei Rhein, hatte den besten Willen, die unter seinem Vorgänger Wenzeslaus zerfallene Ordnung in Deutschland wieder herzustellen. Aber die Arbeiten für sein eignes Land und Haus glückten ihm besser, als die für das Reich. Er starb auch schon im Mai tausend vierhundert und zehn, nach einer kaum zehnjährigen Regierung, wowährend ihm eine Reihe von Kriegen und Mißhellungen die beste Zeit hinwegnahm. Mit mehr Erfolg wirkte sein Nachfolger, König Sigismund, der Bruder des entthronten Wenzeslaus, welcher zur Erlangung der Krone das Versprechen gethan hatte, die seit langem bei der ganzen Christenheit anstößige Kirchenspaltung endlich aufzuheben. Auch wirklich machte er sich dies schwierige Werk zur ersten Aufgabe, und betrieb mit unermüdeter Anstrengung eine allgemeine Kirchenversammlung, wo nach dem Wunsche aller Stände und Menschenklassen eine Verbesserung der katholischen Kirche in Haupt und Gliedern bezweckt werden sollte. Denn wir haben gesehen, in welch' traurigen Zerfall dieselbe seit bereits einem Jahrhunderte gerathen war, wozu man damals noch das Skandal von sogar drei Gegenpäbsten vor Augen hatte!

Nach Besorgung der wichtigsten Geschäfte reiste Sigmund zu Pabst Johann dem Dreiundzwanzigsten, um sich über den Ort des Konziliums mit ihm zu verständigen. Und da jener so wenig für Deutschland stimmte, als der König für Italien, so erkundigte sich dieser bei seinen Begleitern nach einer tauglichen Reichsstadt

am Gebirge zwischen beiden Ländern. Nun rieth ihm Jemand die Stadt Kempten an; Eberhard von Thengen, jener Gemahl der nellenburgischen Erbtochter, aber erwiederte: „Zu Kempten ist kein genugsamer Raum und Vorrath; eine Tagreise weiter dagegen liegt Konstanz, am Bodensee, wo der Rhein hindurch rinnt. Derselbe See mißt an Länge bei acht und an Breite drei Meilen Weges, so daß man mit großen Schiffen darauf fahren mag. Auch befindet sich in der Stadt ein Bisthum, welches zum Erzbisthum Mainz gehört; dazu ist Konstanz ein wohlerbauter Ort mit vielen Gemächern und Stallungen. Und daß man es weiß, unlängst hatten die Bauern von Appenzell großen Krieg mit denen von Konstanz, da kamen ihnen zu Hilfe alle Grafen, Freiherren, Ritter und Knechte, wo Herzog Ulrich von Tek mit der ganzen Ritterschaft in der Stadt lag, und wären es unserer noch drei Stände gewesen, wir hätten allesammt Herberg und Stallung genug gehabt. Es kam auch König Ruprecht seelig, Euer Vorfahr, mit seinem ganzen Volk, und lag sechs Wochen lang in der Stadt, und es gebrach Niemanden etwas; wer da war, hatte Essen, Trinken, Futter an Heu und Stroh, alles in gemeinem, gleichem Kauf, so daß es uns Wunder nahm, wie wir alle Dinge in solcher Nähe haben mochten. Fische und Fleisch sind übrig genug, und dazu ist Konstanz eine Stadt, die von Alters her dem Adel hold war, weßhalb man auch gewöhnlich die Tage und Richtungen dahin verlegt." Auf diese Beschreibung wendete sich Siegmund fragend an den Pabst, der aber erst nach einigem Bedenken und nur unwillig die Stadt Konstanz zum Versammlungsorte annahm. Doch wurde von beiden obersten Häuptern der Christenheit die Zusammenberufung des Konziliums mit großem Eifer veranstaltet; in alle christlichen Länder und Staaten ergiengen Einladungsschreiben, welche allenthalben eine ungemeine Bewegung erregten.

Indessen der Kaiser voll froher Zuversicht aus Italien nach Aachen reiste, um sich krönen zu lassen, traf der Pabst mit wenig verstecktem Unmuth in Tyrol bei Friedrich von Oestreich ein, dessen persönliche Abneigung gegen den Kaiser ihm nicht unbekannt war. Er fand den Herzog auch ganz nach Wunsch, begab sich in sein Geleit und ernannte ihn zum obersten Hauptmann und

geheimen Rathe des apostolischen Stuhls mit sechs tausend Goldgulden Gehalt aus der päbstlichen Kammer. Dieser Friedrich, wie erwähnt worden ist, war der zweitjüngste Sohn Herzog Leopold des Frommen, und hatte bei der Theilung mit seinen Brüdern die Vorlande erhalten. Er galt für einen der mächtigsten Fürsten, und bewies einen angebornen Haß gegen das Haus Luxemburg, weswegen ihn der Pabst auch mit so viel Aufwand in sein Interesse zog; auch war er für das Konzilium wenig eingenommen, aus Furcht, wegen Usurpierung der trientischen Kirchengüter und mancherlei Verlezung geistlicher Rechte von den Vätern zur Verantwortung gezogen zu werden.

Nachdem Pabst Johann von der Stadt Konstanz mit Bewilligung des Kaisers die urkundliche Zusicherung erhalten hatte, daß er in der Stadt sicher verbleiben und ungehindert sich wieder hinwegbegeben möge, sezte er die Reise fort; mit welch' unheimlichen Ahnungen aber seine Seele erfüllt war, verrieth sein Mund, da er beim ersten Anblick der Stadt ausrief: „Dort liegt die Grube, worin man die Füchse fängt.“ Indessen bewarb er sich überall um Freunde, und war für die Darstellung seiner erhabenen Würde vor dem Volke mit besonderm Eifer besorgt. Bei seinem Einzug in Konstanz begleiteten ihn neun Kardinäle, viele Bischöfe und Prälaten mit sechshundert Pferden. Es war am Sonntag nach Simon und Judä tausend vierhundert und vierzehn; er begab sich zuerst in das Münster, und alsdann in die bischöfliche Pfalz. Die Bürgerschaft überreichte ihm die üblichen Geschenke an Silbergeschirr, Wein und Hafer; er dagegen schenkte dem Bürgermeister einen schwarz seidenen Rock. Seit der Anwesenheit des heiligen Vaters zu Konstanz strömte alltäglich eine Menge Menschen herbei, geistliche und weltliche Fürsten, Patriarchen, Bischöfe, Prälaten, Grafen, Ritter und Herren, die Legaten der beiden Gegenpäbste Gregor und Benedikt; der Kaiser mit einem zahlreichen Gefolge; Abgesandte von allen Mächten und Ständen christlicher Lande, Botschafter des griechischen Kaisers, aus der Wallachei, aus Litthauen und Rußland; selbst morgenländische Fürsten, muhamedanische und heidnische Herren erschienen, in wunderlichen, niegesehenen Trachten, so daß Konstanz damals wie eine Hauptstadt der Welt aussah, wo man nur an geistlichen Leuten zwe

und zwanzig Kardinäle, vier Patriarchen, neunzehn Erzbischöfe, dreihundert Bischöfe, gegen zweitausend Priester und dreihundert Doktoren, im Ganzen aber eine Menschenmasse von mehr als hunderttausend Köpfen zählte.

In der That war die konstanzische Kirchenversammlung weit die größte und glänzendste von allen, welche vor und nach ihr gehalten worden sind, und wenn auch der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, so wurden doch Grundsäze geltend gemacht, deren Anerkennung die angemaßten Begriffe von päbstlicher Unfehlbarkeit und allerhöchster Gewalt vernichtete. Schon der erste Schritt war wichtig und entscheidend. Pabst Johann vertraute auf die überwiegende Anzahl der italischen Bischöfe, und wollte die persönliche Stimmenmehrheit entscheiden lassen; aber der bessere Theil der Geistlichkeit, mit den Doktoren der Hochschulen, welche klarer wußten, was zu leisten sey, als die Masse des Volkes, und es besser wollten, als die römische Parthei, diese sezten es durch, daß die Mehrheit der Nationen den Ausschlag gebe.

Man zählte anfangs drei, hernach aber fünf Nationen, die Italiener, die Deutschen, Franzosen, Engländer und Spanier. Und diesem Beschluß folgte sogleich der zweite, eben so wichtige, daß die drei Päbste ihre Gewalt in die Hände der Versammlung niederlegen sollen. Johann mußte sich fügen, und erkannte durch seine Abdankung den bisher unerhörten Grundsaz an, das Konzilium stehe über dem Pabst.

Hiedurch sah Johann seine Plane vereitelt, und es konnte ihm nichts mehr helfen, als ein Gewaltstreich. Er besprach sich mit dem Herzog von Oestreich, und gewann noch einen andern gefürchteten Fürsten, den Markgrafen Bernhard von Baden, durch ein Geschenk von sechszehnhundert Goldgulden. Nun veranstaltete der Herzog ein glänzendes Turnier, während dem der Pabst in der Verkleidung eines Knechtes auf einem schlechten Pferde die Stadt heimlich verließ, und nach dessen Beendigung Friedrich ihm nachfolgte. Beide trafen sich zu Schafhausen, und glaubten so die Versammlung vereitelt zu haben. Allein, nachdem man sich zu Konstanz von der ersten Bestürzung über die Entweichung des Pabstes erholt hatte, und als dieser auf die Ermahnung zur Rückkehr eine unbestimmte Antwort gab, beschlossen

die Väter des Konziliums, daß dasselbe gleichwohl **fortwähren** und für die **allgemeine Stimme der Kirche** gelten solle. Herzog Friedrich aber wurde mit Bann und Acht belegt, worauf sowohl der Kaiser die Reichsstände durch Briefe zur Befehdung desselben aufforderte, als die Kirchenversammlung für Alle einen Ablaß verkündigen ließ, welche wider ihn ausziehen würden. Und alsobald erschienen eine Menge Boten mit Fehdebriefen zu Schafhausen; unter den ersten, welche dem Herzog widersagten, waren Graf Hans von Lupfen, sein Hofmeister und Landvogt, und der Graf von Thengen. Ihnen folgte der vornehmste schwäbische und schweizerische Adel und ein großer Theil der Reichsstädte, so daß die Lande Friedrichs von allen Seiten bedroht wurden. Das Hauptheer zog unter der Anführung des Burggrafen von Nürnberg von Konstanz rheinabwärts; ein zweites kam unter Pfalzgraf Ludwig aus der Rheinpfalz durch den Elsaß herauf; ein drittes unter dem Grafen von Tockenburg fiel in das Rheinthal, und das vierte endlich rüsteten die schweizerischen Eidgenossen.

Da floh Herzog Friedrich mit dem Pabste und von Markgraf Bernhard begleitet nach Laufenburg, um sich nach Freiburg zu begeben, wo er seine Macht zu versammeln gedachte. Denn noch blieben ihm viele Freunde und ein treu ergebenes Volk. Villingen, Waldshut und die hauensteinische Einung waren für das Aeußerste entschlossen; in Tyrol waffnete sich sein Bruder Ernst, und mit dem päbstlichen Geld hoffte er noch manchen Arm zu gewinnen. Als aber das Reichsheer unaufgehalten fortschritt, und die Eidgenossen die östreichische Stammherrschaft im Argau angriffen, fieng des Herzogs Muth zu wanken an, und bald schenkte er dem Pfalzgrafen von Baiern-Ingolstadt, welcher als Vermittler zu ihm kam, ein willigeres Gehör, als dem Pabst, dessen Anerbietungen und Beschwörungen nicht hinreichten, die Stimmen der Furcht und Reue zu ersticken. Friedrich begab sich sofort auf Radolfszell, und nach einiger Unterhandlung von da auf Konstanz, wo er sich in öffentlicher Versammlung dem Kaiser unterwarf. Die äußere Art und Weise dieser Unterwerfung enthielt eine bittere Demüthigung für den Herzog; aber um die begehrte Begnadigung zu erlangen, that und versprach er Alles. „Er übergebe, heißt es in der Unterwerfungs-Urkunde, seine Person mit all' seinem Gut an Leuten

und Landen ganz dem Gefallen des Königs; er wolle den Pabst wieder zurück führen und selbst so lange als Geißel in Konstanz verweilen, bis seine Lande in Schwaben, Elsaß, am Rhein, im Breisgau, Tyrol und Innthal dem Könige gehuldigt haben, und alles dies soll demselben ohne Widerspruch verfallen seyn, wofern er das Vorgeschriebene ganz oder theilweis nicht erfülle." Die Hauptsache war, daß der Pabst von ihm ausgeliefert wurde, worauf man denselben zu Radolfszell in Verwahrung bringen ließ, und ihm zwei und fünfzig Anklag-Artikel zuschickte, worüber er sich in offener Sizung des Kirchenrathes verantworten könne. Allein, diese Artikel berührten Verbrechen und Laster, die man unter Christen kaum nennen darf; Johann verzichtete daher gern auf seine Vertheidigung, und ergab sich willig in die Hände des Konziliums, mit dem traurigen Geständnisse, daß er besser gestorben, als so schändlich von Konstanz gewichen wäre! Die Versammlung entsezte sofort Johann den Dreiundzwanzigsten seines Pabstthumes, worauf derselbe dem Pfalzgrafen Ludwig zur Verwahrung übergeben wurde, welcher ihn auf sein Schloß nach Heidelberg brachte.

Nach diesem glücklichen Erfolg der Bemühungen des Kaisers und der Väter des Kirchenraths geschah jezt die Verurtheilung eines Mannes, dessen Scheiterhaufen ein unauslöschliches Brandmal in dem Andenken des Konstanzer Konziliums zurückließ. Es war Johann Huß, Professor der Theologie an der Hochschule zu Prag, welchen der Pabst als Kezer mit dem Banne belegt, und das Konzilium zur Verantwortung seiner Irrlehren vorgeladen hatte. Sein Verschulden aber war, daß der gelehrte, aufgeklärte und redliche Mann den Zerfall der christlichen Kirche durch dessen allgemeine Anerkennung und Bedaurung eben dieses Konzilium hervorgerufen worden, sich aufs ernstlichste zu Herzen nahm, die Ursachen desselben erforschte, sie größtentheils in dem Oberhaupt und den Dienern der Kirche, in der Geistlichkeit selbst fand, in deren Eigennuz und zügellosen Sitten, in dem Ablaßwesen, in der Simonie, in dem Mißbrauch des Kirchenbannes und der päbstlichen Gewalt überhaupt, wie in dem blinden Glauben des Volkes an den Pabst und die vielen Heiligen, und daß er den Muth hatte, solche Mißbräuche und Irrthümer in öffent-

lichen Schriften zu beklagen und mit aller Kraft der Ueberzeugung zu bestreiten! Huß zählte schon viele Anhänger, und welcher wahrheitliebende gute Kopf mußte seinem heiligen Eifer nicht Beifall zunicken? Aber er hatte den allgewaltigen Stand der Geistlichkeit durch öffentliche Darstellung von dessen eben so unbegrenzten Anmaßungen als tiefem Verderbnisse zu bitter beleidigt; eben dieselben Väter des Konzils, welche laut nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern schrien, warfen den edlen Reformator in's Gefängniß, ohngeachtet ihm der Kaiser in einem Geleits-Brief persönliche Sicherheit zugesagt hatte. „Wir haben ihn, heißt es darin, in unsern und des Reiches Schuz aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge ohne alle Gefährde, bei Ehre und Ansehen unserer Majestät." Allein Siegmund war schwach genug, es dem Konzilium zu glauben, daß kein Eid gegen Kezer bindend sey, also auch kein kaiserlicher Schirmbrief. So wurde dem Angeklagten auch das Recht der Vertheidigung versagt. Er sollte blos **wiederrufen**. Und da er dies ohne Ueberführung seiner vermeintlichen Irrthümer nicht that, verdammten ihn die Väter als einen verstockten Kezer, und opferten sein schuldloses Leben ihrer Verblendung oder ihren gefährdeten Interessen.

Nachdem Huß auf den Schindanger geführt worden war, um dort verbrannt zu werden, sagte er zu den Henkers-Knechten: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan erscheinen, den ihr wohl ungebraten lassen werdet." Und als der edle Märtyrer den Scheiterhaufen bestiegen hatte, und man ihn nochmals aufforderte, durch Wiederrufung seiner Irrthümer sein Leben zu retten, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer zu wiederrufen. Ich war Zeitlebens bemüht, Jesus Christus, den Weltheiland, zu predigen, und dessen Lehren zu verbreiten, wie es seine Apostel gethan; und nun bin ich bereit, dieselben mit meinem Blute zu besiegeln." Hierauf wurde der Holzstoß angezündet; bald loderten die Flammen über dem Haupte Hussens zusammen, der mit erhobener Stimme dreimal zum Himmel rief: „Jesus Christus, du Sohn Gottes, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!" Da verbarg eine dicke Rauchwolke der umstehenden Menge den sterbenden Helden, und als

das Feuer nachließ, sah man seinen Körper halb verbrannt an der noch glühenden Kette hangen. Er wurde sofort auf einen neuen Holzstoß gelegt, und hernach die verglimmende Asche in den Rhein geworfen!

Aber nicht zufrieden mit dem Blute des Lehrers, beschloß das Konzilium den Tod auch seines Schülers, Hieronymus von Prag. Man hatte denselben anfangs durch die Qualen eines unmenschlichen Gefängnisses zum Wiederrufe genöthigt; als er solchen aber wiederholen sollte, nannte er ihn vor der ganzen Versammlung in der Domkirche das abscheulichste Verbrechen, und pries mit freudigem Angesichte den Muth und Heldentod seines Meisters. Und wie Huß endigte er sein Leben auf dem Scheiterhaufen unter Lobgesang und Gebet. „Hättest Du, schrieb ein edler Florentiner an seinen Freund in Italien, den Tod dieses Mannes gesehen, Du würdest bekannt haben, daß er aus der Schule der Weisen gewesen. Kein Mutius Scävola hielt mit größerer Standhaftigkeit seine Hand in's Feuer, als Hieronymus seinen Leib verbrennen ließ, und kein Sokrates trank gelassener den Giftbecher, als dieser zum Scheiterhaufen eilte."

Sogleich nach dem hussischen Prozeß hatte sich das Konzilium wieder mit der Kirchenspaltung beschäftigt, und der Kaiser war hierauf nach Spanien abgereist, um daselbst auch den Pabst Benedikt zur Niederlegung seiner Würde zu bewegen. Obwohl er aber unverrichteter Sache zurückkehrte, so wurden doch jezt die spanischen Bischöfe für die Ansichten des Konziliums gewonnen, welches den Widerspännigen sofort mit dem Anathem belegte und als abgesezt erklärte. Dies geschah im Sommer tausend vierhundert und siebzehn. Und da Gregor der Zwölfte schon früher, wie Johann der Dreiundzwanzigste, dem Pabstthum freiwillig entsagt hatte, so sah man das Schisma gehoben und die Einheit der Kirche hergestellt. Es war nunmehr an dem, daß die deutsche und englische Nation auf die Reform drangen, bevor die Wahl eines neuen Oberhauptes geschehe. Aber die Kardinäle widersezten sich aufs hartnäckigste, und es gelang ihnen, die Engländer auf ihre Seite zu bringen, worauf sie es bei dem Kaiser durchsezten, daß unverzüglich ein neuer Pabst gewählt werde, welcher die Kirchenverbesserung bestimmen und leiten sollte. Durch

diese Nachgiebigkeit vereitelte Siegmund die beste Frucht seiner Bemühungen; denn nachdem Otto von Kolonna unter dem Namen Martin des Fünften die päbstliche Würde erhalten hatte, suchte er die Nationen zu trennen, verzögerte inzwischen durch andere Geschäfte die Reform, und verließ im Mai des folgenden Jahrs das Konzilium, unter dem Vorwand einer zu Konstanz ausgebrochenen Seuche!

Diesen Ausgang nahm nach vierjähriger Dauer die große Kirchenversammlung zu Konstanz, von der man nicht allein die Aufhebung des Schismas, sondern auch eine durchgreifende Verbesserung der katholischen Kirche erwartete, und welche erfreulich genug begonnen hatte, um die schönsten Hoffnungen zu erwecken. Aber der große Haufe des Klerus wünschte die Reform keineswegs mit aufrichtigem Herzen, und während der redlichsten Bemühungen des bessern Theils vereitelte die italienische List deren Erfolg. Auch wird dasjenige, was die Versammlung geleistet hat, durch den Rauch von dem Scheiterhaufen des Huß und seines Schülers, wie durch die Gräuel des nachfolgenden Hussittenkriegs, völlig verdunkelt; wozu noch der wegen des eingerissenen Sittenverderbnisses und der zurückgelassenen Schulden entstandene Ruin der Stadt Konstanz zu zählen ist!

Zweites Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Nach der Abreise des Kaisers zu Pabst Benedikt, war Herzog Friedrich in Verwahrung zu Constanz verblieben, wo man ihm von allen Seiten seine Lage durch Spott und Verachtung auf's empfindlichste fühlen ließ. Dazu kam die Besorgniß wegen seiner an das Reich gefallenen Lande. Denn während einige vorderöstreichischen Städte, wie bei uns Villingen, Waldshut und Laufenburg, dem Könige immer noch standhaft die Huldigung versagten, hatten sich andere einschüchtern lassen, und mehrere sehr angelegentlich

um Erhaltung der Reichsfreiheit sich beworben, Radolfszell sogar, Dießenhofen, Schafhausen, Neuenburg und Breisach mit baarem Gelde an das Reich gekauft, und von Sigmund die verbriefte Zusicherung erhalten, „sie ewiglich bei demselben verbleiben zu lassen." Die Stammherrschaften in der Schweiz waren von den Eidgenossen eingenommen, und anfangs als Eroberung im Namen des Reichs behauptet, dann aber von dem Könige um einige Summen als Reichspfandschaften an die Züricher und Berner gegeben worden. Das östreichische Elsaß verwaltete Graf Hans von Lupfen als Reichslandvogt, und den Breisgau der Markgraf von Baden, welcher Lust genug bezeigte, diese schöne Landschaft und Heimath seiner zähringischen Ahnen wieder für bleibend an sein Haus zu bringen. Dies Alles reizte den Herzog sehr auf. Er fieng an, seine Unterwerfung zu bereuen, und schalt bitterlich auf diejenigen, welche ihn dazu verleitet hatten. Und da sich die Heimkunft des Königs allzulang verzögerte, so wurde er des Harrens endlich müde, riß sich aus seine traurigen Lage los, und entfloh abermals von der Stadt. Kaum aber hatte sich Friedrich seiner Leute im Tyrol und Etschlande versichern können, so kam der König von seiner Reise zurück. Mit großem Unwillen vernahm derselbe die Entweichung des Herzogs, und dachte jezo darauf, ihn vollends zu demüthigen. Nicht minder war auch das Konzilium aufgebracht, besonders da Friedrich dem vertriebenen Bischof von Trient noch immer sein Stift vorenthielt. Demnach wurde er von der geistlichen Gewalt als Meineidiger und Kirchenräuber in den höchsten Bann gelegt. König Siegmund forderte unverweilt die Städte und den Adel der Vorlande zur Reichshilfe wider den Herzog auf, um dessen zusammengeraffter Macht im Etschlande zu begegnen. Da aber erschien sein Bruder, Herzog Ernst, mit tausend Pferden zu Konstanz, und trat klagend vor den König. „Wenn ein Fürst des Hauses Oestreich, sagte er, etwas verschuldet hat, so ist es unbillig, deswegen auch die andern in Schaden zu bringen. Die besten Lande, den Aargau und Thurgau, habt Ihr uns entrissen, und um ein elendes Geld den Schweizern überlassen. Dies ist für den aufrührerischen Pöbel ein böses Beispiel; denn auf solche Art wird es noch dahin kommen, daß die Fürsten genöthigt sind, ihren Knechten zu gehorchen, und der Kaiser allein mit Bauern zu Felde ziehen muß. Es wäre

besser, das Haus Oestreich in seiner Treue gegen Kaiser und Reich zu bestärken. Auch gebühret dem Konzilium kein so ausgedehntes Gericht über die Fürsten des Reichs." Auf diese Bemerkungen gab Siegmund dem Herzoge das Versprechen, die Sache seines Bruders durch gütliche Unterhandlung zu schlichten. Aber bald erhob sich neues Mißtrauen zwischen beiden Theilen, und der König wollte nichts mehr von einer Vermittlung wissen, sondern fuhr fort, von den Vorlanden ein Stück nach dem andern zu verpfänden, wie unter anderm der Stadt Konstanz für die ihr schuldige Summe von sechszehnhundert Gulden das Landgericht im Thurgau mit der Vogtei zu Frauenfeld. Ferner ließ er ein großes Lehngericht veranstalten, wo nach Verlesung der Bannbulle des Konziliums und der Abtretungsurkunden Friedrichs von den anwesenden Fürsten, Grafen, Rittern und Edelknechten erkannt wurde, daß der Herzog billig in die über ihn verhängte Strafe verfallen sey, und daß somit all' seine Lehen und Pfandschaften rechtens an das Reich zurückgefallen wären und von den Inhabern aus dessen Handen sollen empfangen werden. Dieser Spruch des Lehngerichts veranlaßte den Herzog Friedrich, durch seine Freunde bei dem Kaiser um eine gütliche Vermittlung anzusuchen, welche denn endlich auf einem Tage zu Konstanz in der lezten Zeit des Konziliums unter folgenden Bedingungen zu Stande kam: „Fürs erste soll der Herzog dem Bischof von Trient und andern Herren Alles zurückgeben und ersezen, was er ihnen nahm und vorenthielt; alsdann solle er bei Einlösung seiner dem Reich übergebenen Lande auf die von Bern und Zürich erworbenen für immer verzichten; drittens auch diejenigen Städte bei dem Reiche belassen, welche nicht freiwillig unter die östreichische Herrschaft zurückkehren wollen, und endlich für die Wiedereinsezung in seine Würden und Lehen dem Könige siebenzigtausend Gulden erlegen."

Aber Friedrich betrog sich sehr in seiner Erwartung von der Aussöhnung mit dem Kaiser, um derentwillen er ein so großes Opfer gebracht hatte! Den meisten Städten gefiel die Reichsfreiheit so wohl, oder es war ihnen die Herrschaft von Oestreich so verhaßt, daß sie nicht mehr unter dieselbe zurückzukehren begehrten. Namentlich sträubte sich Schafhausen dagegen, und behauptete sich fortan glücklich bei der erworbenen Freiheit. So auch Radolfszell, welches von dem Könige

nicht nur die Erlaubniß erhielt, die an Kaspar von Klingenberg verpfändete Reichsvogtei einzulösen, sondern auch das feierliche Versprechen, daß die Stadt auf keine Weise mehr vom Reich solle entfremdet werden. Die breisgauischen Städte waren dem Erzhause geneigter und hielten deswegen mehrere Tage, blieben aber inzwischen beim Reich. Nur Freiburg, welches sich während der ganzen Verhandlung in der größten Verlegenheit befand, verzögerte die nach Friedrichs zweiter Flucht abermals verlangte Huldigung; denn Herzog Ernst hatte sich förmlich gegen die Uebereinkunft seines Bruders mit dem Kaiser verwahrt, und dem freiburgischen Rathe geschrieben: „Da Ihr Euch wie Eure Vordern, mit Leib und Gut in lauterer und gerechter Liebe und Treue gegen Uns're Vorfahren und Uns selbst allezeit gehorsam und dienstfertig erwiesen habt, und männlich bei ihnen und Uns verblieben seyd, so bitten und ermahnen Wir Euch bei Euerm Gelübde und Eid, also noch ferner bei Uns und dem Hause Oestreich, als bei Euern rechten und natürlichen Erbherren und Fürsten standhaft zu verbleiben. Denn Ihr werdet wohl billig verstehen, daß Unser Bruder keine Gewalt hatte, ohne Unser Wissen und Willen eine solche Verschreibung zu thun, welche Uns und Unsere Erben ungerechten Schaden bringen würde.“ Dieses Schreiben veranlaßte auch bei dem Rathe von Kenzingen und Endingen einige Schritte zur Rückkehr an Oestreich, die aber Markgraf Bernhard wieder vereitelte. Freiburg indessen wurde durch einen Brief Herzog Friedrichs bald noch mehr ermuthigt. „Ihr wisset wohl, heißt es darin, in welcher Maße Wir Uns Unserm gnädigen Herrn, dem römischen Könige verschrieben haben, und wie er Uns versprach, mit Worten und Briefen dazu zu thun, daß Wir zu dem Unsern wieder kommen mögen. Nun haben wir ihm auf Euern Trost sechs und dreißig tausend Gulden bezahlt, und in allen andern Stücken genug gethan. Aber dies hat Uns bisher nicht nur nichts genuzt, sondern es geschehen Uns solche Abbrüche, daß Wir Uns um Recht an die Fürsten und Kurfürsten gewendet haben. Und somit ermahnen Wir Euch, daß Ihr bei Uns und dem Hause von Oestreich verbleibet, und Euch von Niemand erschrecken oder überreden lasset, von Uns zu weichen. Denn Unser Bruder, Vetter und Wir, sind entschlossen, Euch zu behaupten. Seid also keck und männlich; Wir werden Euch solche

Treue nie mehr vergessen." Und wirklich nahm sich die Stadt zusammen, und hätte dem Herzog wohl gerne ihre Treue bewahrt, wenn Markgraf Bernhard dem Könige nicht auf's eifrigste angelegen gewesen wäre, den Rath zur Huldigung zu nöthigen. Diese geschah denn endlich im August tausend vierhundert und zwanzig; Freiburg wie die übrigen Städte des Breisgaues blieb nun unter dem Reich, bis nach sechs Jahren Herzog Friedrich mit König Siegmund völlig ausgesöhnt wurde.

Die Reichsfreiheit mochte den Bürgern inzwischen angenehm werden; aber immer noch gab es eine eifrige Parthei für Oestreich, die um so stärker wurde, je deutlicher man sah, daß der König den unglücklichen Herzog durch Verzögerung seiner Wiederherstellung noch tiefer zu demüthigen suche. Eben diese östreichische Parthei haßte auch den Markgrafen und bereitete ihm überall Abbruch, während derselbe nicht minder bemüht war, die Widerspännigkeit der breisgauischen Städte zu demüthigen und ihnen seine Macht fühlen zu lassen. Da er, wie wir gehört, die Herrschaft Hachberg mit dem dazu gefallenen Theil von Usenberg gekauft hatte, so entstund schon wegen Grenzscheiden, Lehnschaften, Zöllen, alten Rechten und dergleichen mit den Städten mancherlei Mißhellung. Der heftigste Streit aber erhob sich wegen der Pfahlbürger. Der Markgraf beschwerte sich, daß Freiburg, Breisach und Endingen von ihren in seinen eignen Dörfern und Gerichten gesessenen Ausbürgern dieselben Dienste forderten, und sie vor ihre Gerichte zögen, gleich den eingesessenen Bürgern, da doch die freiburgische Richtung vom Jahre dreizehn hundert acht und sechszig alles das abgethan habe. Die Städte dagegen stüzten sich auf kaiserliche Freiheiten und alte Herkommen, wornach ihre in der Herrschaft Hachberg gesessenen Bürger niemals zu den eigenen Leuten der Markgrafen gehört hätten; und erhoben bittre Klage namentlich über einen neuen Zoll, welchen Bernhard, wie zu Mühlburg, so auch im Breisgau aufgelegt hatte. Der Markgraf wandte sich endlich an den König, welcher beide Parthëien nach Nürnberg berief, den Austrag der Sache aber wegen Verhinderung durch den Hussitenkrieg in Böhmen, dem Erzbischof von Mainz übertrug. Dieser bestimmte sofort einen Tag nach Bingen; allein die Städte entschuldigten sich, daß sie „ernstlicher Sachen, und auch Sorgen

gen Verzicht leisten; die übrigen Streitigkeiten sollten durch ein besonderes Schiedsgericht vertragen werden.

Indeß hatten die Unterhandlungen zwischen König Siegmund und Herzog Friedrich fortgedauert, und im Jahre vierzehnhundert fünf und zwanzig geschah endlich die völlige Aussöhnung, worauf alle vormals östreichischen Städte und Landschaften ermahnt wurden, sich aus der Reichsfreiheit unter die Herrschaft des Hauses Oestreich wieder zurückzubegeben und dem Herzoge zu huldigen. Markgraf Bernhard mußte also das Reichsvogtei-Amt über den Breisgau niederlegen, was er mit großem Verdrusse that, da seine beabsichtigte Erwerbung der schönen Landschaft, die er auf seine Gunst bei dem König und auf die angeerbte Eifersucht zwischen dem luxenburgischen, pfälzischen und östreichischen Hause gründen mochte, nun plözlich vereitelt wurde. Bernhard konnte diesen Verdruß auch so wenig ersticken, daß er es unterließ, die Artikel des Mühlburger Friedens zu erfüllen, und dadurch den Pfalzgrafen als Hauptmann der verbündeten Rheinstädte neuerdings zum Krieg, aufforderte. Die vereinigte Mannschaft Ludwigs, derer von Basel Freiburg, Breisach und Straßburg erschien im Sommer tausend vierhundert acht und zwanzig unversehens vor der Feste Mühlburg und nahm dieselbe weg. Bernhard dagegen, nachdem er sich mit den Bischöfen von Straßburg, Würzburg und Bamberg wie mit dem Herzog von Lothringen verbündet, und bei dem Grafen von Zollern und andern Herren um Hilfe geworben hatte, zog an der Spize dieser Bundesgenossen gegen Straßburg, bemächtigte sich daselbst der Rheinbrücke, sezte der Stadt von allen Seiten zu, wurde aber bald aus seiner vortheilhaften Stellung verdrängt, und belagerte hierauf das Städtchen Oberkirch, dessen Pfandschaft von ihrem Domstift an die Straßburger gekommen war. Und nun erhob sich ein kleiner Krieg, worin die beiderseitigen Dörfer und Flecken vielfältigen Schaden erlitten, bis im Anfange des folgenden Jahres der Erzbischof von Mainz einen Frieden vermittelte, welchen der König hernach zu Preßburg bestätigte.

Dieses sind die vorzüglichsten Ereignisse in unsern Landen vom Beginne der Konstanzer Kirchenversammlung bis zur baselischen, also eines Zeitraums von kaum siebzehn Jahren, woraus man sieht, wie viel bewegt die damalige Welt war. Das Basler Kon-

zilium, welches im Jahre vierzehnhundert ein und dreißig eröffnet wurde, kam vorzüglich durch die Bemühungen der Städte und des Kaisers zu Stande, nachdem Pabst Martin es zuerst nach Pavia und hierauf nach Siena vergebens ausgeschrieben hatte. Der unbefriedigende Ausgang des konstanzischen Kirchenraths, die fortdauernden Skandale unter der Geistlichkeit, und die Schrecknisse des Hussitenkriegs waren die hauptsächlichsten Anregungen dazu gewesen. Die Reformation der katholischen Kirche sollte nun vollendet werden; man wollte die hussische Irrlehre und andern Unglauben unterdrücken, die bösen Sitten und eingerissenen Mißbräuche der Geistlichkeit bestrafen und ausmerzen, und einen allgemeinen Frieden zwischen allen Fürsten und Ländern errichten. Mit dem größten Eifer begannen die Väter auch das Werk, und harreten standhaft dabei aus, ohngeachtet des fortwährenden Spieles römischer Intriken und mehrmals drohender Kriegsgefahr in der Nachbarschaft, ohngeachtet selbst einer schrecklichen Pest, welche in Basel ausbrach, und eine Menge der Einwohner, mit mehrern der vornehmsten Prälaten und Doktoren hinwegraffte.

Inzwischen starb König Siegmund, sechs Jahre nachdem Markgraf Bernhard zu den Vätern gegangen war, und zwei Jahre später endigte auch Herzog Friedrich sein wechselvolles Leben. Auf den deutschen Thron erhob man nun dessen Stammesvetter, Herzog Albrecht zu Oestreich, dem Enkel Albrechts mit dem Zopf, von welchem an die kaiserliche Würde ununterbrochen bei dem Erzhause bis zu seinem Erlöschen verblieben ist. Der neue König besaß viele Eigenschaften seines vortrefflichen Großvaters, und würde wohl für das Reich geworden seyn, was jener für Oestreich war, hätte ihn der Tod nicht nach einer kaum zweijährigen Verwaltung schon hinweggerufen. Er schied ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen, und die Wahl der Kurfürsten fiel jezt auf Herzog Friedrich, den Sohn Ernst des Eisernen, welcher über ein halbes Jahrhundert die Zügel des Reiches leitete, aber nicht unter steter Arbeit, wie sein Stammherr, König Rudolf der Erste, sondern mit schwacher Hand und in fast beispielloser Unthätigkeit. Dieser König Friedrich trägt auch Vieles an der Schuld, daß die redlichen Bemühungen des baselischen Kirchenrathes größtentheils vereitelt wurden; denn er ließ sich durch seinen Geheimschreiber,

gen Verzicht leisten; die übrigen Streitigkeiten sollten durch ein besonderes Schiedsgericht vertragen werden.

Indeß hatten die Unterhandlungen zwischen König Siegmund und Herzog Friedrich fortgedauert, und im Jahre vierzehnhundert fünf und zwanzig geschah endlich die völlige Aussöhnung, worauf alle vormals östreichischen Städte und Landschaften ermahnt wurden, sich aus der Reichsfreiheit unter die Herrschaft des Hauses Oestreich wieder zurückzubegeben und dem Herzoge zu huldigen. Markgraf Bernhard mußte also das Reichsvogtei-Amt über den Breisgau niederlegen, was er mit großem Verdrusse that, da seine beabsichtigte Erwerbung der schönen Landschaft, die er auf seine Gunst bei dem König und auf die angeerbte Eifersucht zwischen dem luxenburgischen, pfälzischen und östreichischen Hause gründen mochte, nun plözlich vereitelt wurde. Bernhard konnte diesen Verdruß auch so wenig ersticken, daß er es unterließ, die Artikel des Mühlburger Friedens zu erfüllen, und dadurch den Pfalzgrafen als Hauptmann der verbündeten Rheinstädte neuerdings zum Krieg aufforderte. Die vereinigte Mannschaft Ludwigs, derer von Basel Freiburg, Breisach und Straßburg erschien im Sommer tausend vierhundert acht und zwanzig unversehens vor der Feste Mühlburg und nahm dieselbe weg. Bernhard dagegen, nachdem er sich mit den Bischöfen von Straßburg, Würzburg und Bamberg wie mit dem Herzog von Lothringen verbündet, und bei dem Grafen von Zollern und andern Herren um Hilfe geworben hatte, zog an der Spize dieser Bundesgenossen gegen Straßburg, bemächtigte sich daselbst der Rheinbrücke, sezte der Stadt von allen Seiten zu, wurde aber bald aus seiner vortheilhaften Stellung verdrängt, und belagerte hierauf das Städtchen Oberkirch, dessen Pfandschaft von ihrem Domstift an die Straßburger gekommen war. Und nun erhob sich ein kleiner Krieg, worin die beiderseitigen Dörfer und Flecken vielfältigen Schaden erlitten, bis im Anfange des folgenden Jahres der Erzbischof von Mainz einen Frieden vermittelte, welchen der König hernach zu Preßburg bestätigte.

Dieses sind die vorzüglichsten Ereignisse in unsern Landen vom Beginne der Konstanzer Kirchenversammlung bis zur baselischen, also eines Zeitraums von kaum siebzehn Jahren, woraus man sieht, wie viel bewegt die damalige Welt war. Das Basler Kon-

zilium, welches im Jahre vierzehnhundert ein und dreißig eröffnet wurde, kam vorzüglich durch die Bemühungen der Städte und des Kaisers zu Stande, nachdem Pabst Martin es zuerst nach Pavia und hierauf nach Siena vergebens ausgeschrieben hatte. Der unbefriedigende Ausgang des konstanzischen Kirchenraths, die fortdauernden Skandale unter der Geistlichkeit, und die Schrecknisse des Hussitenkriegs waren die hauptsächlichsten Anregungen dazu gewesen. Die Reformation der katholischen Kirche sollte nun vollendet werden; man wollte die hussische Irrlehre und andern Unglauben unterdrücken, die bösen Sitten und eingerissenen Mißbräuche der Geistlichkeit bestrafen und ausmerzen, und einen allgemeinen Frieden zwischen allen Fürsten und Ländern errichten. Mit dem größten Eifer begannen die Väter auch das Werk, und harreten standhaft dabei aus, ohngeachtet des fortwährenden Spieles römischer Intriken und mehrmals drohender Kriegsgefahr in der Nachbarschaft, ohngeachtet selbst einer schrecklichen Pest, welche in Basel ausbrach, und eine Menge der Einwohner, mit mehrern der vornehmsten Prälaten und Doktoren hinwegraffte.

Inzwischen starb König Siegmund, sechs Jahre nachdem Markgraf Bernhard zu den Vätern gegangen war, und zwei Jahre später endigte auch Herzog Friedrich sein wechselvolles Leben. Auf den deutschen Thron erhob man nun dessen Stammesvetter, Herzog Albrecht zu Oestreich, dem Enkel Albrechts mit dem Zopf, von welchem an die kaiserliche Würde ununterbrochen bei dem Erzhause bis zu seinem Erlöschen verblieben ist. Der neue König besaß viele Eigenschaften seines vortrefflichen Großvaters, und würde wohl für das Reich geworden seyn, was jener für Oestreich war, hätte ihn der Tod nicht nach einer kaum zweijährigen Verwaltung schon hinweggerufen. Er schied ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen, und die Wahl der Kurfürsten fiel jezt auf Herzog Friedrich, den Sohn Ernst des Eisernen, welcher über ein halbes Jahrhundert die Zügel des Reiches leitete, aber nicht unter steter Arbeit, wie sein Stammherr, König Rudolf der Erste, sondern mit schwacher Hand und in fast beispielloser Unthätigkeit. Dieser König Friedrich trägt auch Vieles an der Schuld, daß die redlichen Bemühungen des baselischen Kirchenrathes größtentheils vereitelt wurden; denn er ließ sich durch seinen Geheimschreiber,

den gelehrten Italiener Aeneas Sylvius, zu Konkordaten verleiten, welche in ihrer klugen Benüzung mehrere der Konziliums-Beschlüsse für die Folge wieder vernichteten. Die Schwäche seiner Reichsverwaltung hatte die Fürsten von ihm abgewandt, und in dieser hilflosen Vereinzelung warf er sich in die Arme Eugen des Vierten, eines Pabstes, den der Kirchenrath nicht einmal erkannte. Derselbe aber unterhandelte mit den einzelnen Reichsständen besonders und erreichte glücklich seinen Zweck. Friedrich mußte dem Konzilium das Geleit aufkündigen, und als die Väter auch hiedurch nicht erschreckt wurden, die Stadt Basel mit der Reichsacht bedrohen, und ihr die Zufuhr abschneiden. Solchen Maßregeln der Gewalt war nicht zu widerstehen und das Konzilium löste sich auf.

Drittes Kapitel.

Von der nächsten Nachkommenschaft Markgraf Bernhard des Großen.

Markgraf Bernhard hatte sich schon im Jahre dreizehnhundert vier und siebzig mit einer Tochter des Grafen von Hohenberg vermählt; sintemal dies aber eine unfruchtbare Ehe war, so wurde sie unter dem Vorwande allzu naher Verwandtschaft wieder getrennt, und Bernhard heurathete sofort die Tochter des Grafen von Oettingen, obgleich dieselbe ihm wirklich zu nahe verwandt war; aber der Pabst räumte hier das Hinderniß aus dem Wege, welches er dort vorgeschoben hatte. Frau Anna gebahr dem Markgrafen außer sieben Töchtern noch drei Söhne, von welchen ihn jedoch nur der eine Jakob überlebte, so daß derselbe wieder als der einzige Erbe und Innhaber der gesammten badischen Lande erscheint. Er regierte sie zwei und zwanzig Jahre lang mit dem Lobe eines ebenso weisen und gerechten, als glücklichen Fürsten. Denn Jakob hatte von seinem Vater nicht nur vortreffliche Anlagen des Geistes geerbt, sondern auch eine sorgfältige, zum Theil wissenschaftliche Erziehung erhalten. Da er nicht kriegerisch war,

so enthält sein Leben meist nur friedliche Handlungen und Geschäfte; wie er fremde Kriegsgefahr von seinem Lande abhielt, vergrößerte er es durch zahlreiche Erwerbungen, und suchte allerorts die Ordnung und öffentliche Sicherheit zu bewahren. „Wenn Markgraf Jakob von Baden erfuhr, schreibt der berühmte Aeneas Sylvius, daß irgend ein Straßenraub in seinem Lande geschehen sey, so ließ er die Beschädigten zusammen rufen und ihnen ihren Verlust aus seiner Kasse ersezen; verfolgte aber alsdann die Räuber, um sie auf's Rad zu flechten, welches eine sehr gefürchtete Strafe bei den Deutschen ist. Und so machte er die Markgrafschaft in kurzer Zeit zu einem der sichersten Länder." Und da ihm nichts angelegener war, als den wahren Zustand seiner Unterthanen zu kennen, so mußten seine Söhne mit einigen Räthen das Land bereisen, um Jedermans Klagen und Beschwerden zu vernehmen. Auch auf die geistlichen Stiftungen hatte er ein wachsames Auge, und fieng an, mehrere derselben zu reformiren. Hoch und Nieder schenkten ihm sein Zutrauen; so der Kaiser und die Fürsten, an deren Geschäften er eifrigen Antheil nahm; so der Adel, dessen Streitigkeiten er zu schlichten suchte, und so die Geistlichkeit, die sich häufig unter seinen Schuz begab. Am Hof herrschte Mäßigung, und unter den Seinen die häuslichste Eintracht, so daß Markgraf Jakob ein nicht minder glücklicher Familien- als Landesvater war.

Zu Jakobs vorzüglichsten Erwerbungen durch Erbschaft und Kauf, gehörten theilweis die Grafschaften Sponheim, Lahr und Eberstein nebst der Herrschaft Gemmingen. Schon im Jahr vierzehnhundert fünf und zwanzig hatte der kinderlose Graf Johann von Sponheim durch einen Vertrag zu Beinheim seines Vaters Schwester-Söhne, Markgraf Bernhard von Baden und Graf Friedrich von Veldenz mit ihren Nachkommen zu gemeinschaftlichen Erben der vordern und hintern Grafschaft Sponheim eingesezt. Als er nun zwölf Jahre hernach verstarb, nahmen Markgraf Jakob und sein Miterbe davon Besiz; Friedrich hinterließ jedoch auch nur eine Tochter, mit deren Hand der veldenzischer Antheil von Sponheim an den Pfalzgrafen Stephan bei Rhein übergieng, dessen Haus schon früher ein Fünftel der vordern Grafschaft ererbt hatte. Von dem an blieben Baden und Pfalz im Besize der sponheimischen Lande, doch nicht ohne mancherlei gegenseitige Irrungen. Wir

wissen, daß Herr Heinrich von Geroldseck zu Lahr, welcher im Jahre vierzehnhundert sechs und zwanzig verstarb, nur zwei Töchter hinterließ. Um daher allen Streitigkeiten über die Erbschaft vorzubeugen, sezte er die ältere, Adelheid, welche den Grafen Johann von Mörs und Sarwerden heurathete, mit kaiserlicher Bestätigung zur Erbin seiner sämmtlichen Eigen- und Lehengüter ein, nachdem sich die jüngere mit einer Aussteuer von sechstausend Gulden hatte begnügen müssen. Aber der andere Ast von Geroldseck erhob nach dem Tode Heinrichs gleichwohl Ansprache an die Herrschaften Lahr und Mahlberg, und es entzündete sich darüber ein erbitterter Krieg. Im achten Jahre desselben gelang es endlich den Söhnen Graf Johanns von Mörs, die Stammburg Hohengeroldseck zu gewinnen, wodurch sich ihre Widersacher genöthigt sahen, auf alle gemachten Ansprüche zu verzichten. Aber das mörsische Haus war während dieses Krieges in eine solche Schuldenmasse gestürzt worden, daß es jezt die Hälfte der mühevoll behaupteten Erbschaft um dreißigtausend Gulden auf Wiederlösung an den Markgrafen von Baden verkaufen mußte; nach vollzogenem Kauf im Jahre vierzehnhundert zwei und vierzig, errichtete Jakob sofort mit den Grafen von Mörs einen gegenseitigen Burgfrieden. Wie schon Markgraf Rudolf der Erste durch Kauf und Erbschaft drei Achtel an der Burg Eberstein mit ihren Zugehörungen erwarb, und wie Rudolf der Sechste die Hälfte der Grafschaft erkaufte, ist erwähnt worden. Nun schenkte Graf Johann im Jahre vierzehnhundert drei und fünfzig das noch übrige Achtel an der Burg dem Markgrafen Jakob, nachdem er ihm schon früher die Feste Schauenburg verkauft hatte, welche ein alteberšteinisches Lehen war. Die gemmingischen Besizungen und Rechte endlich zu Neuhausen, Löhningen, Tiefenbronn, Friolsheim, Reichenbach, Hohenwart, Schellbronn, Möklingen, Ezenrode und andern Orten erwarb der Markgraf kaufweis aus der Hand Herrn Dietrichs von Gemmingen, seines Vasallen, wie von andern badischen Lehenleuten die Dörfer Weisweil und Bahlingen mit dem Zehnten zu Bergheim.

Als Markgraf Jakob alt wurde, errichtete er noch ein Denkmal seiner Frömmigkeit durch Erhebung der Pfarrkirche in Baden zu einem Stift. Zweiundzwanzig Geistliche, nämlich zwölf Stifts-

herren, worunter der Probst, Dekan, Kustos und Sänger, mit zehn Vikarien, bildeten das Kollegium; das Kirchengut bestund aus fünfhundert Gulden jährlichen Einkommens, nebst dem Patronat und Kirchensaz in neun benachbarten Ortschaften; unter den Stiftsherren mußten immer vier Doktoren seyn, und die übrigen fromme, wissenschaftliche Männer. Nach dieser Stiftung machte Jakob folgendes Testament: „Die Söhne Karl, Bernhard und Georg sollen weltlich bleiben, Johann und Marx sich aber dem geistlichen Stande wiedmen. Der älteste bekommt für seinen Antheil: Stadt und Schloß Baden, Steinbach, Stollhofen, Sinzheim, Os, Sellingen, Hügelsheim, Iffizheim, Rastatt, Alt-Eberstein, Iberg, Windeck, Bühl, Waldsteegen und Diersberg nebst der Kastvogtei über Schwarzach und Büren; ferner die Herrschaft Hachberg und Usenberg im Breisgau, mit der Stadt Sulzburg; alsdann die badische Hälfte der Grafschaft Lahr und Mahlberg in der Ortenau, mit der Kastvogtei der Klöster Thennenbach und Wonnenthal, und endlich den badischen Antheil der Grafschaft Sponheim. Bernhard dagegen erhält die Stadt und das Amt Pforzheim, die Stadt Gernsbach mit der Burg Neu-Eberstein und allen dahin pflichtigen Orten, die Schlösser Stein und Remchingen mit ihren Zubehörten, die Städte und Burgen Liebenzell, Altensteig und Besigheim mit ihren Bezirken, nebst dem Schirmamt über die Gotteshäuser zu Frauenalb, Reichenbach und Pforzheim. Alles Uebrige behält Georg, nämlich das Schloß und Amt Mühlburg, die Städte und Aemter Durlach und Ettlingen, die Stadt Kuppenheim mit ihrem Bezirk, die Burgen und Dörfer Graben und Staffurt mit den zugehörigen Orten, und die Kastvogtei des Stiftes Gottesau. Dafür sind aber Karl und Bernhard verpflichtet, ihren beiden jüngsten Brüdern jährlich tausend Gulden auf so lange auszubezahlen, bis dieselben ein geistliches Amt von dem gleichen Ertrage gewinnen, und alsdann nur noch die Hälfte jener Summe; gelangt aber einer zur bischöflichen Würde mit einem jährlichen Einkommen von zweitausend Gulden, so hat er an seine Brüder nichts weiter zu fordern. Die fahrende Habe, die Baarschaften, Kleinodien, Pferde und dergleichen, theilen Karl, Bernhard und Georg, entschädigen aber ihre zwei Brüder jeden mit fünfhundert Gulden. Das Archiv soll zu Ba-

den seyn, und jeder der drei weltlichen Söhne einen Schlüssel und ein Verzeichniß der aufbewahrten Urkunden und Briefe haben, aber Keiner ohne Vorwissen der Andern davon Gebrauch machen. So lange noch ein männlicher Erbe vorhanden ist, sind die Töchter nicht sukzessionsfähig; zur Aussteuer erhalten dieselben zehntausend Gulden, welche jedoch im Falle eines kinderlosen Todes wieder an das markgräfliche Haus zurückbezahlt werden müssen." Beineben wiederholte Jakob die Hauptsazungen des von seinem Vater errichteten Familienvertrags, wiewohl er gerade durch diese leztwillige Verfügung den ersten Artikel desselben umgestoßen hatte, nämlich die Theilung der badischen Lande unter nicht mehr als zwei Erben.

Dieses Testament wurde im Jahre tausend vierhundert drei und fünfzig unterzeichnet, und nicht lange hernach verfiel der alte Markgraf in eine Krankheit, die ihn schnell hinwegraffte; er verschied auf dem alten Schlosse zu Baden, und wurde in der neu errichteten Stiftskirche beigesezt.

Markgraf Jakob hatte seinen Söhnen eine sehr sorgfältige Erziehung geben lassen, welche auch nicht ohne Früchte blieb. Die beiden jüngsten widmeten sich nach der väterlichen Verfügung dem Dienst der Kirche, und erlangten nachmals hohe geistliche Würden; Johann wurde Erzbischof zu Trier, und Markus Verweser des Bisthums Lüttich. Aber auch Georg wurde geistlich, überließ seinen Landesantheil nach dem Tode seines Vaters gegen eine jährliche Summe von tausend Gulden den zwei ältern Brüdern, und erscheint hernach als Koadjutor des Bischofs von Mez, und bald als Bischof selbst. Ja, selbst Bernhard, obwohl er Laie blieb, führte doch ein geistliches Leben. Die Natur hatte diesem Prinzen alle Vorzüge des Körpers und der Seele ertheilt, und der Kaiser, an dessen Hof er seine Jugend zubrachte, hegte große Erwartungen von ihm. Bernhard sollte ein Tochtermann des Königs von Frankreich werden, und schon war das Verlöbniß mit der schönen Margaretha geschlossen, als er sich für die Zurückgezogenheit von allem weltlichen Treiben entschloß, und seinem Bruder Karl die ererbten Lande zur Verwaltung übergab. „Denn von Jugend auf, sagt ein damaliger Geschichtschreiber von ihm, war er zur Gottesfurcht erzogen worden, und bewahrte auch sein

ganzes Leben rein von aller Schuld. Obwohl er lang am kaiserlichen Hof verweilte, so ließ er sich dennoch von den Lastern der Höflinge nicht im Geringsten anstecken, und lebte wie ein Mönch. Er war besonderer Freund und Beschützer der Bedürftigen. So oft er Jemanden am Hofe fand, der wegen Armuth oder Niedrigkeit des Standes keinen Zutritt zum Kaiser erlangen konnte, so übernahm er selbst dessen Angelegenheit, und ließ nicht ab, bis jeder gerechte Wunsch erfüllet war. Ja, er trieb seine Menschenfreundlichkeit gegen die Armen so weit, daß er ihnen Alles mittheilte, was er besaß. Oft, wenn ihm zur Winterszeit ein zerfezter Armer begegnete, bedeckte er denselben mit seinem Oberkleide. Auf dem blosen Leibe trug Bernhard selbst ein härenes Gewand; er betete fleißig, und wenn Andere sich darüber lustig machten, so vergoß er Thränen über ihre Leichtfertigkeit. Niemals gieng er zu Bette, ohne sich zuvor über den verlebten Tag genaue Rechenschaft abzulegen, und wenn er einen Fehler entdeckte, so beichtete er ihn seinem Kaplan. Denn er meinte, nichts sey gefährlicher, als in einem Zustande zu schlafen, worin man sich nicht getrauen würde, zu sterben." Nachdem Bernhard einige Zeit in solcher Einsamkeit zugebracht hatte, bestimmte ihn der Kaiser zu einer Gesandtschaft an die europäischen Höfe, um sie zur Theilnahme an einem neuen Kreuzzuge zu bewegen. Schon war er in Paris und Turin gewesen, und wollte nun nach Rom, als er unterwegs, in dem Städtchen Montcallier plötzlich erkrankte und starb. Dies ist das Leben Markgraf Bernhard des Zweiten, der mit dem Stammvater des badischen Hauses, mit Hermann dem Ersten, die auffallendste Aehnlichkeit hat, und gleich demselben auch unter die Heiligen versezt wurde.

Also gelangte Markgraf Karl, wie sein Vater und Großvater, zum alleinigen Besitz der badischen Lande. Er war ein sehr guter und verständiger Mann, seine Regierung konnte aber für das Volk weniger wohlthätig wirken, da sie durch Kriege und Unruhen stets unterbrochen wurde. Diese Kriege veranlaßte Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, ein Fürst, welcher allezeit mit Planen der Vergrößerung seines Hauses umgieng. Schon Markgraf Jakob hatte dessen Gegenparthei ergriffen, und so that es auch Karl. Zwar schloß er mit Friedrich im Herbste tausend

vierhundert fünf und fünfzig ein zehnjähriges Bündniß, worin bestimmt wurde, daß die Streitigkeiten zwischen beiden Theilen ferner nicht mehr durch Waffengewalt, sondern durch gewählte Austräger friedlich sollen entschieden werden. Aber noch war nicht die Hälfte der Vertragszeit verflossen, als nach dem Tode des Erzbischofs von Mainz die zweispaltige Wahl seines Nachfolgers die Kriegesflammen neuerdings anfachte. Nun erschien Markgraf Karl später selbst wieder unter den Vermittlern; doch mußten alle äußern Versöhnungsmittel unwirksam bleiben, wo eine stete Eifersucht die Gemüther gefangen hielt. Beim Ausbruch des rheinischen Krieges, welcher eine Folge jenes Wahlstreites war, finden wir den Markgrafen abermals auf der Gegenparthei des Pfalzgrafen; dieser Krieg aber schlug so unglücklich für den erstern aus und für dessen Land, daß beide sich nur langsam wieder von der empfangenen Wunde erholten.

Pfalzgraf Friedrich hatte sich durch seine trozige Widersezlichkeit gegen geistliche und weltliche Oberkeit den Bann und die Acht zugezogen, während Markgraf Karl zu einem der drei Oberbefehlshaber der Reichsarmee wider ihn ernannt worden war. Auch verlieh ihm der Kaiser die Reichsvogtei im Elsaß, und über die bisher pfälzische Hälfte der Ortenau. Wir haben gehört, wie dieser Gau nach dem Ausgange des Herzogthums Schwaben ein freies Reichsgut wurde, welches die Könige in ihren Geldnöthen mehrmals verpfändeten. Schon Ludwig der Baier hatte diese Pfandschaft an das badische Haus verliehen, aus dessen Hand man sie aber unter Karl dem Vierten wieder einlöste und dem Bischof zu Straßburg verlieh, von welchem der halbe Theil hernach an König Ruprecht abgetreten wurde. Die andere Hälfte löste dagegen mit Erlaubniß König Friedrichs im Jahre vierzehnhundert drei und fünfzig Markgraf Karl ein, und somit wäre nunmehr wieder die ganze Landvogtei an das markgräfliche Haus gediehen, wenn nicht das Waffenglück des Pfalzgrafen den damaligen Verhältnissen eine plözliche Wendung gegeben hätte. Im Frühling tausend vierhundert ein und sechszig begann der Krieg in unsern Gegenden. Die pfälzische Mannschaft zog verwüstend über die badischen Grenzen, und namentlich zeigte sich Graf Hans von Eberstein gegen den Markgrafen feindselig. Aus dem Städt-

chen Gochsheim, welches er von der Pfalz zu Lehen trug, machte der kühne Ritter täglich Ausfälle und Streifereien mit seinen Leuten, stahl den badischen und wirtembergischen Bauern das Vieh hinweg, und nahm deren selbst mehrere gefangen. Als der Markgraf solches vernahm, sandte er dem Pfalzgrafen den Fehdebrief, worauf dieser mit einem starken Kriegsvolk heranzog, zuerst bei Pforzheim drei Dörfer niederbrannte, und alsdann das Remchinger Thal verheerte. Indessen verband sich Karl mit dem Grafen von Wirtemberg und andern Herren, sammelte seine Macht, fiel mit fünfhundert Mann zu Pferd und dreihundert zu Fuß in das Oberamt Heidelberg, und legte acht Dörfer in Asche. Und da es bald hernach verlautete, der Pfalzgraf sey dem Herzoge von Baiern zu Hilfe geeilt, so glaubte Karl jezt die günstige Zeit herangenaht, einen Hauptschlag wider die Pfalz zu unternehmen. Er benachrichtigt seine Bundesgenossen davon, und mit dem Anfang des Sommers versammeln sich zu Pforzheim die badischen, wirtembergischen, speierischen und mezischen Waffen; es war ein Heer von sechstausend Mann Fußvolk und achthundert Reitern. Ihr erster Zug geschah auf Bretten; von da hofften sie die ganze Pfalz mit der Hauptstadt in kurzer Zeit einzunehmen. Aber sie wurden durch eine Kriegslist verführt; der Pfalzgraf war nicht abwesend, sondern lag hinter den Mauern von Heidelsheim. Als die Verbündeten unaufgehalten bis Heidelberg vorgerückt waren, und aus vermeinter Sicherheit ihre Macht getrennt hatten, rief er seine Leute zusammen, und folgte dem Markgrafen im Rücken bis nach Seckenheim, wo derselbe zu seinem Schrecken plözlich bemerkte, daß er von den Fluthen des Rheins und Neckars und von den feindlichen Waffen eingeschlossen sey. In dieser Lage konnte nur ein verzweifelter Kampf helfen; denn die badische Mannschaft war weit schwächer als die pfälzische. Aber mit entscheidenem Muthe bot das kleine Häuflein dem überlegenen Feinde die Stirn. „Es erhob sich ein furchtbarer Streit, sagt ein Geschichtschreiber. Die Badischen wurden zugleich von Vornen und und im Rücken gedrängt, konnten nicht vorwärts, und nicht zurück. Doch blieben sie standhaft; Einer ermahnte den Andern, Alle fochten sie mit der äußersten Anstrengung. Schon war die Reiterei des Pfalzgrafen zum Weichen gebracht, als dessen

Fußvolk mit seinen langen Spießen der badischen in die Seite fiel, und die Pferde niederstach. Diese Wendung verschaffte dem Pfalzgrafen den Sieg, aber einen blutigen Sieg, da der verzweifelte Feind auch nach dem Verluste seines Pferdes, zu Fuß noch stritt, und sich nicht eher für besiegt hielt, als bis er von Wunden bedeckt, zusammensank." Endlich mußte sich Markgraf Karl mit seinem Bruder, dem Bischof Georg, mit dem Grafen von Wirtemberg und vielen Herren vom Adel an den Sieger ergeben. Sie wurden nach Heidelberg auf das Schloß gebracht, wie Verbrecher mit Ketten beschwert und in ein schlechtes Gefängniß geworfen. Schon beim ersten Abendessen war ihnen kein Brod gegeben worden, und als sie solches verlangten, ließ ihnen der Pfalzgraf sagen: sie hätten ja selbst die Mühlen verbrannt!

Nachdem Markgraf Karl ein volles Jahr lang in dieser harten Verwahrung zugebracht hatte, gelang es endlich seinen Freunden, ihn durch Verwendung angesehener Personen, namentlich auch des Pabstes, wieder in Freiheit zu sezen. Aber die Bedingungen, worunter solches geschah, waren überaus hart. Karl mußte dem Pfalzgrafen auf Wiederlösung den badischen Antheil an der vordern Grafschaft Sponheim, die Städte Besigheim und Beinheim mit einigen Dörfern, seine Ansprache auf das Städtchen Heidelsheim, und einige Schlösser abtreten, alsdann seyn Bündniß mit Wirtemberg und Speier aufgeben, ferner auf das Wiederlösungsrecht von Eppingen verzichten, die Stadt Pforzheim zu einem pfälzischen Lehen machen und in zwei Terminen zwanzig tausend Gulden erlegen. Um einen solchen Preis durfte Friedrich den Markgrafen schon feierlich entlassen, wie dies denn auch unter dem Schalle der Trompeten und Pfeifen geschah. Von dem an war Karls Wirken durchaus friedlich; er bemühte sich, die noch bestehenden Partheien zu vergleichen, und leistete zumal der Stadt Speier durch seine Unterhandlungen große Dienste. Besonders angelegen aber war ihm die Sicherung der Ruhe im eigenen Lande. Er hatte seit dem Antritt seiner Regierung sowohl wegen des schauenburgischen Ganerbes, als wegen verschiedenen Gerechtsamen in der Ortenau wiederholte Verdrießlichkeiten bekommen, und suchte ferneren Irrungen dadurch vorzubeugen, daß er im Jahr vierzehnhundert drei und siebzig mit denen ihm größtentheils

zugewandten Rittergeschlechtern von Schauenburg, Windeck, Bach, Röder, Staufenberg, Neuenstein, Pfau und Grosweiler eine Burgfriedens-Einung errichtete. „Von nun an soll zwischen den Mitgliedern des Bündnisses kein gewaltthätiger Zugriff, keine offene Fehde mehr geschehen, und Keiner des Andern Feinde bei sich hausen, hofen, azen und tränken, oder ihnen sonst Zuschub und Förderung thun, sondern Alle sind einander zu gegenseitiger Hilfe verbunden wider fremde Gewalt nach Anordnung des Bundeshauptmanns. Dieser Hauptmann wird alljährlich neu gewählt; er ziehet die Bundesgelder ein, führt Rechnung darüber, verwahrt die Urkunden und Briefschaften, schreibt die Bundestage aus und veranstaltet die Austragsgerichte, oder im Fall es zu den Waffen käme, die Rüstung der Bundesmannschaft. Damit aber die nöthige Wehre oder Hilfe desto förderlicher geschehen möge, soll jeder der Ritter eine ihm bestimmte Anzahl guter Harnischknechte und Pferde halten, und auf Mahnung des Hauptmanns entweder persönlich oder durch einen tauglichen Stellvertreter bei dem Bundesbanner erscheinen. Alle Streitigkeiten unter den Mitgliedern werden durch Austräger gerichtet, wenn sie nicht gütlich beigelegt werden. Zu diesem Schiedsgericht wählet jede Parthei einen Zusäzer, und der Markgraf den Obmann; gehalten aber soll es werden innerhalb Monatsfrist nach geschehener Klage, zu Baden, Bühl oder Oberkirch. Alle die Gemeinheit des Bundes nicht berührende Händel gehören vor ihre betreffenden Stadt- oder Dorfgerichte, die Lehnsachen aber vor des Lehnsherren Richter und Mannen. Endlich, um aller Räuberei und dergleichen vorzubeugen, so soll es keinem Mitglied erlaubt sein, ohne Wissen des Hauptmanns auf seinen Schlössern fremde Leute zu beherbergen." Dieses Bündniß wurde auf fünfzehn Jahre geschlossen, und ist der Anfang des ortenauischen Rittervereins.

Gleichwie Markgraf Karl seine Lande zu sichern suchte, war er auch auf Erweiterung derselben bedacht gewesen. So erwarb er den achten Theil der Herrschaft Lichtenberg, von den Herrn von Staufen im Breisgau kaufweis das Dorf Bikensol, von den Grafen zu Tübingen die Orte Nimburg und Bottingen mit all' ihren Leuten zu Baldingen, Eichstätt, Malterdingen und Theningen, von andern Edelleuten den größten Theil des Fleckens Königsschafhausen am

Kaiserstuhl, und das halbe Dorf Schellbronn. Zwar büßte er freilich durch sein Kriegsunglück auch manches ein, und mußte sowohl die Grafschaft Sponheim, als die Herrschaft Gemmingen verpfänden, um an den Pfalzgrafen jene Befreiungssumme zu bezahlen; doch war dagegen ein bleibender Gewinn für sein Haus und Land was er durch Vergünstigung des Kaisers an Rechten und Freiheiten gewann. Schon im Jahre vierzehnhundert fünf und fünfzig hatte ihm Friedrich eine Bestätigung derselben ertheilt, und vermehrte sie später mit dem Zusaz, daß wie die gebornen Badener, so auch deren Angehörige und Schüzlinge vor keine andern als die vaterländischen Gerichte in ihrer Herrschaft dürfen gezogen werden, so lange sie dort ein billiges Recht finden; auch sollen die badischen Unterthanen von den westphälischen oder Vehmgerichten befreit seyn. In den Jahren vierzehnhundert acht und sechzig und ein und siebzig aber ertheilte der König dem Markgrafen die neuen Privilegien, daß alle Bastarde in dessen Landen sein Eigenthum seyn sollen; daß er bei Siegen oder an einem andern gelegenen Ort eine Zollstädte errichten möge, weil die Fuhrleute oft von der Landstraße ablenken, um in Pforzheim und Durlach nicht Zollen zu müssen; und daß alle badischen Unterthanen von dem Kogenheimer Zoll bei Weinheim jenseit Rheins für immer befreit sein sollen.

Um ein Denkmal seiner Frömmigkeit zu gründen, hatte Markgraf Karl schon bald nach seinem Regierungsantritt dem Orden der Einsiedler die Pfarre Nimburg zur Errichtung eines Klosters übergeben, und später zu Pforzheim, wie weiland sein Vater zu Baden, die Pfarrkirche in ein Kollegiatstift verwandelt; seiner Obsorge verdankten auch die Klöster Herren- und Frauenalb die Beförderung ihres Wohles. An den Reichsgeschäften nahm Karl immer einen vorzüglichen Antheil; seine Gerechtigkeitsliebe hatte ihm bei seinen Mitständen eine hohe Achtung erworben; doch mangelte seiner Seele eine gewisse Festigkeit und entschlossene Thatkraft, um ein großer Fürst zu seyn. Er starb im Jahre tausend vierhundert fünf und siebzig, an der Pest, und hinterließ aus seiner Gemahlin Katharina, einer Tochter Herzog Ernst des Eisernen von Oestreich, drei männliche und eben so viele weibliche

Nachkommen; von jenen erwarb sich Christoph, der Erstgeborne, den Ruhm eines der vortrefflichsten Fürsten seines Hauses und seiner Zeit.

Viertes Kapitel.

Von der nächsten Nachkommenschaft König Ruprechts.

König Ruprecht hinterließ bei seinem Tode von sechs Söhnen, die ihm seine Gemahlin geboren hatte, die vier jüngern, von denen die väterlichen Lande sofort getheilt wurden. Ludwig, als der älteste, erhielt das Stammfürstenthum mit der Kurwürde und einem Viertel der übrigen Erbgüter; Johann die Oberpfalz; Stephan die Grafschaft Zweibrücken und Simmern, und Otto, der jüngste, die Aemter Mosbach, Borberg, Ozberg und Umstatt. Hiedurch entstunden vier besondere Linien des pfälzischen Hauses, wovon hernach die stephanische wieder in die simmerische und zweibrückische zerfiel; jene dauerte bis tief in das siebzehnte Jahrhundert, diese aber blühet noch gegenwärtig auf dem baierischen Thron, welchen sie im Jahr siebzehnhundert sieben und siebzig von Kurfürst Max Joseph ererbt hat, dem lezten Nachkömmling weiland König Ludwig des Baiern. Die johannische und ottonische Linie dagegen erloschen sehr bald wieder, und die ludwigische währte auch nur bis über die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, worauf die Kurwürde an die simmerische überging.

Kurfürst Ludwig, dieses Namens der Dritte, zubenannt der Bärtige, trat als ein würdiger Fürst in die Fußstaffen seines Vaters. Er arbeitete angelegentlich an Verbesserung der Geseze und des Gerichtswesens, und gab seinen Beamten selbst ein Beispiel strenger Gerechtigkeit. Die Genauigkeit, womit er seine Einkünfte verwaltete, sezte ihn in den Stand, bedeutende Summen auf Gebäulichkeiten und öffentliche Anstalten zu verwenden, ohne von seinen Unterthanen größere Abgaben zu fordern, als sie schuldig

waren. Mit besondrer Sorgfalt pflegte Ludwig auch die Lieblingspflanzung seiner Voráltern, die heidelbergische Hochschule. König Ruprecht hatte ihm die Vollendung des Heiliggeist-Stiftes hinterlassen, und nach zwei Jahren schon geschah die Einweihung desselben. Diese Stiftung war zum Besten der Universität unternommen worden. „Als vorzeiten, sagt der Kurfürst in der Urkunde darüber, der hochgeborne Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, unser Vetter seliger Gedächtniß, unter andern fleißigen Sorgen auch darnach trachtete, daß der christliche Glaube eine glückliche Aufnahm' gewinne, und die Bosheit der Kezerei, die Alle wie ein Fuchs umschleichet, in seinen Landen nicht auferstehen möge, fand er das Mittel hiezu in getreuer Auslegung und Bedeutung der heiligen Schriften, und in der Kunst gelehrter Leute. Darum machte er zu Heidelberg eine gemeine Schule von allen Fakultäten, die er, wie hernach auch der hochgeborne Fürst und Herr, Pfalzgraf Ruprecht bei Rhein, unser Anherr selig, mit mancherlei Gaben, Privilegien und Freiheiten befestiget und bestätiget haben. Und damit dieselbe Schule sich einer ewigen Befestigung erfreue, so erwarb der allerwürdigste Fürst und römische König Ruprecht, unser Herr Vater, von päbstlicher Gewalt die Erlaubniß zur Gründung eines Kollegiums und Stiftes von Kanonikern, die Personen seyn sollen aus der vorgenannten Schule, in der Kirche und zu Ehren des heiligen Geistes, der als ein Pfand des Glückes und Heils, die Stärkung des Lebens und das Licht der Künste gibt, dessen Früchte in der Liebe, Freude und Geduld, im Glauben und Frieden, in der Mäßigkeit, Sanftmuth und Keuschheit bestehen. Bevor aber der genannte unser Herr und Vater selig diese göttliche Sache zu Ende gebracht, gieng er mit Tode ab, und da wir nun schuldig sind, unsere Vordern, welche allezeit reich an Tugenden waren, mit würdigen Ehren zu erheben, so hielten wir uns für verpflichtet, ihr Werk zu vollbringen, und auch damit die vorgenannte Schule ewiglich befestiget werde auf dem Fundamente desjenigen Felsen, ohne welchen Niemand ein anderes legen mag. Demnach sind wir mit unsern Räthen und Freunden übereingekommen, das vorgenannte Kollegium also zu stiften und zu ordnen, daß es mit der Universität und diese mit ihm unzertrennlich vereiniget sey. Und bei diesem unserm Vorsaz

rufen wir an die Gnade des heiligen Geistes, daß er dieselbe Universität und Stiftung regieren wolle, und ihr öffnen die Adern seines Schazes, und sie nicht lasse abirren von dem Pfade geistlicher Lauterkeit zu kezerischem oder teuflischem Trug, sondern daß sie allweg entzündet sey mit Liebe der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Weisheit, und befreundet mit der Heiligkeit des Lebens, mit der Disciplin guter Sitten, daß sie den Haß nicht kenne, die Hoffahrt unterdrücke und alle eitlen Ehren vermeide." Dotirt hatte Ludwig das neue Werk mit mehreren Pfründen, welche von andern Stiften waren getrennt worden; die Stiftsherren aber bestunden aus drei Doktoren der Gottesgelahrtheit, aus eben so viel von den geistlichen Rechten, aus einem der Arzneikunde, aus drei Magistern der schönen Künste und aus dem Pfarrer und Prediger zu Sankt Peter. Diese gute Einrichtung, die fernere Sorgfalt des Kurfürsten und der unmittelbare Schuz des römischen Stuhles brachten das heidelberger Heiliggeist-Stift auch bald so empor, daß es für das beste am ganzen Rheinstrome galt. Aber der Kurfürst that noch mehr; er vermachte dem Stift seine ganze Büchersammlung, unter dem Beding, daß man sie zum Gebrauch der Studierenden öffentlich aufstelle, wodurch der Grund zu der nachmals so berühmten Bibliothek gelegt worden ist.

Im sechs und dreißigsten Jahre seiner segensreichen Regierung starb Ludwig, und da sein gleichnamiger Erstgeborner noch unmündig war, so übernahm dessen Oheim, Pfalzgraf Otto von Mosbach, die vormundschaftliche Verwaltung des Landes bis im Sommer tausend vierhundert zwei und vierzig. Aber der junge Kurfürst, voll der schönsten Hoffnungen, wurde schon nach sechs Jahren ein Raub des Todes, und hinterließ als Erben den einjährigen Philipp, dessen Vormundschaft jezo an des Verstorbenen nächstjüngern Bruder fiel. Dies war Pfalzgraf Friedrich, welcher sich sofort als Kurfürst und regierender Herr der Pfalz erklärte, aber seinen Neffen an Kindesstatt annahm und zu dessen Gunsten auf eine standesgemäße Heirath verzichtete.

Wir haben gesehen, das Haus Wittelsbach, zumal der rheinpfälzische Zweig, zählte bisher viel' gute Fürsten, und deren Tugenden erbten auch auf ihre Enkel fort; aber seit Otto dem Erlauchten besaß wohl keiner einen so großen Geist, als Pfalzgraf

Friedrich der Siegreiche. Die Rheinpfalz erhielt in ihm den zweiten Stifter, das Kriegswesen in Teutschland einen der ersten Verbesserer, und es hätte nur einer kleinen Gunst des launigen Glückes bedurft, so wäre der unthätige Kaiser Friedrich gestürzt, und die deutsche Krone zum Zweitenmal, vielleicht bleibend, dem Hause Habsburg entrissen und an das wittelsbachische gebracht worden!

Friedrich begann seine Regierung mit Ordnung und Sicherung der pfälzischen Lande. Er nahm eine neue Eintheilung derselben in Aemter und Oberämter vor; errichtete zu Heidelberg ein Hofgericht, wohin man von den untern Gerichtsstellen appelliren konnte; in seiner Umgebung hatte er immer einen Rath von einsichtsvollen Männern; die innern Geschäfte ließ er durch einen Kanzler verwalten, die äußern Angelegenheiten und das Kriegswesen leitete er selbst. Ueber seine Schlösser und Festungen setzte Friedrich die erfahrensten Ritter zu Hauptleuten, welche dieselben stets in gutem Vertheidigungsstand zu erhalten hatten; mit einer ausgewählten Schaar aber zog er selbst gegen den Raubadel in den voghesischen Gebirgen und im Odenwald, wo derselbe am meisten sein Unwesen trieb. So demüthigte er namentlich die von Lichtenberg und Lützelstein im Elsaß. Später traf sein Racheschwert auch die drei Brüder von Rosenberg, Georg, Arnold und Michael, welche aus ihren Schlössern Borberg und Schupf an der Umpfer die ganze Umgegend durch Räubereien unsicher machten. Borberg liegt auf einem sehr steilen Felshügel und war damals mit starken Mauern und Thürmen versehen; der Pfalzgraf aber erstieg die Höhe und drang mit allerlei Stoßmaschinen so gewaltig auf dieselben, daß sie ringsum erschüttert wurden und zusammenbrachen. Nachdem sich die Ritter ergeben hatten, ließ Friedrich die Feste vollends zerstören und schlug die eroberte Herrschaft zu seinen Landen. Aber eine noch größere Wohlthat erwies Friedrich den pfälzischen Unterthanen durch Abschaffung der Vehmgerichte. Ursprünglich hatten dieselben einen wohlthätigen Zweck; sie waren ein strenges Friedens- und Sittengericht, welches alle Vergehungen ahndete, deren Verurtheilung dem ordentlichen Richter entgieng. Sie wurden daher von den Kaisern auch sehr begünstigt und aus Westphalen allmählig über ganz Deutschland verbreitet. Diese

Verbreitung aber und ihr großes Ansehen erzeugten bald solche Mißbräuche, daß die Vehme jezt eine eben so furchtbare Plage für die Nation war, als sie ehemals eine Wohlthat gewesen. Ja, als Kaiser Friedrich dieselbe einer Reformation unterwerfen wollte, hatte sie die Frechheit, ihn selbst „sub pöna Contumaciä" vor ihr Gericht zu laden! Die Fürsten besonders haßten dieses gewaltige Tribunal, weil es ihren eignen Landesgerichten unaufhörlich Eintrag that. Und da es eben so schwer als gefährlich schien, mit Gewalt dagegen einzuschreiten, so ließen sich einige selbst oder ihre Räthe unter die Wissenden oder Mitglieder des Gerichtes aufnehmen, um ihre Unterthanen wenigstens gegen auswärtige Ladungen zu sichern und deren Angelegenheiten vor die eignen Freistühle zu ziehen. So waren auch einige Räthe des Markgrafen von Baden unter den Wissenden, und wir haben gehört, wie dieser Fürst durch den Kaiser eine Befreiung seiner Unterthanen von den westphälischen Gerichten erlangt habe. Bald hernach schloß er gegen dieselben ein Bündniß mit dem Pfalzgrafen, dem Herzoge von Oestreich, dem Bischof von Straßburg und mit andern Reichsständen. Aber Pfalzgraf Friedrich blieb nicht bei pergamentenen Verwahrungen, sondern griff das Unwesen mit der Faust an; er suchte die Freistühle auf, zerstörte sie und vertrieb die Freirichter!

So thätig war Friedrich in Gründung und Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt seines Fürstenthums. Doch genügte ihm damit noch keineswegs; er wollte dasselbe auch erweitern. Der erste glückliche Fortgang seiner Waffen hatte ihn kühner gemacht und zu größern Unternehmungen angespornt. Seinen Blicken begegnete zunächst das Fürstenthum Lorsch. Es grenzte dasselbe mehrfach an die pfälzischen Lande, und seit dessen Vergebung an das Erzstift zu Mainz durch den Pabst und König hatten die rheinischen Pfalzgrafen die erbliche Schuzvogtei darüber angesprochen. Mehrmals war es zu den Waffen gekommen, und als Friedrich seine kriegerische Laufbahn begann, lebten diese Kämpfe noch frisch in der Erinnerung. Er erneuerte sofort jene Ansprüche und gab ihnen mit dem Schwerte einen unzweideutigen Nachdruck. Es erhob sich der furchtbare Pfälzer- oder Fürstenkrieg, welchen Friedrich durch das entscheidende Treffen bei Pfedersheim, tausend

vierhundert ein und sechzig, ruhmvoll beendigte. Aber anstatt seinen Sieg zur Eroberung des mainzischen Gebietes zu benuzen, ließ er sich von den Reizen eines großartigen Planes zu Unterhandlungen mit dem überwundenen Feinde verleiten. Der Pfalzgraf hatte schon längst die träge Reichsverwesung König Friedrichs mit Unwillen und Verachtung angesehen; er kannte auch die ähnliche Stimmung der übrigen Fürsten; sein emporstrebender Geist durchdrang schnell diese Verhältnisse, und er bemerkte, daß ihm nichts fehle, als die Gunst des ersten Kurfürsten und Reichskanzlers, des Erzbischofs von Mainz, um die entwürdigte Krone Karls des Großen auf sein eignes Haupt zu sezen. Er näherte sich also dem Erzbischof und schloß nicht blos Friede, sondern ein geheimes Bündniß mit ihm.

Bald aber blieb dasselbe sowohl dem päbstlichen als kaiserlichen Hof kein Geheimniß mehr, da die beiden Fürsten zu sichtbar ihrem Ziele entgegen arbeiteten; und eben sobald fand der Pabst einen Vorwand, den Erzbischof Diether in den Bann zu thun und an seiner Statt den Grafen Adolf von Nassau zu ernennen. Des hieraus entstandenen Kriegs, wobei Markgraf Karl von Baden einer der Oberfeldherren war, ist bereits erwähnt worden. Er sezte beinahe ganz Deutschland in Bewegung, und gab dem Pfalzgrafen Gelegenheit, das Uebergewicht seines militärischen Genie's gegen einen Feind mehrerer zum Theil sehr mächtiger Bundesgenossen auf's Glänzendste an den Tag zu legen. Zwar wurde seine Hoffnung auf den deutschen Thron vereitelt, aber nach der Schlacht bei Sekenheim sah er doch seinen Freund gerächt und im Erzbisthum behauptet, Kaiser und Pabst gedemüthigt, und sich selbst vor fernern Anfeindungen gesichert.

Mitten unter den Waffen vergaß Friedrich die Pflege auch der Wissenschaft nicht. Er bestätigte der heidelbergischen Hochschule nicht nur alle bisher erhaltenen Freiheiten und Einkünfte, sondern vermehrte die leztern mit dem Ertrag zweier Pfarreien, und verbesserte die innere Einrichtung. Hieher gehört die mehrere Sicherung der innern und äußern Ruhe, die Beschränkung der Ferien, die Erweiterung der Lehrfreiheit, Vermehrung der Disputatorien, bessere Eintheilung der Lehrstunden und Pfründen, Ordnung des akademischen Raths, Verschönerung der Bibliothek

und die Errichtung eines Lehrstuhls für das weltliche oder römische Recht. In seinem Haus lebte der Pfalzgraf in glücklicher Ehe mit der eben so edlen als schönen Klara von Detten, einer augsburgischen Sängerin, und in dem genußreichen Umgang einiger Freunde, wozu wohl auch der Hoffänger Kemnat gehörte. Friedrich starb im sieben und zwanzigsten Jahr seiner ruhmvollen Verwaltung, im Winter tausend vierhundert sechs und siebzig, und hinterließ seinem Neffen Philipp das pfälzische Fürstenthum in bisher nie gesehenem Flor. Von seinen zwei Söhnen wurde der eine geistlich, Ludwig dagegen erhielt zur Versorgung die löwensteinische Grafschaft, und wurde der Stammvater des noch jezo blühenden Grafenhauses von Löwenstein-Wertheim.

Fünftes Kapitel.

Vorderöstreich unter Herzog Albrecht dem Sechsten, Erzherzog Siegmund und König Maximilian.

Während im untern und mittlern Theile unseres Großherzogthums die Häuser Pfalz und Baden sich glücklich vergrößerten, erlitt in den obern Gegenden das östreichische mannigfache Unfälle. Aus dem Lande der Heimath weiland König Rudolfs, aus Helvetien, wo die schönsten Besizungen von Habsburg lagen, kam für dieses Haus die größte Gefahr und das meiste Unglück, gleichsam als zur Rache der schon von Guntram, alsdann von Rudolf selbst, von Albrecht und dessen Söhnen alldort verübten Gewalt durch Anmaßung und Raub soviel fremden Gutes! Noch mehr als hundert Jahre nach der Schlacht bei Sempach sezten die Herzoge den ererbten Kampf mit ungemeinem Aufwande fort; aber allezeit unglücklich stritten die östreichischen Ritter wider die eidgenössischen Waffen, welche wie unbesieglich Alles darnieder schlugen. Von den vielen einzelnen Fehden unterscheidet man den

Züricher und den alten Schweizerkrieg, deren Folgen für unsere obern Gegenden besonders verderblich waren.

Herzog Friedrich hatte nach seiner Wiederherstellung noch bis zum Sommer tausend vierhundert neun und dreißig gelebt, und zwar so haushälterisch, daß er nicht nur alle von Oestreich verpfändeten Güter wieder einlösen konnte, sondern selbst an baarem Schaze eine Million Gulden hinterließ, ohngeachtet er auf die Vergoldung des Kanzleidaches zu Insbruk zweimal hundert tausend Dukaten verwendet hatte, aus Aerger, weil man ihn wegen des Verlusts der argauischen Stammlande, den Herzog mit der leeren Tasche zu nennen pflegte. Friedrich war aber auch ein ebenso guter als sparsamer Regent; er schlich oftmals verkleidet unter seinen Bauern herum, und entschuldigte sich deßwegen mit den Worten: „Bei Hof redet ein Jeder, wie ich's gern' höre; beim Volk aber erfahre ich die Wahrheit.“ Nach dem Tode des Herzogs übernahm König Friedrich die Vormundschaft über dessen zwölfjährigen Sohn Siegmund und die Verwaltung der vorderöstreichischen Lande. Er fand sich jedoch bald veranlaßt, die leztere seinem Bruder Albrecht zu übergeben. Denn die eidgenössischen Waffen bedrohten mehr und mehr die noch geretteten Stammgüter in Helvetien, am Rhein und Bodensee. Es bedurfte einer steten Wachsamkeit, und der Kaiser konnte sich dem neuerweckten Kriege nicht ausschließend widmen.

Einige Zeit nach der Schlacht bei Sempach hatte Oestreich mit der Eidgenossenschaft einen fünzigjährigen Frieden geschlossen, welcher aber durch die Einnahme des Aargaus während der Acht Herzog Friedrichs schmählich gebrochen wurde. Diesen Bruch und Verlust konnte das Erzhaus nicht verschmerzen; es verflossen einige Jahre mit Zubereitungen, bis ein Streit zwischen Zürich und den altschweizerischen Orten über die tokenburgische Erbschaft der östreichischen Politik eine erwünschte Gelegenheit darbot, die Eidgenossenschaft zu trennen. Die Verhandlungen betrieb vorzüglich der herzogliche Vogt in den Vorlanden, Markgraf Wilhelm von Röteln, dessen Bruder Otto zur Zeit des Konziliums Bischof zu Konstanz war. Und wirklich entbrannte im Jahr vierzehnhundert zwei und vierzig der schweizerische Bürgerkrieg. Aber wie erhizt der vorländische Adel und wie hartnäckig die Stadt Zürich sich dem eidgenössischen

Muth entgegenwarfen, so wenig richteten sie aus, und da weder die Reichsfürsten noch die schwäbischen Städte den erbotenen Zuzug leisteten, sah man sich genöthigt, fremde Hilfe herbeizurufen. Kaiser Friedrich unterhandelte sofort mit dem Könige von Frankreich wegen fünf tausend Mann aus dem Heere weiland des Herzogs von Armagnak. Der Adel und die östreichisch gesinnten Städte erwarteten mit Sehnsucht dieses Kriegsvolk, womit sie den schweizerischen Uebermuth endlich zu demüthigen hofften. Mit ungemeinem Jubel wurden die ersten Haufen in den Rheingegenden empfangen; an einigen Orten gieng man ihnen sogar mit Kreuz und Fahne entgegen. Aber bald genug, welche Enttäuschung! Anstatt der vermeinten fünftausend Retter erschien ein Heer von vierzigtausend wilden Räubern, welche Freund und Feind gleich grausam überfielen und mißhandelten. Die Abtheilung von sechstausend Pferden, von welchen unter dem Hauptmann Kommercy nach der Schlacht bei Sankt Jakob auf Antrieb des Adels die Städte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut besezt worden, streiften verheerend bis nach Stühlingen und in den Klekgau. Nichts war ihrer Zügellosigkeit heilig, nichts vor ihrer Raubgier sicher; bis in die entlegendsten Winkel des Schwarzwaldes drangen einzelne Rotten, und spürten sogar mit Hunden die Opfer ihrer Wuth auf. Das Volk in der hauensteinischen Einung mußte sich zur allgemeinen Landwehre versammeln; im Breisgau vereinigten sich Adel und Städte, und endlich erhoben sich auch die übrigen Reichsstände, um ihre Waffen zur Entfernung der immer drohendern Gefahr zu führen.

Zwar kaum einen Monat hatten die Armagnaken in den Waldstädten verweilt; aber die ganze Gegend lag verwüstet, als sie abzogen. Dieser Umstand brachte das Volk am Oberrhein sehr von den Gedanken des Krieges zurück, und da auch Herzog Albrecht aus Geldmangel friedlichere Gesinnungen hegte, so wäre wohl eine längere Ruhe eingetreten, wenn nicht der vorländische Adel in seinem blinden Schweizerhasse die Gemüther durch wiederholte Gewaltthätigkeiten gereizt hätte. Es gelang der östreichischen Parthei, endlich auch den großen Ritterbund des Sankt Georgen Schildes, welcher bisher neutral geblieben war, gegen die Eidgenossenschaft zu bewaffnen, und so erhob sich im Jahre vierzehn hundert fünf

und vierzig der Adelkrieg, als dessen hauptsächlichste Triebfeder Graf Hans von Rechberg erschien, ein Mann von ebenso viel Verstand und Muth, als Eifer für die Ehre der Ritterschaft und des Hauses Oestreich.

Der Ausbruch geschah bei Baden, aber der Kriegsschauplaz zog sich bald nach Rheinfelden, wo die Stadt eidgenössisch, der Stein aber östreichisch. Jene war von den Baslern, Bernern und Solothurnern mit einer Besazung verstärkt worden, welche diesem mit ihrem Wurfzeug so sehr ängstigte, daß Herzog Albrecht mit einem Heere des vorderöstreichischen Adels vergeblich zum Entsaz herbeieilte; das städtische Geschüz vertrieb ihn aus seinem Lager, und der Stein wurde eingenommen. Hierauf zogen zehntausend Eidgenossen vor Säckingen, wohin sich der Herzog zurückgezogen hatte. Die Stadt hätte wohl ihren Untergang gefunden; aber Sankt Fridolin und die eidgenössische Eifersucht retteten sie. Denn die Glarner, welche seit uralter Zeit an das Stift zinspflichtig waren, scheuten sich gegen dasselbe zu streiten, und da die übrigen Orte einen Sturm beschlossen, zankten sich Basel und Bern um den Vorrang. Dies schwächte den Nachdruck der eidgenössischen Macht, und verzögerte die Belagerung. Inzwischen hatte ein Haufe von vierhundert östreichischen Pferden aus Neuenburg den Bürgern von Kleinbasel viel Schaden beigebracht, welchen diese jedoch bald wieder rächten. Größeres unternahmen im Aargau der von Rechberg und Herr Bilgrin von Heudorf, ein gleich bitterer Feind der Eidgenossen. Aber Säckingen wurde eingenommen, und nachdem man sich anderthalb Jahre lang gegenseitig verheeret hatte, kam es durch die Kurfürsten zu Konstanz im Frühling tausend vierhundert sechs und vierzig zu einem Frieden, welchen nach Ausgleichung der einzelnen Mißhellungen und Spänne auf besondern Tagen während dreier Jahre, die sogenannte Breisacher Richtung im Merz tausend vierhundert neun und vierzig vollendete. Sie geschah durch Markgraf Jakob von Baden, den Bischof von Basel und die Stadt Straßburg zur Schlichtung einer erbitterten Fehde, worin der niemals ruhende Rechberger mit dem grausamen Thomas von Falkenstein die Stadt Rheinfelden durch List eingenommen und unmenschlich mißhandelt hatte, aber nachher empfindlich geschlagen wurde. Der Richtbrief bestimmte unter anderm,

daß alles, was während den lezten verwirrten Zeiten im Sundgau, Breisgau und auf dem Wald an Zöllen, Geleiten und im Handelswesen geändert worden, abgethan seye und das alte Verhältniß wieder eintreten soll; daß der Rechtshandel der Städte Breisach, Neuenburg, Säckingen und Laufenburg zum Austrag auf den Bischof von Basel ausgesezt sey, und daß Oestreich den an Peter von Mörsburg verpfändeten Sundgau wieder einlöse, wozu ihm die Baseler sechs und zwanzig tausend Gulden darliehen. Diesen Ausgang nahm ein siebenjähriger Krieg, welchen König Friedrich zur Wiedereroberung der argauischen Stammlande unternommen hatte, der aber dem vorländischen Adel über zwanzig Burgen hinwegfraß und zu beiden Seiten des Rheins viele Gegenden verwüstet zurückließ, ohne dem Haus Oestreich auch nur einen Nuzen zu gewähren!

Herzog Albrecht, durch solchen Erfolg seiner Anstrengungen sehr niedergeschlagen, legte das Kriegsschwert bei Seite, und widmete sich friedlichen Unternehmungen. Hieher gehört zuvörderst die Errichtung der Universität zu Freiburg. Schon im Jahre vierzehnhundert vier und fünfzig hatte er unter Mitwirkung seiner Gemahlin Mathilde den Plan dazu gefaßt. Aber noch fehlte es ihm an einem Manne, welcher unterrichtet und thatkräftig genug schien, die Gründung und Einrichtung einer solchen Anstalt zu leiten, als ein zufälliger Aufenthalt in Villingen ihn denselben finden ließ. Es war Matthäus Hummel, welcher zu Heidelberg und Pavia studiert und ein dreifaches Doktorat erworben hatte, und damals in seine Vaterstadt zurückkehrte. Schon das erste Zusammentreffen überzeugte den Herzog von den ausgezeichneten Eigenschaften dieses Gelehrten; er ernannte ihn sogleich zu seinem Rath, und übergab ihm sofort die Aufrichtung der Hochschule. Hummel rechtfertigte das Vertrauen, das ihm Albrecht, wie auch die Stadt Freiburg geschenkt hatte, auf's vollkommenste, obwohl er noch sehr jung war. Nach erlangter Einwilligung des Pabstes wurden im Winter tausend viehundert sechs und fünfzig die ersten Anstalten getroffen und das fromme Werk so eifrig betrieben, daß schon im Herbste des folgenden Jahrs die Stiftungs- oder Verfassungs-Urkunde der neuen Schule erschien. „Dieweil wir, sagt der Herzog darin, von besonderer Gnade Gottes über andere Menschen mit

vielen Landen und großer fürstlicher Macht zu regieren, also hochgeboren begabet sind, daß wir seiner Allmacht desto mehr an der Rechnung unsers Amtes zu bezahlen schuldig werden; und aber aus Blödigkeit menschlicher Natur solches oft säumig unterlassen, weßwegen uns gebühret, diese Versäumniß durch Werke gut zu machen, womit wir glauben, Gott den Herrn, unsern Schöpfer, in Barmherzigkeit zu ermildern, der unberührten Jungfrau Maria und allen in Gott Geheiligten zu gefallen, und sowohl der ganzen Christenheit Trost und Hilfe wider die Feinde unsers Glaubens, als auch allen unsern Vorfahren und Nachkommen ihr Seelenheil, unserm Hause, unsern Landen und Leuten, und besonders unserer Stadt Freiburg im Breisgau, Nuz und Ehr zu erwerben. Und damit wir mit andern Fürsten helfen graben den Brunnen des Lebens, woraus von allen Enden der Welt unversieglich geschöpft werden möge das erleuchtende Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit zur Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit; so haben wir unter allen guten Werken auserwählt die Stiftung einer hohen Schule und Universität in derselben Stadt Freiburg, und selbige zur Sicherung der Meister und Schüler mit besondern Gnaden und Freiheiten begabet. Denn wer wollte solches denjenigen versagen, welche ihre Freunde, ihr Vaterland verlassend wie Pilger unter mancherlei Betrübniß zu uns wandern, und was ihre Aeltern im Schweiße des Angesichtes gewinnen, bei den Unsern darlegen und verzehren, um Lehre und Weisheit zu empfangen? Darum verlangen wir auch von Allen, die uns zustehen, sie seyen edel oder unedel, geistlich oder weltlich, daß sie alle und jegliche dieser Freiheiten und Gnaden in allen Stücken und Artikeln für ewige Zeiten getreulich sollen handhaben und aufrecht erhalten."

Das Einkommen der Universität wurde durch Einverleibung der zum Theil sehr reichen Pfarreien zu Freiburg, Breisach, Villingen, Ensisheim, Winterthur, Ehingen, Rothenburg, Warthausen und Mettenberg gesichert; die ihr ertheilten Privilegien aber waren dieselben, wie zu Paris, Heidelberg und Wien, eigene Gerichtsbarkeit nämlich für alle ihre Angehörigen, Sicherheit des Wandels derselben durch alle östreichischen Lande, Freiheit von Zoll, Umgeld und Steuer für all' ihr Gut, freie Wahl der Vor-

steher, eigne Aufsicht über Kost und Wohnung der Studenten, und das Recht, die Statuten nach Erforderniß der Zeiten und Verhältnisse zu reformieren. Auch durfte in der Stadt Niemand die Heilkunde ausüben, der von der medizinischen Fakultät nicht bewähret war; Niemand einem Studierenden auf Bücher etwas leihen, und Niemand überhaupt die Lehrer oder Schüler im Kaufe übervortheilen. Diese Freiheiten und Sazungen mußten von der Stadtoberkeit beschworen und alljährlich in der Münsterkirche vor allem Volke öffentlich verlesen werden.

Eröffnet wurde die Hochschule im Frühling tausend vierhundert und sechszig, nachdem Doktor Hummel zum ersten Rektor erwählt worden war. Der hauptsächlichste Theil der Feierlichkeit bestund in einer lateinischen Rede, welche derselbe im Münster öffentlich vortrug, und worin er vom Lobe der Weisheit und deren Pflegerinen, den Schulen des Alterthums und den Universitäten der spätern Zeit auf die Schilderung des wissenschaftlichen Geistes und Treibens im damaligen Jahrhunderte übergieng. „Wie nothwendig hat es die Weisheit, sprach er, sich heut zu Tage in den Universitäten eigne Häuser zu erbauen! Zur Schande unseres Geschlechtes ist sie aus dem Privatleben der Geistlichen, wie der Laien fast überall verbannt. Ihre Stelle nehmen bald Hunde, Vögel oder Pferde ein, bald jene weiblichen Bestien, welche die Geistlichen ärger als Schlangen und Basilisken scheuen sollten. Statt der Bücher findet man in ihren Schränken kostbare Kleider, silberne Gefäße, Leiern und Lauten, Würfel und Karten. Und wo noch eine Bibliothek existirt, da liegt sie in Staub und Unrath begraben, oder der unwissende Besizer verkauft die alten Pergamente an Mahler und Kirschner. In den Klöstern, wo die Gelehrsamkeit einst zu Hause war, sieht es nicht besser aus; denn Frucht und Vieh, Geld, Speise und Trank, Orgel und Zither und Besuche bei den Nonnen sind jezt die Studien der Mönche. In ihren Schulen aber lehren sie gestohlene Weisheit mit theatralischem Wortgepränge; ihre Abhandlungen sind leeres, unverständliches Gewäsch, und die heilige Schrift, die sie erklären sollen, verwirren und schänden sie. Und wenn es mit der Weisheit bei den Geistlichen so steht, was wird dieselbe den Laien abgewinnen? Unbekannt mit den Wissenschaften, verachten oder beschimpfen sie

deren Freunde und Verehrer. Ist dies aber auch zu verwundern, wenn schon die kleinen Knaben fluchen und schwören lernen, und unzüchtige Scherze treiben? Wenn sie in keine bessere Gesellschaft kommen, als auf die Reitbahn, auf die Jagd, zum Vogelfang und zum Waffenspiel, wo der am meisten gilt, der sich durch Ausschweifungen, Rohheit und Eitelkeit von andern sich auszeichnet. Unglückliche Aeltern, die ihr an solcher Erziehung Gefallen findet! Habt ihr kein Gefühl für die einstige Verantwortung, oder dünkt ihr euch um so besser, je schamloser, je frecher und verdorbener die jüngere Generation ist? Und auf euch, ihr Adeligen, fällt die meiste Schuld. Eure Vorfahren haben der Religion und Wissenschaft so viele Zufluchtsörter gestiftet, sie haben sich auch selbst dem heiligen Dienste geweiht, wie einst in Griechenland Edle und Fürsten; aber nun scheint die Unwissenheit ein Erforderniß des Adels zu seyn. Darum kehret zurück, und schicket eure Söhne in die Schulen, anstatt sie zur Räuberei zu erziehen, damit sie durch Tugend und Weisheit hervorleuchten lernen, welche allein den Menschen adelt."

Ausser dem Rektor, welcher über die Aphorismen des Hippokrates Vorträge hielt, waren die ersten Lehrer der neuen Hochschule der Theolog Johann Pfeffer von Widenberg, der Jurist Konrad Odernheim aus Frankfurt und sechs Meister der freien Künste. Noch während seines ersten Rektorats verfaßte Hummel auch die Disciplinar-Geseze der Hochschule, an deren Spize die Verfügung steht, daß „kein Ehrloser, kein Dieb, Hurenwirth oder Nachtschwärmer, kein Schloßerbrecher, Mädchenräuber oder sonstiger Verbrecher" sich der Universitäts-Privilegien erfreuen dürfe. Und so blühte die Albertina in Freiburg, wie ihre ältere Schwester Rupertina zu Heidelberg zu freudigem Gedeihen heran und sandte die Strahlen der wiedererwachten Wissenschaft dem sechszehnten Jahrhunderte freudig entgegen.

Die Veränderungen, welche Herzog Albrecht in der Verfassung von Freiburg durch Aufhebung der Zünfte und dergleichen vornahm, waren von keiner Dauer; ungleich wichtiger aber und folgenreicher hätte das Bündniß werden können, welches er zwischen Zell am Untersee, Waldshut, Laufenburg, Säckingen, dem Sundgau, Breisgau, Schwarzwald, der Stadt Villingen und Grafschaft Hohen-

berg mit den schweizerischen Eidgenossen eingehen wollte, nachdem die Erfahrung ihn gelehrt, daß die leztern bessere Nachbaren im Frieden als im Kriege seyen; aber des Herzogs Tod vereitelte die Ausführung. Albrecht, den man wegen seines Hanges zur Ueppigkeit gewöhnlich den Verschwender nannte, starb kinderlos zu Wien, im Winter tausend vierhundert drei und sechszig, etwas über zwanzig Jahre nach Uebernahme seiner Verwaltung der vordern Lande. Also huldigten dieselben Erzherzog Siegmund, dem Sohne weiland Herzog Friedrichs, einem Jünglinge von schönen Hoffnungen, der aber die Unklugheit begieng, anstatt der Ausführung der von seinem Oheim entworfenen Vereinigung mit den Eidgenossen, sich von dem zelotischen Adel vielmehr zu einem neuen Kriege wider dieselbe aufreizen zu lassen, wodurch er in Gefahr gerieth auch die Lande diesseits des Rheines einzubüßen, nachdem bereits die lezten Reste der jenseitigen verloren gegangen.

Sechstes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des vorigen.

Herzog Albrecht hatte den Baslern an jenem durch die Breisacher Richtung erhaltenen Darlehen nur den ersten Termin richtig bezahlt, und würde nach Verfluß einer Verlängerung des zweiten gern die Städte Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg, Hauenstein und Waldshut mit dem östreichischen Walde zum Pfande hingegeben haben, wenn der baselsche Rath diese Pfandschaft nicht mit dem Bemerken ausgeschlagen hätte, daß die Städte im Schwarzwald, Frickthal und Hauenstein zu großen Unwillen bezeugten, baselisch zu werden, und zumal Waldshut sich durch solche Versezung in seinen Freiheiten verlezt glaube. Es erfolgte eine fernere Verlängerung, während welcher Albrecht starb; aber auch Siegmund konnte nach deren Ausgang nicht bezahlen, und so geschah denn im Jahre vierzehnhundert sieben und sechzig die Verpfändung der Grafschaft Rheinfelden an Basel. Hiedurch war

die Geldnoth beseitigt, und der friedliebende Erzherzog mochte sich nach dem weisen Rathe des jüngst verstorbenen Bischofs Burkhard von Konstanz mit dem Gedanken einer Vereinigung seines Hauses und der Eidgenossenschaft beschäftigen, als der Adel die Flamme des Kriegs auf's Neue erweckte und den jungen Fürsten zur Fortsezung desselben zwang. Zwei Hauptursächer davon waren Graf Hans von Lupfen und jener Bilgrin von Heudorf, der mit Schafhausen, seiner Vaterstadt, in erbitterter Feindschaft lag. Er hatte ihren Bürgermeister auf öffentlicher Straße gewaltsam überfallen und ungeheuer ranzionirt. Als die Schafhauser nun ihre Eidgenossen zu Hilfe riefen, zogen die Berner mit starken Haufen aus den übrigen Orten gegen den Rhein, um den Schwarzwald und Breisgau zu überfallen. Nichts widerstund ihren Waffen, selbst die muthige Landwehre in der hauensteinischen Einung nicht; sie verbrannten mehrere Dörfer auf dem Wald, brandschazten den Abt von Sankt Blasien, zogen verwüstend hinaus bis Stühlingen, und nahmen den ganzen Klekgau in Besiz, welcher seit dem Ausgang des Hauses Habsburg-Laufenburg in der Hand der Grafen von Sulz war, und jezt mit dem Städtchen Thiengen von den Schafhausern besezt wurde. Indessen hatte sich der von Heudorf nach Waldshut geworfen und auf einen Angriff eingerichtet. Die Besazung bestund aus verschiedener Mannschaft von Freiburg, Breisach und Neuenburg, doch war sie nicht zahlreich und mit Proviant nur wenig versehen. Die Eidgenossen aber erschienen fünfzehn tausend Mann stark vor der Stadt und betrieben die Belagerung mit größtem Eifer. Indessen schien die Bürgerschaft keineswegs muthlos und man hoffte baldigen Entsaz durch böhmisches Kriegsvolk, welches im Hinterhalt bei Sankt Blasien lag. Muthig machte die Besazung einen Ausfall, um Verstärkung einzunehmen; aber er mißlang und das eidgenössische Geschüz erschütterte allmählig die Mauern und Thürme; der Entsaz blieb aus, es trat Mangel an Pulver und Nahrung ein; die Zusäzer wurden maßleidig und der Adel lief bei dem Hauptmann Werner von Schienen kleinmüthig zusammen. „Warum, klagten sie, hilft Gott nur immer den Schweizern?“ Der alte Kriegsmann aber entgegnete ihnen: „Seyd nur so tapfer wie sie, so wird er euch gewiß auch helfen.“ Werner versuchte alles, um Bürgerschaft

und Besazung standhaft zu erhalten, und während von den Belagerern auf besondern Betrieb der Berner ein allgemeiner Sturm bereitet wurde, gelang es einigen waldshutischen Edelleuten, durch ihre Freunde unter den Baslern, für die Stadt einen Stillstand zu bewirken, welcher sofort bei Annäherung des Erzherzogs in einen Frieden verwandelt wurde. Die Hauptbedingung desselben betraf die Ausgleichung der heudorfischen Händel und einen Kriegskosten-Ersaz von zehntausend Gulden, oder im Fall der Nichtbezahlung dieser Summe das Unterpfand der Stadt Waldshut und des östreichischen Schwarzwaldes.

Allein die östreichische Partei dachte an einen aufrichtigen Frieden eben so wenig, als der Herzog im Stande war, den Eidgenossen die schuldige Bezahlung zu leisten. Und da ihm weder vom Kaiser noch von den Reichsfürsten hinlänglicher Beistand zukam, so sah er sich nach auswärtiger Hilfe um. Niemand aber schien mehr geeignet und geneigt, den Krieg des Hauses Oestreich wider die Eidgenossenschaft zu führen, als der Herzog von Burgund, jener Karl der Kühne, dessen Ehrgeiz mit nicht geringen Planen der Eroberung umgieng. Die östreichischen Unterhändler brachten es auch wirklich dahin, daß Karl auf das Unterpfand der vordern Lande dem Erzherzog achtzig tausend Gulden darlieh. Aber die Hoffnung, worin der gedemüthigte Adel von einer Vernichtung des schweizerischen Bauern-Vereines durch die burgundische Macht so gern träumte, gieng nicht in Erfüllung. Im Gegentheil, was damals unbegreiflich würde geschienen haben: nach Verfluß von wenigen Jahren reichten sich das Erzhaus und die Eidgenossenschaft gegenseitig die Hände zum Untergange Burgunds!

Diesen unerwarteten Umschwung der Verhältnisse bewirkte die Grausamkeit der burgundischen Beamten und die französische Politik. Herzog Karl hatte die Verwaltung des ihm verpfändeten Fürstenthums dem Landvogt Peter von Hagenbach übergeben, einem Manne, der im Vertrauen auf die Macht seines Herrn, durch Uebermuth und Härte bald alle Gemüther gegen sich erbitterte. Er ließ es nicht nur geschehen, daß der von Heudorf bei Breisach eidgenössische Kaufleute niederwarf, um sie zu schäzen, daß der von Lupfen seinen Knechten gegen das wehrlose Volk die frechsten Mißhandlungen erlaubte, und der schwarzwäldische Un-

tervogt von Gilgenberg unmenschliche Grausamkeit verübte; sondern begieng selbst überall empörende Gewaltthaten, namentlich gegen Straßburg, Basel und Mühlhausen, ja sogar auch gegen den vorländischen Adel, den er besonders durch Eingriffe in sein Jagdrecht verlezte. Daher erscholl aus allen Städten und Gegenden dies- und jenseits des Rheins bald lautes Klaggeschrei über die burgundische Obwaltung, und man lag dem Erzherzog auf's Dringendste an, die Vorlande wieder einzulösen. Einige unparteiische Männer von Ansehen näherten ihn den Eidgenossen; es kam zu Verhandlungen, und da der König von Frankrich aus Eifersucht auf die wachsende Macht Herzog Karls beide Theile auf's Eifrigste bearbeiten ließ, so kam nach mehr als anderthalb hundertjähriger Feindschaft zwischen Oestreich und der Schweiz unter dem Namen der **ewigen Richtung** eine vollkommene Aussöhnung zu Stande. Nämlich im April tausend vierhundert vier und siebzig schwuren der Erzherzog und die Abgesandten der eidgenössischen Orte auf einem Tage zu Konstanz: „Aller Krieg ist abgethan; beiderseits bleibt der gegenwärtige Besizstand; über alle Kriegsforderungen, über Güter-, Geld- und Erbschaftsstreite, wie über etwaige Irrungen zwischen Oestreich und der Eidgenossenschaft, richten ohne Appellation die Städte Konstanz und Basel mit ihren Bischöfen; kein Theil gestattet den Feinden des andern Aufenthalt oder Durchgang; einer aber leistet dem andern in Kriegsgefahren die nöthige Hilfe; Handel und Wandel sind frei, und die vier Wadstädte mit ihren Schlössern der Eidgenossen in allen Nöthen offene Häuser."

Schon vor diesem Frieden hatten sich der baselsche und straßburgische Bischof, Markgraf Karl von Baden, die Reichsstädte Basel, Straßburg, Kolmar und Schlettstadt in einen zehnjährigen Hilfsbund gegen die burgundische Gewaltthätigkeit zusammen gethan, welchen man zum Unterschied des schweizerischen Vereins die **niedere Vereinigung** hieß. Dieses Bündniß, welches hauptsächlich eine Unterstüzung des Erzherzogs in der Einlösung der Vorlande beabsichtigte, unterschrieb jezt unter Gewährleistung des Königs von Frankreich, den Vorschuß des Pfandgelds, und nach wenigen Tagen lag der Pfandschilling zu Basel in Bereitschaft. Herzog Karl wollte zwar die Aufkündigung nicht aner-

kennen; als sie aber landkundig geworden, fanden die burgundischen Vögte keinen Gehorsam mehr. Hagenbach gedachte ihn mit Gewalt zu erzwingen, und ließ Breisach befestigen, welche Stadt wegen der Natur ihrer Lage die haltbarste schien. Nachdem er den Rath daselbst nach seinem Sinne verändert, wurde die Bürgerschaft genöthigt, an dem Brückenkopfe zu arbeiten. Da erhob sich ein Tumult, worin das ergrimmte Volk den Landvogt gewaltsam ergriff, die Treppe hinabwarf, alsdann gefänglich vor den Bürgermeister führte, und von da auf einen Stadtthurm in Ketten und Bande. Sofort kam der Erzherzog nach Basel, ließ sich von dort aus durch Hermann von Eptingen im Lande huldigen, und ordnete mit den Ständen der niedern Vereinigung und mit Zuziehung der Eidgenossen das Gericht an, welches über Hagenbach entscheiden sollte. Es versammelte sich zu Breisach unter der Leitung des neuen Landvogts von Eptingen und unter dem Vorsize des Schultheißen von Ensisheim: acht breisachische Ritter und Bürger, von Bern, Basel, Solothurn, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg, Neuenburg, Freiburg und Kenzingen je zwei mit vielen Beisizern. Anklage und Vertheidigung, Rede und Widerrede währten bis Nachts; da ergieng endlich das Urtheil und lautete auf den Tod des Landvogts. Noch in derselben Nacht wurde Hagenbach, unter Fackelschein, in Begleitung einer unzähligen Menge, auf den Richtplaz geführt und enthauptet.

Allsofort erhob sich der Krieg des Herzogs von Burgund wider Oestreich und die Schweiz, denn Karl hatte geschworen, eher zu sterben als die Rache zu unterlassen. Aber die eidgenössischen Waffen in Verbindung mit den Herren und Städten des Vorlandes und dem Kriegsvolk der niedern Vereinigung beugten seine Macht; er verlor bei Granson und Murten zwei große Schlachten und bei Nancy das Leben.

Nach Versöhnung des Hauses Oestreich mit den Eidgenossen, und nach Entfernung der burgundischen Tyrannei, als die Vorlande dem Erzherzoge wieder gehuldigt hatten, war eine dauernde Ruhe zu hoffen. Und damit Alles einen um so glücklichern Fortgang nehmen möge, vereinigten sich die Ortenau, der Breisgau und Schwarzwald mit dem Elsaß und Sundgau zu einer wohlgeordneten landständischen Verfassung, welche bis auf die neuesten

Zeiten gedauert hat. Man unterschied die Landschaften in drei Stände; den ersten bildeten die Prälaten oder Vorsteher der geistlichen Stifte, den andern die Grafen, Freiherrn und Ritter, den dritten die Städte und freien Bauersamen. Da aber der leztere natürlich weit größer war als die beiden andern, so theilte man denselben in acht unterschiedene Bezirke oder Landfahnen ab, in den Freiburger, Villinger, Neuenburger, Burgheimer, Staufener, Hauensteiner und Rheinfelder oder Frickthaler, wovon jedoch später einige wieder eingiengen. Ein solches Institut, welches aus dem Bedürfnisse der Zeit hervorgegangen war, mußte allgemeine Anerkennung finden, und wirklich beeilten sich nicht nur die östreichischen Landsaßen sämmtlich zum Anschlusse, sondern selbst unmittelbare Reichsglieder entsagten ihrer Unmittelbarkeit und traten als östreichische Standesglieder der Vereinigung bei; so die Edlen von Staufen, welche kurz vorher von König Friedrich zu Reichsfreiherren waren erhöht worden; so auch die fürstlichen Abteien Sankt Blasien, Sankt Peter und Schuttern. Nach Errichtung dieser Landstände ordnete Erzherzog Siegmund auf ihr Bitten, zur bessern Rechtspflege und Geschäftsführung eine der neuen Verfassung entsprechende Landesregierung an; sie bestund in dem Landvogt oder dessen Statthalter, einem Kanzler und sechs Räthen, und hatte ihren gewöhnlichen Siz zu Ensisheim im Elsaß; von den Räthen waren drei aus dem Adel, die andern aber Doktoren des römischen Rechts.

In diesen Zeiten aber so schöner Hoffnung einer friedlichen Zukunft, als das vorländische Kriegsvolk, Ritter, Bürger und Landleute, in freudiger Eintracht mit den Eidgenossen glücklich wider die burgundischen Waffen stritten, sandte der Himmel die Schrecknisse einer wüthenden Pest über das Vaterland, derselben, welche den Markgrafen Karl von Baden hinweggerafft. Sie war mit den Reichstruppen aus der Türkei gekommen, und verbreitete sich so schnell und so verheerend unter Menschen und Thieren, daß es schien, als kehre der große Tod wieder zurück. Vergeblich schlossen die Städte ihre Thore, vergeblich flohen die geängstigten Schaaren auf's Gebirg, oder wallfahrteten an heilige Stätten; sechs Monate lang dauerte das Sterben ohne Unterbrechung. Und nach einer Erholung von kaum zehn Jahren wurde

das obere Land abermals von den Plagen des Krieges auf's empfindlichste heimgesucht. Es war der neue Schweizerkrieg unter Kaiser Maximilian dem Ersten.

Kaiser Friedrich hatte im Jahr vierzehnhundert sechs und achtzig seinen Erbprinzen Max zum deutschen Könige wählen lassen, damit er seinem Alter in der Reichsverwaltung beistehen möge. Indessen verwaltete der ebenfalls bejahrte Erzherzog Siegmund die Vorlande so nachlässig und gerieth durch seine äußerst verschwenderische Lebensart und durch einen Krieg wider die Republik Venedig so sehr in Schulden, daß er, ohnehin der Regierung müde, mit einer abermaligen Verpfändung und zwar all' seiner Lande umgieng. Schon hatte er von den Herzogen zu Baiern fünf und fünfzig tausend Gulden auf die Vorlande empfangen, schon die Herrschaft Hohenberg an den Markgrafen von Baden, und die Stadt Bräunlingen an den Grafen von Fürstenberg versezt. Nun sollte auch das Uebrige für eine Million an Baiern gegeben werden. Seine Räthe, besonders der Ober-Hofmeister von Gegging, betrieben die Sache auf's Eifrigste und Geheimste. Allein die vorderöstreichischen Regierungsräthe, welche die Umtriebe des Hofes zu Insbruck verabscheuten, unterrichteten den König Maximilian von dem gefährlichen Geheimnisse, und dieser schritt sogleich dagegen ein. Er ließ die vorderöstreichischen Städte und zumal Freiburg durch Boten und Briefe ermahnen, sich der Verpfändung auf's Entschiedenste zu widersezen, und veranstaltete mit dem Kaiser einen allgemeinen Landtag der vorderöstreichischen Stände, auf Sankt-Gallentag tausend vierhundert sieben und achtzig, zu Meran in Tyrol. Daselbst nun wurde im Beiseyn der beiden Monarchen und des Erzherzogs folgende Ordnung gemacht: „Zum Ersten soll sich Siegmund wöchentlich mit zweihundert Gulden begnügen, um mit der Ersparniß seine Schulden abzutragen; er soll seinen Hof reinigen und einschränken, und unter seinen Beamten eine solche Kontrole einführen, daß kein Brief oder Siegel könne erschlichen werden. Ferner alle Räthe sollen Landleute, und mit allen Pflegern, Landrichtern, Richtern und Amtmännern in Treu und Eid genommen seyn. Bittschriften dürfen nur zwei dazu bestimmte Räthe annehmen, und nicht mehr die Hof-Diener des Erzherzogs. Endlich soll keine

Landordnung dürfen gemacht werden ohne Vorwissen aller lebenden Fürsten des Hauses Oestreich." Die Verträge mit Baiern und anderwärts wurden aufgehoben, und Siegmunds Räthe in die Acht erklärt. Die meisten entflohen in die Schweiz; jener Gegging kam von dort über den Rhein, fand anfangs auf dem obern Schlosse zu Jestetten im Klekgau, bei einem schafhausischen Junker geheimen Unterschleif, wurde aber durch den Vogt zu Nellenburg entdeckt und auf Betrieb des Grafen von Sulz, welcher Obergerichtsherr zu Jestetten war, von den Eidgenossen an Oestreich ausgeliefert.

Aber die neue Ordnung fiel dem an Bequemlichkeit und Genuß so sehr gewöhnten Erzherzoge zu lästig; er übertrat sie allenthalben, und veranlaßte Land und Regierung zu neuen Klagen. Da bewog ihn endlich ein neuer Landtag zur Abtretung des Regiments an den König Maximilian gegen ein Leibgeding von zwei und fünfzig tausend Gulden, welches er aber nur noch sechs Jahre genoß. Erzherzog Siegmund starb im Frühling tausend vierhundert sechs und neunzig, ohne rechtmäßige Erben, obwohl er zwei Gemahlinen gehabt und außer der Ehe vierzig Kinder gezeugt. Ein damaliger Geschichtschreiber sagt von ihm: „Dieser Fürst war ein sehr schöner, frommer, leutseliger und friedliebender Mann; aber auch so übertrieben freigebig, daß er dadurch nicht selten sich und seinen Hof in empfindliche Verlegenheit sezte. Den Weibern besonders hing er Alles an, und glich hierin dem Könige Salomon."

Inzwischen war auch der Kaiser Friedrich ohne Nachkommenschaft verstorben. An seine Stelle trat sofort Maximilian, unter welchem nun, als dem einzig übrigen Sprößling des Erzhauses, die Vorlande mit Inner-Oestreich nach einer mehr als hundertjährigen Trennung wieder vereiniget wurden. Man hegte von dem neuen Herrn die besten Hoffnungen, und empfing ihn mit dem größten Jubel, als er das Land durchreiste, um die Gebrechen des Volkes mit eigenen Augen kennen zu lernen. Allenthalben hinterließ Maximilian auch einen Beweis, wie sehr es ihm anliege, die seit Jahrhunderten durch Mißbräuche, Vernachläßigung und Gewalt erzeugten Uebelstände möglichst zu heben, und seine Regierung dem schönen Bilde zu nähern, welches er von

einem guten Regenten in der Seele trug. Die an Fürstenberg verpfändete Stadt Bräunlingen löste er wieder ein; den Freiburgern und übrigen Städten erneuerte er ihre Freiheiten; den Neuenburgern aber erlaubte er überdies noch, ihre Stadt weiter landeinwärts zu bauen, da der Rhein unaufhörlich das Ufer unterfraß und die darauf ruhenden Wohnungen verschlang. Auch die vier Waldstädte erfreuten sich der Gnade des Fürsten; nur das Volk der hauensteinischen Einung sah in der neuen Waldordnung, die ihm der König vorschrieb, eine Beeinträchtigung seiner alten Rechte, und neigte sich immer mehr zu den Schweizern hin, mit deren Freiheitsliebe es, wie seine Nachbaren im Klekgau, schon längst heimlich sympatisirte.

Maximilian hatte den großen Plan, die Einheit und vorherrschende Macht des deutschen Reiches wieder herzustellen. Aber vielleicht war es eben für Deutschland das größte Unglück, daß er die Grundsäze der unter seinem Vater entworfenen Reformation verließ, und die seinige nach römischen Rechtsprinzipien modelte. Denn jenes treffliche Werk athmete ganz den einheimischen Geist, und drang besonders auf die Rettung des gemeinen Volkes. „Die Rechtspflege, heißt es darin, soll nicht nur Allen gleich, sondern auch für Alle faßlich und verständlich seyn, oder die Rechte müssen geläutert werden, damit der arme Mann so viel Freiheit und Zugang dazu habe, als der Reiche. Geistliche und weltliche Doktoren mögen zwar auf den Hochschulen sizen, aber nicht in den Gerichten; denn sintemal Gott den Menschen mit Verstand und Weisheit begnadiget hat, so mag er in der neuen Ordnung wohl selbst seines Rechtes warten.“ Durch die von Maximilian errichteten Reichsgerichte wurden aber die vaterländischen Rechte mehr und mehr verdrängt und die Prozesse in's Unendliche vermehrt; auf den Ständen lastete der „gemeine Pfenning“, womit die Reichsbeamten besoldet wurden, und bei der ganzen Reformation kam dem gemeinen Volke nichts zu gut, als die Aufhebung des Faustrechts durch den „ewigen Landfrieden“, woran schon seit dem vorigen Jahrhundert gearbeitet worden war, und welchen Maximilian endlich durch den thatkräftigen Nachdruck seiner Reichsverwesung in's Leben rief.

Da der Kaiser die neue Einrichtung auch auf die Schweiz ausdehnen wollte, welche noch immer für ein Glied des deutschen Reiches galt, und die Eidgenossen aber sich weigerten, dem schwäbischen Kreise beigezählt zu werden, das Kammergericht als ihre höchste Instanz zu erkennen und zur Besoldung desselben beizutragen, so traf man beiderseits Anstalten zu einer kriegerischen Rüstung. Ohnehin war am Bodensee der Friede durch mancherlei Mißbräuche schon gestört worden, welche die Stadt Konstanz als Besizerin des Landgerichts im Thurgau sich gegen das dortige Landvolk erlaubt hatte. Die Konstanzer haßten die Eidgenossen wegen verweigerter Aufnahme in ihr Bündniß, und diese glaubten seit dem burgundischen Kriege begründete Ansprüche auf den Thurgau zu haben; die gegenseitige Spannung aber unterhielt und beförderte der Bischof, welcher fürchten mußte, daß ihm die Stadt durch ein freundschaftliches Verhältniß mit der Eidgenossenschaft über den Kopf wachsen würde. Der zunehmende Zorn blieb nicht lang ohne Ausbruch; mitten im Winter tausend vierhundert fünf und neunzig erschien ein starker Haufe eidgenössischer Kriegsmannschaft vor Konstanz und nahm unversehens einige Bürger mit dem Bürgermeister gefangen, um von ihnen als Lösegeld die Abtretung des thurgauischen Landgerichts zu erzwingen. Diese Geschichte machte es dem Kaiser leicht, die Konstanzer für den Beitritt zum schwäbischen Bunde zu gewinnen, woran ihm besonders gelegen war, da ihre Stadt im Falle eines Kriegs wider die Eidgenossenschaft einer der wichtigsten Pläze schien.

Von dem an erweiterte man beiderseits die Waffen-Rüstungen und die Verwahrung der Landmarken; die Stadt Konstanz erhielt eine starke Besazung, wogegen die Eidgenossen auf der Höhe des schwaderloher Hofs ein Feldlager errichteten; zur Verwahrung des Schwarzwaldes besezte der schwäbische Bund die sulzischen Festungen Thiengen und Küssaberg im Klekgau, und der Graf von Thierstein sicherte das Frickthal. Aber nach einigen Feindseligkeiten, nach der Brandschazung des Bregenzer Waldes und Verwüstung des Hegau's durch die Eidgenossen, fanden sowohl diese als der Kaiser aus gegenseitiger Furcht sich zum Frieden geneigt, und Maximilian schrieb sofort zu dessen Herstellung nach Freiburg im Breisgau einen Reichstag aus. Er wurde eröffnet im Anfang

des Jahres tausend vierhundert acht und neunzig; außer dem Kaiser erschienen darauf der päbstliche Legat, sechs Churfürsten und Herzoge, die Abgesandten der übrigen, die Botschafter von sechs Erzbischöfen und Bischöfen, von eilf freien und Reichsstädten, von Sizilien und Lothringen, der Meister des Deutsch-Ordens, viele andere geistliche und weltliche Fürsten, Prälaten und Reichsgrafen. Aber ohngeachtet der eifrigsten Vermittlungsversuche kam der Friede nicht zu Stand. Die Feindseligkeiten begannen auf's Neue; zuerst im Bündtnerland und bei Schafhausen, worauf ein schweizerisches Heer von zwölftausend Mann einen Zug in den Hegau that, um den grausamen Uebermuth des dortigen Adels zu bestrafen. Die Rauchsäulen brennender Dörfer und Burgen verkündigten bald die Rache des erbitterten Feindes; der schwäbische Ritter war noch immer nicht klug geworden, und büßte seinen blinden Schweizerhaß mit verdientem Ruin. Ihr erstes Glück dagegen ermuthigte die Eidgenossen zu einer Hauptunternehmung wider Konstanz. Aber die Bürgerschaft und Besazung daselbst verursachte dem Feinde durch Ausfälle großen Schaden, und nur ihrem sorglosen Siegesrausch hatten sie es zuzuschreiben, daß ihnen das Kriegsvolk zu Schwaderloh eine blutige Niederlage anhieng. Nach diesem zog eine Abtheilung der eidgenössischen Macht in den Klekgau, um an dem Grafen von Sulz Rache zu nehmen, weil er, als Bürger zu Zürich, seine Festungen treulos dem schwäbischen Bund überantwortet hatte. Da wurde das Städtchen Thiengen verbrannt, nachdem es sich anfangs muthig vertheidigt, aber durch heimliche Entweichung des Hauptmanns Dietrich von Schellenberg in Verwirrung gesezt, den Eidgenossen auf Gnad' und Ungnade ergeben hatte. Auch das Hochschloß Küssaberg hielt sich nicht; der Feind streifte auf den Schwarzwald und hinaus bis Stühlingen und Blumenfeld, welche Städtchen ebenfalls ein Raub des Feuers wurden.

Während des hatte das kaiserliche Kriegsvolk auch anderwärts empfindliche Schläge erlitten, und Maximilian sah ein, daß er mit seiner bisherigen Macht gegen die eidgenössischen Waffen nicht ausreichen könne. Also ließ er von Freiburg aus an alle Reichsstände dringende Briefe ergehen, und durch die Geistlichen das Volk von den Kanzeln herab zum Kriege entflammen. Und

wirklich strömten von allen Seiten so zahlreiche Schaaren herbei, daß der Kaiser ein starkes Reichsheer um sich versammelt sah, mit dem er von Konstanz aus den Eidgenossen zu begegnen gedachte, während Graf Heinrich von Fürstenberg bestimmt war, mit fünfzehntausend Mann aus dem Elsaß die schweizerische Grenze zu überfallen. Schon war eines Tages im Heumonat tausend vierhundert neun und neunzig das Reichsvolk von Morgen bis Mittag ununterbrochen fünf Mann hoch aus den Thoren von Konstanz gezogen und hatte sich in der Ebene schlachtfertig aufgestellt, und der Kaiser voll Begierde des Kampfes mahnend und ordnend die Reihen durchritten, als die Hauptleute kaum noch vor dem Zeichen zum Angriff bedenkliche Einwürfe machten, worauf Maximilian voll gerechter Entrüstung den Handschuh unter sie warf und davon ritt. Da rief der junge Göz von Berlichingen: „So geht es, wenn man viel' Räthe hat."

Jezo beschäftigten sich die Eidgenossen wieder mit einem frühern Plane; sie wollten, wie schon im alten Schweizerkrieg, die vier Waldstädte wegnehmen, über das Gebirg in den Breisgau fallen und diese ganze Landschaft, wenigstens den Schwarzwald, zu einem Vororte ihres Bundes machen. Wirklich zog sich der Kriegsschauplaz gegen das Frickthal; bei Waldshut und Laufenburg kam es zu hizigen Gefechten, und das ganze Rheinthal lebte in steter Gefahr eines feindlichen Ueberfalls. Inzwischen rüstete sich auch der Kaiser auf's Neue, und er mochte hoffen, die schweizerischen Waffen doch endlich zu ermüden. Der Graf von Fürstenberg hatte bei Dorneck ein Lager bezogen, und bedrohte von dort aus die Stadt Solothurn. Alles schien den Kaiserlichen günstig, aber in solcher Noth vereinigten sich einige Haufen eidgenössischen Volkes, von denen der sorglose Graf unversehens angegriffen und gänzlich geschlagen wurde. Dieser Tag entschied; es wurde unterhandelt und kam endlich in Basel zum Frieden. Maximilian mußte gestatten, daß die Eidgenossen von den Reichssteuern und dem Reichsgerichte ledig seyen, und das Landgericht im Thurgau behielten, welche leztere Bedingung er am Unliebsten eingieng, da ihn die Stadt Konstanz flehentlich beschwor, ihrer Treue gegen Kaiser und Reich nicht mit einem so empfindlichen Verluste zu lohnen.

Dieses war der Erfolg der Bemühungen Kaiser Maximilians, die Eidgenossen wieder in den Reichsverband zu zwingen. Von Konstanz bis Basel lag das Land verwüstet; überall ertönte das Geschrei des Elendes; in den Rheinstädten herrschte unversöhnlicher Haß gegen die schweizerischen Nachbaren, unter dem Landvolke im Hauenstein und Klekgau dagegen heimliche und offene Erbitterung gegen die eigene Herrschaft: alles der Keim zu viel nachfolgendem Unheil!

Siebtes Kapitel.

Markgraf Christoph von Baden und Kurfürst Philipp von der Pfalz.

Von den Söhnen Markgraf Karls verlor Albrecht bei einem Kriegszuge im schönsten Mannesalter das Leben, ohne Kinder zu hinterlassen, und Friedrich, der jüngste, war geistlich geworden; der älteste aber, Markgraf Christoph der Erste, hat mit der Erbtochter von Kazenellenbogen den badischen Fürstenstamm fortgepflanzt. Und als eine besondere Gunst des Glücks erscheint es für die badischen Lande, in der so verhängnißvollen Periode des Uebergangs vom fünfzehnten in das sechzehnte Jahrhundert gerade diesen Regenten erhalten zu haben, der ohne Widerspruch zu den löblichsten seines Geschlechtes gehört. „Markgraf Christoph, sagt der Vater der badischen Geschichte, übertraf die meisten Fürsten seiner Zeit sowohl an körperlichen als geistigen Vorzügen. Er war offen, mäßig und leutselig, in seiner Regierung ebenso mild als gerecht, im Krieg wie im Frieden voll Zuversicht, und in seinen Unternehmungen ebenso rüstig als klug und vorsichtig. Daher schenkten ihm auch alle drei Kaiser, unter denen er lebte, ihre Liebe und Hochtung. Die Wohlfahrt seiner Unterthanen hob er durch geschickte Einrichtungen und Geseze und durch das Beispiel seiner Tugenden. Am wenigsten trachtete er nach fremdem Gute, und in Verwendung des eigenen beobachtete er eine weise Spar-

samkeit. Markgraf Chistoph war überdies ein sehr glücklicher Familien-Vater, und sein Hof konnte als eine Schule fürstlicher und häuslicher Tugenden gelten."

In der ersten Zeit seiner Regierung hatte Christoph wegen der kazenellenbogenschen Erbschaft einen schwierigen Prozeß gehabt; denn eine Schwester von seinem frühverstorbenen Schwiegervater war an den Landgrafen Heinrich zu Hessen verheirathet, und dieser machte ihm die Erbfolge in dem halben Theil der verwaisten Grafschaft streitig. Die Sache kam an den kaiserlichen Hof, wurde aber so langsam und unter so vielen Hindernissen betrieben, daß Christoph den Weg des gütlichen Vergleiches ergriff und die Ansprache seiner Gemahlin auf ihre großväterliche, väterliche und mütterliche Hinterlassenschaft gegen eine Geldsumme an den Landgrafen abtrat. Glücklicher war er in der sausenbergischen Erbschaft. Im Jahre nämlich tausend vier hundert und neunzig schloß Markgraf Philipp von Hachberg zu Sausenberg mit Christoph folgenden Vertrag: „Beide, in Anbetracht, daß ihr beider Name, Stamm und Herkommen von der Markgrafschaft Hachberg ursprünglich erwachsen, auch ihr beider Schild und Wappen mit geringem Unterschied dieselben seyen, woraus sie zu angeborner Neigung eine billige Ursache schöpfen, einander in Würden und Treuen, Liebe und Freundschaft zu erkennen und zu halten, und damit solches gemeinschaftliche Herkommen nach so langer Zeit nicht möge in Vergessenheit gerathen, sondern in immerwährendem Gedächtniß verbleibe: so haben sie ihre beiderseitigen Lande und Leute vereint und einander zu rechten Erben und künftigen Besizern gemacht, und zwar: wenn Markgraf Christoph ohne männliche Leibeserben absterben sollte, so fällt die Markgrafschaft Baden, die Herrschaft Hachberg nebst dem Schloß Höhingen und Städtlein Sulzburg mit allen Zugehörungen an den Markgrafen Philipp oder seine Erben; wenn dagegen dieser ohne Sohn abgehen sollte, so erbt jener auf gleiche Weise die Herrschaften Röteln, Sausenberg und Badenweiler mit dem Städtchen Schopfheim. Und um solche Erbordnung nicht zu verlezen, darf von den genannten Landen und Orten nichts verkauft oder verschenkt oder zu fahrender Habe gemacht werden, sondern Alles soll getreulich beisammen verbleiben, damit keinem Theil auf keinerlei Weise ein Abbruch geschehe.

Auch sollen die zu einem Widum oder einer Ehesteuer verschriebenen Güter an das Haus wieder zurückfallen; die Mitgift einer Tochter darf nicht über achttausend Gulden betragen. Jeder der beiden Herren behält sich vor, zu seinem und seiner Vordern Seelenheil, ohne Einrede des Andern, doch in geziemendem Maße, fromme Stiftungen zu machen. Würde einer von ihnen gefangen, so mag er sich mit seinem Gute wieder ledigen. Und damit diese Ordnung bei ihnen und ihren Unterthanen in frischem Gedächtniß verbleibe, so soll dieselbe alle zehn Jahre in jedem Amte öffentlich verlesen und von den Amtleuten und Landschaften neu beschworen werden."

Markgraf Philipp war der Enkel jenes Markgrafen Wilhelm, den wir als Schuzvogt des baselschen Konziliums und als Oberfeldherrn im Züricher Kriege erwähnten. Sein Vater, Rudolf der Vierte von Hachberg zu Sausenberg und Röteln, hatte aus der Hand des lezten Grafen von Freiburg die Herrschaft Badenweiler zum Geschenke und nach dessen Hingang die Grafschaft Neuburg am See als Erbschaft erhalten. Um nun diese Lande sämmtlich an den badischen Stamm zu bringen, suchte Markgraf Christoph seinen fünften Sohn mit Philipps einziger Tochter zu vermählen; allein die Sache zerschlug sich, und Johanna ehlichte den Herzog von Longueville. Er mußte sich also mit dem Erbe der Herrschaften Sausenberg, Röteln und Badenweiler nach Laut der Erbordnung begnügen, und hatte auch um diese noch lange zu hadern. Denn bei dem Tode Markgraf Philipps machte sein Schwiegersohn nicht nur auf die neuburgische Grafschaft, sondern auch auf die breisgauischen Lande so ernsthaften Anspruch, daß die dortigen Bewohner das Schloß Röteln stark besezten und sich im Sausenhard zwölf tausend Mann stark versammelten, um die Rechte Markgraf Christophs, dem sie als ihrem rechten Herrn bereits gehuldigt hatten, gegen jeden Angriff zu vertheidigen, und daß auch nach diesem noch lange Zeit über die sausenbergische Erbfolge prozessirt werden mußte.

Christoph hatte aber schon früher seine Besizungen, sowohl innerhalb der heimathlichen Gaue, als auswärts nicht unbedeutend vermehrt. Durch Kauf erwarb er von Herrn Diepold zu Geroldseck die Dörfer und Vogteien Reichenbach, Selbach, Kuhbach und

Schutterthal, und den halben Theil der Orte Odenheim, Friesenheim, Schopfheim Oberweiler und Heiligenzell; von dem Edlen von Keppenbach das Dorf Tutschfelden; das Dorf Niefern mit den Wäldern Langendorf und First, die Hälfte von Eisingen, Weiler und Unterweßingen, das Schloß in dem leztern Ort wie auch dasjenige in Oberweßingen mit dem Siebtel des Dorfes, und ein Achtel von Selingen aus der Hand ihrer verschiedenen Besizer; von der Abtei Schwarzach das Gericht zu Stollhofen; von den Grafen zu Mörs die halbe Grafschaft Lahr und Mahlberg, und später noch vieles an Gütern, Zinsen und Rechtsamen. Als Belohnung aber seiner in den niederländischen Feldzügen geleisteten Dienste und als Statthalter von Luxemburg und Burgund erhielt Christoph von Kaiser Maximilian und dessen Sohn ein Haus zu Luxemburg, ein anderes in dem Dorfe Fentsch; ferner das Lehen der Herrschaften Rodemachern, Reichenberg, Herspringen, Bolchen und Useldingen, endlich den Orden des goldnen Vließes und eine jährliche Pension von zwölfhundert Pfunden. Den Wohlstand seines Hauses und der angestammten Lande suchte er auf vielfache Weise zu fördern und zu befestigen durch Hebung des Anbaues, durch mehreren Betrieb der Bergwerke, durch eine neue Erbordnung, besonders auch durch Verträge mit seinen Nachbaren: mit dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Grafen von Wirtemberg und Bischof von Speier zur Schlichtung bisheriger Irrungen, mit dem Bischof von Basel wegen der hohen Gerichte zu Schliengen, Mauchen und Steinenstadt, wie noch mit vielen andern Herren. Die Klöster seines Gebietes hielt er unter strenger Obhut, so sehr ihm die Frömmigkeit seiner Ahnen eigen war, daß selbst ein feindlich gesinnter Prälat ihn einen gottesfürchtigen und christlichen Fürsten rühmen mußte, welcher seine Unterthanen in Glück und Frieden regiere und den geistlichen wie den weltlichen Stand achte und liebe. Außer der Sorge für das badische Haus und Land brachte Markgraf Christoph einen großen Theil seines Lebens in den wichtigsten Reichsgeschäften zu, und erwarb sich dabei solche Verdienste, daß ein Lobredner von ihm sagen konnte: „Durch seinen Verstand, seine Großmuth und Tugend verdient er unter allen Fürsten Deutschlands den ersten Plaz; ohne ihn ist selbst von dem hochberühmten Kaiser Maximilian, der ihm den Oberbefehl im

Kriege übertrug, nichts Wichtiges unternommen worden, und mit Recht gebührt ihm der Name eines Helden der Deutschen."

Davon abgesehen, daß er eine ungerechte Sache als billig anerkannte und sich als Reichsglied des Ungehorsams gegen das Reichsoberhaupt verdächtig machte, so wirft das schönste Licht auf den Charakter des Markgrafen sein Benehmen gegen Kurfürst Philipp von der Pfalz. Dieser hatte nach dem Hingang seines großen Oheims die väterlichen Lande übernommen, und regierte sie als ein großmüthiger, guter und gerechter Herr, an dem auch Kunst und Wissenschaft einen großen Gönner fanden. Er würde das Gebäude des pfälzischen Staates, welches Friedrich der Siegreiche so glanzvoll aufgerichtet hatte, mit Ruhm vollendet haben; aber ein unseliger Krieg verhinderte ihn nicht allein hieran, sondern stürzte sein Haus selbst von der Höhe herab, auf welcher es bisher stund. Dieser Krieg betraf die nieder-baierische Erbfolge. Denn unter den drei Söhnen des Kurfürsten war Ruprecht, der jüngste, mit der einzigen Tochter Herzog Georgs von Nieder-Baiern vermählt, und nahm nach dessen Tod im Jahr fünfzehnhundert und drei die Lande in Besitz, welche ihm derselbe aus Vorliebe testamentarisch vermacht hatte. Hierin sah Herzog Albrecht von Ober-Baiern eine Verlezung des Hausvertrags von Pavia, und behauptete nach dessen unzweideutigem Wortlaut einen nähern Anspruch auf die Erbschaft Georgs; da aber Philipp und Ruprecht von ihrem Rechte überzeugt zu seyn glaubten, so wollten sie sich desselben mit Gewalt versichern. Dies Benehmen erschien um so tadelnswürdiger, da der Erbstreit in die ersten Jahre des ewigen Landfriedens fiel, und der Kaiser, welcher schon die Bestätigung jenes eigenmächtigen Testaments zurückgewiesen hatte, zögerte auch nicht, den Pfalzgrafen jeden Krieg zu untersagen, und als sie seiner Mahnung kein Gehör gaben, beide Fürsten mit all' ihren Helfern in die Acht zu erklären. Ebenso wenig zögerte er, die Exekution zu vollziehen; unter seiner eignen Anführung fiel die eine Antheilung des Reichsheeres in die Oberpfalz, während Landgraf Wilhelm von Hessen mit der andern über Darmstadt herauf zog, um die Bergstraße einzunehmen, welche als mainzische Pfandschaft in der Hand des Kurfürsten war. Die Pfälzer vertheidigten sich lange mit gewohnter Tapferkeit, und Philipp hatte in der

Gegend von Heidelberg so viel Mannschaft, Geschüz und Proviant gesammelt, daß es ihm möglich schien, dem Feinde mit Erfolg zu begegnen. Aber dem Kaiser war alles daran gelegen, diesen hartnäckigen Landfriedensbruch abschreckend zu bestrafen. Das halbe Reich suchte er zu bewegen; und Philipp, dessen Macht einem solchen Sturme nicht gewachsen war, gerieth in die Gefahr, seine besten Länder einzubüßen. „Denn Jedermann, wie ein damaliger Geschichtschreiber sagt, wollte im trüben Wasser fischen, wollte das Unglück des Kurfürsten benüzen und von der schönen Pfalz ein Stück an sich reißen. Nur ein Fürst blieb neutral, Markgraf Christoph von Baden!"

Der Kaiser hatte ihn mit vieler Mühe zum Kriege zu bereden gesucht, und von anderer Seite empfieng er Briefe, die ihn aufforderten, eine so günstige Gelegenheit der Wiedererlangung alles dessen, was sein Vater durch Pfalzgraf Friedrich eingebüßt habe, nicht entrinnen zu lassen. Aber Christoph entgegnete: „Ehr und Eid geht über Land und Leut! Mein Vater hat dem siegreichen Pfalzgrafen Treue geschworen, diese will ich auch gegen den Besiegten unverlezt erhalten." Und in der That nahm der Markgraf nicht nur keinen Theil an den Verfolgungen Philipps, sondern lieh ihm sogar die nicht geringe Summe von zwölftausend Gulden auf das Unterpfand des Dorfes Weingarten, und war der Einzige, welcher den Kaiser um Schonung und Gnade für den Kurfürsten anrief, als derselbe, mitten unter den feindlichen Waffen und von aller Hilfe entblöst, nur den Ruin seines Hauses vor sich sah. Christoph reiste nach Kufstein zu Maximilian und erhielt von ihm einen Waffenstillstand, während dessen ein Tag zu Köln den Krieg beendigen sollte, welcher nun schon neun Monate lang die baierischen und pfälzischen Länder heimgesucht hatte, und worin „viel Uebels, wie eine alte Nachricht beklaget, wider Gott und Menschen geschehen, viele Kirchen, Klöster und Dörfer ausgeplündert, umgekehrt, verbrannt und öde gelegt worden."

Jener Tag erschien im Frühling tausend fünfhundert und fünf, und das versammelte Fürstengericht entschied in der Hauptsache für den Herzog Albrecht, doch wurde den Söhnen Pfalzgraf Ruprechts ausser dem Privatschaze ihres verstorbenen Großvaters, zwischen der Donau und Nab ein Stück Land von zwanzig tausend Gul-

den jährlichen Ertrages zugesprochen. Aber das Vollzugsgericht zu Konstanz sezte auch den Fürsten, welchen die Exekution aufgetragen war, ansehnliche Belohnungen fest, und diese bestunden aus baierischen und pfälzischen Länderthеilen, wodurch das Gebiet des Pfalzgrafen sehr geschmälert wurde; namentlich erhielt der Landgraf von Hessen die Orte Bickenbach an der Bergstraße, Habizheim und Umstatt im Norden des Odenwaldes, nebst andern zwischen Mainz und Darmstadt.

Nicht lange nach solcher Demüthigung starb Kurfürst Philipp, eines von den zahlreichen Beispielen, auf welche Abwege die Ländersucht auch sonst gute und edle Fürsten verleiten könne. Markgraf Christoph folgte ihm erst nach neunzehn Jahren, nämlich im April tausend fünfhundert sieben und zwanzig, nachdem er noch den Anfang der großen Reformation gesehen, deren Vorbereitung im eignen Lande ein Verdienst seiner aufgeklärten Regierungsweise ist.

Achtes Kapitel.

Allgemeiner Rückblick auf das fünfzehnte Jahrhundert.

Zur Zeit jener ersten Gründung des zähringischen und pfälzischen Fürstenthums in unsern Gauen, da im Adel wie in der Geistlichkeit noch der Eifer und die Einfalt ungeheuchelter Tugend lebte, gewährte Alles den Anblick freudigen Emporblühens und glücklicher Gestaltung. Aber es folgte der furchtbare, bis in das Heiligthum der Familien alle Verhältnisse zerrüttende Kampf zwischen Altar und Thron; es folgten das zügellose Zwischenreich und die schmachvolle Kirchenspaltung; alle Blühten der bessern Bildung des Zeitalters wurden verlassen, verkümmert, zertreten, und es schien die Nacht einer unaufhaltsamen Barbarei hereinzubrechen. Die meisten Throne mit Blut befleckt; der Adel verarmt und verwildert; die Geistlichkeit unerhört übermüthig und ausschweifend; Kaiser,

Fürsten und Städte in steter Befehdung; das Volk von seinen Herren, von Schulden und Kriegsübeln gedrückt; endlich die Schrecknisse des strafenden Himmels, Hungersnoth, Pest und Seuchen mit all' ihrem Gefolge: dies ist das Bild jener Zeiten bis in das fünfzehnte Jahrhundert, wo durch glückliche Erfindungen, durch erweiterten Handel, durch das betriebsame Leben der Städte, durch die darin gestifteten Hochschulen und durch das Zusammentreten der aufgeklärtesten Männer aus ganz Europa auf zwei großen Konzilien, verbunden mit andern Ereignissen, sich in den Köpfen und Gemüthern der Menschen eine Bewegung erzeugte, welche halb Europa eine andere Gestalt verlieh.

An diesem Gang der Dinge hat unser Land vielfachen Antheil genommen, und selbst Männer hervorgebracht, die auf denselben entscheidenden Einfluß übten. Blühten nicht bei uns, wie ehedem die ältesten Klöster, so damals einige der ältesten Städte und zwei der ältesten Hochschulen? An unsern Grenzen wurden jene Konzilien gehalten, von unsern Gauen aus größtentheils die langen Kriege wider den helvetischen Bund geführt, und unter allen deutschen Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts leuchteten nicht allein Markgraf Bernhard von Baden und Kurfürst Friedrich von der Pfalz, sondern auch ihre Väter und Nachfolger hervor.

Wir betrachten den Zeitraum näher. Man erinnert sich an die stille, kaum bemerkbare Ausbreitung des Christenthums in unsern Gauen, durch einzelne Glaubensprediger aus dem fernen Irland, und an die dürftige Gründung der ersten Kirchen und Klöster. Aber kaum ein halbes Jahrtausend verfloß, so erschienen diese Anstalten, ungemein bereichert und vermehrt, als wohlgeordnete Glieder einer Macht, welche das ganze Abendland beherrschte. Die Geistlichkeit hatte unerhörte Vorrechte errungen; sie war an Leib und Gut von aller weltlichen Oberkeit frei, und selbst der umgebende Bezirk von Klöstern und Kirchen dem Arme weltlicher Justiz verschlossen. Das alles gieng von Rom aus, dieser wundervollen Stadt, welche jetzt zum zweitenmal der Weltherrschaft errang, und eine größere als unter den Cäsarn, dieweil sie nicht in dem Schwerte lag, sondern in jener Allgewalt, welche der Eindruck religiöser Hoffnungen und Schrecknisse über das Gemüth roher und halbgebildeter Nationen behauptet. Aber es hatte sich

auch der ganze Geist geändert. Jene von den römischen Despoten weiland so grausam verfolgte christliche Kirche war nun selbst eine tyrannische Verfolgerin geworden; die alt-christliche Armuth und Nächstenliebe hatte sich in Geiz und Herrschsucht verwandelt, und „während man, wie ein großer Schriftsteller sagt, die Erlaubniß körperlichen Genusses um Geld erkaufte, wurde der Gebrauch des Verstandes in den Flammen gebüßt."

Doch konnte eine so widernatürliche Herrschaft und Gewalt in die Länge nicht bestehen; sie untergrub sich selbst. Die Völker fühlten die Nothwendigkeit einer Verbesserung der in Allem ausgearteten Geistlichkeit, und nach fünfthalbhundert Jahren einer ungemessenen Machtübung des Pabstes erklärten die Väter zu Konstanz ihre Versammlung über dem Ansehen eines Statthalters Christi auf Erden! Dieses Konzil hatte König Siegmund mit ungemeiner Mühe veranstaltet; aber italienische List vereitelte hier den Fortgang der Kirchenversammlung, und wie sie in Basel ausgeführt werden sollte, trat ein Nachweser Siegmunds und weiland jener Kaiser, welche so unaufhörlich wider die Anmaßungen des römischen Stuhles gekämpft, trat der schwache Friedrich mit dem Pabste in ein Bündniß zur gemeinsamen Unterdrückung der guten Sache! Aber es war zu spät, das anbrechende Licht zurück zu halten. Zu viele Männer und Schüler gab es schon, deren Geist der Forschung sich mit dem blinden Glauben an todte Buchstaben nicht mehr vertrug. Und so keimte allmälig das große Werk der Reformation heran.

Während deß hatten die Städte ihre volle Kraft kennen gelernt; sie fuhren fort, in kleinern oder größern Bündnissen unter sich oder mit den Fürsten und den Herren vom Adel, ihre Interessen und erworbenen Freiheiten zu wahren. Freilich geschah dies auch zuweilen auf engherzige Weise, aber ohne ihr verständiges und standhaftes Benehmen, was würde aus dem Jahrhundert geworden seyn! Bei der Schwäche des Kaisers, bei der Raubgier und Feilheit des Adels, und bei den Vergrößerungsplanen der Fürsten, wäre ohne sie der lezte Rest der Volksfreiheit aus unserer Heimath verschwunden. Wir haben gesehen, wie Baden, Pfalz und Oestreich die Armuth des Adels benüzten, um durch Ankauf von Gütern und Rechten ihr Gebiet zu erweitern oder ihre Herrschaft

zu vervollständigen. Zwar erwarben sich die Fürsten des badischen und pfälzischen Hauses das Verdienst, durch weise Ordnung und Sicherung ihrer Lande den Wohlstand derselben glücklich befördert zu haben; aber ohne die Achtung gebietende Stellung der Städte und Rittervereine hätten sich ein Bernhard und Friedrich wohl auch von den Reizungen der Herrschsucht mögen verführen lassen.

Der Adel selbst rettete sich von einem gänzlichen Zerfall nur durch jene Bündnisse und Gesellschaften, die er dem Vorbild der Städte zu verdanken hatte. Denn um wie viel tiefer noch war er gesunken als im vorigen Jahrhundert! Wir haben die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse gesehen und seine Ausschweifungen; durch seinen blinden Partheihaß machte er selbst seine ritterliche Tapferkeit unnüz oder der eigenen Sache verderblich! Aus der ganzen Masse erhoben sich durch standhaften Muth, durch Besonnenheit und einen Blick in's Große des Kriegs und der Geschäfte nur einzelne Wenige, wie etwa der von Rechberg und der von Schienen, während eine Menge anderer, wie der von Heudorf und von Lupfen, durch ihren kurzsichtigen, zelotischen Eifer und Schweizerhaß dem Erzhaus mehr Schaden verursachten, als ihm der ganze Adel zu nüzen schien. Unter dem Vorwande des allgemeinen Kriegs suchten nur zu Viele blos ihre Raub- oder Rachgierde zu befriedigen. Das ganze obere Rheinland war voller Fehden. So machte der berüchtigte Raubritter Hornek von Hornberg mit dem verarmten Herzog von Urslingen einen Anschlag auf die Stadt Thiengen. So bedrängte Graf Hermann von Sulz während des Konzils zu Konstanz das Gotteshaus Rheinau, dessen Kastvogtei er sich aus der habsburg-laufenburgischen Erbschaft anmaßte. Noch bis unter seine Enkel dauerten die Händel fort; der Abt war gefangen genommen, in Ketten gelegt und von einem Schlosse zum andern geschleppt worden, und unter dem Vorwand einer Nothwehr gegen die Armagnaken, hatte Graf Alwig das Kloster in eine Festung verwandelt, die Mönche vertrieben, und im Kreuzgange das Geschüz aufgepflanzt. Und als man dem Wüthrich diese Mißhandlungen einst vorwarf, erwiderte er scherzend: „Der Kaiser hat meinen Vorfahrern eine Inful in das Wappen gesezt, aber keine Abtei dazu geliehen; deßhalb bin ich genöthigt, mir selbst eine Prälatur zu verschaffen, damit ich den

geistlichen Hut nicht umsonst führe.“ Auf Antrieb eben dieser Grafen von Sulz, welche auch wegen Beraubung ulmischer Frachtwagen ihre Burg Balm einbüßten, nahm Hans von Thengen bei Eglisau einige straßburgischen Kaufleute gefangen und gab dadurch den Eidgenossen Veranlassung, einen verheerenden Einfall in den Klekgau zu thun. Kurz vor dem Züricher Krieg hatten die Grafen von Lupfen mit einer Anzahl des hegauischen Adels zu Oberstad am See für zwanzigtausend Gulden Kaufmannswaaren geraubt und nach der Burg Höwen gebracht, worauf zwei und dreißig Seestädte zu Konstanz einen Tag hielten und einen Zug in's Hegau beschlossen; sieben tausend Mann stark brach ihre Macht auf, zerstörte die Schrozburg, verbrannte Schienen, Horn und bei Engen mehrere Dörfer, die Festen Wasserburg, Staufen und den Thurm zu Hilzingen. Eine noch verderblichere Fehde gieng im Jahr vierzehnhundert sechszig von der Burg Hohentwiel aus, wo die Gebrüder von Klingenberg mit ihren Verbündeten selbst gegen den Grafen von Wirtemberg sich erhoben, und aus deren Familie der blutige Haß auf die Gebrüder von Friedingen übergieng. Aber in all' diesen Geschichten hatte der Rechberger seine Hand, seit dem pfälzischen Krieg ein erbitterter Feind des wirtembergischen Hofes, weil man ihm dort seine Dienstleistungen mit Undank gelohnet, und seine Rathschläge verachtet hatte. Ihm war es auch gelungen, den Erzherzog Siegmund in den Handel zu ziehen, so daß diese Fehde bald einen ernstlichern Charakter bekam und bis in's Jahr vierzehnhundert ein und achtzig fortwährte. Wie im odenwäldischen Bauland die Herren von Krautheim ihre Umgegend gefährdeten, ist erwähnt worden; in der Ortenau lagen die Herren von Geroldseck wegen Erbschaftsansprüchen, Sohn gegen Vater und Bruder gegen Bruder, in achtjährigem erbittertem Kampf; im Breisgau sah man unter kleinern Fehden den alten Zwist der Herren von Staufen über die trutbertische Kastvogtei mit neuer Heftigkeit ausbrechen, und im Albgau haderten die Herren von Krenkingen zu Weissenburg mit dem Abte von Sankt Blasien.

Solche Fehden und Kriege wurden gewöhnlich mit um so größerer Erbitterung geführt, je kleinlicher und schlechter das streitige Interesse war. Ueberhaupt hatte die Verwilderung des Zeitalters durch den steten Kriegslärm die Partheien an unmenschliche Grau-

samkeit gewöhnt. Verstümmlung der Gefangenen, Niederbrennen der wehrlosen Dörfer und Verheerung der Fruchtfelder waren gang und gebe; ließen ja selbst der Graf von Wirtemberg und Markgraf Karl bei dem zweiten Einfall in die Pfalz es geschehen, daß ihre Reiter den Pferden Baumäste an den Schweif banden, um die Kornäcker, welche sie durchritten, vollends zu verderben! Nur wenige Fürsten machten von dieser gemeinen Kriegsmanier eine Ausnahme, wie etwa Pfalzgraf Friedrich, welcher damals durch sein großes Feldherrntalent besonders hervorleuchtete. Er war einer der ersten, der seine Leute zu regelmäßiger Taktik einübte, und den Krieg nach einem Systeme betrieb; beide Siege, bei Pfedersheim und Seckenheim, wurden durch glücklich berechnete Stellungen und Wendungen erlangt. Uebrigens machte der Gebrauch und die Verbesserung des Schießgewehres sehr schnelle Fortschritte, zumal in den Städten, wo sich schon jene Schüzengesellschaften zu bilden anfiengen, deren Bestand bis auf unsere Zeiten herab gedauert hat.

Während die meisten Fürsten aus Ehrgeiz verderbliche Kriege erzeugten, hat man einigen die Stiftung der Universitäten zu verdanken, ohne welche Anstalten unser Deutschland wohl keinen Luther und Hutten, keinen Leibniz, Kant, Winkelmann, Müller, Göthe und Schiller würde erhalten haben. Unübersehbar sind die Folgen jener Stiftungen, und man wendet gerührt sein Auge zurück zu den ersten bescheidnen Anfängen, und auf die ehrwürdigen Gestalten eines Marsilius von Inghen und Matthäus Hummel! Seit dem zehnten und eilften Jahrhundert, wo die Gelehrsamkeit in vielen Klöstern einen so erfreulichen Aufschwung nahm, und bei uns ein Walafried Strabo, Herman Kontraktus, Bischof Salomon und Meister Berthold von Konstanz, ein Theoger von Sankt Georgen und Otto von Sankt Blasien mit vielen Freunden und Schülern ihr Feld bebauten, seit damals geschah mehr für die Kunst als für die Wissenschaft, und bald unterlagen beide den Stürmen erschütternder Partheiungen und Kriege. Aber während eben Deutschland in die traurigste Barbarei versank, gieng in Italien die Morgenröthe eines neuen Tages auf. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken flohen viele gelehrte Griechen in die italischen Städte und erweckten dort wieder die

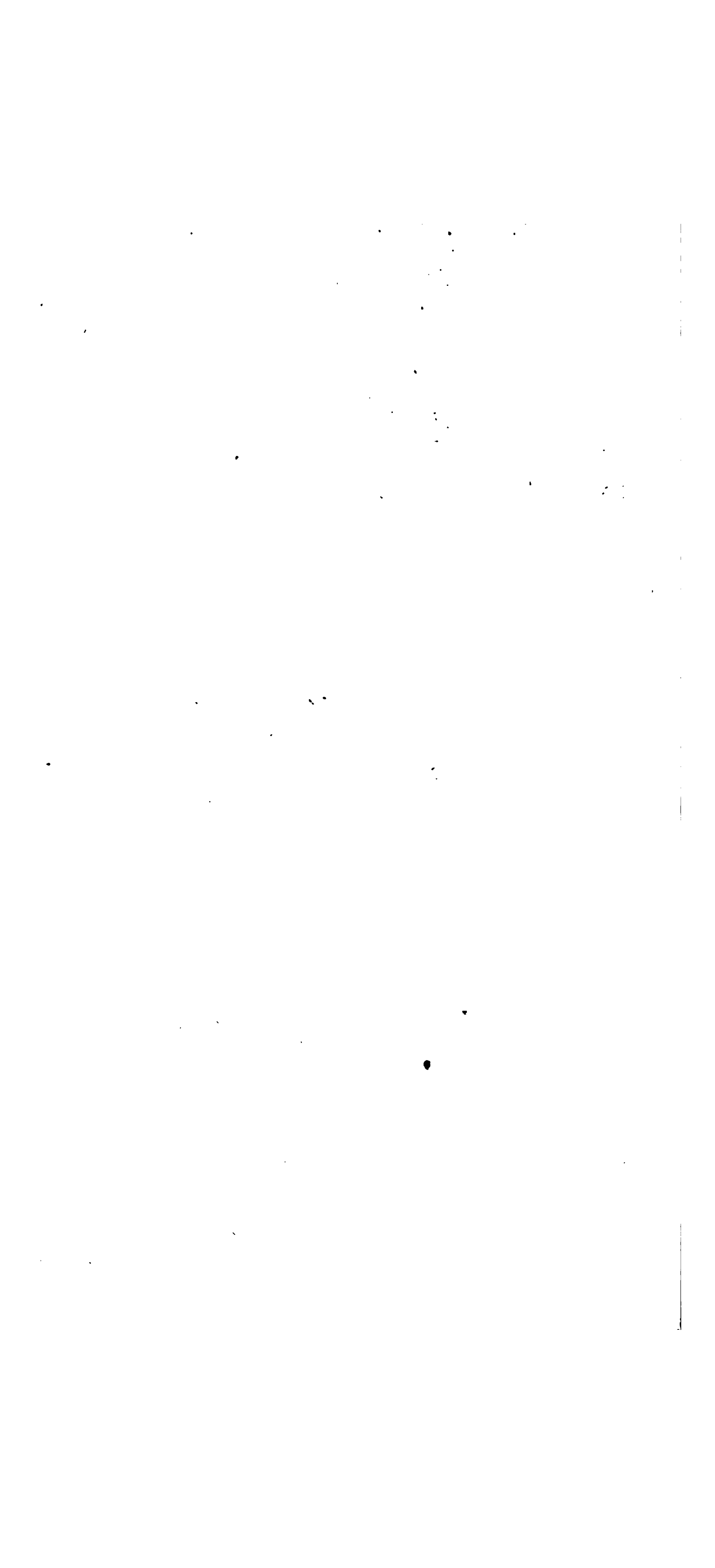
Liebe zu den großen Alten. Man verlegte sich sofort mit dem glücklichsten Eifer auf das Studium der griechischen und römischen Literatur, und aus Italien verbreitete sich dasselbe im Verlaufe des fünfzehnten Jahrhunderts auch nach Deutschland, wo Johann Reuchlin, ein geborner Badener, zuerst durch seine klassische Gelehrsamkeit hervorleuchtete. Und von dem an mußte die bisher allgemein geltende scholastische Philosophie einer humanern Weisheit mehr und mehr weichen, bis nach der Wiederherstellung der Gewissensfreiheit in der Reformation ihr Todesstoß erfolgte. Sie hatte durch die gelehrten Kämpfe ihrer verschiedenen Partheien, namentlich den Realisten und Nominalisten, unter welch' leztern weiland der heidelbergische Rektor von Inghen eines der berühmtesten Häupter war, den Verstand ungemein geschärft, aber auch zu den thörichtesten Verirrungen geführt und viele edlen Geisteskräfte darnieder gehalten; jezt erhoben sich alle freisinnigen Köpfe gegen den todten Wortkram und leiteten ihre Schüler und Anhänger auf den Weg wahrer Wissenschaftlichkeit. Der Fortgang der Wissenschaften aber gewann unermeßlich durch die Buchdruckerkunst, welche um's Jahr tausend vierhundert und fünfzig zu Mainz, in unserer Nähe erfunden worden. Bald hatten auch die übrigen Städte am Rhein, bei uns namentlich Heidelberg, Offenburg, Freiburg und Konstanz, ihre Druckereien, und diejenigen zu Basel, wo ein Pforzheimer die zweitälteste besaß, gehörte überhaupt zu den berühmtesten; zu Pforzheim selbst errichtete noch vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Anselm von Baden eine Offizin, worin Reuchlin's und Wimpfeling's erste Werke gedruckt wurden.

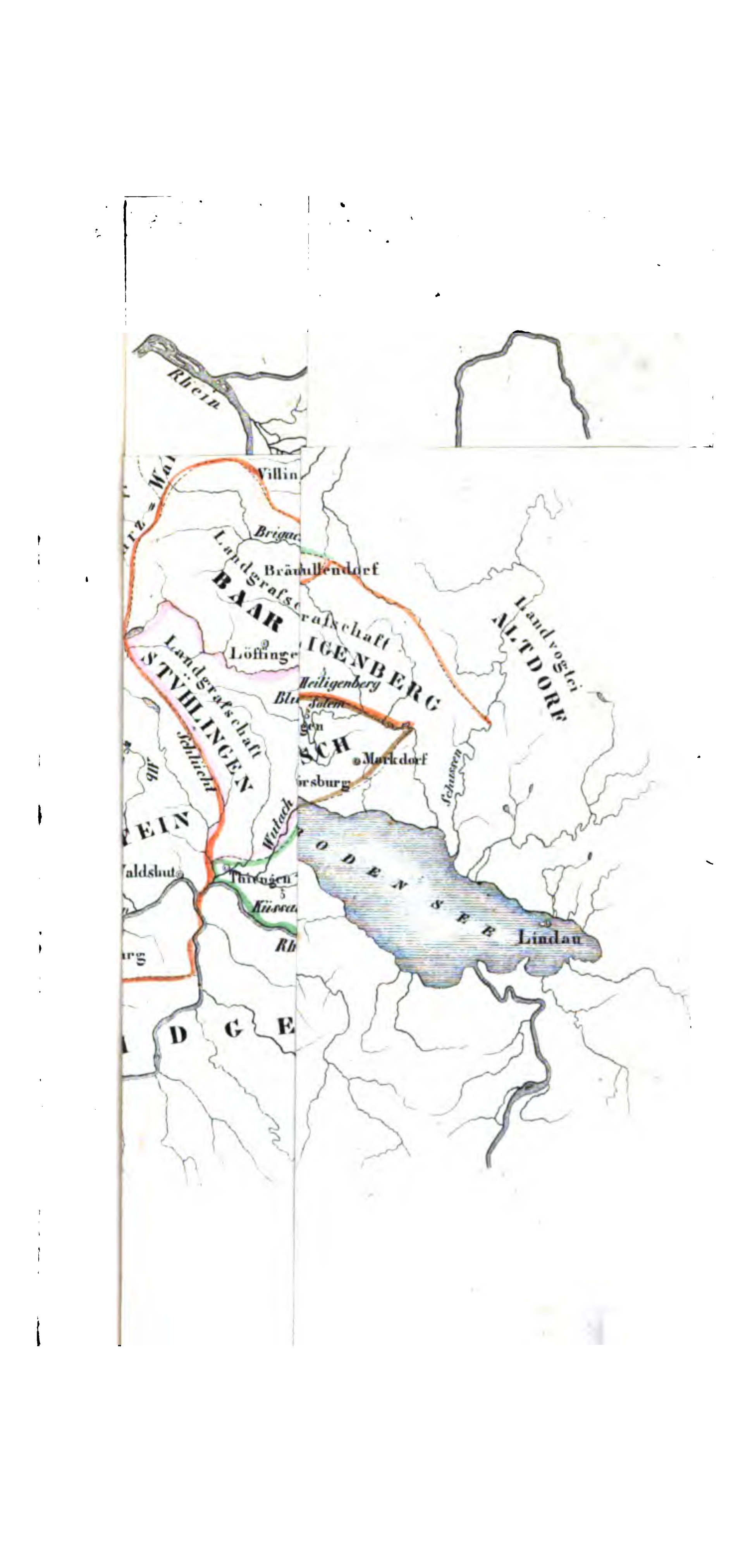
Auf dem Volke lag damals noch ein dichter Aberglaube, bald fromm und unschuldig, bald vereint mit heuchlerischer Gesinnung oder mit erhizter Schwärmerei. Um von dem Skandal zu schweigen, welches Kirchen und Klöster mit Wundern, Heiligenbildern und Reliquien trieben; so stunden häufig einzelne Betrüger auf, denen das blinde Volk gläubig zulief, um sich göttliche Gnaden zu erbeten. Aber nicht immer glückten ihnen ihre elenden Künste. Als eine Nonne zu Radolfszell, welche im Rufe der Heiligkeit stund, einst durch Vorhersagung eines Wunders an ihrem Leibe, aus der ganzen Umgegend und selbst von Konstanz eine große Menge

gläubiger und neugieriger Menschen herbei gelockt hatte, und man aber bis in die Nacht vergebens auf das Wunder gewartet hatte, gieng das Volk murrend und drohend auseinander; die vermeinte Heilige wurde eingezogen und nach gethanem Widerrufe gebührend bestraft. Doch, solche Geschichten sind ja in unserer Zeit noch möglich, und werden es bleiben, so lange man Betrüger und leichtgläubige Seelen findet. Fast unbegreiflich ist dagegen die schwärmerische Wuth, welche seit dem dreizehnten Jahrhundert nicht nur einzelne Menschen, sondern ganze Massen und Gesellschaften ergriff. Wir haben von den Geißlern gehört. Im Jahre vierzehnhundert fünfzig kam ein so gewaltiger Zug derselben nach Konstanz, daß die Bürger sich bewaffneten, um ihre Stadt zu sichern. Ja, bald nachher hatte man das unerhörte Schauspiel einer Kinderwallfahrt nach Sankt Michael in der Normandie. Die kleinen Pilgrime waren ihren Aeltern entlaufen, wo man sie nicht freiwillig gehen ließ, und konnten durch keine Gefahr und Noth von ihrem Unternehmen zurückgeschreckt werden; ein großer Theil gieng elend zu Grund, während die Andern meist in die Hände gewissenloser Seelenverkäufer geriethen. Das gemeine Volk, wie es auf seinen einschichtigen Höfen, oder in seinen Flecken und Dörfern wohnte, war durch die Erpressungen seiner Herren, durch Kriegsübel und Mißjahre fast überall erschöpft, und schmachtete unter dem Drucke wachsender Verschuldung. Dazu fieng es jetzt an, den Rest seiner politischen Freiheit vollends einzubüßen. Denn die alten Landrechte, welche hin und wieder fleißig waren gesammelt worden, verloren ihr Ansehen, da die Fürsten zu allen obern Gerichten auch römische Rechtsgelehrte zogen, welche die mühsam erlernte Wissenschaft bei jeder Gelegenheit hartnäckig suchten geltend zu machen. Ueberhaupt wurden durch die Eintheilung der Länder in Aemter und Ober-Aemter die Rechtsangelegenheiten des Volkes mehr und mehr von den Land- und Dingerichten in die Kanzleien gezogen, wo man die altdeutschen Rechtsverhältnisse unter die Titel des fremden Rechts geordnet und ihren wahren Begriff dadurch vernichtet hat.

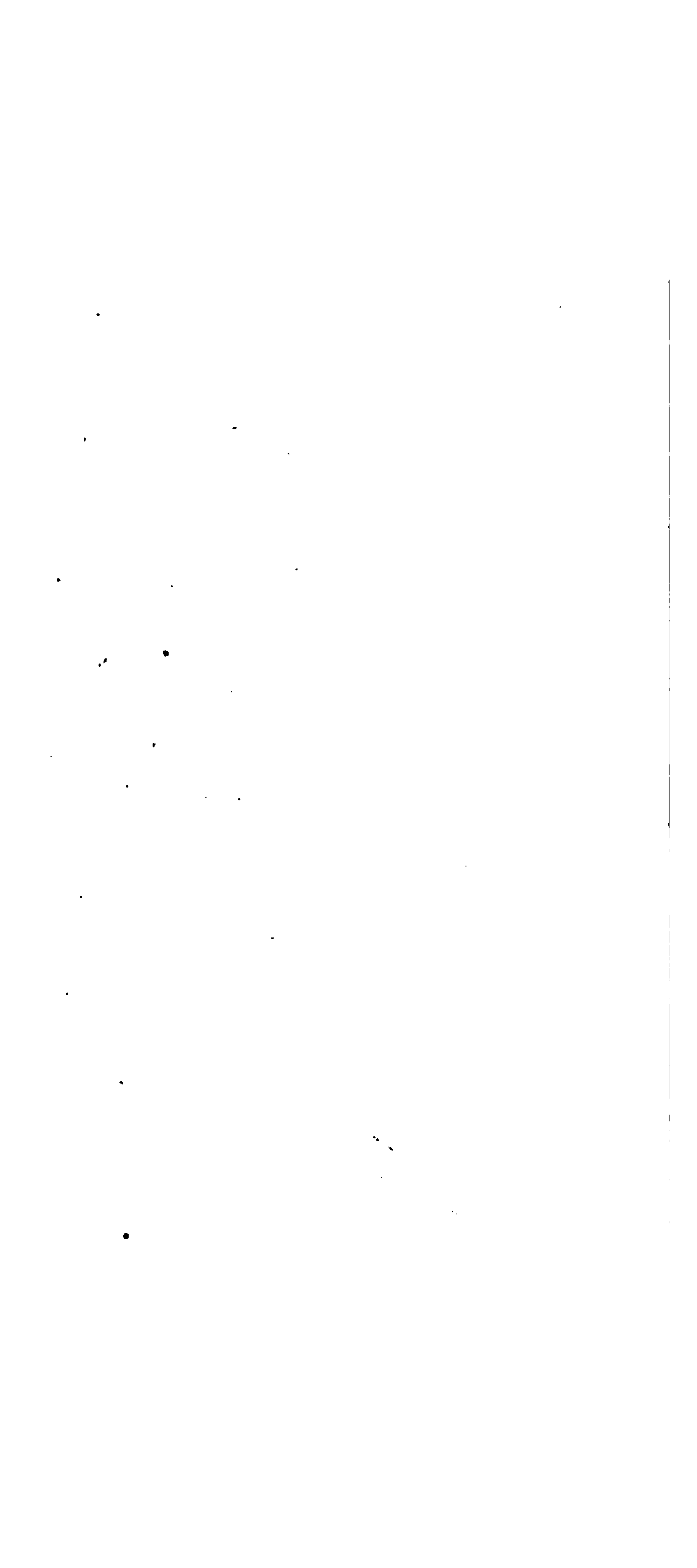
Ueber diese traurige Veränderung mag uns einiger Maßen die Ausbildung der sogenannten Landstände trösten, welche noch immer eine Spur von politischer Freiheit in der Nation erhielten.

Wir haben gesehen, wie sie in den östreichischen Vorlanden bei der Verurtheilung Hagenbachs zum erstenmal entschieden auftraten, und wie hernach die Prälaten, der Adel, die Städte und freien Bauerschaften in dem westlichen Vorderöstreich eine bleibende landständische Verfassung bildeten, nach welcher der Erzherzog auch die Verwaltung des Landes anordnete. Freilich erhielt das gemeine Volk oder der Bauernstand, von dem Wirken dieser Landstände wenig Vortheil; aber es wurde durch dieselben doch das Prinzip der Volksvertretung im Leben erhalten, welches sich in neuerer Zeit wieder zu entwickeln begonnen hat, und worauf allein unsere Hoffnung einer glücklichen Fortdauer der vaterländischen Staaten gegründet seyn kann. Möge kein Mißverständniß, keine Verblendung der Partheisucht diese Entwicklung hemmen oder die schöne Hoffnung wohl gar vereiteln!





Rhein
Villin
Brigac
Bräunlendorf
Landgrafschaft
BAAR
Löffinge
Grafschaft
IGENBERG
Heiligenberg
Salem
Markdorf
Landgrafschaft
STÜHLINGEN
Schlucht
Wutach
Alb
Waldshut
Thiengen
Kaiserst
BODENSEE
Lindau
Schussen
Landvogtei
ALTDORF
D G E



Der
badischen Landesgeschichte

Sechste Abtheilung.

Vom Eingange des sechszehnten Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden.



Der

badischen Landesgeschichte

Sechste Abtheilung.

Vom Eingange des sechszehnten Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Zustand der jezt badischen Lande am Eingange des sechszehnten Jahrhunderts.

Die Grafschaft Heiligenberg, welche den südwestlichen Theil unseres Großherzogthums bildet, stund seit hundert und zwanzig Jahren bei dem Hause Werdenberg; aber Graf Christoph war jezt der lezte Mannssprosse desselben und sah die heiligenbergische Erbschaft an seinen Tochtermann übergehen, an den Grafen Friedrich von Fürstenberg. Wir erinnern uns, wie der alte Linzgau, der das Land zwischen dem See, der Schussen, der Bergreihe hinterhalb Ueberlingen und der Gegend von Pfullendorf, beim Verfalle der Gauverfassung in die vom Hause Werdenberg erkaufte Grafschaft Heiligenberg übergieng, aber durch die selbständigen Gebiete des Bischofs von Konstanz, der Aebte von Salem und Petershausen, wie der Reichsstädte Ueberlingen und Pfullendorf, so sehr beschränkt worden war, daß sie nur noch gegen dreißig Dorfschaften enthielt. Als stiftkonstanzisch erschienen zunächst die Städte Mörsburg und Markdorf mit ihren Umgebungen, jene seit dem Erlöschen des Herzogthums Schwaben, diese seit dem Ausgange ihres eigenthümlichen Adels. Denn das mörsburgische Gemeinwesen stund mit den Nachbarstädten Buchhorn, Ravensburg, Ueberlingen und Pfullendorf in gleichem Rang, und mochte bei Errichtung der schwäbischen Reichsvogtei ebenfalls zur Reichsunmittelbarkeit gelangen, wenn nicht zufällige Umstände den Bischöfen eine zu einflußreiche Hand über die Stadt erlaubt hätten. Markdorf war nach dem Aussterben seiner Herren im Jahre dreizehnhundert vier und fünfzig vom Kaiser an das

Bisthum verliehen worden, obwohl Ritter Konrad von Homburg eine markdorfische Tochter zur Gemahlin, und also gerechten Anspruch auf das Lehen hatte. Es erhob sich daher ein Rechtsstreit, und bald aber jene erbitterte Fehde, welche dem Bischof Johann von Windeck das Leben kostete. Sechszig Jahre lang behauptete hierauf die homburgische Familie den gewaltsamen Besiz der Stadt Markdorf, bis die Bürger eine Geldnoth derselben benüzten, und nach einem Loskaufe um zehntausend Gulden sich unter Bischof Otto von Hachberg an das Hochstift ergaben. Aber ihr Wohlstand scheint dadurch nur in soferne gewonnen zu haben, als die Bischöfe, bei ihren Wahlstreitigkeiten, Händeln und Fehden stets des Geldes bedürftig, von beiden Städten unter Verschreibung vortheilhafter Nuzungen große Summen aufnahmen. Markdorf allein, obgleich es durch Feuersbrunst viel gelitten hatte, lieh ihnen während der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gegen vierzehntausend Gulden dar.

In Konstanz selbst hatten die Bischöfe mehr und mehr ihren Einfluß verloren, und die Stadt war dem Schicksale anderer Bischofssize glücklich entgangen. Sie blühte als freie Gemeine des Reiches durch Gewerbfleiß und Handel, durch den starken Zusammenfluß von Menschen bei Reichstagen, Synoden, Adels- und Städteversammlungen, welche so häufig innerhalb ihrer Mauern gehalten wurden, schnell und freudig empor. Und troz vielfacher innerer Zerwürfnisse und äußerer Unfälle durch Partheiungen und Aufruhre, Krankheiten, Feuersbrünste und Feindesnoth, ja selbst troz jenes empfindlichen Stoßes, welchen ihr das Konzilium gab, behauptete sie sich bis in das sechszehnte Jahrhundert als die vornehmste, volkreichste, bewegteste, wohlhabenste und mächtigste Stadt am Bodensee. Die Tapferkeit der konstanzischen Bürgerschaft war seit den ältesten Zeiten erprobt, denn gegen alle feindlichen Angriffe von jenen hungarischen Einfällen bis herab auf die Faustreiche des umliegenden Adels hatte dieselbe ihre Mauern immer sieghaft vertheidigt, und den Feind nicht selten blutig bestraft. Kräftig schüzte sie überall die Ihrigen, und mit ebensoviel Umsicht als Muth hielt sie auf die Bewahrung ihrer Rechte und Freiheiten. Die städtische Verfassung war vielen und heftigen Stürmen unterworfen gewesen. Wir erinnern uns

jenes Aufruhres vom Jahre dreizehnhundert und siebzig. Es galt die Durchsezung eines früher mißglückten Unternehmens der Zünfte gegen den Magistrat. Es hatte sich nämlich der Stadt-Adel alle Rathsstellen erblich angemaßt, und der gemeine Bürger fühlte zu empfindlich den Druck ihrer aristokratischen Verwaltung. Für den Augenblick siegten die Zünfte, und stürzten den adeligen Rath; aber die ganze Revolution endigte durch den Einfluß des Reichsvogtes und Kaisers mit einer harten Bestrafung der Urheber. Daher wiederholte sie sich noch zweimal, ohne jedoch einen andern Erfolg zu haben, als daß Kaiser Siegismund die Bewegungsparthei zu einer ungeheuern Geldbuße verdammen, die Zünfte bis auf zehen, und die Rathsglieder bis auf zwanzig vermindern ließ. Bei all' diesen Vorgängen hatten die edlen Geschlechter an dem Bischofe stets einen eifrigen Schirmer oder Fürsprecher gefunden, und so kam es, daß sich der Unwille und Haß der zünftischen Parthei auch besonders gegen die kirchliche Oberkeit wendete, welches später von großem Einfluße war.

Auf dem bischöflichen Stuhle hatten seit Marquard von Randeck, welcher im Jahre tausend vierhundert und acht verstarb, neun Prälaten gesessen, deren die meisten ein billiges Lob verdienen, wenn man sie mit ihren Vorgängern im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte vergleicht. Dem nächsten Nachweser Bischof Marquards, dem kriegerischen Albrecht Blarer von Wartensee, folgte Otto, der den Ruhm eines der ausgezeichnetsten Gelehrten behauptete. Er war ein Sohn Markgraf Rudolfs des Dritten von Hachberg zu Sausenberg, kam im Frühling tausend vierhundert eilf an das Bisthum, verwaltete es während des Konziliums und nachher noch einige Zeit mit vieler Thätigkeit, bis ihn die damals herrschende Sankt Valentinskrankheit zur Abdankung nöthigte, worauf er den Rest seiner Tage in klösterlicher Einsamkeit duldend verlebte. Die erledigte Stelle hatte Friedrich von Zollern eingenommen, von dem wir wissen, daß er im Jahr vierzehnhundert sechs und dreißig eine Synode seiner Geistlichkeit veranstaltete, um ihre ausgearteten Sitten zu reformiren. Dies löbliche Unternehmen mißlang ihm aber nicht nur völlig, sondern er zog sich von Seiten der Domherren dadurch Beleidigungen zu, welche den ehrwürdigen Prälaten nach Jahresfrist in das Grab

drückten. Das Kapitel wählte hierauf den konstanzischen Domprobst Heinrich, aus der altfreiherrlichen Familie von Höwen, durch Intriken geleitet und zum größten Schaden des Hochstiftes. Schon bei seinem ersten Einzug zu Konstanz ließ er sich wie ein weltlicher Fürst von fünfhundert Pferden begleiten; ebenso weltlich war seine Tafel und sein ganzer Hofstaat; auch hielt er öffentlich mehrere Beischläferinen. Ja, das Aergerniß seines Regiments war so groß, daß ihn die Bürger von Mörsburg, wo er residirte, gewaltsam vertrieben und fünf Jahre lang nicht mehr in ihre Mauern einließen. Er starb endlich im Herbste tausend vierhundert zwei und sechszig, und es folgte jezt die milde Verwaltung Burkhards von Randeck und Hermanns von Breitenlandenberg. Aber der leztere war ein hochbejahrter Greis, und mußte die Führung der Geschäfte bald einem Koadjutor übergeben, welcher sich zur Erlangung der Nachfolge ganz in die Arme des Pabstes warf. Dieser zögerte auch nicht, eine so günstige Gelegenheit der Vermehrung seines Einflusses auf die deutschen Kirchen zu benüzen. Er bestätigte den Ludwig von Freiberg nicht nur als wirklichen Koadjutor Bischof Hermanns, sondern ernannte ihn auch zum Nachweser desselben. Da nun aber die Mehrzahl des Domkapitels hierin eine Verlezung der deutschen Konkordate sah, und nach Hermanns Hinscheid ohne Berücksichtigung des Koadjutors den Grafen Otto von Sonnenberg an das Bisthum wählte, so entstund eine Spaltung desselben, welche bis zum Jahre vierzehnhundert und achtzig gedauert hat. Denn einerseits suchte der Kaiser den neugewählten Bischof zu behaupten, während anderseits der Pabst hartnäckig seinen Günstling vertheidigte. Jener erklärte offen die Schritte des leztern als eine der Anmaßungen, wodurch er suche, die Kirchenstellen in Deutschland willkürlich mit Fremden zu besezen, und den Kaiser, das heilige Reich, die deutsche Nation und ihre Bisthümer von dem alten Herkommen, von Gewohnheit und Recht zu verdrängen. Der Pabst aber berief sich auf seine Machtvollkommenheit als oberstes Haupt der christlichen Kirche, und so erblickte man in dem konstanzischen Bischofsstreit bald eine allgemeine Angelegenheit deutscher Nation. Er erhob sich auch immer heftiger. Schon war eine päbstliche Bulle erfolgt, worin Otto der bischöflichen

Würde entsezt und sein Anhang mit dem Banne bedroht wurde, und schon hatte er dagegen alle Gemeinden mit dem Interdikte belegt, welche an den von Freiberg die jährlichen Gülten und Gefälle würden abliefern. Der Zwiespalt und Unwille im Land mehrte sich von Tag zu Tag, und zu noch größerer Verwirrung des Handels ergriff auch Graf Ulrich von Wirtemberg die Parthei Ludwigs und des Pabstes. Da schrieb der Kaiser dem Grafen, welcher an dessen Ernst in dieser Angelegenheit nicht hatte glauben wollen: „Freilich ist es Uns ernst; denn so Wir des Pabstes Eingriffe zuließen, so würde dem heiligen Reich bald alle Oberkeit und Fürsehung seiner Stifte entzogen, was für die deutschen Lande ein unwiederbringlicher Schaden wäre. Solches haben auch du selbst und deine Vorfahren betrachtet, und Niemanden auf päbstliche Gnade oder Empfehlung zu kirchlichen Stellen zugelassen, sondern sie selbst besezt, ohne sich vor den Androhungen des Bannes zu fürchten. Ist dies nun durch euch in euern kleinen Händeln geschehen, warum willst du den in einer Sache, woran dem heiligen Reich so merklich und groß gelegen ist, nicht Aufsehen auf Uns haben, und dich zum Ungehorsame gegen Uns und das Reich verleiten lassen, aus Furcht vor der geistlichen Strafe, die doch in einem Handel keinen gültigen Grund haben kann, dessen Anfang den Konkordaten zwischen dem Stuhle zu Rom und den gemeinen deutschen Landen zuwider geschah." Dieses Schreiben beherzigte Graf Ulrich und entschied sich sofort für den rechtmäßig gewählten Bischof. Ludwig von Freiberg sah hiedurch seine Parthei so geschwächt, daß er die bischöfliche Würde aufgab, und eine Abtei zu erhalten suchte. Er reiste deswegen nach Rom, starb aber daselbst, und Otto von Sonnenberg verwaltete jezt ruhig sein Hirtenamt, nachdem ihn Pabst Sixtus im Jahre vierzehnhundert sieben und neunzig endlich als rechtmäßigen Bischof anerkannt hatte. „Also endigte sich, sagt der neuere Darsteller dieser Geschichte, der vieljährige Streit um den bischöflichen Siz zu Konstanz und um die Rechtsame des Kapitels, worin dieses und der Kaiser der Nachwelt ein rühmliches Beispiel hinterlassen haben, daß gegen Nationalrecht und Nationalehre fremde Eingriffe niemals bestehen dürfen

noch können, wenn jene mit Kraft und Einmüthigkeit vertheidiget werden."

Aber die Nachwehen des geschlichteten Haders dauerten noch lange. Aus der bischöflichen Kasse waren große Summen nach Rom gewandert, und die Einkünfte zersplittert worden. Bischof Hugo sah sich dadurch nicht allein genöthigt, mehrere Besizungen des Domstiftes zu verpfänden, sondern auch die Geistlichkeit seines Sprengels zu besteuern, was ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Er starb darüber und hinterließ die Ausführung seinem Nachweser, dem Domprobst Thomas Berlover, welcher Kaiser Friedrichs Kanzler und Erzherzog Maximilians Erzieher gewesen war, ein gelehrter, einfacher und überaus sparsamer Herr. Diesem Bischofe gelang es endlich, die konstanzische Geistlichkeit durch Verwendung des Herzogs von Wirtemberg und des schwäbischen Bundes zur Entrichtung des zwanzigsten Pfennings von ihrem Einkommen zu vermögen. Leider verschied er schon im Frühlinge tausend vierhundert sechs und neunzig nach einer kaum fünfjährigen Verwaltung. Doch aber, zum Glück traf jezt die einhellige Wahl den Domdechanten Hugo von Hohenlandenberg; denn dieser Herr schien nicht unaufgeklärt, und zeigte in Wiederherstellung der bischöflichen Kammer einen thätigen Eifer. Er würde in ruhigern Tagen das Bisthum mit unzweideutigem Ruhme verwaltet haben; allein die Stürme der Kirchentrennung warfen ihn plözlich aus seiner löblich betretenen Bahn.

Das Reichsstift Petershausen hatte seit seiner Gründung unter sieben und dreißig Vorstehern mit mehr und mehr sinkendem Glücke bestanden, als es durch Abt Martin Bruleins nachlässige Verwaltung so völlig in Zerfall gerieth, daß die Mönche im Jahre vierzehnhundert fünf und neunzig auswandern mußten. Nur der einzige Johannes Merk von Lindau blieb zurück, welchem hernach die äbtliche Würde übertragen ward, und dessen Bemühungen es gelang, das Gotteshaus wieder herzustellen. Bei besserem Zustande erhielt sich die Reichsabtei Salem, deren ansehnlicher Güterbesiz auch in den schlimmsten Zeiten der vorigen Jahrhunderte wenig war geschmälert worden. Aber das ehemals so herrliche Reichenau befand sich noch immer am Rande seines Unterganges, bis im folgenden Jahrhundert sich die Bischöfe von

Konstanz der Abtei bemächtigten. Auf jenen Abt Werner von Roseneck waren Graf Friedrich von Zollern und Heinrich von Hornberg in der Vorsteherwürde gefolgt, worauf dieselbe im Jahre vierzehnhundert ein und neunzig an Martin von Krenkingen gedieh, einen friedlichen und nicht ungelehrten Herrn, unter welchem die Kapellan Ohem eine ausführliche Chronik seines uralten Stiftes verfaßte. Martin starb im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts als der lezte Sprößling seines Geschlechtes, aber wohl ohne zu ahnen, daß er auch zu Reichenau nur noch einen Nachfolger haben werde!

Zwischen der Grafschaft Heiligenberg, den Klostergebieten von Salem und Petershausen, und zum Theil von denselben durchschnitten, lagen die Territorien der Reichsstädte Ueberlingen und Pfullendorf, in Gegenden von sehr verschiedener Beschaffenheit. Und wie das Gestade des Ueberlinger Sees gegen die einförmige Pfullendorfer Hochebene absticht, so übertraf auch das überlingische Gemeinwesen seine Schwesterstadt bei weitem an Macht, Wohlstand und Einfluß. Man kann sagen, Ueberlingen war im fünfzehnten Jahrhundert eine der angesehensten Reichsstädte in Schwaben. Nachdem sie das Lehen des städtischen Ammann-Amtes an sich gekauft und von Kaiser Siegmund das Recht erlangt hatte, selbst ihre Statuten zu verfassen, führte der freiheitliche Geist derselben eine schnelle Blühte des gemeinen Wesens herbei, welche durch Gewerbsamkeit und Handel, wie durch die mannigfaltigen Verbindungen und Berührungen mit den übrigen Seestädten mehr und mehr gehoben wurde. Ueberlingen besaß von altersher mehrere Klöster und Kirchen, eine große Badeanstalt und ein berühmtes Spital, dessen Dörfer und Höfe gegen fünfzigtausend Gulden jährlicher Einkünfte trugen. Die Verfassung der Stadt gestattete den Zünften einen großen Antheil an der oberkeitlichen Gewalt. Man zählte deren sieben, und aus jeder bildeten zwei Meister mit zwei Räthen vom Adel und den beiden Bürgermeistern nebst einem Syndikus den kleinen Rath, welcher über Tod und Leben richtete. Den großen Rath aber bildeten die sogenannten acht und achtzig Eilfer, oder eilf Ausschußmänner von jeder Zunft, und die sämmtlichen Zunftmeister unter dem Vorsize des Stadtammanns entschieden als niederes Gericht über die ge-

ringern Rechtshändel. Die zahlreichen städtischen Verwaltungsstellen waren größtentheils bei den Gliedern des kleinen Rathes, an welchen sämmtlich von denselben und vom niedern Stadtgericht eine Appellation gestattet war, wie von ihm selbst wieder eine an die Städte Freiburg, Rothweil und Ravensburg. Aber die wachsende Bevölkerung bei so viel Wohlstand, so regem Treiben und Verkehr mit Fremden mußte die Sitten allmälig abschleifen und lau machen. Es geschahen besonders in der Liebe solche Ausschweifungen, daß der Rath für die Sicherung der Familienruhe kein anderes Mittel wußte, als das aufgehobene Nonnenkloster „zur Sammlung“ in ein offenes oder „gemeines Frauenhaus“ zu verwandeln!

Zu Pfullendorf war wie zu Ueberlingen das Amt des Stadt-Amanns anfangs gewissen adeligen Geschlechtern verpfändet gewesen, aber im Jahre vierzehnhundert und fünfzehn von demselben Kaiser Siegismund nebst dem Blutbanne an das gemeine Wesen verkauft worden. Auch hatte die Stadt schon früher ihre Privilegien mit der Freiheit vermehrt, Geächtete und Verbannte aufzunehmen und vor kein auswärtiges Gericht gezogen zu werden, wozu sie von Friedrich dem Dritten das Recht erwarb, an ihren Thoren einen Waarenzoll zu erheben. Ihre einzige Verbindlichkeit gegen den Kaiser bestund also noch in der allgemeinen Reichssteuer, und die Verhältnisse mit ihren Nachbaren ordnete und sicherte sie durch mehrfache Verträge; das Stadtgebiet wurde vermehrt durch einige Güterkäufe, und im Inneren geschahen Stiftungen zu frommen Zwecken. Endlich sicherte sie auch ihr politisches Daseyn überhaupt durch den Beitritt zur Gesellschaft vom Sankt Georgen-Schild; denn aus der Vereinigung der übrigen Gesellschaften des schwäbischen Adels mit diesem berühmten Rittervereine entstund der große schwäbische Bund, welchem auch die Reichsstädte und reichsfreien Klöster beitraten, und durch dessen Verband die Reichsunmittelbarkeit der schwäbischen Stände während der vielen Stürme und Veränderungen seit dem Ausgange des Herzogthumes Schwaben glücklich erhalten wurde.

Für das älteste Glied der Gesellschaft vom Sankt Georgen-Schild hielt sich die Ritterschaft am Bodensee, namentlich die heganische, welche immer stolz darauf war, daß ein Ritter

aus dem Hegau ihn zunächst veranlaßt habe. Jener Hans von Bodmann nämlich, den wir unter dem Namen des Landstürzers kennen lernten, soll auf einem Türkenzug den Böhmen das Sankt Georgs-Banner entrissen, dasselbe als das uralte Feldzeichen der Schwaben behauptet, und bei dem darüber entstandenen Streit seine Landsleute gegen den böhmischen Adel vereinigt haben, worauf die schwäbische Ritterschaft für bleibend die Vereinigung vom Schilde des heiligen Georg genannt worden sey. Wirklich zählt man unter den Mitgliedern derselben schon im Jahre dreizehnhundert und neunzig die Grafen von Montfort und Werdenberg, von Nellenburg, Fürstenberg und Sulz, die Freiherren von Roseneck, Zimmern, Thengen und Lupfen, nebst den Rittern von Bodmann, Klingenberg, Hohenfels, Homburg, Möckingen und Randenburg. Der Anschluß aber der übrigen Rittervereine an die Gesellschaft betrieb hauptsächlich Kaiser Friedrich der Dritte, um eine politische und militärische Macht zu gründen, welche im Stand wäre, den aufstrebenden Reichsfürsten das Gleichgewicht zu halten. Und der schwäbische Adel reichte bereitwillig genug seine Hand zu dieser Vereinigung, da er darin eine Bürgschaft für die Erhaltung seiner Selbstständigkeit sah, welche von den benachbarten fürstlichen Häusern mehr und mehr bedroht wurde. Nach bewerkstelligter Aufrichtung des gemeinen Bundes schwäbischer Ritterschaft wurde das betreffende Land sofort in vier Kantone eingetheilt, worunter die Ritterschaft im Hegau und Allgau den ersten bildete. Seine Grenzen zogen sich vom Randenberg bei Schaffhausen am Rhein und Seegestaade hinauf bis Lindau, von dort über das Gebirg an die Iller und mit dieser abwärts bis Markstetten, alsdann über Buchau und Herbertingen an die Donau, und mit ihr aufwärts bis wieder zum Randen. Das zweite Ritterviertel erstreckte sich von der nördlichen Grenze des ersten, und von der Lauchart längs der schwäbischen Alp, hinaus über Göppingen bis nach Weißenstein, und von da über das Ries an die Brenz und Donau. Zwischen der schwäbischen Alp, dem Neckar u. Schwarzwald, der Markgrafschaft Baden und dem Kraichgau bis gegen Wimpfen lag das dritte Viertel, und das vierte nordöstlich davon, zwischen dem Kocher und der Brenz bis hinaus an die Altmühl. Die Verfassung des Bundes war ziemlich einfach; eine Anzahl

von Räthen und Syndiks mit dem obersten Hauptmann bildeten das Direktorium, welches alle den Bund berührenden Rechtshändel entschied, die Bundessteuer ansezte, ungehorsame Mitglieder strafen ließ, Verschwendern oder Wahnsinnigen einen Kurator verordnete, die Wittwen und Waisen bevormundete, und Bündnisse eingieng. Ueber Sachen der höhern Gerichtsbarkeit mußte der Kaiser in Kenntniß gesezt werden. Die Kriegsmacht bestund in nicht weniger als zehntausend Mann zu Fuß und tausend zu Pferd, wodurch der Bund einen großen Einfluß behauptete. Und nahe war es daran, daß er sich auch Siz und Stimme auf dem Reichstag errang. Schon hatte man wiederholt die Abgeordneten des Kantons Hegau dahin berufen; aber für die Folge unterblieb solches, und die Ritterschaft bemühte sich umsonst, ein daurendes Recht auf jene Berufungen zu gründen. Die Mitglieder des Bundes zerfielen in drei Klassen, in die Prälaten, in die Grafen und Freiherren, und in die Ritter und Knechte, wozu auch die Städte gehörten. Der Richtsadel überhaupt erschien in sehr verschiedenen Verhältnissen; hier die Trümmer der alten Reichsdynasten und dort die Nachkommen ehemaliger Dienstmänner! Denn ein Theil des niedern Adels war beim Entstehen der Landeshoheit von den großen Landherren, wie bei uns von den Fürsten der Häuser Oestreich, Baden und Pfalz, abhängig oder landsäßig gemacht worden, während ein anderer sich glücklich zum Stande der Reichsritter emporschwang, und wenn auch lehenpflichtig oder bei Landtagen anwesend, doch vom erstern sich wesentlich dadurch unterschied, daß er keinem Landesherrn huldigte. Und so war denn aus dem Adel, den freien Klöstern und Städten der vier Lande in Schwaben, Franken, am Rheinstrom und im Elsaß eine eigenthümliche Republik hervorgegangen, mitten auf dem Boden des deutschen Wahlreiches.

In dem alten Hegau hatten sich die Landgrafschaft Nellenburg, die Herrschaften Hohenhöwen, Thengen, Blumenfeld und andere Gebiete als eigne Dynastien abgesondert. Wie jene erste nach dem Ausgange der Familie weiland Graf Eberhards durch die Erbtochter Anna an das Haus Thengen gedieh, ist erwähnt worden. Der Sohn aber Anna's, Graf Johann, von einer großen Schuldenlast gedrückt, verkaufte die Landgrafschaft im Jahre vierzehnhundert

fünf und sechszig an Erzherzog Siegmund von Oestreich, und seine Kinder saßen hierauf zu Thengen, bis diese Herrschaft nach weniger als sechszig Jahren ebenfalls an das Erzhaus übergieng. Die nellenburgische Hauptstadt Stockach, wo der Mahlort des kaiserlichen Landgerichts im Hegau und Madach war, hatte das Schicksal aller vorderöstreichischen Städte, wenn sie den Herzogen ausser dem berühmten Narrengerichte, auch schon den Zoll, das Weg- und Umgeld verdankte. Die Herrschaft Blumenfeld war inzwischen von den Herren von Klingenberg an den Deutschorden verkauft worden, welcher die Komthurei Mainau mit dem östlichen Viertel der Erdzunge zwischen dem Ueberlinger und Zeller See besaß. Auf der Burg Hohenhöwen saß im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Herr Peter, der mit einer Tochter vom Hause Krenkingen den Heinrich von Höwen zeugte, jenen berüchtigten Bischof zu Konstanz, der als der lezte Sprößling seines Geschlechtes im Jahre vierzehnhundert zwei und sechszig verstarb. Die Herrschaft Höwen, wozu die drei Schlösser dieses Namens und die Stadt Engen mit mehreren Dorfschaften bis hinab an die Donau gehörten, war lange vorher schon an das Haus Oestreich und von diesem an die Grafen von Lupfen verpfändet worden.

Zwischen diesen Herrschaften und dem stiftkonstanzischen Gebiete am Untersee lagen noch mannigfach zerstreut die Besizungen der hegauischen Ritterschaft, einiger benachbarten Klöster und der Stadt Radolfszell. Seit das radolfszellische Gemeinwesen durch die Acht Herzog Friedrichs von Oestreich zur Reichsfreiheit gelangt und von König Siegmund darin bestätigt worden war, hatte es dieselbe keine vierzig Jahre genossen, als es Kaiser Friedrich der Dritte durch Aufforderungen und Unterhandlungen dahin brachte, daß die Stadt sich für die Rückkehr an das Erzhaus bereit erwies. Im Frühlinge tausend vierhundert vier und fünfzig erschien Herzog Albrecht zu Radolfszell, um die Huldigung der Bürgerschaft persönlich einzunehmen. Er gewährte ihr dabei einige Vergünstigungen; anstatt des Reichsvogtes sollte sie hinfort einen Untervogt aus ihrer Mitte selbst wählen dürfen; die Ausübung der hohen und niedern Gerichtsbarkeit wurde ihr völlig überlassen, damit sie die fallenden Bußgelder auf den Stadtbau verwenden könne; endlich sollte sie auch die Befugniß haben, im Falle einer



Beeinträchtigung durch die Herrschaft von Oestreich, um fremden Schuz zu werben und Bündnisse zu suchen. Diese Freiheiten bestätigte hierauf Kaiser Friedrich und vermehrte sie mit dem Rechte der Bürgerschaft, sich ihre Vorsteher, den Rath und die städtischen Diener selbst zu sezen, wodurch die Stadt unmittelbar unter den östreichischen Landvogt zu stehen kam. Die radolfszellische Verfassung enthielt wegen der besondern Umstände, worunter das kleine Gemeinwesen zuerst als reichenauisches Gut, hernach als Besizthum des Hauses Oestreich, dann als Reichs- und endlich wieder als östreichische Landstadt herangewachsen war, eine Mischung sehr verschiedener Verhältnisse. Die Oberkeit bildete ein kleiner und großer alljährlich wählbarer Rath; der leztere bestund aus vierzig Mitgliedern und konnte im Nothfall bis auf hundert verstärkt werden. An der Spize des Rathes aber stund ein Bürgermeister, der beim Antritt seines Amtes schwören mußte, „gemeiner Stadt und Bürgerschaft Nuz und Frommen zu fördern, über Arm und Reich ohne Unterschied gerecht zu richten, Wittwen und Waisen zu schirmen, die städtischen Freiheiten und Privilegien zu handhaben, die Zünfte bei ihren Gewohnheiten und Rechten zu belassen, sofern es nach Ehr und Gewissen geschehen möge, und die vorliegenden Geschäfte in gebührlicher Frist zu erledigen." Die Räthe dagegen schwuren, „den Rathsversammlungen fleißig beizuwohnen und sich bei Strafe der Entsezung und Ehrlosigkeit keiner Bestechung oder Partheilichkeit schuldig zu machen." In Kriegsfällen war der Bürgermeister oberster Hauptmann und führte das Stadtbanner, um welches sich beim Ruf der Sturmglocke die wehrhafte Bürgerschaft, jede Zunft unter ihrem Meister und Banner versammelte. Es galt als herkömmliches Gesez, daß wer die Fahne feig verließ, mit dem Leben bestraft wurde, oder wer sich des Ungehorsams schuldig machte und es mit Geld nicht büßen konnte, die Hand verlor. Daheim war jede Zunft für die Feierabend- und Festzeiten auf ihre besondere Trinkstube gewiesen, wo eine strenge Ordnung beobachtet werden sollte. Die Zünfte überhaupt hatten wie anderwärts ihre eigenthümlichen Sazungen, die Rebleute, Mezger, Bäcker und Wirthe ihre besondern Vorschriften; Tag- und Fuhrlöhne waren genau bestimmt, und wer bei der Steueraufnahme sein Vermögen zu gering angab, wurde als meineidig bestraft. Die gewöhnliche Strafe

bestund in der Verbannung, und jeder Verbannte mußte schwören, an der Stadt keine Rache zu suchen. Klagte einer den andern an, ohne es beweisen zu können, so trug er selbst die Strafe. Auswärtige durften nur klagen nach Hinterlegung einer Kaution, und sie verloren dieselbe nicht allein, wenn die Beweise mangelten, sondern mußten überdies dem Beklagten als Entschädigung eine gleiche Summe bezahlen. Der Einheimische genoß überhaupt gegen den Fremden ein großes Vorrecht; Nachts zum Beispiel konnte er ihn tödten, und sich alsdann durch einen Eid vom Verdachte reinigen; sonst büßte man einen Todschlag wieder mit dem Leben, und nur in besondern Fällen mit bloser Verbannung.

Zur Aufrechthaltung der Ehrbarkeit und guten Sitten hatte der Rath verschiedene Ordnungen angesezt. So hieß es unter anderm in Beziehung auf die bei Kindstaufen damals besonders übliche Schwelgerei: „Wer es sey, der unser Bürger oder in unserer Stadt wohnhaft ist, der dem andern ein Kind aus der Taufe hebt, derselbe soll seinen Gevatter nicht zu Haus laden, sondern ihm allein helfen schenken aus der Stube, worin der Gevatter Geselle ist, mit einem Mahle und mit einer schlechten Tagürte. Wer das überfährt, büßet der Stadt acht Schilling-Pfennig.“ Gegen Rauferei, Feldfrevel, Verführung und Betrug bestunden strenge Verbote, und man hatte ein besonderes Buch zu Radolfszell, worein alle Bürger verzeichnet wurden, welche sich einer gesezlichen Strafe schuldig gemacht. Dies alles war nöthig, um die heftig aufbrausende, oft rohe und gemeine Leidenschaftlichkeit der damaligen Menschen zu beschränken und die bürgerliche Gesellschaft in den Schranken der Ordnung und Sittlichkeit zu erhalten. Anderseits bewies man aber auch eine große Genügsamkeit, und die Radolfszeller vergaßen über der Erwerbung eines soliden Vermögens so sehr ihre Außenseite, das der Rath aufs ernstlichste verordnen mußte, die Häuser mit Ziegeln zu decken, und die Wände, wo sie nicht von Stein waren, doch wenigstens mit Mörtel oder Lehm zu bewerfen!

Im Norden der Landgrafschaft Nellenburg, wo der alte Eritgau sich ausdehnte, gehörte die Herrschaft Möskirch noch immer der Familie von Zimmern; im Südwesten aber trennte sie das Gebiet der Stadt Schafhausen und die Mundat auf dem Randen von

der Grafschaft Sulz. Wie die Landgrafschaft Kleckgau nach dem Ausgange des Hauses von Habsburg-Laufenburg an die Grafen von Sulz gedieh, haben wir gesehen. Diese Grafen aber, wie die Familie von Zollern und Hohenberg, waren wohl ein Zweig vom Geschlechte jenes rhätischen Grafen Burkhard, durch dessen Gewaltschritte und Intriken die zähringischen Ahnen aus der Grafschaft der Baar und aus dem Herzogthum Schwaben verdrängt worden sind. Denn auf das sulzische Geschlecht vererbten ja die gräflichen Rechte über die obere Baar, und in solcher Eigenschaft gebührte ihnen auch der Vorsiz am Hofgerichte zu Rothweil, welches nur eine Uebersezung des alten schwäbischen Landtags und Landgerichts auf dem Königsstuhle bei Ulm war. Das rothweilische Hofrichter-Amt übte die Familie aber als erbliche Würde noch forwährend aus, nachdem sie die baarische Grafschaft schon längst in die Hand des Hauses Fürstenberg übergeben hatte. Ihr Wohlstand und Glanz war indessen ziemlich gesunken, als Graf Herrmann, jener am östreichischen Hof so beliebte Landvogt im Breisgau und Elsaß, durch sein persönliches Ansehen und die Heirath seines Sohnes mit der habsburg-laufenburgischen Erbtochter, die sulzischen Familienverhältnisse wieder in erneuerten Flor brachte. Die Nachkommen Graf Rudolfs erwarben sich von dem kleckgauischen Adel zahlreiche Güter, und im Jahre vierzehnhundert zwei und achtzig von dem Hochstifte Konstanz die Pfandschaft der Stadt Thiengen und des Hochschlosses Küssaberg. Von dem an wurde Thiengen zum Kleckgau gerechnet und galt als dessen Hauptstadt bis in die neuste Zeit. Noch immer bestand das kleckgauische Landgericht, aber es verlor sein Gewicht durch die gräfliche Kanzlei und andere Umstände. Ein Landvogt war der oberste Beamte der Grafschaft und übte seine Gewalt mit stolzer Härte gegen den armen Unterthan, während die Grafen selbst ihren Fehden und Vergnügungen nachzogen. Wir haben gesehen, wie sie gegen Rheinau gewüthet, wie sie bei Balm und Eglisau offenen Straßenraub geübt, und dadurch die Rache der eidgenössischen Waffen über ihr Ländchen gebracht. War es den Kleckgauern zu verargen, wenn sie unter solchen Herren sehnsüchtig nach der Freiheit ihrer schweizerischen Nachbaren hinüberblickten? Die erweckte Unzufriedenheit wurde endlich so laut, daß die Grafen in Zürich

ein Burgrecht nahmen, sowohl für ihr Haus als ihre Unterthanen, um denselben einen Schuz wider die eigne Willkür zu gewähren. Aber je vertrauensvoller das kleckgauische Volk diese Gewährleistung empfieng, desto tiefer drang der geheime Haß seiner Herrschaft nicht nur gegen die Eidgenossen, sondern selbst jezt gegen die ihr zugewandte Landschaft. Es ist erzählt worden, wie Graf Rudolf im neuen Schweizerkriege durch seine Treulosigkeit den Untergang der Stadt Thiengen herbeiführte. Und während man nach dem Schlage bei Dornach am Frieden arbeitete, ließ derselbe Herr den Klekgau von sechshundert Söldlingen durchziehen und die eignen Unterthanen schonungslos niedermezeln, weil sie treuer als er an dem zürchischen Burgrechte gehalten, und sich gegen seine Verlezung desselben empöret hatten!

Eine ähnliche Stimmung herrschte unter den stühlingischen und hauensteinischen Nachbaren der Kleckgauer. Graf Johann von Lupfen, jener große Beförderer seines Hauses, hatte vier Söhne hinterlassen, welche gemeinschaftlich das väterliche Erbe verwalteten, und von denen wir den jüngsten im alten Schweizerkrieg und während der burgundischen Pfandschaft als den würdigen Freund Herrn Bilgeris von Heudorf haben kennen gelernt. Nach dem Tode des ältesten vermehrten die übrigen Brüder ihr Besizthum durch den Ankauf des Wutachthales und der Herrschaft Bondorf, welche bei dem kinderlosen Abgange all' seiner Oheime, im Jahr vierzehnhundert vier und neunzig mit der stühlingischen Landgrafschaft an Siegmunds gleichnamigen Erstgebornen vererbte, während dessen zweiter Sohn Heinrich die Herrschaft Höwen erhielt. Der junge Graf Siegmund entwickelte schöne Eigenschaften; er war ein Liebling Kaiser Maximilians, wurde sein Rath und Landvogt in den Vorlanden, und mochte für die grossen Geschäfte brauchbar genug erscheinen. Aber seine Heirath mit einer Tochter vom Hause Montfort machte ihn unglücklich! Denn dieses stolze und herrschsüchtige Weib brachte ihrem Gemahle nicht nur keine Kinder, sondern entzweite auch seine Unterthanen mit ihm, da eine prächtige Hofhaltung die Last stets wachsender Steuern und Dienste auf ihren Rücken wälzte.

Im untern Albgau war es die Abtei Sankt Blasien, welche im Volke den Stoff des Unwillens unterhielt. Wir wissen, daß

die Bewohner der Grafschaft Hauenstein östreichische Unterthanen und größtentheils an jenes Gotteshaus oder an das Frauenstift zu Säckingen zinspflichtig waren. Aber es lebte noch eine dunkle Erinnerung ehemaliger Freiheit in den Gemüthern, und das kleine Land besaß eine Verfassung, welche das Gefühl der Selbstständigkeit erwecken und nähren mußte. Seit uralter Zeit hatten die hauensteinischen Gemeinden in allen wichtigen Dingen nachbarlich zusammengehalten; aber während der Acht Herzog Friedrichs von Oestreich war das Band dieser Vereinigung sehr geschwächt worden, daher trat im Herbste tausend vierhundert drei und dreißig das Volk wieder zusammen und machte folgenden neuen Bundesbrief: „Wir, die Einungsmeister und das ganze Land vor und hinter Hag, mitsammt den Thälern Todtnau und Schönau, thun kund und zu wissen: da jeweils eine Gewohnheit und altes Herkommen bei uns gewesen, in allen Dingen einig zusammen zu halten, und wir uns aber seit Kurzem her in etlichen Stücken und Handlungen von einander gesondert, woraus viele Unfälle und Gebrechen für uns und das Land entstanden sind, so haben wir uns neuerdings vereint, verpflichtet und verbunden, daß Alle auf dem Wald hinfür in allen Sachen mit Thun und mit Lassen, sonderlich in Kriegen und Feindschaften, eins zusammen seyn und gehören wollen, wie vorher. Keiner soll sich vom Andern ziehen, sondern Alle sollen einander helfen in Frieden und Unfrieden gegen männiglich, so sich wider uns sezet oder uns angreift. Die auf dem Walde sollen Volkes gegen den Feind stellen drei Theile, Todtnau und Schönau den vierten Theil; alles jedoch ohne Abbruch der Rechte des Hauses Oestreich und der Abtei Sankt Blasien.“ Die innere Einrichtung dieses Bundes entsprach ganz dem einfachen und klaren Sinne des hauensteinischen Bergvolkes. Das Ländchen war in acht kleinere Einungen getheilt, welche nach ihren Hauptorten Dogern, Hächenschwand, Wolpatingen, Birdorf, Gerweil, Rickenbach, Hochsal und Murg benannt wurden; im Norden gränzte es ostwärts an den sanktblasischen Zwing und Bann, und westlich an die zugewandten Thäler oder Vogteien Todtmoos, Todtnau und Schönau. Jede Einung hatte ihren besondern Meister und ein Redmann führte die oberste Leitung des Bundes. Durch diese Verfassung kam Ordnung, Sicherheit, Freiheitsgefühl und Wohl-

stand in das kleine Volk, welches noch als Beweise seiner einstigen Unabhängigkeit das Recht der freien Jagd und Fischerei besaß. Aber auch einen gefährlichen Feind sah es zunächst in dem Stifte Sankt Blasien, und seine Kämpfe mit demselben sind so alt, als die Einung selbst. Denn unaufhörlich sprachen die Aebte diese und jene Befugniß, dies und jenes Besitzthum an, und so ergab sich eine Reihe von Prozessen, wobei das Gotteshaus unter dem bereitwilligen Vorschube der östreichischen Regierung fast immer gewann. Gleichwohl hatte das Haus Oestreich keine treuern Unterthanen, als die „acht Mannen“ im Hauenstein, bis ihnen endlich das gehäufte Maß der Mißhandlungen die Augen öffnete und eine geheime Sympathie erzeugte mit dem freien Landvolke jenseits des Rheines!

Die Abtei Sankt Blasien, einst das einzige Licht dieser Gegenden, ein Siz der Wissenschaft und Frömmigkeit, ja unter viel' hundert Klöstern eines der ersten, war seit langem auf nichts mehr bedacht, als die Masse seines irdischen Besizes zu vermehren. Längst hatte sich auch keiner der Mönche mehr ausgezeichnet, und unter den Vorstehern nur Eberhard von Reischach durch seine Liebe der Pracht. Die Unwürdigkeit dieses Zustandes fühlte später selbst Abt Kaspar, welcher eine ausführliche Geschichte von Sankt Blasien verfaßte, worin es heißt: „Die frommen Stifter haben ihr Hab' und Gut ihren Weibern und Kindern entzogen und die Gottesdienste, Lehr' und Zucht damit geöffnet. Hätten sie aber gewußt, daß es sollte gebraucht werden, wie wir dasselbe zu unsern Zeiten gebrauchen, sie würden es ohne Zweifel selbst behalten haben. Denn wie man jezo sieht und weißt, so sind die löblichen Gestifte übel abgegangen, und Niemand gibt darin mehr Acht auf Gottesdienst, Lehr' und Zucht, sondern welcher eines inhat, der gedenkt weder des Stifters oder wo es herkomme, noch warum es gegeben sey; jeglicher trachtet nur, sein Leben vollauf und prächtig damit zu vertreiben.“ Ueberall herrschte auch in den Hütten der Gotteshausleute große Unzufriedenheit und viele fanden es unter dem Krummstabe nicht mehr erträglich; sie zogen in die benachbarten Städte, wo man sie gerne aufnahm, besonders nach Waldshut, und die von den Erzherzogen erwirkten Verbote solcher Abzüger hinderten deren so wenige, daß die Aebte endlich zu einem

Vertrage mit der Stadt genöthigt waren, worauf sie bald selbst auch ein Burgrecht bei ihr nahmen.

Das waldshutische Gemeinwesen sehen wir seit Gründung des Fürstenthums Vorderöstreich durch vielfältigen Zusammenfluß von Menschen bei Versammlungen des benachbarten Adels, benachbarter Städte und Landschaften, ein neues Leben gewinnen. Die Bürgerschaft war ungemein eifrig für das Haus Oestreich und hatte diese Gesinnung während der Acht Herzog Friedrichs, wie im alten und neuen Schweizerkriege auf's rühmlichste veroffenbart. Es wohnten mehrere edle Geschlechter in der Stadt, welche auch am Rathe die Vorhand behaupteten, der übrigen Einwohnerschaft jedoch zu oft schlimmem Beispiele gereichten; denn ihr Aufwand war prächtig, ihre Wirthschaft aber nachläßig, so daß einige bald verarmten und ihre Güter an reiche Bürger veräußern mußten. Die Abnahme der alten bürgerlichen Sittenstrenge hatte sich nach dem burgundischen Krieg immer deutlicher gezeigt, und wenig erfolgreich waren die Verbote einer Oberkeit, woraus man wiederholt Mitglieder verstieß, weil sie unmännlich „aus dem Rath gesprochen“, oder „vor der Rathsstube an der Thüre gelost“, oder mit gezücktem Degen einen Widersacher angerannt hatten! Aehnliche Verhältnisse und ein ähnlicher Geist mochten auch in den übrigen Waldstädten herrschend seyn, namentlich zu Säckingen, wo die Ausartung des fürstlichen Damenstiftes mehr und mehr das Gift leichtfertiger Sitten verbreitete.

Von den nördlichen Grenzmarken des Albgaues erstreckten sich die Besizungen des Hauses Fürstenberg über die Baarer Hochebene bis ostwärts hinaus an die Herrschaft Höwen und westlich auf die Höhe der Kirnach, wo das villingische Gebiet anfieng. Sie bestunden aus der Landgrafschaft Baar, nebst den Herrschaften Wartenberg und Lenzkirch, wozu im Kinzigthale noch jene von Haslach, Hausach und Wolfach kamen, so daß kein benachbarter Graf ein größeres Land besaß. Aber noch immer waren die Erbtheilungen das alte Uebel, welches den Frieden, Glanz und Wohlstand der fürstenbergischen Familie untergrub. Wir erinnern uns an das Unglück weiland Graf Heinrich des Sechsten, dessen Großvater schon so sehr in Schulden und Noth gesteckt hatte, daß sein Vasall und Schwager von Blumeneck durch den Verkauf der eig-

nen Stammherrschaft das verarmte Haus großmüthig rettete. Endlich erhoben es die Gebrüder Heinrich und Wolfgang durch Sparsamkeit und glückliche Ankäufe zu neuem Flor. Unter den erkauften Stücken befand sich namentlich der Ort Donauöschingen, dessen Eigenthum anfangs der Abtei Reichenau gehörte, aber nachmals durch die Herren von Blumeneck an die von Stein und bald darauf an die von Habsberg gelangte. Um aber den neu begründeten Wohlstand zu befestigen, statuirten die beiden Gebrüder im Jahre vierzehnhundert ein und neunzig durch einen Familienvertrag die Unveräusserlichkeit der fürstenbergischen Lande, welche nach dem Tode Heinrichs bei Dorneck nun sämmtlich an Wolfgang fielen. Derselbe war östreichischer Landvogt im Elsaß und Kaiser Maximilians Hofmarschall, und hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, Wilhelm und Friedrich, von denen der ältere im Jahre fünfzehnhundert neun und vierzig kinderlos verstarb, wodurch Graf Friedrich, dieses Namens der Dritte, wieder alle Güter des Gesammthauses Fürstenberg in seiner Hand vereinigte, und so als dessen zweiter Stammvater erscheint.

Zweites Kapitel.

Fortsezung des Vorigen.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich der Begriff des alten Breisgaues völlig verloren, und dieser Name bezeichnete jezt die ursprünglich breisgauischen, die am Oberrhein, auf dem Schwarzwald und in der Baar zerstreut gelegenen Lande des Hauses Oestreich, welche aber das Band einer landständischen Verfassung zu einem politischen Ganzen verknüpfte. Es waren außer der Grafschaft Hauenstein und den vier Waldstädten die Herrschaften Kastelberg, Kürnberg und Triberg, alsdann die Stadtgebiete von Freiburg, Breisach, Neuenburg, Burgheim, Endingen, Kenzingen und Waldkirch, Villingen und Bräunlingen,

ferner die Klostergebiete von Sankt Blasien, Sankt Trutbert und Thennenbach, und endlich die Besizungen des breisgauischen Adels, namentlich der Herren von Schwarzenberg und Staufen. All' diese Lande waren von jeher mit ungemeiner Liebe an dem Erzhause gehangen, und man muß die Opfer bewundern, welche sie demselben seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts dargebracht haben. Wir erinnern uns an Siegmunds schlechte Verwaltung, wie der Gefahren des Vorlandes durch die burgundische Pfandschaft und die beabsichtigte Veräußerung an Baiern. Die Stände hatten dem Herzoge wiederholt auf mehrere Jahre das Umgeld oder den gemeinen Pfenning verwilligt „aus unterthänigem, gehorsamem Willen, von rechter Treue und Liebe wegen, und aus keiner schuldigen Pflicht." Nachdem sie aber für ihre Anhänglichkeit und Opfer von Siegmund und dessen Hof so undankbar hintergangen worden, und nun sein Nachfolger, Kaiser Maximilian, das Umgeld neuerdings forderte, erwiesen sie sich keineswegs mehr so bereitwillig, sondern verschoben ihre Antwort auf einen Tag allgemeiner Berathung, und der Herr von Lichteneck schrieb darüber an den Rath zu Freiburg: „Es bedünkt auch mich, fast nothwendig zu seyn, daß die Herren, Prälaten, Ritterschaft und die Städte sich dieser Dinge sämmtlich unterredten und nach den Zeitläufen bedächten, was sich nothwendig erheische, dem Landvogt oder der königlichen Majestät darauf zu antworten, damit uns nicht etwa Unfugs zugemessen werden möchte. Denn mir will scheinen, daß man uns den Esel auf den Hals wolle legen, und es ist auch, nachdem der gemeine Mann dadurch unwillig geworden, zu besorgen, daß noch mehr daraus entstehen könnte." Aber Maximilian kam nun selbst in die Vorlande, und es blieb den breisgauischen Ständen bei dessen bedrängter Lage durch den französischen und Schweizerkrieg nichts übrig, als ihm wieder einen Hilfspfenning zu verwilligen, und sein Heer durch ihre Mannschaft möglichst zu unterstüzen, obwohl von den Städten, und namentlich von Freiburg, dagegen eingewendet worden war: „Männiglichem ist kund, wie wir uns also hart und tief verreist und verköstet haben, daß wir solchen Kosten in einem ganzen Jahr und länger nicht wissen aufzuheben."

Dieses war die allgemeine Lage der breisgauischen Landschaf-

ten während des verderblichen Krieges im Jahre vierzehnhundert neun und neunzig, und man kann daraus auf ihre Erschöpfung nach dessen Beendigung schließen.

Im Einzelnen freilich finden wir Manches besser als früher, besonders seit Maximilians ordnende Hand auch im Breisgau hin und wieder wohlthätig wirkte. Den Städten bestätigte er sämmtlich ihre Verfassungen, den Breisachern namentlich diejenige, welche sie von seinem Anherrn und Vorfahrer am Reich, von König Rudolf dem Ersten weiland erhalten hatten. Die Neuenburger erhielten von dem Kaiser außer dem Bestätigungsbrief ihrer Freiheiten die Erlaubniß, ihre Stadt mehr landeinwärts zu bauen, da der Rheinstrom durch allmäliges Unterfressen der Ufer bereits einen großen Theil derselben verschlungen hatte. Bräunlingen, welches einige Zeit als Pfandschaft unter dem Hause Fürstenberg gestanden war, lößte Maximilian wieder ein, und die Stadt Villingen begünstigte er auf andere Weise. Am meisten aber that dieser Kaiser für das Gemeinwesen von Freiburg. Es hatte dasselbe seit dem vierzehnten Jahrhundert in seiner Verfassung und in andern Verhältnissen eine merkliche Aenderung erlitten. Schon gleich anfangs war der Stadt von der Herrschaft das Schultheißenamt nebst dem Zoll und dem Dorf Adelhausen verpfändet, und das Recht eingeräumt worden, beim Abgang tauglicher Personen aus dem Adel und den Kaufleuten den Rath völlig aus der gemeinen Bürgerschaft zu ergänzen, mit Ausnahme des Bürgermeisteramtes, welches allezeit Einer von Adel haben soll. Und da dem Rathe dadurch in seinen Geschäften häufiger Eintrag geschah, daß neun Mitglieder aus ihm auch zu Gerichte mußten, so hatte Herzog Friedrich erlaubt, dasselbe besonders mit vieren vom Adel und eben so vielen von den Kaufleuten, wie von der Gemeine zu besetzen. Endlich war durch Herzog Albrecht das Zunftwesen aufgehoben worden, indem er „viele Entzweiung und Irrung gefunden, die aus den Zunftmeistern mehrentheils ihren Ursprung hätten, und alsdann etwelche Personen von den Zünften in den Rath gegangen seyen, die weder achtbar noch tauglich dazu wären, weil sie an Nahrung nicht so vermöglich, daß sie einen Rath solch' namhafter Stadt auszuwarten wüßten, da zu Rath und Gericht einer Stadt nur Personen gehörten, die bei ihrer Red-

lichkeit auch vernünftig seyen, und an Nahrung so verdienstlich, um denselben Aemtern nüzlich obzuliegen, wie dies nun bei vielen Handwerkern, welche weiters nichts haben, als was sie täglich mit ihrer Arbeit verdienen, nicht seyn mag.“ Er hatte die Stadt in Sechstel eingetheilt, deren jedem ein Meister vorstund; der Rath aber sollte aus zwölfen vom Adel und den Kaufleuten nebst den von ihm gewählten Sechstelmeistern und andern Sechsen von den Handwerkern bestehen. Diese Umstaltung der Verfassung erwies sich jedoch nicht als vortheilhaft, und im Jahre vierzehnhundert vier und sechszig erfolgte durch Herzog Siegmund die Wiederherstellung der alten. Derselbe Fürst, um die Baulust und Ansiedlung zu heben, befahl auch den geistlichen Stiften im Breisgau, sich ihre auf Häusern zu Freiburg lastenden Erbzinse ablösen zu lassen, nachdem die Stadt selbst zur mehreren Aufnahme der Bevölkerung schon früher die Abzugssteuer abgeschafft hatte. Polizeiliche Verordnungen waren inzwischen eine Menge erfolgt. Wer drei Tage lang Mist auf der Straße liegen ließ, wurde vom Stadtbaumeister um drei Schillinge gebüßt; an gebannten Feiertagen durfte Niemand außer Brod, Wein und Fische daheim etwas verkaufen, oder am Münster Gremppereien feil bieten, oder irgend wohin zu Markte ziehen; Samstags nach Betzeit war alle Werkarbeit untersagt; vor dem Rath sollten die Partheien gegen einander keine „unzüchtigen, dräulichen und schalkhaften Worte reden“, zu den Hochzeiten nur die nothwendigsten Personen geladen werden, und beim Opfergehen nicht mehr als sieben Frauen erscheinen; den Hausvätern war geboten, ihre Knaben mit acht Jahren in die Schule zu schicken, und zwar in die rechte; der Schulmeister aber hatte die Pflicht, den Unterricht selbst und durch redliche, geschickte Provisor zu ertheilen, auch den Chor mit guten Sängern zu versehen, und darauf zu achten, daß die Knaben von ihren Jungmeistern nicht mißhandelt, gestoßen, geworfen oder geschlagen, sondern gütlich unterwiesen werden. Die Stadt sah immer auf einen tüchtigen Werk- und Büchsenmeister; sie besaß eine Eisengießerei und ließ eiserne Büchsen verfertigen; mehrere Fehden mit dem benachbarten Adel hatten nothwendig gemacht, eine ansehnliche Kriegsmannschaft im Sold zu erhalten. Von ihrem alten Rechte, Bündnisse zu schließen,

machte sie immer klugen Gebrauch; so hatte dieselbe auch im Jahre vierzehnhundert ihre alte Einung mit den Städten Breisach, Neuenburg und Endingen wieder erneuert, damit sie „desto friedlicher, ruhiger und besser bei ihrer Herrschaft bestehen und verbleiben mögen.“ Erwerbungen hatte Freiburg außer der Pfandschaft Adelhausen mehrere gemacht, namentlich die Dörfer Herdern und Zahrten nebst vierzehn Hofgütern und etlichen Vogteien, so daß die Stadt ein ansehnliches Gebiet besaß.

Troz jedoch aller Sorgfalt der Freiburger für Erhaltung und Verbesserung ihrer Verfassung, aller Polizeieinrichtungen und wohlthätigen Anstalten, troz der gemachten Erwerbungen, einer vortheilhaften Lage und des Besizes einer Schule der Aufklärung, vermochte sich das gemeine Wesen nicht wieder zur ehemaligen Macht und Wohlfahrt zu erschwingen. Als Herzog Siegmund im Jahre vierzehnhundert sieben und achtzig jenes Umgeld fordern ließ, welches man gewöhnlich den bösen Pfenning nannte, entschuldigte sich die Stadt über ihre Zögerung mit folgender Darstellung ihrer Lage: „Wir haben bisher die Anmuthung nicht abgeschlagen, sondern allein verzogen, weil unsere Zusagen manchmal bei den andern Städten einen Unwillen gemacht, sich auch im bösen Pfenning eine Ungleichheit begeben hat, und weil wir mit Zins und Gülten, Steuern, Zöllen, Reisen und täglichen Auslagen so sehr beschwert sind, daß Niemand zu uns ziehet, und wir Leut und Gut verlieren. Zudem sind wir in Euer Gnad' Geschäften und Kriegen mit Leib und Gut willig gewesen, finden auch, daß unsere Voráltern großes Gut der gnädigen Herrschaft von Oestreich zu Dienst wider deren alten Feind getreulich vorgesezt und sich selbst und ihre Nachkommen in schwere Schulden vertieft haben. Wiewohl wir nun unsere Zinsen nicht bezahlen können, wiewohl wir den Abgang der Stadt und Zerstörung bürgerlicher Einigkeit besorgen, so wollen wir dennoch über unser Vermögen mit unsern Bürgern, Klöstern und Zugehörigen auch thun, wie die Gehorsamen, in der Zuversicht, Euer Durchlaucht werde uns dessen in anderm Wege wieder ergözen.“ Diesem Uebel suchte nun Kaiser Maximilian angelegentlichst abzuhelfen; er bestellte aus dem Rath und der Bürgerschaft einen gemeinschaftlichen Ausschuß zur Verwaltung des städtischen Vermögens, ver-

willigte der Stadt einen dritten Jahrmarkt, verlegte einen Reichstag dahin, und begünstigte hernach eine Anstalt zur Ablösung oder Tilgung der Schulden, welche der hochverdiente Stadtschreiber Zasius betrieb. Freudig zeigten sich auch bald die Folgen hievon; Freiburg erweiterte und verschönerte sich; es wurde unter anderm der Bau des Münsterchores, welcher seit anderthalb Jahrhunderten müßig gelegen war, zu Ende gebracht, und vieles andere rühmlichst ausgeführt. Besonders aber erhob sich die Hochschule zu einem bisher nie gewesenen Flor; der Stiftungsfond war reichlich vermehrt worden und wuchs fortan durch sparsame Verwaltung; dazu kamen jene Begünstigungen, die ihr Maximilian angedeihen ließ, und wodurch die Zahl von Lehrern und Schülern sich mehrte. Aus den erstern wählte der Kaiser selbst den Konrad Stürzel zu seinem Kanzler, zu seinem Gewissens-Rath den Georg Reisch, dessen Encyklopädie aller Wissenschaften ihm den Namen des Orakels von Deutschland erwarb, und zum Geschichtschreiber des Erzhauses den Jakob Männel; unter ihnen glänzten außerdem ein Zasius, Wimpheling, Erasmus, Glarean, Mynsinger, Locher und Hartung. So freudig begann damals Freiburg heranzublühen; bald aber kamen wieder traurige Zeiten und die Frucht blieb aus!

Neben den östreichischen Landen im Breisgau bestunden die Gebiete der Reichsabtei Sankt Peter und des Johanniterhauses zu Heitersheim, die badischen Herrschaften Sausenberg, Badenweiler, Röteln, Hachberg und Kürnberg. Jenes Stift hatte sich seit dem Jahre vierzehnhundert zwei und dreißig von einem großen Brande völlig wieder erholt, aber Niemand zeichnete sich auf eine würdigere Weise aus, als Abt Peter, welcher von Bischof Otto zu Konstanz für die dem Bisthum geleisteten Dienste das Privilegium erwarb, den Kuzhut oder das Almutium zu tragen! Das heitersheimische Johanniterhaus war von einem ältern zu Freiburg ausgegangen, und hatte seit dem Eintritte Markgraf Heinrich des Zweiten von Hachberg in den Ritterorden durch Geschenke und Ankäufe mehrere Erwerbungen gemacht, welche die Grundlage des nachmaligen Wohlstandes bildeten. In der Herrschaft Röteln wurde Lörrach durch König Ruprecht ein Marktflecken, und hatte übrigens als markgräfliches Lehen denen von Eptingen

gehört. Schopfheim aber wuchs zur Stadt heran, während Emendingen in der Herrschaft Hachberg von König Siegmund die Marktgerechtigkeit erhielt. Die badischen Unterthanen des Breisgaues mochten im Allgemeinen weniger gedrückt seyn, als die östreichischen, weil der Kriegsaufwand des markgräflichen mit dem Erzhause in keine Vergleichung kam.

Aber ein gleich trauriges Schicksal, wie über dem östreichischen Breisgau, waltete über der Ortenau durch besonders viele Unfälle und Mißverhältnisse. Denn die Zertheilung in so mancherlei Gebiete, alsdann eine Reihe verderblicher Fehden, und zulezt ein steter Wechsel der Pfandschaften hinderten den Fortgang der Kultur und des Wohlstandes. Man unterschied die ortenauische Landvogtei, die Herrschaften Lahr und Mahlberg, Geroldseck und Oberkirch, die Territorien von Offenburg, Zell und Gengenbach, von Ettenheimmünster, Allerheiligen und der ortenauischen Ritterschaft. Diese leztere war, wie wir gehört haben, aus den Ganerbschaften Schauenburg, Staufenberg, Neuweier und Bosenstein entstanden, und erhielt sich auch lange nach Errichtung des schwäbischen Bundes noch als eine selbstständige Verbindung, welche einigemal selbst die Berufung an den Reichstag bekam. Die Abtei Ettenheimmünster, unter der oftmals drückenden Schuzvogtei der Herren von Geroldseck, hatte den gewöhnlichen Gang damaliger Klöster genommen, während das Gotteshaus Allerheiligen von einem Brande im Jahr vierzehnhundert und siebzig durch den Eifer Probst Rohards von Neuenstein bald wieder hergestellt worden war, und an Wohlstand so empor kam, daß es die schöne Wallfahrts-Kirche zu Lautenbach erbauen konnte. Auch Schuttern, welches seit den Zeiten weiland Abt Hermanns bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Wechsel von nicht weniger als zehen Vorstehern erleben mußte, war endlich durch Abt Johann, den würdigen Nachfolger jenes edlen Prälaten, aus seinem traurigen Verfalle wieder zu neuer Kraft gediehen, wobei es der nächste Abt getreulich erhielt, obwohl unter ihm die Herren von Geroldseck die früher eingebüßte Kastvogtei wieder erlangten. Die Herrschaften Geroldseck, Lahr und Mahlberg hatten während des fünfzehnten Jahrhunderts in sehr verwickelten Verhältnissen bestanden. Nach dem Hingange Herrn Walter des Zweiten, in dessen Hand die hohengeroldseckische

eckischen Erbstücke wieder vereinigt worden waren, theilten seine Söhne dieselbigen abermals; Georg erhielt die schwäbischen Besizungen, Diebold aber, als der ältere, die Stammburg mit allen zugehörigen Dörfern, Weilern, Pfandschaften, Leuten und Gütern. Eben dieser Diebold hatte jene Fehde erregt, die nach dem Ausgang der geroldseckischen Linie von Lahr acht Jahre lang mit blutiger Erbitterung geführt wurde. Im Winter tausend vierhundert neunzehn nämlich war durch Herrn Heinrich, den Erneuerer des lahrischen Freiheitsbriefes, da derselbe keinen Sohn mehr hoffen konnte, urkundlich und mit kaiserlicher Bestätigung bestimmt worden, daß „wann er von Todes wegen abgegangen, alsdann Frau Adelheit, seine älteste Tochter und Gemahlin Graf Johanns von Mörs, all' ihres Vaters Herrschaft, Land und Leut, es sey Lehen oder Eigen, erben und solches ihr zufallen und verfallen seyn soll." Als nun Heinrich starb, machte Diebold eine Ansprach an das lahrische Erbe, wogegen sich sein Vater und Bruder, nebst den Herren von Geroldseck zu Sulz, mit Graf Johann verbanden, und nach langem Hader endlich die Feste Hohengeroldseck in ihre Gewalt brachten, welcher Unfall den Urheber der Fehde zu gänzlichem Verzichte genöthigt hat. Aber das mörsische Haus war durch seinen Kriegsaufwand so sehr in Schulden gerathen, daß die Söhne Johanns die Hälfte der Grafschaft Lahr und Mahlberg um die Summe von dreißig tausend Gulden an Markgraf Christoph von Baden verkaufen mußten. Wie hierauf die Hälfte des badischen Antheils an den Bischof von Straßburg verpfändet, und bald hernach wieder eingelößt wurde, haben wir gehört; die mörsische Hälfte aber gerieth bei dem Mangel an männlicher Nachkommenschaft der Grafen durch die Erbtochter Katharina an Graf Johann Ludwig von Nassau, welchen Kaiser Maximilian im Besize der Herrschaft bestätigte. Daß die Stadt Lahr unter solchen Verhältnissen nur geringe Fortschritte machen konnte, ist leicht einzusehen; auch war es die einzige Vergünstigung, welche sie seit langem erhalten hatte, daß ihr König Friedrich der Dritte zur Unterhaltung der durch ihre Mauern geleiteten Heerstraße im Umfang einer Stunde ein Weggeld zu erheben erlaubte.

Die Herrschaft Oberkirch bildete den nordöstlichen Theil der alten Mortenau, und bestund eigentlich aus den beiden Thä-

lern der Rench und Acher, wo die zähringischen Erbgüter auf das Haus Urach übergegangen waren. Im Jahre aber dreizehnhundert und drei hatte die Wittwe Graf Friedrichs die Stadt Oberkirch und Burg Fürsteneck mit allen Zugehörungen an das Bisthum Straßburg verkauft, welches nachher mehr und mehr seine Gewalt über diese Gegenden ausbreitete. Und indem dasselbe schon im vorigen Jahrhunderte die Unabhängigkeit seiner Gerichte erlangt hatte, so wurde jezt auch die oberkirchische Gerichtsverfassung darnach geregelt. Zu Oberkirch selbst, und zu Oppenau waren die Mahlstätten, wo zwölf von gemeiner Bürgerschaft erwählte Schöffen unter dem Vorsize des Vogts oder Schultheißen über bürgerliche und peinliche Fälle zu Gericht saßen. Sie hießen Zwölfer und schwuren beim Antritte ihres Amtes, „wann und so oft sie von Gerichts wegen erfordert würden, bereitwillig zu erscheinen, und ohne erlaubte oder redliche Ursache nicht auszubleiben; in allen Sachen, es berühre Leib, Leben, Ehr' oder Gut, Nichts und Niemand ausgenommen, dem Armen wie dem Reichen, gerecht zu urtheilen, nach ihrem besten Verständniß, und nicht nach Ansehen, Freundschaft und Lohn, oder nach Feindschaft, Neid und Haß; ferner Nichts vor der gerichtlichen Verhandlung zu eröffnen, sondern alles verschwiegen, und was durch den mehrern Theil erkannt wird, für recht zu halten; endlich überhaupt alles zu thun oder zu lassen, was frommen Richtern von Gewohnheit und Rechtes wegen geziemt und wohl ansteht“. Jedem Uebelthäter verkündete man drei Tage vorher den Rechtstag, damit er sein Seelenheil mit Beicht und Kommunion besorgen möge. Das Gericht aber wurde mit sechs Zwölfern von Oberkirch und sechsen von Oppenau besezt; der Vogt aus lezterm Orte hielt den Stab, und hieß die Richter, je einen von Oberkirch und dann einen von Oppenau, sich sezen. Hierauf führte man den „armen Mann“ unter Begleitung des Klägers herbei, und der Stabhalter fragte zu Recht, ob das hohe und peinliche Gericht wohl und genugsam besezt sey? Niemand von dem umstehenden Volk dürfte durch Reden oder sonst eine Störung verursachen; beiden Partheien war es aber erlaubt, aus demselben einen Fürsprech zu begehren. Nun geschah die Verhandlung; konnte man zuversichtlich schließen, daß es dem

Verbrecher um das Leben gehen werde, so führte man denselben in eine Herberge, gab ihm zu Essen und zu trinken, und brachte ihn hernach wieder vor das Gericht zurück, wo das inzwischen abgefaßte Urtheil durch den Gericht- oder Blutschreiber öffentlich verlesen, und der Verurtheilte hernach vom Nachrichter sogleich festgenommen, und unter Begleitung eines Priesters auf die Richtstatt abgeführt wurde. Nach geschehener Hinrichtung aber gieng man, wie die Gerichtsordnung sagte, „zu Imbiß, nämlich der Richter, der Kläger, die Fürsprecher, die Rathsleute der Partheien, und der Priester, deßgleichen die Zeugen, und diejenigen, welche den Verbrecher vor Gericht geführt und verwahrt haben."

Ursprünglich begriff die Landvogtei Ortenau auch die Städte Offenburg, Gengenbach und Zell in sich; im Verlauf der Zeiten aber erhielten sie den Rang eigentlicher Reichsstädte, nur daß die Reichsvogtei und Reichssteuer bei der Landvogtei verblieben. Welche Verpfändungen diese leztere während des fünfzehnten Jahrhunderts erlitt, haben wir gesehen; nach der Achtserklärung über Churfürst Philipp und seinen Sohn verlieh Kaiser Maximilian die bisher pfälzische Hälfte für Dienstsold und dargeliehenes Geld seinem Hofmarschall Wolfgang von Fürstenberg. Offenburg hatte von Karl dem Vierten die Bestätigung seiner Freiheiten und Rechte als unmittelbare Stadt des Reiches erhalten, und suchte hernach wiederholt, sich durch Bündnisse mit Gengenbach und Zell in dem kostbaren Besize zu befestigen. An der Verwaltung und Rechtspflege besaßen der Stadtrath und die zehn Zünfte ziemlich gleichen Antheil, so daß die offenburgische Verfassung volksthümlich zu nennen war. Zu Gengenbach stund dem alten Rath, welchen der Reichsschultheiß mit sieben Rathsherren bildete, ein junger zur Seite, um die Rechte der Bürgerschaft vor Eingriffen des erstern zu sichern. Das gengenbachische Stadtgebiet erstreckte sich über die nächsten Thalgemeinden zu beiden Seiten der Kinzig, und zerfiel in die sieben Stäbe Olsbach, Reichenbach, Heigerach, Fusbach, Strohbach und Bermersbach, wo die von dem Stadtrath gesezten Vögte oder Stabhalter die Dorfgerichte und Gemeinds-Angelegenheiten leiteten. Ein ähnliches Gebiet umschloß die Stadt Zell, nämlich das Thal Nordrach und die Gemeinden Bieberach und Entersbach, deren Vögte, Gerichtsleute und Geschworne

als junger Rath von dem alten, oder dem Stadtmagistrat beigezogen wurden, wenn es sich um außerordentliche Reichs-, Kreis- oder Bürgersteuern handelte, wie auch in andern wichtigen Dingen, wo jener den Beizug für nöthig erachtete. Ein früher der Stadt Zell zugewandtes Gemeinwesen bildete das außerhalb ihres obern Thores beginnende Reichsthal Harmersbach, welches aber von Kaiser Maximilian die Bestätigung seiner Selbstständigkeit erhielt. Hier gab es also noch im vollen Sinne des Wortes reichsfreie Bauern, wie in Schwaben auf der Leutkircher Heide, ehrwürdige Trümmer aus der Zeit volksthümlicher Freiheit in Deutschland! Unter dem Vorsitze des Reichs-Vogtes sprach der Rath der Zwölfer im Hauptorte zu Harmersbach über alle Angelegenheiten der Verwaltung und Rechtspflege, und konnte bei größern Sachen der allgemeinen Ehre, Sicherheit und Wohlfahrt durch einen Ausschuß der ganzen Thalgemeine vermehret werden. An dem Gerichte über Leben und Tod sprach der Vogt im Namen des Kaisers entweder den Vollzug des Urtheils oder die Begnadigung aus. Alle oberkeitlichen Verrichtungen begleitete eine gewisse Würdigkeit, und diese Bauern bewiesen oft mehr Verstand, und mehr richtiges Gefühl für Ehre und Recht, als die gelehrten Räthe und Richter in Städten und an Hoflagern!

Drittes Kapitel.

Beschluß des Vorigen.

Der geordnetste Zustand unter allen südwestlichen Ländern des Reiches herrschte wohl in der Markgrafschaft Baden. Schon Bernhard dem Großen, nach ihm alsdann Jakob und Karl, besonders aber Christoph dem Ersten gebühret das Verdienst, für die Abrundung, Ordnung und Sicherung ihrer Lande mit gleichem Erfolge als Eifer gesorgt zu haben. Die obere Markgrafschaft

schichte schrieb, und Kaspar Heid oder Hedio, ein besonderer Eiferer für die Kirchenverbesserung.

In der untern Markgrafschaft waren Pforzheim und Durlach bei weitem die vornehmsten Orte. Jenes, als die Hauptstadt des Landes, genoß mancher Vortheile, und erhielt im Jahre vierzehnhundert ein und neunzig das Recht, überall frei zu handeln, wohin es wolle. Seine lateinische Schule war sehr besucht, und es giengen mehrere verdienstvolle Männer daraus hervor, wie nach dem berühmten Reuchlin, ein Johann Schwebel, Bartholomäus Westheimer und Nikolaus Gerbel. Aber die starkbevölkerte Stadt wurde mit dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts von einer so fürchterlichen Pestkrankheit heimgesucht, daß der Nachbar den Nachbarn verließ, jeder sein Haus verschloß und die hilflose Lage der Kranken noch schrecklicher war als der Tod selbst. In diesen Tagen, als die Noth der Darniederliegenden aufs höchste gestiegen schien, „bildete sich, wie die pforzheimische Chronik erzählt, ein besonderer Verein, der sich die Todtengesellschaft nannte, eine Gesellschaft der biedersten Menschen, welche sich unter einander verbanden, ihren erkrankten Mitbürgern unentgeltliche Hilfe zu leisten, keinen im Tode zu verlassen, und den Gestorbenen die Ruhe im Grab zu verschaffen; denn bis dahin hatte man die Leichname in den Kammern, wo sie verschieden waren, verfaulen lassen. Die Pest indessen ließ nach, aber die Todtengesellschaft, unter dem Namen des Siegerordens und mit dem Wahlspruche: „Gedenke des Todes", dauerte fort bis auf unsere Zeit. Da zu Pforzheim bisher das einzige Spital in der untern Markgrafschaft gewesen war, so sah es Markgraf Christoph der Erste mit Vergnügen, daß auch die Durlacher eines zu errichten begannen, beförderte dasselbe großmüthig und nahm es unter dem Vorbehalt, den Spitalmeister und Pfleger nach Gutdünken zu bestellen, in seinen Schuz und Schirm. Die Stadt Durlach besaß seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts durch die Gunst König Siegmunds zwei Märkte mit allen anhangenden Rechten, und kam dadurch ziemlich empor, wie auch durch einige gute Einrichtungen, deren sie sich von altersher erfreute. So wurde fremder Bettel möglichst verhindert, den Armenpflegern dagegen bei ihrem Eide sorgsam darauf zu sehen befohlen, „wo in der Stadt oder in den zum Amte Durlach gehörigen Dörfern Hausarme

wären, damit sie dieselben, besonders welche sich schämen, etwas zu fordern, begaben an Speisung, Kleidung, Beholzung, Arztlohn und mit allem, was ihnen sonst Mangel thue." In der Schulordnung aber hieß es: „Ein Schulmeister zu Durlach soll erstlich jeden Knaben, er sey fremd oder heimisch, reich oder arm, zur Gottesfurcht, zur Ehrerbietung gegen die Oberkeit, gegen die Aeltern und alten Leute aufs fleißigste anhalten, zuerst mit gütlicher Erinnerung, hernach mit Drohworten, und endlich mit Ruthenstrafe. Doch soll er sorgfältig eines jeden Komplexion und Natur erkundigen, um denselben nach geziemender Weise zu behandeln. Zum andern soll der Schulmeister in der Lehrstube sich also erzeigen, daß die Knaben nichts an ihm sehen, was er ihnen selbst verbieten müßte, als Schlafen, lächerliche Geberden und dergleichen, damit sie, die sonderlich zu solchem geneigt sind, ihn nicht mißachten, und aus der Schule schwatzen lernen. Er soll ferner den Jungen die Buchstaben fleißig lehren, nachgehends das Pater Noster und die ganze Tafel buchstabiren, lesen und memoriren, folgends ein Tischgebet, das Benedizite und Gratias, damit sie es daheim vor und nach dem Essen sprechen können. Auch soll er einen jeden, sobald derselbe die Feder führen kann, ernstlich zum Schreiben anhalten, und hernach den Donat nebst noch einer beliebigen Grammatik vollständig vortragen, damit sie des Lateins mit Reden und Schreiben ein Fundament schöpfen mögen; mit den weiter Fortgeschrittenen soll er auch in der Theologie, in einem Poeten oder Historiker eine Stunde vornehmen, jedoch bei dem allem keinen zu hoch anspannen, damit nicht sein Geist verwirrt, oder muthlos oder abgestumpft werde. Will ein Vater seinen Knaben nicht zum Latein erziehen, sondern nur in deutscher Sprache unterrichten lassen, um ihn hernach zu einem Handwerk oder andern Geschäften zu gebrauchen, so soll der Schulmeister ihm das Deutsche fleißig beibringen, aber besonders auch Gottesfurcht, gute Sitten und Tugenden." Man sieht hieraus den frommen, bescheidnen und dabei doch kräftigen Sinn der damaligen Zeit, der immer nach dem Nothwendigsten gerichtet war, und meist das Beste mit den einfachsten Mitteln zu leisten wußte.

Weniger gleichartig, weniger abgerundet und in sich zusammenhängend, als die badischen Lande, erschienen die pfälzischen.

Denn nicht nur waren sie von stiftspeierischem und mainzischem Gebiet mehrfach durchzogen, sondern es lagen auch überall zerstreut die Besizungen einer freien Ritterschaft, die sich vom Kraichgau nannte. Der Begriff dieses Namens hatte sich sehr ausgedehnt, und man verstund darunter jezt Alles Land von den südlichen Grenzmarken des alten Gaues bis hinab an den Nekar, also auch den ehemaligen Elsenzgau und ein Stück des Lobdengaues. Was zunächst bei Graben und Wössingen an die Markgrafschaft Baden stieß, war speierisches Stiftsgut, und enthielt namentlich die Stadt Bruchsal mit dem Bruhrhein. Die Gegend gehörte zu den ärmsten des Landes; das Volk seufzte unter schwerem Druck, und sah mit geheimem Unwillen und Aerger die verschwenderische Pracht, und das übermüthige Wohlleben, wenn der Bischof zu Bruchsal seinen Hof hielt. Zufriedener lebte man in Bretten unter der Herrschaft des edlen, menschenfreundlichen und gebildeten Churfürsten Philipp von der Pfalz. Das kleine Gemeinwesen stund in seiner schönsten Blühte, und es hatte Mittel zum Bau eines Rathhauses, wie vielleicht kein zweites in pfälzischen Landen zu finden war. Er wurde im Jahre vierzehnhundert und achtzig vollendet, und der lebendige Kunstsinn der damaligen Bürger zierte die Glassenster mit den kostbarsten Gemälden. Da prangten die Bilder der Churfürsten, und patriotische Darstellungen von den Thaten der Väter ermahnten die Brettener zur würdigen Nachahmung derselben. Schon früher war auch ein Spitalgebäude begonnen worden, welches nun ebenfalls seine Vollendung erlangte, und viele Hände spendeten freiwillige Gaben zur Bereicherung der wohlthätigen Anstalt. Aber in dem pfälzischen Krieg wurde Bretten vom Feinde so hart heimgesucht, daß der Churfürst der Stadt im Jahre vierzehnhundert zwei und neunzig zur möglichsten Wiederaufnahme vier Jahrmärkte verlieh. Um so entschlossener hielten hierauf die Bürger an der Treue zu ihrem Fürsten, als im baierischen Erbfolge-Krieg die Stadt durch Herzog Ulrich von Wirtemberg mit zwanzig tausend Mann belagert wurde. Und gegen diese überlegene Macht thaten sie einst nächtlicher Weile mit ihrer geringen Besazung einen so tapfern Ausfall, daß der Herzog sich andern [illegible] anlaßt sah, den Weg eines friedlichen Vergleiches ein[illegible] Bretten besaß auch, wie Pforzheim und Durlach, eine [illegible]

Schule, deren Gedächtniß durch Melanchthon und andere gelehrte Männer erhalten wurde, welche darin den Grund ihres Ruhmes gelegt haben.

In der Nachbarschaft lagen Heidelsheim als veraltete Pfandschaft vom Reich, und Gochsheim als pfälzisches Lehen beim Hause Eberstein. Alsdann folgte das Reichsstift Odenheim, dessen Gebiet das Amt Bretten von den übrigen pfälzischen Landen trennte. Die Odenheimer Benediktiner besaßen das Verdienst, die dortige Gegend, namentlich den Eichelberg, durch ihre Bauern kultivirt zu haben, waren aber später sehr ausgeschweift, und deßwegen im Jahre vierzehnhundert fünf und neunzig auf Betrieb Kaiser Maximilians von Pabst Alexander dem Sechsten aufgehoben worden, welcher das Kloster sofort in ein weltliches Kollegiat- oder reichsfreies Ritterstift verwandelte. Man verlegte es später zu mehrerer Sicherheit nach Bruchsal und räumte ihm die Liebfrauen Kirche daselbst ein. Nördlich vom odenheimischen Gebiet begannen die Aemter Sinsheim und Wiesloch, worauf die von Dilsberg, Waldau, Heidelberg, Ladenburg und Weinheim folgten. Die einst badische Reichspfandschaft Sinsheim und Eppingen war im Jahre dreizehnhundert und dreißig, wie die von Mosbach, durch König Ludwig eine pfälzische geworden und blieb es auch; die sinsheimische Benediktiner Abtei aber hatte aus denselben Gründen mit der odenheimischen das gleiche Schicksal erlitten, nur daß das neue Chorherrenstift nicht reichsfrei war. Von Eppingen, dem altpfälzischen Hilsbach und von Sinsheim bis an den Neckar lagen manigfach die Güter der kraichgauischen Ritterschaft, welche im Jahre vierzehnhundert acht und achtzig vom Kaiser wiederholt und dringend zum Beitritt in den schwäbischen Bund aufgefordert, von den Pfalzgrafen dagegen als landsäßig behauptet worden war, und nach langem Schwanken zwischen den Reizungen der Reichsunmittelbarkeit und einem dankbaren Gehorsam gegen das pfälzische Fürstenhaus, endlich großentheils dem Bunde beitrat, obwohl sie ursprünglich durch ihre Lage und ihre Turnier-Einungen zur fränkischen Ritterschaft gehörte. Man bemerkte unter ihr vorzüglich die Familien von Gemmingen, von Helmstätt, Sickingen, Neipberg, Venningen, Göler, Hirschhorn und Steinach, und ihr meistes Ge-

biet erstreckte sich vom speierischen und stiftodenheimischen hinüber an den Neckar zwischen Wimpfen und Neckarelz.

Ladenburg, diese uralte, feste und wohlgelegene Stadt, war immer noch zum größten Nachtheile des Gemeinwesens zwischen dem Stifte Worms und dem pfälzischen Hause getheilt. Die beiderseitigen Rechte und Ansprüche lagen verwirrt in einander und wechselten durch Kauf und Tausch, durch Pfand- und Erbschaft unaufhörlich, so daß die darüber entstandenen Prozesse erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geschlichtet wurden. Inzwischen hatte die Stadt sich doch erweitert und die schöne Galluskirche erhalten, welche noch heutzutage als ein sehenswerthes Denkmal der Vorzeit gerühmt wird. Ein ähnlicher Zankapfel, wie Ladenburg, aber zwischen dem Erzstift Mainz und den Pfalzgrafen, war lange Zeit auch die Stadt und Burg Weinheim gewesen, bis sie in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durch einen Machtspruch König Ludwigs dem pfälzischen Hause völlig zugetheilt worden, und nun mochte sie, von ihrer politischen und örtlichen Lage begünstigt, einen glücklichern Fortgang nehmen. Die in der Umgebung Heidelbergs liegenden Klöster Neuburg und Schönau, wie das von Friedrich dem Siegreichen neubefestigte Schloß zu Schwezingen, und die zur Pfalzgrafschaft gekommene Stadt Neckargmünd verblieben ruhig in ihrem hergebrachten Zustande. Heidelberg selbst aber, als Residenz und Universitätsstadt, und von den Churfürsten stets väterlich begünstigt, hatte nur zunehmen können. Viele Bürger wurden reich, und die armen fanden täglich ihren Verdienst. Es herrschte ein mannigfaches, vielbewegtes Leben in dieser Stadt, ohne daß der Hof und die Studenten so schlimm auf die Sitten einwirkten, wie oft anderswo.

Vom südlichen Fuße des Odenwaldes bei Schönau, über den Neckar und hinauf an der Elsenz bis nach Sinsheim, erstreckten sich die Besitzungen der Herren von Hirschhorn, eines alten Adels, aus welchem sich besonders Herr Johann hervorgethan hatte, durch Gelehrsamkeit, Tapferkeit und Treue bei Kaiser und Reich, bei Fürsten und Städten beliebt und geachtet, während eines halbhundertjährigen unermüdeten Wirkens der Schöpfer eines neuen Flors seiner Familie, und seit dem Jahre dreizehnhundert und neunzig Erbtruchseß am pfälzischen Hofe zu Heidelberg. Der Großenkel

dieses verdienten Ritters erhielt am Eingange des sechszehnten Jahrhunderts von Churfürst Philipp um zwölftausend Gulden die Feste Zwingenberg mit allen Zubehörten zu einem Erblehen. Noch ganz wohlerhalten erhebt sich dieselbe mit ihren fünf Thürmen, zwei Stunden oberhalb Eberbach, auf einer schroffen Felshöhe stolz über das enge, einsame Neckarthal, welches den Wanderer in mehrern Krümmungen nach Neckarelz führt, einem kleinen, damals auch hirschhornischen Städtchen. Am Elzbach aufwärts war das Städtchen Mosbach mit seinem uralten Stift seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bis zum Schlusse des folgenden, die Residenz einer pfalzgräflichen Nebenlinie gewesen, und fiel jezt nach dem Tode Pfalzgraf Otto des Zweiten mit der Stadt Sinsheim durch einen Erbvertrag an den Hauptstamm, an Churfürst Philipp zurück. Von Mosbach und der Stadt Eberbach, welche nach einer langjährigen Pfandschaft beim Hause Erbach am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts durch Erbvertrag wieder an die Pfalz zurückgefallen war, von diesen Neckargegenden zog sich das pfälzische Gebiet zwischen dem stiftmainzischen bei Buchen und bei Neidenau hinaus nach Borberg, wo das würzburgische begann. Aber überall zerstreut in diesen Gebieten erschienen die Territorien des odenwäldischen Ritterkantons, welcher zur fränkischen Reichs-Ritterschaft gehörte. Nach Wegnahme der Stadt und Feste Borberg durch Friedrich den Siegreichen hatte sich sein Neffe Philipp bewegen lassen, solche der rosenbergischen Familie wieder als Lehen zu übertragen; da entleibte sich Herr Anselm von Rosenberg, und es entstund nun über dessen Erbschaft ein Rechtsstreit, der im folgenden Jahrhundert zu einer erbitterten Fehde Veranlassung gab. Stadt und Burg Krautheim mit der Zehnte Ballenberg waren wie Neidenau mainzisch; Königshofen aber, Lauda und Grünsfeld würzburgisch. Bei Bischofsheim hob das stiftmainzische Gebiet wieder an, und erstreckte sich über Kühlsheim, Walldürn, Buchen, Mudau und Amorbach bis an den Main hinab. Alle diese Städte hatten das Schicksal, den Erzbischöfen stets als Unterpfänder für geliehenes Geld zu dienen, wodurch ihr Aufkommen gehindert und mancher verderbliche Streit veranlaßt wurde. Buchen allein erfreute sich eines bessern Fortganges und wuchs allmälig zur Hauptstadt des odenwäldischen Baulandes heran. Es

war nach einer langen Getheiltheit zwischen dem Freiherrn von Düren, dem Schenken von Limburg und dem Erzstifte, im Jahr dreizehnhundert und neun durch Ankauf der übrigen Theile völlig mainzisch geworden, worauf die Ritterfamilie von Ebersberg das erbliche Burgmann-Amt daselbst erhielt. Die Stadt war oft der Versammlungsort des odenwäldischen Adels, und mehrere edle Geschlechter wählten sie zu ihrem Aufenthalt; zu den städtischen Anstalten gehörte die lateinische Schule, deren Daseyn man es wohl verdanken muß, daß Konrad Koch, Gottfried Bessel und Andere den Weg der Gelehrsamkeit betraten, welchen sie nachher so rühmlich und verdienstvoll verfolgt haben.

Endlich von Freudenberg am Maine hinauf bis gegen Homburg, lag noch ziemlich in ihren alten Verhältnissen die Grafschaft Wertheim, welche jezt den nordwestlichsten Theil unseres Großherzogthums bildet. Noch schaut das alte Stammschloß des wertheimischen Grafenhauses auf die zwischen jenem Strom und der Tauber romantisch gelegene, von Bergen eng umschlossene Stadt herab, und erinnert durch das massive Gemäuer an die Zeit seiner Entstehung und seiner Erweiterung im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unter Graf Rudolf. Der Urenkel dieses Herrn war Graf Michael, welcher die neuerwachende Zeit noch erlebte, aber sich wohl nicht träumen ließ, daß mit seinem Sohne das hochedle Geschlecht von Wertheim erlöschen würde. Die Stadt selbst war im Schuze desselben allmählig heran gewachsen; sie hatte von den Kaisern und Grafen mancherlei Privilegien erhalten, genoß das Stapel- und Niederlagsrecht auf dem Main und hielt jährlich zwei Märkte. Ihre Pfarrkirche erhob Pabst Sixtus der Fünfte zu einem Kollegiatstift mit eilf Kanonikern, wovon jeder zwei Jahre wenigstens auf einer Hochschule mußte studirt haben. Uebrigens war die Stadt ein böhmisches Lehen, durch die Gefälligkeit Graf Eberhards gegen Kaiser Karl den Vierten, damit derselbe „auf seiner Reise nach Frankfurt zur Wahl eines römischen Königs, nachdem er während des ganzen Weges auf eigenen oder lehnbaren Gütern übernachtet hatte, auch in Wertheim, als zum leztenmal, in einem von ihm abhängigen Orte, Abstand nehmen könne.“

Dieses war am Eingange des verhängnißvollen sechszehnten

Jahrhunderts im Einzelnen der Zustand aller jezt badischen Lande. Im Allgemeinen gewährten noch immer die Städte die fast einzig erfreuliche Erscheinung, während das gemeine Volk in der Knechtschaft schmachtete, Adel und Geistlichkeit aber auf dem traurigen Wege fortschritten, welchen sie seit den zähringischen Zeiten betreten hatten. Hin und wieder freilich drang das erwachende Licht der Aufklärung auch in die Stube eines Domherrn, oder in die Zelle eines Klosterbruders, und auf dem Lande wie in Städten mochte mancher Pfarrer und Seelsorger durch seinen Verkehr mit der Welt, durch die Bekanntschaft mit denkenden Menschen und tüchtigen Büchern, auf Ansichten und Grundsäze geleitet werden, die sich mit der alten blinden Strenggläubigkeit nicht mehr vertrugen. Ueberhaupt aber war die hohe und niedere Klerisei ganz dieselbe, wie zu Hussens Zeit, oder verdorbener noch und tiefer gesunken! Das Aergerniß besonders der geistlichen Orden hatte allen Begriff überstiegen; Betrügereien mit Wundergeschichten, Erschleichungen von Testamenten und Vermächtnissen, Ausschweifungen im Genuße der Tafel, und Verirrungen, welche der Zölibat erzeugte, waren an der Tagsordnung. Sah man ja in Städten die Mönche öffentlich ihre Nonnen besuchen, und an der Fastnacht mit fahrenden Frauen unter dem tanzenden und zechenden Volke sich herumtummeln! Eine öftere Ausnahme hievon machten jedoch die Benediktiner, jener Orden, welchem wir die ältesten Klöster, den frühesten Anbau viel' öder Gegenden und das erste Licht der Wissenschaft verdanken.

Der Adel, theils landsäßig, theils unter der Reichsritterschaft, hatte sich eben durch diese neuen geregelten Verhältnisse, seiner äußern Stellung und Wichtigkeit nach wieder etwas gehoben, doch blieb im Innern das alte, rohe, übermüthige und verschwenderische Leben und Treiben. Pferde, Jagdhunde und Dirnen waren seine Gözen, und wie unendlich tief stund bei auch manch' rühmlicher Ausnahme, gleichwohl die Mehrzahl unter dem Geist und Charakter eines Ulrich von Hutten! Denn wo trieb die meisten Herren und Junker ein edles Interesse? Im Kriege verdingten sie sich um Sold, bei den Turnieren zeigten sie eine eitle Pracht, und in ihren Gesellschaften tranken sie übermäßig aus ungeheuren Humpen. Dieses tolle Zutrinken war unter Adel und Fürsten so

allgemein Sitte, daß selbst Erzherzog Philipp sich dazu erniedrigte, um dadurch, bei seiner Absicht auf den deutschen Thron, ihre Parthei zu gewinnen.

Wenn nun die Städte durch ihre Betriebsamkeit, ihren Kunstsinn, ihren Handel und Haushalt, ihre patriotische Gesinnung und Tapferkeit, den Adel und Klerus verdunkelten, so stunden sie doch mehr oder weniger auch schon am Rande ihres Zerfalles. Denn der Wohlstand hatte nicht selten die Ueppigkeit und die Sittenlosigkeit zur Begleiterin, und innere Partheiungen, Haß der Geschlechter, Zerwürfniß der Bürgerschaft mit ihrer Oberkeit, Eifersucht zwischen den Gesellschaften oder Stuben und viele andern Dinge untergruben nach und nach das Fundament, worauf weiland Glück und Ruhm des Bürgers begründet worden. Und wie sehr war es auch oftmals der Geist einer Regierung, der wie ein leises Gift die Lebenskeime eines Gemeinwesens anfraß und verkümmerte!

Es war eine Zeit des Ueberganges; alte Tugenden erstarben, und neue kamen auf. In den Leibern und Seelen der damaligen Menschen lebte noch viel altgermanische Kraft, daneben in vielen Köpfen ein heller Geist und in unzähligen Gemüthern die Sehnsucht nach Erlösung und Freiheit. Allenthalben erblickte man Altes und Neues, bald in friedlichem Verein, bald in erbittertem Kampf. Neben dem blindesten Aberglauben, neben religiösem Fanatismus und frommer Heuchelei, gab es noch viel ächte Gottesfurcht und wahres Vertrauen auf eine leitende Vorsehung, selbst hin und wieder sehr erleuchtete Begriffe vom höchsten Wesen, gleichwie neben roher Unwissenheit und Barbarei, neben beschränkten, engherzigen Parthei- und Standesmeinungen, oft die gründlichste Gelehrsamkeit und der feinste Geschmack, viel edle Bildung, viel tüchtige, patriotische Gesinnung und redliche Tugend. Noch fast allenthalben sprach sich das Volk sein Recht, an Land-, Zehent-, Dorf- und Hubgerichten; aber schon mußten auch überall römische Doktoren beigezogen werden, wie solche längst im Rathe der Fürsten und Städte saßen. Ihre Anmaßung wuchs mit ihrer Zahl und ihrem Einfluß, so daß der gemeine Mann bald denselben Haß gegen sie hegte, wie einst die Germanen unter Varus gegen die Advokaten von Rom. Der allgemeine Reichslandfriede war gegründet; aber Fürsten und Adel brachen ihn alle Augenblicke, ja die fränkische

Ritterschaft verlangte sogar alles Ernstes die Wiederherstellung des Faustrechtes, weil die nachgesuchte Rechtshülfe meist ausbleibe, oder die Prozesse ewig dauerten, oder die Exekution gegen mächtige Herren und Gemeinschaften unterbleibe. Noch immer galt auch der gerichtliche Zweikampf, und in manchen Gegenden wurden selbst noch Todtschläge zwischen den betreffenden Familien, ohne öffentlichen Richter, durch blose Uebereinkunft gütlich gesühnt. So innig verwebt mit dem Leib und Leben der Deutschen waren jene germanischen Grundsäze des Wehrgeldes, der Selbstrache, und daß das Volk sein eigner Richter sey.

Viertes Kapitel.

Von den Zeiten der Kirchentrennung.

Was weiland von Huß auf seinem Scheiterhaufen vorausgesagt worden war, fieng nach Verfluß eines Jahrhunderts wirklich an, in Erfüllung zu gehen. Der Geist, welcher diesen Mann und seine Schüler erfüllt hatte, belebte jezt schon unzählige Köpfe, und dem Augustiner Mönche Martin Luther war es vom Schicksale gegeben, in dem großen Kampfe des neuen Lichts gegen die alte Finsterniß als Anführer aufzutreten. Er selbst dachte nicht daran, daß ihn seine ersten bescheidenen Schritte so weit führen würden; aber mit der Hartnäckigkeit seiner Widersacher wuchs sein Muth, wuchs der Zorn seiner Parthei, und anstatt der anfangs verlangten Reformation der christlichen Kirche, kam es zu einer Trennung derselben!

Die lebhaftere Bewegung der Gemüther in Deutschland wurde zuerst erregt durch einen gelehrten Streit des Professors Reuchlin mit den Dominikanern zu Köln. Es war dieser Mann aus Pforzheim gebürtig, und hatte schon in früher Jugend ein solches Talent bewiesen, daß er nach Vollendung der untern Schulen an den Hof des Markgrafen von Baden und mit dessen Sohn nach

Paris gelangte. Bereichert an Geschmack und Kenntnissen durch das emsige Studium der Griechen und Römer verließ er diese „Pflanzschule seines Lebens" im schönsten Jugendalter, und begab sich als Magister nach Basel, wo ihn ein Freund der hebräischen Sprache zur Erlernung derselben aufmunterte, während er das zu Paris begonnene Studium des Aristoteles eifrig fortsetze. Von Basel aber gieng Reuchlin nach Orleans, wiedmete sich daselbst ausschließlich der Rechtswissenschaft, nahm hierauf zu Tübingen das juristische Doktorat, verheurathete sich und fieng an zu praktizieren. Bald leuchtete sein Talent hervor; Herzog Eberhard machte ihn zu seinem vertrauten Rathgeber, zu seinem Begleiter auf einer Romfahrt, und nach ihrer Zurückkunft zu seinem Gesandten an Kaiser Friedrich, von welchem Reuchlin einen Adelsbrief und eine uralte, ungemein schön geschriebene hebräische Bibel zum Geschenke erhielt. Aber nach dem Tode seines Gönners begab er sich vom wirtembergischen an den pfälzischen Hof, und auch Kurfürst Philipp gebrauchte ihn zum Betriebe eines Geschäftes in Rom, wo die lateinische Rede des schwäbischen Doktors vor dem Pabste als ein Meisterstück an Geist und Form bewundert wurde. Ungerne genug verloren die Heidelberger einen solchen Mann, als Reuchlin durch die Veränderungen in Wirtemberg dahin zurückgerufen wurde, und ungerne mochten es die Freunde der Gelehrsamkeit sehen, daß ihn der Kaiser zu einem der drei Richter am schwäbischen Bund ernannte, wodurch er verhindert schien, den Musen ferner zu leben. Aller Geschäfte aber ungeachtet blieb ihnen Reuchlin getreu, und es erschienen von ihm die ersten hebräischen Grammatiken in Deutschland, so daß er billig der Vater des hebräischen Sprachstudiums genannt worden ist.

Beinahe ein halbes Jahrhundert hatte der edle Mann rastlos gearbeitet, „und nun, wie ein vaterländischer Schriftsteller sagt, im hoffnungsvollen Herbst seiner Jahre, da er so manchen Abgrund durchspäht, so manchen Fels erstiegen, so manchen goldnen Keim aus dem Schutte gelesen und eingesammelt hatte, da sein Vorrath und seine Ideenschäze gereift und auf dem Punkte waren, wie aus einem Segenshorne in alle Welt auszuströmen, nun mußte ein ungünstiger Stern über seinem Haupte ein Gewitter sammeln, welches jede seiner Hoffnungen verschlang, und sein

ganzes übriges Leben verdüsterte." Ein abtrünniger Jude hatte aus Haß gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen in Köln, dieselben beschuldigt, daß ihre Bücher gefährliche Dinge enthielten, und so war es zu einer Untersuchung gekommen, wozu auch Reuchlin gezogen wurde. Da der redliche Mann aber nichts Gefährliches in den Schriften finden konnte, und ein vortheilhaftes Gutachten an den Kaiser darüber verfaßte, so zog er sich den bittersten Haß des Denunzianten und seines Anhanges unter den Dominikanern zu. Alles wurde von ihnen gegen Reuchlin in Bewegung gesezt; es folgten Anklagen, Schmähschriften und Verdammungsurtheile. Aber alle besser Gebildeten hielten es mit Reuchlin, und einer der muthigsten Kämpfer für das neue Licht, für die Freiheit und Ehre deutscher Nation, warf sich zum Vertheidiger des bedrängten Greises auf. Es war Hutten, diese edle Feuerseele, welcher mit allen Waffen der Wahrheit, des Wizes, Hohnes und Spottes gegen die Brut „der Dunkel-Männer" zu Felde zog. Ganz Deutschland nahm an dem Streite Antheil, und war jezt in zwei große Partheien getheilt, in die des Freimuths, der Aufklärung und des Geschmackes, und in jene des beschränkten, des blinden oder eigennüzigen und schlechten Eifers für alles Alte.

In diese Zeit einer beginnenden allgemeinen Bewegung der Geister fiel nun der Angriff Luthers auf das Ablaßwesen, und bald vergaß man die Reuchlinische Sache über dem heftigern und wichtigern Kampfe, welcher sich jezt zwischen Rom und Wittenberg entspann. Reuchlin selbst rief darüber aus: „Gottlob! nun haben sie Einen gefunden, der ihnen Arbeit genug machen wird, um mich alten Mann ferner in Ruhe zu lassen." Doch erlebte er noch die Freude, daß sein Prozeß durch Franz von Sickingens thatkräftigen Betrieb zur Entscheidung kam, und ihm alle Kosten ersezt wurden. Hutten besang diesen Triumph seines Freundes in einem lateinischen Gedichte voll schäumenden Uebermuths, während sich um ihn selbst die Gefahren immer drohender zusammenzogen. Reuchlin hatte sich damals von Ingoldstadt, wohin er vor den Kriegsunruhen in Wirtemberg geflohen war, wieder nach Tübingen begeben, um seine philosophischen Vorlesungen fortzusezen. Aber es blieb ihm solches nicht lange vergönnt; der edle Greis starb im Sommer tausend fünfhundert zwei und zwanzig,

mit dem Ruhme eines der größten, gelehrtesten Männer seiner Zeit, und mit dem Verdienste, über Wissenschaft und Unterricht bessere Begriffe aufgebracht, die Theologen auf das Studium der biblischen Grundsprache, die Gelehrten aber überhaupt auf die Werke der Griechen und Römer zurückgeführt zu haben. Und auch dadurch machte sich Reuchlin verdient, daß er auf die Laufbahn eines berühmten Mannes so entscheidenden Einfluß ausübte. Es war sein Vetter Melanchthon, der gelehrte, verständige, fromme und sanfte Freund Luthers, und hauptsächlichste Mitbeförderer des großen Werkes der Reformation.

Melanchton hatte zu Bretten im Jahre vierzehnhundert sieben und neunzig die Welt erblickt, und kam aus der Schule seiner Va erstadt nach Pforzheim, wo er das Lateinische und Griechische studierte, und seinen Vetter Reuchlin kennen lernte, welcher zu dem wißbegierigen Knaben eine solche Liebe gewann, daß er ihn völlig an Kindesstatt annahm. Im Herbste tausend fünfhundert und neun bezog Melanchthon hierauf die Universität Heidelberg, lehrte alsdann zu Tübingen und wurde endlich nach einem dortigen Aufenthalte von sechs Jahren durch Churfürst Friedrich den Weisen von Sachsen als Professor der griechischen Sprache an die Hochschule zu Wittenberg berufen, wohin ihn Reuchlin empfahl, und welche Stelle er auch bis zum Grabe begleitet hat. Ueber sein erstes Auftreten schrieb Luther an einen Freund: „Melanchthon hielt am vierten Tag nach seiner Ankunft eine grundgelehrte, ausbündig schöne Rede, und zu solcher Vergnügung und Verwunderung der Zuhörer, daß er nun gar keiner Empfehlung mehr bedarf. Wir haben von seinem Aeußern bald hinweggesehen, bewundern seine großen Gaben, und schätzen uns glücklich, ihn bekommen zu haben.“ Sogleich war zwischen Luther und Melanchthon ein geistiger Bund geschlossen, dessen Erfolg eine Umstaltung der kirchlichen Verhältnisse in fast allen norddeutschen und vielen süddeutschen Ländern wurde. Luthers Geschichte mit dem Ablaßkrämer Tezel, sein heldenmüthiges Auftreten vor dem Kaiser am Reichstage zu Worms, seine Gefangenschaft auf der Wartburg, wie seine während derselben verfertigte Uebersezung der heiligen Schrift ins Deutsche, all' das ist bekannt genug. Inzwischen hatte Melanchthon in Wittenberg fast allein Luthers Stelle zu vertreten, welches freilich

ohne Irrungen und Mißverständnisse nicht abgieng. Darum wünschte er nichts sehnlicher, als die Rückkehr seines Freundes, und unbeschreiblich war seine Freude, als dieselbe im Frühjahr tausend fünfhundert zwei und zwanzig wirklich erfolgte. Das Wirken beider Männer wurde nun von Tag zu Tag ausgedehnter und wichtiger. Melanchthon besonders war wegen des Vertrauens, das man allgemein zu ihm hegte, mit einer Last von Geschäften überhäuft. Aber seine Geduld wurde dadurch ebenso wenig ermüdet, als seine Eitelkeit erweckt, vielmehr war alles Lob, welches man ihm spendete, nur ein Sporn neuer Thätigkeit für seinen Geist. „Die Leute sagen, schrieb er unter anderm, daß ich die Bibel zu erklären verstehe, und Gott weiß es, wie ernstlich ich in der Erkenntniß seines Wortes zuzunehmen trachte. Aber so oft man mich deswegen rühmt, demüthigt mich jedesmal wieder mein eigenes Bewußtseyn."

Indessen hatte Luther in Deutschland schon eine große Parthei gewonnen; überall las man mit Begierde seine Schriften, und viele Geistlichen fiengen an, nach den daraus geschöpften Grundsätzen öffentlich zu predigen. Auch bei uns geschah dies; zu Heidelberg, zu Freiburg gab es unter den Lehrern der Hochschule mehrere Freunde und eifrige Anhänger Luthers oder Melanchthons; in manchem Kloster bewirkten die lutherischen Traktate eine heimliche Glaubensänderung bei einzelnen der Brüder oder bei dem Vorsteher selbst, und viele redlichen Bürger der Städte freuten sich im Stillen über den Mann, der mit so entschiedenem Muthe und mit so vielem Glück gegen die Mißbräuche, gegen die übertriebenen Ansprüche und Forderungen der Kirche und ihrer Diener auftrat. Auch fand Luther in unserer Nachbarschaft einige seiner würdigsten Mitkämpfer für die Sache der Glaubensfreiheit; so zu Schafhausen den Doktor Sebastian Hofmeister, zu Basel den Professor Wolfgang Kapito mit dessen Freunde, dem Domprediger Kaspar Hedio, wie später den berühmten Oekolompad, und so zu Straßburg den Johann Sturm. Ueberhaupt aber wurde Luthers Parthei besonders dadurch stark und wichtig, daß ihr mehrere der ersten Reichsfürsten und eine Menge des Adels beitraten. Dies bewog auch den Pabst und Kaiser zu ernsterem Einschreiten gegen die Neuerung, und im Jahre fünfzehnhundert

neun und zwanzig wurde auf dem Reichstage zu Speier die zu Worms über Luther ausgesprochene Acht bestätigt, wogegen jedoch die evangelisch gesinnten Stände unter dem Vortritte des Churfürsten von Sachsen förmlich protestirten, weswegen die römische Parthei ihnen den Namen Protestanten gab. Nunmehr verfaßte Melanchthon eine Schrift, worin ein offenes Bekenntniß niedergelegt war von den Glaubensüberzeugungen der evangelischen Stände, welche dieselbe im folgenden Jahr auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiser übergaben, um eine friedliche Ausgleichung des kirchlichen Streites herbeizuführen. Aber wie schonend, wie liebreich und sanft diese Konfession auch abgefaßt war, so verfehlte sie gleichwohl den nächsten Zweck, und hatte nur den einzigen Nuzen, daß die Lehre der neuen Kirche dadurch eine bestimmte Form erhielt. Nach also vereitelter Hoffnung, und nach abermaliger Verdammung der lutherischen Reform vereinigten sich die protestantischen Fürsten zur Aufrechthaltung derselben und zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit zu Schmalkalden in einen engen Bund, dessen Macht den Kaiser bei seiner bedrängten Lage durch erneuerte Türkengefahr endlich zu einem sogenannten Religionsfrieden nöthigte. Es wurde derselbe im Jahr fünfzehnhundert zwei und dreißig zu Nürnberg abgeschlossen, und enthielt das Verbot, daß Niemand den Andern wegen Glaubensdingen verfolgen solle. Und so schien denn endlich die Einigkeit im Reiche wieder hergestellt.

Aber neben Luther traten noch zwei andere große Reformatoren auf, nämlich Zwingli und Kalvin, jener in Zürich, dieser in Genf, welche sich von der lutherischen Lehrmeinung durch ihre Ansicht vom Abendmahl und einige andere Dinge unterschieden. Der Anhang dieser drei Glaubensformeln durchkreuzte sich vielfach in ganz Deutschland, doch war das nördliche mehr für die lutherische oder evangelische, das südliche mehr für das kalvinische und zwinglische oder reformirte Bekenntniß eingenommen. Und leider wurden die deutschen Länder nicht allein der traurige Schauplaz des heftigsten und oft blutigen Kampfes zwischen den Alt- und Neugläubigen, sondern die leztern unter einander selbst bekämpften sich mit aller Kraft theils redlicher Ueberzeugung, theils fanatischer Wuth, mit Neid, Haß und Verfol-

gung. Und wie nachtheilig auf den Charakter und die wissenschaftliche Bildung der Reformatoren wirkten nicht die immerwährenden Kontroversen, wobei oft alle Vernunft und Mäßigung verloren gieng? Doch macht es hinwiederum einen rührenden und großartigen Eindruck auf unser Herz, wenn wir diese sonst schlichten und geringen Männer im Kampfe gegen die päbstliche und kaiserliche Gewalt, unter hundertfältiger Gefahr und Noth, troz aller Bitterkeiten und Kränkungen durch Mißkennung, Verhöhnung, Anschwärzung und Verdammung, dennoch unerschütterlich standhaft in ihrem Glauben, und unbesiegbar in ihrem Vertrauen auf eine lohnende Vorsehung verharren und selbst in den Tod gehen sehn!

„Luther, sagt ein Geschichtschreiber, dieser so heftige Mann, war, so lange er lebte, der Schuzengel des Friedens.“ Aber kaum hatte er im Jahre fünfzehnhundert sechs und vierzig die irdische Hülle abgelegt, als der schmalkaldische Krieg ausbrach, während dessen Verlauf der friedliebende Melanchthon, noch voll Schmerz über den Verlust des Freundes und Mitkämpfers, von stets neuem Kummer gedrückt, und von der Besorgniß gepeiniget wurde, all' ihr Mühen und Arbeiten möchte umsonst gewesen seyn. Er bedauerte die Trennung der Kirche, den Zwiespalt der Nation; machte sich Vorwürfe als Miturheber derselben, und über manchen unvorsichtig gethanen Schritt. „Mein Schmerz über die Kriegsunruhen, schrieb er an einen Freund, verzehret mich. Oft zweifle ich, wenn ich die Elbe seh', ob ich ihn ausweinen könnte, wenn ich auch so viele Thränen vergöße, als sie Wellen schlägt.“ Bald jedoch sollte der edle Greis durch die Wendung der Ereignisse einen beruhigenden Trost erleben. Der schmalkaldische Bund zwar hatte sich ohne eine große Verrichtung wieder aufgelößt, aber um so glücklicher gelang es dem Kurfürsten Moriz von Sachsen, den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu vermögen, worauf sofort im Jahre fünfzehnhundert fünf und fünfzig, noch während der Dauer des großen Konziliums zu Trient, auf einem Reichstage zu Augsburg ein **zweiter** Religionsfriede geschlossen ward. Fünf Jahre nach diesem freudigen Tage starb Melanchthon, mit dem lezten Worte, daß er nichts auf dem Herzen habe, als **die Einigkeit der Kirche!**

Fünftes Kapitel.

Geschichte des Bauernkriegs in den jezt badischen Landen.

Gleichzeitig mit dieser kirchlichen Revolution, aber unabhängig von ihr, begann auch eine politische, welche man den Bauernkrieg zu nennen pflegt. Doch konnte ein solches Zusammentreffen unmöglich ohne gegenseitigen Einfluß seyn. Der Aufstand des Landvolks bekam durch die Reformation eine religiöse Weihe, wodurch er um so erhizter und blutiger wurde, während dieser Umstand den Feinden der Kirchenverbesserung Gelegenheit gab, dieselbe als Urheberin der schrecklichen Empörung verhaßt zu machen.

Wir haben gesehen, wie traurig, wie trostlos damals der Zustand des gemeinen Mannes auf dem Lande war; wie er von wachsenden Schulden und oft unerschwinglichen Steuern gedrückt, unter dem Joche einer harten Leibeigenschaft schmachtete, wie er nichts kannte, als Mühe und Lebensnoth! Auf den Landtagen der Stände kam das Volk nie in Betrachtung; seine Klagen verhallten ungehört oder wurden durch gewaltthätige Amtleute unterdrückt. Was für ein andrer Weg der Rettung blieb ihm übrig, als derjenige, welchen es wirklich betrat? Es bildeten sich da und dort insgeheim Vereine zu bewaffnetem Auftreten, um dem billigen Verlangen einer Erleichterung ihres Zustandes Nachdruck zu geben. Der Adel, die Prälaten und Fürsten konnten daraus entnehmen, was Noth that; aber sie dachten nur auf Unterdrückung der verachteten Empörer, und ließen die Sache „beim Alten.“ Diese stolze, hartherzige Verblendung mußte sich rächen. Als die so billigen, oft auf eine wahrhaft rührende Art gestellten Forderungen ungewähret blieben, schlug der Haß um so tiefer in die Herzen, und nach wenigen Jahren erhob sich die unterdrückte Gluht zu einer Flamme, welche dem Adel und Klerus auf einmal den schrecklichsten Untergang drohte!

Die Aufstände des gemeinen Volkes gegen seine Herrschaft sind so alt als der tyrannische Druck, welchen es von denselben da und dort erleiden mußte. Schon im zehnten Jahrhundert vereinigten sich die thurgauischen Bauern und beschworen einen Bund zur Erhaltung ihrer ererbten Rechte und zur Verweigerung der Dienste und des Leibfalls. Sie wandten sich zuerst klagend und bittend an ihre Herren, und als aber der stolze Adel für ihre Beschwerden unzugänglich blieb, erhoben sie muthig die Waffen, kämpften auf Leben und Tod, und erlagen nur erst nachdem ihr Anführer gefangen worden war. Im vierzehnten Jahrhundert predigte in der Seegegend Bruder Berthold die Abwerfung des Joches der schmählichen Knechtschaft, und im folgenden der Paukenschläger Hans Böheim die Freiheit und Gleichheit aller Christen, unter ungeheuerem Zulaufe des Volkes. So verbreitete sich der Stoff der Unzufriedenheit immer weiter; daheim in seiner Hütte, in der Schenke, bei Märkten und Kirchweihen, überall mehr und mehr wurden die Klagen des gemeinen Mannes laut. Es wurde hingewiesen auf die Schweizer; es entstunden Sprichwörter in diesem Sinne und Prophezeihungen. „Der Herren Geiz, sagte man, mehret die Schweiz“, und „der Schwanberg wird noch mitten in die Schweiz zu liegen kommen.“

Welche Stimmung des Landvolks am Eingange des sechszehnten Jahrhunderts im Kleckgau herrschte, in der Einung Hauenstein, im Breisgau, Bruhrhein und im Taubergrunde, haben wir gesehen. Nun war ums Jahr vierzehnhundert drei und neunzig im benachbarten Elsaß unter dem gemeinen Mann eine Verbindung errichtet worden, ähnlich dem Bunde der Schweizer auf dem Rütli. Aber die Elsäßer, wie die übrigen deutschen Bauern, trugen schon das Joch, wovor sich jene blos gewehret hatten, und wollten es abwerfen. Daher zum Theil die Verschiedenheit im Gange beider Revolutionen und ihr ungleicher Erfolg. Die elsäßischen Verschwornen faßten ihre Absicht in die fünf Artikel: geistliches und rothweilisches Gericht abzuthun, keine Schulden mehr zu bezahlen, keinen Zoll, kein Umgeld mehr zu geben, und die Steuer auf vier Pfenninge herabzusezen; ferners die Juden zu vertreiben und ihr Gut einzuziehen, keinem Geistlichen mehr als eine Pfründe zu gestatten, und nicht mehr zu beichten. Zum Signal

führten sie auf ihrer Fahne einen über dem Reihen zugenestelten oder sogenannten Bundschuh, das uralte deutsche Zeichen der Hörigkeit und Leibeigenschaft. Der Ausbruch sollte mit der Einnahme von Schlettstadt beginnen, und wer sich der Sache widerseze, ohne Schonung eine Beute des Todes seyn.

Dieser erste Bundschuh zwar wurde entdeckt und grausam an den Urhebern bestraft. Aber bald erhob sich im Speierischen ein zweiter, und ein dritter im Breisgau. Jener gieng von Grumbach aus und verbreitete sich bald über den ganzen Kraichgau. Er führte eine weißblaue Fahne mit der Inschrift: „Nichts, als die Gerechtigkeit Gottes"; das Losungswort aber war die Frage: „Was ist das für ein Wesen?" und darauf die Antwort: „Vor den Pfaffen kann man nicht genesen." Im Frühlinge tausend fünfhundert und fünf versammelten sich die Bauern gegen acht tausend Mann stark zu Bruchsal. Hier wurde beschlossen, hinfort nur allein dem Kaiser unterthan zu seyn, das weltliche und kirchliche Regiment zu verbessern und die geistlichen Güter zu vertheilen. Aus dem speierischen Gebiet wollte man hernach in die Markgrafschaft Baden und von da unaufgehalten weiter und weiter ziehen, bis alles deutsche Land erobert wäre. Ein furchtsames Mitglied indessen verrieth den Bund, welcher nun das Schicksal des elsäßischen erfuhr.

Ein Grumbacher aber entlief seiner Strafe in Bruchsal, zog einige Zeit auf dem Schwarzwalde umher, und erhielt endlich zu Lehen im Breisgau das Amt eines Bannwarts. Hier bearbeitete derselbe nach und nach die Gemüther, indem er über das tägliche Zunehmen der Gotteslästerung, der Trinksucht, des Wuchers und Ehebruchs klagte, und hernach immer auch über den wachsenden, bald unerträglichen Druck der Herrschaften und die Armuth des gemeinen Mannes. So kam denn im Jahre fünfzehnhundert und dreizehn ein neuer Bundschuh zu stande, der nicht nur im Breisgau, sondern bis hinab in das Kinzinger Thal zahlreiche Theilnehmer zählte, und dessen Beschluß es war, wofern der Kaiser ihn nicht anerkennen wolle, zu den Schweizern zu ziehen! Aber Freiburg und andere Städte wurden gewarnt, ehevor ein entscheidender Schritt geschah. Man hob mehrere der Verschwornen

aus, sezte sie gefangen und machte ihnen auf eine Weise den Prozeß, welche die übrigen sehr abschrecken mußte.

Doch, was hilft es, ein Uebel zu unterdrücken, dessen Keim man nicht getödtet hat? Eines Tages, im Jahre tausend fünfhundert vier und zwanzig, als das Volk in der Landgrafschaft Stühlingen eben mit der Haferärndte beschäftigt war, ließ die Gräfin von Lupfen einigen Leuten auf dem Felde befehlen, Schneckenhäuschen zu sammeln, damit ihr Gesinde das Garn darauf winden könne, und als sie sich eines so tollen Befehles weigerten, übte man Gewalt an ihnen und drohte mit harter Bestrafung. Dieser Vorfall aber gab die Veranlaßung zum Ausbruch einer längst in den Gemüthern genährten Gährung. Denn sogleich vereinigten sich in den vier größten Gemeinden Stühlingen, Bettmaringen, Bondorf und Ewatingen die entschlossensten Männer zur Abwerfung des drückenden Joches ihrer Herrschaft. Zwölfhundert an Zahl schwuren sie, mit einander zu theilen Lieb und Leid, erwählten hierauf den Johann Müller von Bulgenbach, machten sich eine schwarz, roth und weiß gemalte Fahne, und zogen damit auf die Waldshuter Kirchweih. Müller hatte früher zu Frankreich als Soldat gedient; er war ein starkgewachsener, kluger und sehr beredter Mann. Sein Einzug in Waldshut geschah unter freudigem Zujauchzen der Bürger, mit denen er sofort eine sogenannte evangelische Brüderschaft errichtete. Dieser Bund war in einem großen Style angelegt. Jedes Mitglied mußte wöchentlich einen Bazen bezahlen, und das fallende Geld wurde zu Botschaften nach den verschiedenen Theilen des Reiches verwendet, um in der Nation eine allgemeine Erhebung des gemeinen Mannes zu bewirken. Der Zweck aber war, daß man ferner keinem andern Herrn mehr wollte unterthan seyn, als dem Kaiser.

Und wirklich erhob sich von jezt an in beinahe allen Gegenden Deutschlands das Landvolk zum Umsturz der alten Tyrannei und zur Errichtung eines neuen Regiments. Von den Höhen des Schwarzwaldes verbreitete sich der Aufstand hier hinaus über den Kleckgau und Hegau in den Allgau, die Iller abwärts an die Donau, an den Neckar, in die Thäler des Kochers und der Jart, dort aber durch den Breisgau in den Elsaß, und zu beiden Seiten des Rheins bis an den Hundsrücken und über den Oden-

wald an die Tauber und sofort bis hinab nach Thüringen. Ein schwäbischer Geistlicher brachte die Klagen der Bauern in zwölf Artikel, welche bald als gemeinsames Losungswort überall wiederhallten. „Zum Ersten, lauteten sie, ist unsere Bitte und Begehr, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht wollen haben. Eine ganze Gemeine soll ihren Pfarrer selbst erwählen, auch denselben wieder entsezen, wann er sich ungebührlich hielte. Derselbige erwählte Pfarrer soll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusaz, Lehre und Gebot, weil uns die Verkündigung des wahren Glaubens stets eine Ursache giebt, Gott um seine Gnade zu bitten, daß er uns denselbigen wahren Glauben einbilde, und in uns bestätige. Denn wenn seine Gnade in uns nicht eingebildet wird, so bleiben wir stets Fleisch und Blut, das nichts nuz ist. Zum Andern, nachdem der rechte Zehent aufgesezt ist im alten Testament und im neuen als erfüllt; nichts desto minder wollen wir den rechten Kornzehent gerne geben, doch wie es sich gebührt. Was übrig bleibt, soll man den Armen mittheilen oder für sich behalten, auf den Fall, daß man von Landesnoth wegen einen Kriegszug machen müßte. Den kleinen Zehent aber wollen wir gar nicht geben, denn Gott der Herr hat das Vieh dem Menschen frei erschaffen. Zum Dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß uns andere für ihre Eigenleute gehalten haben, was zum Erbarmen ist; in Ansehung, daß uns Christus alle mit seinem kostbaren Blutvergießen erlößt und erkauft hat, den Niedrigsten gleichwie den Höchsten, keinen ausgenommen. Daß wir ganz und gar frei seyn, und keine Oberkeit haben wollen, lehret uns Gott nicht. Wir sollen in Geboten leben, nicht im freien, fleischlichen Muthwillen, sondern Gott lieben als unsern Herrn, unsern Nächsten erkennen, und ihm alles dasjenige thun, was wir auch gerne hätten. Wenn wir aber gegen unsere erwählte und gesezte Oberkeit in allen ziemlichen und christlichen Sachen gerne gehorsam sind, so wird man auch ohne Zweifel uns der Leibeigenschaft als wahre und rechte Christen gerne entlassen, oder uns im Evangelium dessen erichten, daß wir leibeigen seyen. Zum Vierten ist bisher im Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Geflügel oder Fische im fließenden Wasser zu fangen,

was uns nicht nur ganz unziemlich, unbrüderlich, sondern eigennüzig und dem Wort Gottes nicht gemäß zu seyn dünkt. Auch häget in etlichen Orten die Obrigkeit das Gewild, uns zum Truz und Schaden. Wir müssen leiden, und dazu stillschweigen, daß uns die unvernünftigen Thiere das Unsere muthwillig verfressen. Darum ist unser Begehren, daß, wer Jagd und Fischfang hat, beweisen mag, daß er solches unwissentlich also erkauft hätte. Beweist er dieß, so begehren wir nicht, ihms mit Gewalt zu nehmen; sondern man müßte hierin nachsichtig seyn, wegen brüderlicher Liebe. Wer aber nicht genügende Anzeige thun kann, soll es einer Gemeine ziemlicher Weise mittheilen. Zum Fünften sind wir auch beschwert der Beholzung halber. Sie haben sich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann des Holzes bedarf, muß er es um das doppelte Geld kaufen. Unsere Meinung ist, was für Hölzer die Geistlichen oder Weltlichen nicht erkauft haben, sollen einer ganzen Gemeine wieder anheim fallen, und jedem aus derselben soll ziemlicher Weise frei seyn, daß er umsonst, seiner Nothdurft nach, ins Haus zum Brennen nehmen, auch wenn vonnöthen seyn würde, zum Zimmern; doch mit Wissen derer, die von der Gemeine dazu erwählt worden. Wofern aber kein anderes Holz vorhanden wäre, als was redlich erkauft ist worden, so soll man sich mit den Eigenthümern brüderlich und christlich vergleichen. Zum Sechsten ist unsere harte Beschwerung der Dienste halber, welche von Tag zu Tag gemehret werden. Wir begehren, daß man eine ziemliche Einsicht darin thue, uns dermaßen nicht zu hart beschwere, sondern uns gnädig hierin ansehe, wie unsere Aeltern gedient haben, allein nach Laut des Wort Gottes. Zum Siebenten, daß wir hinfüro uns von einer Herrschaft nicht weiter wollen in unserm Gute beschweren lassen, sondern wie's eine Herrschaft ziemlicher Weise einem Bauer verleiht, also soll er's besizen laut der Vereinigung des Herrn und Bauern. Der Herr soll ihn nicht weiter zwingen, noch drängen, mehr Dienste noch anders von ihm umsonst begehren, damit der Bauer solches Gut unbeschwert, und dem Herkommen gemäß brauchen und genießen möge. Zum Achten sind wir beschwert, wegen Gütern, die Viele von uns inne haben, daß dieselben Güter nicht die Gült ertragen können, und die Bauern das Ihrige darauf einbüßen, und ver-

derben. Möge die Herrschaft dieselben Güter durch ehrbare Leute besichtigen lassen, und nach der Billigkeit eine Gült ausmittlen damit der Bauer nicht umsonst diene; denn ein jedlicher Tagwerker ist seines Lohnes würdig. Zum Neunten sind wir beschwert wegen der großen Frevelstrafen, indem man stets neue Sazungen macht; nicht daß man uns straft nach Gestalt der Sache, sondern zu Zeiten aus großem Neid und zu Zeiten aus großer Gunst. Ist unsere Meinung, uns bei alter beschriebener Straf zu strafen, je nachdem die Sache gehandelt ist. Zum Zehnten sind wir beschwert, daß Etliche sich haben zugeeignet Wiesen und Aecker, die einer Gemeinde zugehören. Dieselben werden wir wieder zu unsern gemeinen Handen nehmen, wenn man sie nicht redlich erkauft hat. Zum Eilften wollen wir den Brauch, genannt den Todtfall, ganz und gar abgethan haben; wir wollen nimmer leiden, noch gestatten, daß man den Witten und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehre, also schändlich nehmen und rauben soll, wie es an vielen Orten, und in mancherlei Gestalt geschehen ist. Und von dem, was sie beschüzen und beschirmen sollten, haben sie uns geschunden und geschaben, und wann sie nur ein wenig Fug hätten gehabt, so hätten sie es gar genommen. Gott will's nicht mehr leiden, sondern der Todtfall soll abgethan, und kein Mensch hinführo schuldig seyn, zu geben weder wenig noch viel. Zum Zwölften endlich ist unser Beschluß und Meinung, wenn einer oder mehrere hier gestellte Artikel dem Wort Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir von denselben abstehen, wenn man's uns mit Grund der Schrift erklärt."

Aelter aber als diese berühmten zwölf Artikel sind die sechszehn der stühlingischen Bauern, worin des Evangeliums und der kirchlichen Verhältnisse noch mit keinem Worte gedacht wurde. Sie verlangten nämlich, daß die Jagd und der Fischfang völlig frei, alle unbillige Steuer und Schazung aber, das Umgeld, der Abzug, das Vogtrecht und die Ungenossame oder der Ehezwang abgethan seyn, daß ferner das Mistführen, Mähen, Schneiden und Heuen für die Herrschaft, wie überhaupt aller Frohndienst aufhören; daß endlich die Herrschaft wegen Frevels keinen Unterthanen ohne gute Zeugschaft bestrafen, oder blocken und thürmen soll, wenn er das Recht verbürgen könne. Diese Artikel wurden

mit wenigen Abänderungen bald auch von den hegauischen, fürstenbergischen und kleckgauischen Bauern angenommen. Denn nach der Heimkehr von Waldshut und nach einem gescheiterten Versuche zur gütlichen Ausgleichung durch die Stadt Schaffhausen zog Johann Müller über die Baar, wo man ihm aus allen Dörfern zulief, in den Hegau, auf die Hilzinger Kirchweih, und beredete daselbst die Unterthanen des Bischofs von Konstanz zum Beitritte in den Bund gemeiner Bauerschaft. Die sulzischen Unterthanen im Kleckgau hatte er schon früher dazu aufgefordert, aber sie blieben anfänglich selbst gegen seine Drohungen standhaft im Gehorsam ihrer Herrschaft, da ihnen das zürchische Burgrecht die Hoffnung einer friedlichen Abhilfe ihrer Beschwerden verlieh. Als aber die Religion zur Sprache kam, und Graf Rudolf den Kleckgauern durchaus nicht gestatten wollte, die zwinglische Reformation anzunehmen, so sagten sie ihm ebenfalls den Gehorsam auf, und machten mit ihren Nachbarn gemeinsame Sache.

Der Aufruhr war nun ernsthaft genug geworden, um bei dem Adel gerechte Besorgnisse zu erwecken, und ihn dringend aufzufordern, die Gefahr mit vereinter Kraft zu unterdrücken. Schon längst hatte sich Graf Siegmund an den schwäbischen Bund gewendet, und da inzwischen alle Versuche einer gütlichen Ausgleichung und Stillung des Brandes vergebens gewesen, so rüstete man endlich tausend Mann Bundestruppen, welche dem Baurenheere entgegen eilten. Müller aber, dessen Haufe auch durch Leute vom Schwarzwald verstärkt worden war, zog sich nach Ewatingen in eine so sichere Stellung zurück, daß ihm der Feind nichts anhaben konnte, und beim Hereinbrechen der Winterszeit das Feld verlassen mußte. Man knüpfte also die Unterhandlungen wieder an, und sowohl einige Herren von Adel als mehrere Städte in Schwaben und am Rhein bewiesen eine große Thätigkeit, um die Partheien billig gegen einander zu stimmen, und eine friedliche Ausgleichung zu vermögen. Alle Bemühungen jedoch scheiterten an dem Mißtrauen, welches die Bauren, wohl von einem richtigen Gefühle geleitet, gegen Unterhandlungen mit einer beleidigten Oberkeit oder Herrschaft hegten; der einzigen Stadt Villingen gelang es, ihre Unterthanen im Brigthale für bleibend zu beschwichtigen.

Unter diesen Umständen endigte das Jahr tausend fünfhundert vier und zwanzig, und mit Anbruch des folgenden erscholl plözlich der Ruf von neuen Empörungen durch das Land. Am Neujahrstage nämlich hatten sich die großen Bauerschaften im Illenthal erhoben, und bei uns zunächst bewegten sich nun auch die Hauensteiner und das Landvolk im Odenwald. Wir haben den althergebrachten Haß der erstern gegen das Stift Sankt Blasien gesehen: jezt war die Zeit gekommen, die vielhundertjährigen Bedrückungen zu rächen. Aber die hauensteinische Revolution nahm einen ganz eigenthümlichen Charakter an, wovon der Grund theils in der Verfassung des Landes, theils in den wiedertäuferischen Umtrieben des waldshutischen Pfarrers Hubmeier lag. Dieser Mann war als eifriger Anhänger Luthers aus Regensburg vertrieben worden, und auf Empfehlung der Schafhauser als Pfarrer nach Waldshut gekommen, wo seine gewandte Beredtsamkeit unter der Bürgerschaft so empfängliche Gemüther fand, daß die Stadt sich in kurzem entschieden für die Glaubensänderung erklärte, ohngeachtet wiederholter Mahnungen benachbarter Herren und Gemeinwesen, ohngeachtet selbst ernsthafter Drohungen von Seiten der vorderöstreichischen Regierung. Die Neuerung nahm ihren ruhigen Gang, bis Hubmeier von dem berüchtigten Thomas Münzer besucht und zur wiedertäuferischen Lehre überredet wurde. Im April fünfzehnhundert fünf und zwanzig ertheilte er seiner Gemeinde feierlich die Wiedertaufe, legte hierauf den geistlichen Stand nieder, und leistete in Verwahrung der Stadt alle Dienste eines gemeinen Bürgers. Durch ihn besonders wurde der bäuerische Aufruhr im Kleckgau und auf dem Walde erweckt und genährt; sein phantastischer Kopf gieng mit großen Plänen um: er wollte nichts weniger, als eine eigene, neue, gleiche und freie Christengemeine gründen. Das Volk in der Nachbarschaft von Waldshut, in der hauensteinischen Einung und in den zugewandten Thälern hatte er zu einem Bunde gestaltet, welcher vielleicht die Fortsezung der durch Johann Müller gegründeten evangelischen Brüderschaft war, und folgende Artikel enthielt: „Zum Ersten gelobet die Landschaft christlicher [illegible] der geistlichen und weltlichen Oberkeit allen Gehorsam, [illegible] das Evangelium dazu verbindet. Alsdann soll Friede [illegible]urch die [illegible]schaft,

und Niemand sich einem Unruhstifter beigesellen, vielmehr jeder Nachbar demselben Friede gebieten. Drittens müssen alle Schulden, wofür ausgestellte Briefe haften, bezahlt werden; der Zehent aber, Renten und andere Gülten mögen bis Austrag der Sache stille stehen. Viertens soll Niemand aus dem Lande christlicher Vereinigung in den Herren-Schlössern Frohn- oder Kriegsdienste thun; die Ritter und Klöster mögen mit anderwärtigem Volk und auf eigene Kosten ihre Thürme verwahren. Zum Fünften sollen alle Dienstleute ihren Herren den Eid aufkünden, oder mit Weib und Kinder das Land meiden. Sechstens soll man Pfarrer und Vikarien freundlich ersuchen, das Evangelium zu verkünden und zu predigen; denen, welche folgen, soll man einen gebührenden Unterhalt geben; jene aber, welche nicht gehorchen wollen, beurlauben, und die Pfarrei mit andern besezen. Siebentens, ohne Genehmigung der Landschaft darf Niemand einen Vertrag mit der Obrigkeit eingehen; willigt aber die Landschaft ein, so kann es der christlichen Vereinigung ungeachtet geschehen. Achtens, soll man aus jedem Haufen einen Obristen sammt vier Räthen zum Obmann aufstellen, welcher bevollmächtigt sey, mit andern Unte handlung zu pflegen, oder über etwas Vorfallendes zu verfügen, damit die Vereinigung nicht immerdar müsse zusammenberufen werden. Neuntens, soll man keinen Raub, welcher Mitverwandten abgenommen wäre, unterhalten oder gestatten. Zehntens, Handwerker dürfen zwar außer Landes ziehen, müssen aber vorhin dem Hauptmanne angeloben, sich nie gegen gedachte Einung gebrauchen zu lassen. Würden sie den Bruderbund bedrohet sehen, so sollen sie sogleich nach Haus eilen, um demselben beizustehen; Kriegsknechte sind zu gleichem verbunden. Eilftens, Gericht und Recht sollen gehalten werden, wie von altersher. Und zwölftens endlich sollen durch ungeziemendes Spiel, oder Gotteslästerung oder Trinken nach Verschulden bestraft werden."
Die Worte dieses Bundbriefes blieben aber unbeachtet, denn wenn auch die Einungsmeister, meist Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und besonnenem Benehmen, für Erhaltung der Ruhe besorgt seyn mochten, so wurde der große Haufe des hauensteinischen Volkes bei dem Drängen auf allen Seiten und durch Hubmeiers Aufhezungen, ebenfalls in die gewaltsame Empörung hinein-

gezogen, wie solches auch den Unterthanen der Reichsstadt Ueberlingen wiederfuhr. Der überlingische Rath hatte den weisen Gedanken gehabt, denselben sagen zu lassen: »Wenn ihr mit den andern Bauern nicht gemeinsame Sache machen wollt, so sind wir geneigt, euch alles dasjenige freiwillig nachzulassen, was den andern Bauern wird nachgelassen seyn; und wenn ihr noch besondere Beschwerden habt, so möget ihr sie anbringen.« Auf diese Botschaft ließen sich die überlingischen Bauern von dem Frühmesser Johann Heuglin zu Sernatingen ihre Artikel aufsezen und übergaben sie dem Rathe. Aber die Sache verzögerte sich, und die guten Leute, zwischen den Hegauer und Allgauer Haufen hineingezwängt, konnten nicht anders, als mit dem Strome schwimmen.

Sechstes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Während der Aufruhr im südlichen Theile unseres Landes diesen Fortgang nahm, erhob er sein Haupt nicht minder drohend auch in dem nördlichen. Georg Mezler, ein herabgekommener Wirth zu Ballenberg, an der südwestlichen Grenze des odenwäldischen Baulandes, hatte seit längerer Zeit die Unzufriedenen aus der Nachbarschaft um sich versammelt, indessen ein Bauer von Beckingen bei Heilbronn den Ausbruch der Empörung im Neckarthale hervorrief. Mezler aber, ein Mann wie Müller, und von noch größerm militärischem Talent, bemächtigte sich sogleich der aufrührerischen Kräfte und hielt schon im Februar fünfzehnhundert fünf und zwanzig öffentliche Heerschau über zwei tausend Mann. Er vereinigte sich hierauf mit dem Beckinger Haufen und beschloß einen Zug nach Heilbronn. Das bäuerische Heer stund unter verschiedenen Hauptleuten; Mezler inzwischen hatte sich im Schlosse zu Neuenstein eingenistet und die Verwaltung der hohenlohischen

Lande usurpirt. Von hier aus schickte er den entflohenen Grafen eine Aufforderung zur Rückkehr unter sicherem Geleit, und als dieselben erschienen, legte man ihnen die zwölf Artikel vor, welche sie zitternd unterzeichneten.

Bisher waren die Bauern ohne allen Widerstand vorangedrungen. Um so ausgelassener war daher ihre Wuth, als sie plözlich erfuhren, die Grafen von Helfenstein hätten sich mit dem benachbarten Adel zu einem Hauptschlage in Weinsberg vereinigt. Es wurde sogleich beschlossen, die Stadt zu einzunehmen und nichts schonen, was Sporen trage. Am Ostertage erschien Mezler vor Weinsberg, dessen Thore ihm durch Verrath auch alsobald geöffnet wurden. Zufälliger Weise befand sich die ganze Besazung nicht im Schlosse, sondern unten in der Stadt, ward also eine leichte Beute der Bauern. Man wählte einen Ausschuß, welcher über das Schicksal derselben entscheiden sollte. Da erscholl das blutige Urtheil: „Keinen Fürsten, Grafen, Herrn oder Edelmann, wie auch keinen Mönch oder Müßiggänger wollen wir leben lassen, allesammt müßen sterben.“ Und nun wurde der Graf von Helfenstein mit siebzig Rittern unter einem entsezlichen Lärm von Trommeln und Pfeifen durch die Spieße gejagt! Von Weinsberg aus aber zog Mezler nach Heilbronn, wo unter der Bürgerschaft eine heftige Partheiung herrschte, und wohin mehrere Bürger ihn sogar eingeladen hatten.

Und indem nun der eine Haupthaufe der aufrührerischen Bauern unter der Oberleitung Mezlers im Neckarthale, und der andere unter Anführung Johann Müllers an der Grenze des Kleckgaues stund, entbrannte die Empörung auch im pfälzischen und speierischen Gebiet, wie in der Markgrafschaft Baden, in der Ortenau und im Breisgau. Bei Durlach hatten sich schon am Palmtag dritthalb tausend badische Bauern versammelt und wurden von den Bürgern in die Stadt eingelassen. Hierauf überfielen sie die benachbarten Klöster; Schuttern, Herren- und Frauenalb wurden geplündert, Gottsau, die Kirche zu Langensteinbach, wie die Probstei Allerheiligen aber niedergebrannt, und nur Lichtenthal blieb verschont. Markgraf Philipp wollte den Aufruhr anfangs mit Gewalt unterdrücken, schlug jedoch bald den klugen Weg gütlicher Vergleichung ein, und stillte den gefährlichen Brand

ohne Blutvergießen. Die gleiche Maaßregel ergriffen auch sein Bruder, der Markgraf Ernst, der Bischof von Trier und der Pfalzgraf bei Rhein. Die Bauern des obern Fürstenthums hatten bereits die Schlösser Sausenberg und Röteln eingenommen, Höhingen und Landeck aber verbrannt; die Feste zu Hachberg wurde tapfer vertheidigt, und ihr Hauptmann schien gesonnen, den Aufrührern ernsthaft zu begegnen. Da aber schickte Markgraf Ernst, welcher beim ersten Tumulte nach Straßburg geflohen war, Abgeordnete an die Bauern, um gütlich mit ihnen zu unterhandeln, und ihr Anführer, Valtelin Ziller von Küchlinsbergen, ließ sich auch dahin beschwichtigen, daß er versprach, die markgräflichen Lande nicht weiter zu beschädigen, und hierauf mit seinen Leuten vom Kaiserstuhl und aus der Mark zu dem schwarzwäldischen Haufen stieß.

Im Speierischen hatten fünfzig Bauern aus Malsch die Empörung angezettelt und sogleich einen Zuwachs von sechshundert Männern aus der Umgegend erhalten. Nach einem verwüstenden Zug über das Kloster Frauenzimmern, Kieslau und Rothenburg, fielen sie über den Rhein, um Speier zu belagern. Nun aber erschien der Fürstbischof, welcher sich von Odenheim nach Heidelberg hatte flüchten müssen, und unterhandelte persönlich mit seinen Unterthanen, worauf dieselben ihre Zelte abschlugen und friedlich heimkehrten. Auf ganz gleiche Weise besänftigte des Bischofs Bruder, Churfürst Ludwig von der Pfalz auch seine Unterthanen, welche dies- und jenseit Rheins eine Zeit lang raubend, sengend und brennend umhergezogen waren, bis der Rath zu Neustadt am zehnten Mai einen Vertrag mit ihnen abschloß, wornach ihre Beschwerden auf einem churpfälzischen Landtage sollten untersucht werden. Der Churfürst begab sich nun in das bäuerische Lager, lud die Hauptleute zur Tafel, und erließ bei seiner Rückkunft nach Heidelberg an die pfälzischen Amtleute einen Befehl zur Beobachtung des geschlossenen Vertrags.

Wir kehren zu Georg Mezler zurück. Von Heilbronn war dieser bäuerische Held mit seinem Heere über Neckarsulm nach Gundelsheim gezogen, wo das Schloß des Deutschmeisters geplündert und verbrannt wurde. Und jezt nach so vielen glücklichen Eroberungen entstund bei den Anführern der Gedanke eines größern

Planes in Führung ihres Krieges. Aber sie fühlten zugleich auch die Unzulänglichkeit ihrer militärischen Erfahrung und Einsicht. Bei solcher Stimmung mußten die Blicke der Bauern wohl auf einen unweit Gundelsheim lebenden Ritter von besonders populärem Rufe fallen. Es war der berühmte Göz von Berlichingen, welcher damals auf der Feste Hornberg hauste, deren hoher Thurm noch jezt von dem steilen Abhange hinter Zimmern stolz auf das umgebende Neckarthal herabschaut. Eine eilende Bothschaft verkündete dem grauen Kämpen, daß ihn die bewaffnete Bauerschaft zu ihrem obersten Feldhauptmann begehre, und troz aller Weigerung mußte er sich in ihren Willen ergeben. Alsofort zog das jauchzende Heer unter Anführung Mezlers und Berlichingens, voll träumerischer Aussichten und Freuden, am Neckar hinauf, über den Odenwald in das Thal der Scheflenz nach Amorbach, von dort an den Main, und diesen Strom abwärts bis Aschaffenburg. Niemand leistete Widerstand, man kam ihnen vielmehr aus Städten, Klöstern und Burgen überall huldigend und mit Lebensmitteln entgegen, und auf ihrem Rückzuge schlossen sich zu Miltenberg neun odenwäldische mit den übrigen stiftmainzischen Städten vertragsgemäß ihrem Bunde an!

Einen nicht weniger glänzenden Feldzug hatte inzwischen auch der schwarzwäldische Hauptmann begonnen. Ueber Löffingen war er anfangs Mai an die Donau gezogen, wo sich der hegauische Haufe unter Hans Maurer mit ihm vereinigte. Nach der Einnahme von Bräunlingen, Hüfingen, Donauöschingen, Geisingen und Möhringen, von Fürstenberg, Wartenberg, und nachdem Engen und Ach freiwillig ihre Thore geöffnet, belagerten beide Haufen die Stadt Radolfszell. Aber Müller nahm bald wieder seinen Rückzug in dieBaar und lenkte auf Villingen ein. Da die Stadt aber zu einer standhaften Gegenwehr entschlossen schien, umgieng er sie, eroberte die Schlösser Zindelstein, Neufürstenberg und Triberg, und ließ, sich zu Sankt Georgen von dem klugen Abte gastlich bewirthen, wie auch zu Sankt Märgen und Sankt Peter. Sein Volk hatte sich während dieses Zuges bis auf zwölftausend Mann vermehret, mit denen er nun den Breisgau betrat. Und hier vereinigte sich mit ihm eine fast gleich starke Anzahl aus den Thälern und von der Ebene. Die Hauptabsicht des vereinigten

Heeres gieng auf die Stadt Freiburg, wo sich der Adel und die Geistlichkeit aus der ganzen Umgegend hingeflüchtet hatte. Die Bauren schwuren ihr deswegen auch den Untergang. Doch hegte beim Heranzuge derselben wohl Niemand den Gedanken einer Uebergabe. Nachdem sie aber das Blockhaus auf dem Schloßberge in ihre Gewalt gebracht, einen Ausfall der Besazung zurückgeschlagen, die Treisam abgeleitet und mehrere Schüsse auf das Münster und in die Stadt gethan hatten, nachdem selbst unter der Bürgerschaft durch geheime Abgeordnete der bäuerischen Hauptleute der Zunder des Aufruhrs gelegt worden, und drohende Stellungen des großen Haufens auf den Straßen und Pläzen sich zeigten, da mußte der freiburgische Rath dem Drange des Augenblickes nachgeben. Müller wurde mit dreihundert Mann in die Stadt eingelassen; er erhielt ein Geschenk von dreitausend Gulden, einiges schwere Geschüz, und bei seinem Abgang eine ehrenvolle Begleitschaft bis nach Sankt Georgen. In diesem Dorfe harreten schon die Abgesandten der Stadt Breisach, um den Zorn des gefürchteten Bauernhauptmanns von ihrer Heimath abzuhalten. Nach einem Vertrage mit ihnen trat Müller jezt seinen Rückweg an, über Waldkirch, Elzach, über den Rohrhardsberg hinaus in das Brigachthal, wo er mit den Villingern einige Schüsse wechselte, und endlich über die heimatlichen Gefilde wieder in das Lager vor Radolfszell.

In dieser Stadt lagen die Räthe der drei Regierungen von Stuttgard, Insbruck und Ensisheim, einige andere vornehme Herren und der größte Theil des hegauischen Adels mit Frauen und Kindern. Aber obwohl die starken und wohl besezten Mauern eine hinlängliche Sicherheit versprachen, so gerieth man doch bald in's Gedränge, theils aus Mangel an Zufuhr, theils wegen der wachsenden Macht der Bauern, deren Anzahl sich bereits auf zehntausend Mann belief. Der von steigender Furcht gepeinigte Adel wendete sich daher um Entsaz der Stadt dringendst an den schwäbischen Bundeshauptmann. Dies war Graf Georg Truchseß von Waldburg, ein Mann in der vollsten Kraft der Jahre, von Charakter streng und hart, in der damaligen Kriegsmanier vollkommen bewandert, überhaupt ganz geeignet zur Ausführung des Werkes, das man ihm übertragen hatte. Als nämlich die Empörung in Schwaben allgemein geworden war, und

die einzelnen Herren es nicht mehr vermochten, sie zu unterdrücken, so ergieng die natürliche Aufforderung der Hilfe an den schwäbi- Bund, dessen Regierung sofort auch den Bundeshauptmann mit der Exekution gegen die verschiedenen Bauernheere beauftragte. Schon hatte Truchseß den Baldringer und Allgauer Haufen gänzlich geschlagen, wie den vom Bodensee gesprengt, und bewegte sich nun gegen Radolfszell, als ein eiliger Befehl der Bundesregierung ihn nach Wirtemberg rief, wo Herzog Ulrich schon entschlossen war, sich an die Spize eines Bauernheeres von dreißigtausend Mann zu stellen. Die Gefahr schien unermeßlich, und Graf Truchseß durfte nicht eine Stunde versäumen. Am vierten Mai kam er nach Tübingen, und zehn Tage darauf wurde bei Böblingen die bäuerische Macht vernichtet. Gräßlich rächte hier der Sieger das bei Weinsberg vergossene Blut, und trauriger als das Loos der im Kampfe gefallenen acht Tausend war das Schicksal der aus der Schlacht entkommenen Bauern!

Von Böblingen zog Truchseß das Neckarthal hinab, vertrieb ein odenwäldisches Heer aus Oehringen nach Krautheim und von da in den Taubergrund, wo es sich auf einer Anhöhe bei Königshofen gegen achttausend Mann stark zwischen die Wagenburg und fünfzig Stück schweren Geschüzes verschanzte. Die bündischen Truppen waren durch östreichische, hessische und pfälzische Söldlinge verstärkt worden; aber das Fußvolk unter dem Befehlsstab des Grafen Wilhelm von Fürstenberg blieb ruhig im Schüpferthale stehen, und nur die Reiterei that den Angriff. Als dieselbe gegen die Wagenburg ansprengte, schossen die Bauern ihr Geschüz ungeschickt ab; sie mußten die Flucht ergreifen und wurden nun auch von dem feindlichen Fußvolke so ernsthaft verfolgt, daß viertausend ihr Leben einbüßten. Dieser Niederlage der Bauern folgte bald eine zweite und dritte noch blutigere bei Ingolstadt, worauf Truchseß am vierten Juni seinen Weg nach Würzburg fortsezte.

Im Würzburgischen war die Empörung anfangs März ausgebrochen, nachdem der Bischof den Landtag versäumt hatte, wo über die Beschwerden seiner Unterthanen sollte verhandelt werden. Bald drängten sich von allen Seiten her die Bauernhaufen gegen die Stadt Würzburg. Die bäuerische Hauptmacht aber bildete noch immer das odenwäldische Heer unter Mezler und Berlichingen,

welches dem Bischof schon von Amorbach aus die zwölf Artikel zur Unterschrift überschickt hatte. Zu den Odenwäldern stieß nun auch der schwarze Haufe unter dem fränkischen Ritter Florian Geyer, und der gemeinschaftliche Zug bewegte sich plündernd und verwüstend nach Würzburg. Und ganz anders, als im Beginnen des Aufruhrs, stund jezt die bäuerische Sache. Denn nicht nur waren ihr mehrere Landstädte beigetreten, nicht nur wurde das Bauernheer von Hauptleuten aus dem Ritterstande angeführt, sondern in den Reihen desselben diente selbst eine große Anzahl von Grafen, Freiherren und Edelleuten. Freilich hatten sich viele davon nur gezwungen, und viele Andere blos aus kluger Verstellung angeschlossen, aber mehrere doch auch mit edler Gesinnung, wie Graf Georg von Wertheim, und man konnte voraus sehen, daß ein glücklicher Fortgang der bäuerischen Waffen noch manches adelige Herz und manche adelige Faust gewinnen würde. Aber vom Schicksale war den Bauern bei Würzburg der Untergang beschlossen. Während der Belagerung des Schlosses Liebfrauenberg trennten sich ihre Anführer; Göz von Berlichingen verließ das Heer, andere folgten ihm nach, und endlich war allein noch Geyer als Anführer übrig. Das schwäbische und pfälzische Kriegsvolk aber rückte heran, nahm die Stadt ein, umzingelte die Haufen der Bauern und überlieferte sie einer grausamen Strafe.

Nach einem glänzenden Einzug in die bluttriefende Stadt und nach Vollziehung einiger Hinrichtungen trennte sich der Churfürst von dem Grafen Truchseß, da ihn ein dringendes Schreiben der Regierung zu Heidelberg zur Dämpfung eines erneuerten Aufstandes im Mainzischen herbeirief. Er dämpfte denselben auch glücklich und begab sich hierauf nach Heidelberg, um durch Versammlung der Landstände den billigen Beschwerden seiner Unterthanen abzuhelfen. Graf Truchseß aber kehrte über Nördlingen nach Schwaben zurück, und kam jezt über Pfullendorf nach Stockach herab, um endlich die lang und hart bedrängte Stadt Radolfszell zu entsezen. Es gelang ihm dies auch ohne Schwerdtstreich, da die Bauern bei seinem Erscheinen die Belagerung aufgaben, und sich aus Furcht vor der bündischen Reiterei in ein Moos bei Steißlingen zurückzogen. Er eilte daher zur völligen Besiegung des Allgauer Haufens in das Illerthal, und ließ nur eine Ab-

theilung seiner Truppen in Stockach zurück. Diese aber, unter der Anführung des Grafen von Werdenberg, griffen die Bauern an, brachten sie zum Weichen, und verfolgten die Fliehenden bis nach Hilzingen, wo dieselben am sechszehnten Juli eine solche Niederlage erlitten, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergaben. Sofort berief man die Ausschüsse der Bauerschaften im Hegau, Kleckgau und auf dem Schwarzwald nach Radolfszell und legte ihnen die Bedingnisse ihrer Begnadigung vor. Die Rädelsführer bestrafte man wie zu Würzburg mit dem Tode; die übrigen mußten ihre Waffen ausliefern, sechs Gulden Brandschazung von jeder Herdstätte erlegen, und ihren Herrschaften auf's neue Gehorsam schwören.

In den schwäbischen, fränkischen und Rheinlanden war die Empörung also unterdrückt; eine dumpfe Ruhe herrschte durch die weiland rebellischen Dorfschaften, einzig unterbrochen durch das Wimmern armer Wittwen und Waisen, oder die Drohworte umherziehender Brandschäzer. Nur im Kleckgau und in der hauensteinischen Einung glimmte der Funke des Aufruhres noch fort. Als Johann Müller seinen Feldzug antrat, hatten sich die Hauensteiner von ihm getrennt, um das Stift Sankt Blasien zu überfallen. Obwohl nun einige Herren aus der Schweiz erschienen und sich bemühten, den wilden Haufen zu beschwichtigen, obwohl selbst der Hauptmann desselben, Konrad Uehlein von Niedermühle, von dem beschlossenen Ueberfalle abrieth, so geschah er dennoch, und mit solcher Ausgelassenheit, daß ein Bauer während des Plünderns in der Kirche höhnend das Ziborium aus dem Tabernackel riß und seinen Kameraden zurief: „Nun will ich auch einmal genug Herrgotte fressen." Die Kleckgauer aber hatten sich nach Verfluß eines gemachten Waffenstillstandes neuerdings erhoben und zogen im Oktober von Griesheim über das Gebirg gegen Jestetten. Der zürichische Rath vermahnte sie zur Ruhe, und Graf Rudolf bot ihnen Verzeihung an; allein sie schienen lieber auf dem Schlachtfelde sterben zu wollen, als nach Besiegung ihrer Mitgenossen rings in allen Landen sich dem Begnadigungsversprechen einer beleidigten Herrschaft hinzugeben. Und wirklich wurden sie auch das Opfer ihrer Verwegenheit. Denn endlich erschien das längst erwartete Kriegsvolk aus Oestreich, welches unter der An-

führung des Ritters Christoph Fuchs von Fuchsberg den Aufruhr in den Vorlanden dämpfen sollte, und dessen Verwendung Erzherzog Ferdinand auch dem Grafen von Sulz angeboten hatte. Von anderthalb tausend Mann wurden die Bauern auf dem Rafzer Felde angegriffen, wo sie mit verzweifeltem Muthe in Schlachtordnung stunden. Sie brannten aber, wie die Odenwälder bei Königshofen, ihr Geschüz ohne Wirkung ab, und konnten jezt den Stoß des geordneten Söldnerheeres nicht aushalten. In eiliger Flucht rettete sich der Haupthaufe nach Griesheim auf den befestigten Kirchhof, wo er mit dem Feind kapitulirte. Zehn Anführer wurden in's Gefängniß nach Küssaberg abgeführt, der oberste Hauptmann aber, Nikolaus Wagner, büßte mit dem Verluste seiner Augen und Hände. Die übrigen Theilnehmer mußten ihre sämmtlichen Waffen ausliefern, hierauf wieder huldigen und eine allgemeine Brandschazung erlegen. Aus dem Kleckgau zog das östreichische Heer nach Waldshut, welches der Landvogt von Tergernau inzwischen mehrmals umsonst hatte berennen lassen. Die Bürgerschaft, von Hubmeier unaufhörlich angefeuert, bewies eine verzweifelte Ausdauer, auch nachdem beim Heranzuge der neuen Truppen unter Fuchsberg, Graf Rudolf von Sulz ihr die Gefahr einer so nuzlosen Hartnäckigkeit vorgestellt hatte, und nur der Verrätherei gelang es, die Stadt dem Feinde in die Hand zu liefern. Am sechsten Dezember verhalfen einige bestochene Einwohner den östreichischen Soldaten bei nächtlicher Finsterniß über die Mauer, und so war denn der lezte Widerstand aus dem bäuerischen Aufruhre vernichtet! Hubmeier hatte sich während des ersten Tumultes über den Rhein gerettet, schwor in Zürich seine wiedertäuferischen Grundsäze ab, floh aber nach Mähren, um sie neuerdings zu predigen, und endigte sein abenteuerliches Leben zu Wien auf dem Scheiterhaufen. Johann Müller war zu Laufenburg enthauptet worden, und Kunz von Niedermühle, der hauensteinische Anführer, fand seinen Tod an dem Ast eines Baumes, troz der bewiesenen Mäßigung. Aber solche Grausamkeit empörte as Herz der Waldleute; des andern Morgens fand man seine Rechte an das Thor von Sankt Blasien genagelt, mit der Umschrift: „Diese Hand wird sich rächen", und nach drei Tagen wurde das Klostergebäude mit Pulver in die Luft gesprengt.

Das unschuldigste Opfer aber von denjenigen, welche die gescheiterte Empörung vorzüglich büßen mußten, war Johann Heuglin, den man wegen Abfassung der sernatingischen Bauernartikel und Verbreitung kezerischer Lehren öffentlich anklagte, und sofort dem geistlichen Gerichte des Bischofs von Konstanz übergab. Der gute Mann bekannte alles getreulich, was er gelehrt hatte, läugnete aber troz den Qualen der Folter standhaft, was man ihm andichtete, und verweigerte entschieden einen Wiederruf, so lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift eines Irrthums überführen könne. Das Gericht wurde auf dem Marktplaze zu Mörsburg öffentlich abgehalten. Nur mit Mühe konnte Heuglein die Erlaubniß bewirken, sich gegen die einzelnen Anklagpunkte vor dem Volke zu vertheidigen. Er that es mit jener Kraft der Ueberzeugung, die auch den Schwächsten muthig und beredt macht. Als der Punkt kam, worin man ihn beschuldigte, das Fegfeuer geläugnet zu haben, rief er aus: „Lieber Gott, ich mußte durch die Schmerzen im Gefängnisse und auf der Folterbank wohl Fegfeuers genug empfinden", und fieng an zu weinen. Viele aus den Zuschauern vergoßen ebenfalls Thränen, während der bischöfliche Vikar höhnisch lächelte. Als Heuglin es bemerkte, sagte er zu ihm: „Warum lachet ihr über mich? Ich bin ein armer, verlassener Mann, der das Auslachen nicht verdient. Gott verzeihe es euch, ihr wisset nicht, was ihr thut." Aber ungeachtet der klarsten Darlegung seiner Unschuld wurde Heuglin nun zum Tode verurtheilt, sogleich auf den Richtplaz abgeführt und als Kezer und Feind der Kirche verbrannt!

Einen so traurigen Ausgang nahm die Erhebung des deutschen Landvolkes wider seine geistlichen und weltlichen Herren zur Wiedererringung der ursprünglichen politischen und bürgerlichen Freiheit. Die große Ausbreitung der Revolution sprach für ihre Billigkeit und ließ ein glückliches Gelingen erwarten. Aber drei Dinge stunden ihr entgegen und haben sie vereitelt. Einmal sahen es die Reformatoren ungerne, daß ihr Werk der Kirchenverbesserung durch den Lärm und die Gefahren einer weltlichen Umwälzung sollte gestört oder gar gehemmt werden; auch hielten sie sich zu streng an den biblischen Saz: „Gebet Gott, was Gott, und dem Kaiser, was des Kaisers ist", als daß sie eine Empörung des

Unterthans gegen seine herkömmliche Oberkeit und Herrschaft hätten gutheißen dürfen. Als die schwäbischen Bauern ihre zwölf Artikel an Luther schickten, um seine Billigung derselben zu erlangen, antwortete er ihnen: „Eine ganze Gemeine soll Macht haben, einen Pfarrer zu wählen und zu entsezen: dieser Artikel ist recht, wenn er nur christlich wird vorgenommen. Der andere aber von Austheilung des Zehnten ist eitel Raub und offene Strauchdieberei. Es soll kein Leibeigener seyn, weil Christus hat alle befreit. Was ist das? Das heißt, die christliche Freiheit ganz fleischlich machen. Haben nicht Abraham und andere Erzväter auch Leibeigene gehabt? Leset den heiligen Paulus, was er von den Knechten lehret, welche alle leibeigen waren. Darum ist dieser Artikel stark gegen das Evangelium und räuberisch. Denn ein Leibeigener kann wohl Christ seyn und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker. Die andern Artikel von Freiheit des Wildprets, der Vögel, Fische, der Hölzer, Wälder, von Diensten, Zinsen, Aufsäzen, Kriegszügen, vom Todtfall und so weiter empfehle ich den Rechtsverständigen, weil es mir als einem Evangelischen nicht gebührt, hierin zu urtheilen und zu richten. Solche Stücke gehen einen Christen nichts an; er läßt rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, fressen und toben, wer da will, denn er ist ein Märtyrer auf Erden." Und nach dem traurigen Vorfalle bei Weinsberg verfaßte Luther sogar an den Adel eine Schrift gegen die Bauern in der heftigsten Sprache. „Loset hier, liebe Herren, heißt es darin, rettet, helft, erbarmet euch der armen Leute! Steche, schlage, würge hier, wer da kann. Bleibst Du darüber, wohl dir, einen seligern Tod kannst du nimmer mehr erlangen, denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls, und im Dienst der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle und den Banden des Teufels."

Diese Theilnahmlosigkeit der Reformatoren oder ihren Abscheu vor dem Bauern-Aufruhr bezeigten auch die Städte, und gerade des Bürgerthums bedurfte es, um die von blosen Bauersamen begonnene Revolution national zu machen. Aber die bürgerlichen Gemeinwesen der damaligen Zeit waren nicht mehr jene früheren, selbst noch um den Besiz der Freiheit ringenden, freiheitbegeisterten und thatkräftigen des dreizehnten und vierzehnten

Jahrhunderts. Sie hatten ihren Kampf großentheils glücklich durchgefochten und freuten sich der errungenen Selbstständigkeit, Rechte und Privilegien. Der langjährige Genuß so kostbarer Güter veränderte ihre Stellung und Gesinnung; sie wurden übermüthig und engherzig, und sahen endlich mit Verachtung auf das arme Landvolk herab, das ihnen ja auch zum Theile unterthan war, wie dem Adel und den geistlichen Stiftern. Hiezu kam nun, daß kein großer Mann sich der im Volke gährenden Kräfte bemeistert hat, um ihnen Einheit und Planmäßigkeit zu geben. Ohne den Befehlsstab eines überblickenden, aufrichtigen und ausharrenden Führers mußten sie sich nothwendig zersplittern, und aufalle die hundert Abwege gerathen, wodurch der Bauernkrieg in eine große Emeute voll blutiger Frevel und unmenschlicher Gräuel ausgeartet ist.

Siebtes Kapitel.

Von Markgraf Christoph des Ersten nächster Nachkommenschaft.

Von den acht Söhnen Markgraf Christophs waren die meisten geistlich geworden, während Bernhard und Ernst das markgräfliche Haus fortpflanzten, und zwar als Stammväter zweier Linien, der badenschen und der durlachischen. Denn nach dem Hingang ihres Bruders Philipp, im Jahre fünfzehnhundert drei und dreißig, theilten sie die väterlichen Lande also unter sich, daß Bernhard die Städte Baden, Steinbach, Ettlingen, Kuppenheim, Stollhofen, Gernsbach und Beinheim jenseit Rheins mit den zuhgehörigen Aemtern, ferner die Orte Mörsch, Forchheim, Dachslanden, Beierten, Bulach, Krähwinkel, Stupferich, Rastatt und Rheinau mit dem obern Hard, den badischen Antheil an den Herrschaften Lahr, Mahlberg und Geroldseck, die Schuzvogtei über die Klöster Lichtenthal, Schwarzach, Herren- und Frauenalb nebst

den luxemburgischen Besitzungen erhielt, während die Städte und Schlösser Pforzheim, Durlach, Mühlburg, Graben, Staffort, Stein, Altensteig, Liebenzell, Besigheim und Mundelsheim, der untere Hard und die Kastvogtei über Gottsau, nebst den Herrschaften Hachberg, Sausenberg, Rötelн und Badenweiler mit ihren Zubehörten im Breisgau dem Markgrafen Ernst zufielen, dessen Sohn Karl nachmals seine Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegte, woher der ernestinische Zweig seinen Namen erhielt. Die Nachkommenschaft aber Markgraf Bernhards, welcher im Jahre fünfzehnhundert sechs und dreißig verstarb, zerfiel wieder in zwei Linien, in die von Baden durch seinen Prinzen Philibert, und in die von Rodemachern durch den nachgebornen Sohn Christoph; jene erlosch jedoch schon im andern Geschlechte mit Markgraf Philipp dem Zweiten, tausend fünfhundert acht und achtzig.

Markgraf Bernhard, dieses Namens der Dritte, hatte sich in der ihm zugetheilten Erbschaft verkürzt geglaubt, und darüber bittere Klagen gegen seinen Bruder erhoben, welche durch andre Umstände gesteigert wurden, bis es zu offenen Streitigkeiten kam. Aber er starb vor deren Ausgleichung, und Markgraf Ernst behauptete jezt, gegen die Vormünder seiner Neffen, daß ihm, als dem ältesten des markgräflichen Hauses, allein gebühre, die badischen Lehen zu empfangen und zu ertheilen. Zur Schlichtung dieser und andrer Mißhellungen entwarf Churfürst Ludwig von der Pfalz folgenden Rezeß: „Die Markgrafschaft Baden darf nach den alten Familien-Verträgen als ein untrennbares Ganzes nur nuznießlich getheilt werden. Jeder Theil soll sein eignes Hofgericht, seine eigne Münze, und über Waldungen und Bergwerke freie Hand haben. Ungehindert mögen die beiderseitigen Unterthanen einander heirathen, freien Handel und gleiche Zollfreiheit genießen. Die speierischen Lehen soll der eine Theil, die weißenburgischen der andre empfangen, je nach Willkür oder nach dem Loos. Die Burg- und die geistlichen Lehen hat derjenige zu vergeben, in dessen Herrschaft sie liegen; erledigte Lehen sollen entweder von neuem vergeben, oder die Einkünfte derselben unter beide Markgrafen vertheilt werden. Die Urkunden, welche die ganze Markgrafschaft betreffen, bleiben in dem gemeinschaftlichen Archiv zu Baden; von

den übrigen mag jeder die seinigen zu sich nehmen. Die beiderseitigen Diener und Unterthanen sollen nur ihrem eignen Herrn huldigen und schwören. Streitigkeiten zwischen beiden Fürsten werden nach den alten Familien-Verträgen geschlichtet. Das Geleits-Recht endlich mag von jedem in seinem Lande, oder in beiden gemeinschaftlich ausgeübt werden."

Im zwanzigsten Jahre nach dem Hinscheid seines Vaters trat Markgraf Philibert als mündig die Regierung an, und schloß deswegen mit seinem Bruder zu Baden einen Vertrag, wornach er die baden-badenschen Lande ungetrennt übernahm, während Christoph die luxemburgischen Herrschaften Rodemachern, Useldingen, Reichersberg, Herspringen und Püttingen für sich und seine Nachkommenschaft erhielt. Aber sein Leben war kurz und unruhvoll. Zuerst ergaben sich wegen der Schuzvogteien über die Gotteshäuser Herrenalb und Reichenbach mit Wirtemberg erbitterte Streitigkeiten und Prozesse; alsdann verlor er seine junge Gemahlin, und nahm nun aus Ueberdruß Kriegsdienste bei Oestreich. Nachdem Philibert im Jahr fünfzehnhundert sechs und sechzig einen türkischen Feldzug mitgemacht, wurde er von den Hugenotten in Frankreich zu gewinnen gesucht, ließ sich aber durch die Drohungen des Kaisers von einer entschiedenen Theilnahme ihrer Parthei zurückhalten, und trat endlich gar auf die katholische Seite über, ärndtete aber auch bald den Lohn dieser Abtrünnigkeit, indem er bei dem Treffen von Montfontour, tausend fünfhundert neun und sechszig, das Leben verlor. Sein einziger Sohn Philipp übernahm nach einer zweijährigen Vormundschaft die Markgrafschaft Baden-Baden, und führte dieselbe siebzehn Jahre lang als ein geistreicher, den Wissenschaften und Künsten mit vieler Liebe zugethaner, aber auch sehr verschwenderischer junger Fürst. Markgraf Philipp war noch Bräutigam, als er verstarb, und hinerließ also keinen rechtmäßigen Erben, wodurch die baden-badenschen Lande der rodemacherschen Linie anheimfielen.

Der Stammherr dieser Linie, Markgraf Christoph der Zweite, hatte während eines Aufenthalts in Schweden die Schwester König Erichs, Zäzilia, kennen gelernt und zur Gemahlin erhalten, eine Dame, welche durch ihre leichtsinnige Prachtliebe eine bittere Geißel

für ihren Gemahl und dessen Haus wurde. Denn kaum war Christoph auf dem Schlosse Rodemachern eingewohnt, als die zerstreuungssüchtige Königstochter den dortigen Aufenthalt zu langweilig fand, und den Markgrafen zu einer Reise nach England bewog, wo sie am Hofe ihrer großen Gönnerin, der Königin Elisabeth, längere Zeit verweilte, während ihr Gemahl wieder zurückreiste.

Sie gebar inzwischen einen Sohn, Namens Eduard, gerieth aber ohngeachtet einer königlichen Pension von zwei tausend französischen Kronen so sehr in Schulden, daß Markgraf Christoph nach London kam, um sie mit dem Prinzen heimlich nach Deutschland zurückzubringen. Die Gläubiger jedoch erfuhren Solches, und ließen den Markgrafen gefänglich festhalten, bis die Königin einen Bürgen stellte. Mit Zurücklassung ihrer Kostbarkeiten und Garderobe reiste die Markgräfin mit ihrem Gemahle hierauf nach Baden zu dessen Bruder Philibert, welcher bald ebenfalls veranlaßt wurde, dem wieder nach Rodemachern abgegangenen Ehe-Paar über verschwenderische Pracht und schlechte Haushaltung wiederholte Ermahnungen zu ertheilen. Aber es war umsonst, und zu der wachsenden Schuldenlast kamen auch noch andere Unfälle durch die Stürme der Zeit, welche den unglücklichen Fürsten frühe in das Grab beugten; Christoph starb im August tausend fünfhundert fünf und siebzig, während seine Gemahlin eine Matrone von beinahe neunzig Jahren wurde. Sie hatte außer dem Eduard noch fünf Söhne geboren, alle mit Ausnahme des zweitältesten, welcher blind und lahm war, mit schönen Gaben beschenkt; aber es mangelte ihnen die Erziehung, womit sich die bequeme Mutter nicht abgab, und so gewannen die schlimmen Neigungen über die bessere Anlage den Sieg. Der Erstgeborne, Eduard, welcher wie zur Ironie den Beinamen Fortunatus erhalten hatte, erscheint als ein Fürst, dessen Charakter und Leben mit allen Lastern befleckt ist; von der Aehnlichkeit seines Bruders Philipp werden wir hören, und von Karl erzählt ein damaliger Geschichtschreiber: „Die Markgräfin Zäzilia, welche in Antwerpen ein sehr ausschweifendes Leben führte, wurde einst mit Wissen und Willen des Magistrats von ihrem Sohne Karl an den Haaren durch die Straßen geschleppt und so mit Füßen getreten, daß sie einen Arm verrenkte, alsdann unter erbärmlichem Geschrei aus der Stadt geführt, und

an einem abgelegenen Orte eingesperrt. Bald darauf wurde Karl unpäßlich und kränkelte fort, bis er starb: wahrscheinlich die Folge des göttlichen Mißfallens an dieser abscheulichen und unnatürlichen Grausamkeit eines Sohnes gegen seine Mutter."

Bei dem Tode seines Vaters war Markgraf Eduard Fortunat noch minderjährig, und erhielt den Herzog von Baiern zum Vormund. Während diesem starb der kinderlose Markgraf Philipp von Baden-Baden, und nun sollte wegen des Anfalls der obern Markgrafschaft eine Theilung zwischen den Gliedern der rodemacherschen Linie geschehen; laut eines Vergleichs blieb dieselbe aber ganz dem Markgrafen Eduard Fortunat überlassen, und seine Brüder wurden mit den luxemburgischen Herrschaften und mit Jahrgehalten von tausend Gulden entschädigt. Er selbst trat nun die Regierung an, ohne die kaiserliche Bestätigung abzuwarten. Sein erstes Geschäft war die Zusammenberufung der Landstände, um sich zur Tilgung der ererbten und gemachten Schulden neue Steuern bewilligen zu lassen. Alsdann vermählte er sich heimlich mit Maria von Eiken, der Tochter des Gouverneurs zu Breda, und that in Gesellschaft seiner Gemahlin und seines Beichtvaters eine Reise nach Italien, wo der Pabst das geheime Ehebündniß bestätigte. Bei der Rückkunft nach Baden war dasselbige aber nicht mehr zu verbergen, und Eduard bearbeitete den Herzog von Baiern durch den Doktor Pistorius, worauf endlich die Trauung öffentlich vorgenommen wurde. Anstatt sich nun daheim der Tilgung seiner Schulden und Verwaltung seiner Lande zu widmen, zog er nach Brüssel an den außerordentlich schwelgerischen Hof des spanischen Statthalters, Erzherzog Ernsts von Oestreich, und stürzte sich durch seine „böse Lebensart" in eine solche Schuldenlast, daß er damit umgieng, Land und Leute mitsammt dem Erbrecht gegen eine jährliche Leibrente von sieben und dreißig tausend Thalern dem Kaufmann Fugger zu überlassen. Aber der Kaiser und die Agnaten von Baden-Durluch verhinderten dies, indem Markgraf Eduard seiner Lande beraubt ward, daß ihm nichts übrig blieb, als Kriegsdienste zu nehmen. Nach mancherlei Abenteuern in Polen und Schweden, kam er in die Niederlande und begab sich von da auf das Schloß Kastelnau in der hintern Grafschaft Sponheim. Hier überließ der unglückliche Fürst sich ganz dem Zuge

seiner Laster, und „führte, wie eine damalige Schrift erzählt, ein so ausgelassenes Sattel-Leben, daß er sich nicht scheute, den Plakereien mit eigner Person beizuwohnen. Er ritt zur Räuberei auf die Straßen, versteckte sich in die Kornfelder, fiel heraus und beraubte die Reisenden ohne Scheu und Schaam, warf die Fuhrleute nieder und nahm was er bekommen konnte. Das that er alles frei und öffentlich, ließ die Beraubten binden, zählte vor ihnen das ge[illegible] G[illegible] mit seinen Gesellen. Dabei kam es sogar zu [illegible] ordnungen, [illegible] e immer ein Verbrechen das andre nach sich [illegible] t, so [illegible] b[illegible] Markgraf Eduard auch der Falschmünzerei. [illegible] von Metallen, welche der Malefikant [illegible] ßte, wurden Ferdinandische und [illegible] nthaler [illegible] von zehn Dukaten Werthes geprägt, dies[illegible] Messe ausgegeben und die Leute damit betrogen." [illegible] werere Verbrechen beschäftigten den Markgrafen, an deren Ausführung ihn nur der Tod verhinderte. Er starb im Jahr sechzehnhundert, seines Lebens würdig, an den Folgen eines Sturzes in der Betrunkenheit über die steinerne Schloßtreppe, wobei er das Genick, den Rückgrat, einen Arm und beide Füsse brach. Von seinen Söhnen pflanzte Wilhelm, der älteste, die baden-badensche Linie fort, Hermann Fortunat aber nahm seinen Siz zu Rodemachern, wo er im Jahre sechzehnhundert vier und sechzig verschied, ohne eine männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen.

Ein besserer Geist belebte indessen die Fürsten der Linie von Baden-Durlach. Schon Markgraf Ernst, ihr Stifter, stellte ein lobwürdiges Beispiel auf. Denn nicht nur erwarb er durch Thätigkeit, Klugheit, Mäßigung und einen geraden, unverstellten Sinn die Hochachtung des Kaisers wie die Freundschaft der Fürsten, sondern die Sorgfalt und aufgeklärten Grundsäze, womit er seiner Regierung oblag, verschafften ihm den Ruhm eines geliebten und geehrten Landesvaters. Nach dem Beispiele seiner Vorgänger, welche in der alten Markgrafschaft eine den veränderten Zeiten angemessene Landesordnung eingeführt hatten, that Markgraf Ernst solches auch in den Herrschaften Badenweiler und Sausenberg. Ferner ließ er bei Gelegenheit einiger neu entdeckten Bergwerke im Breisgau eine besondere Bergordnung ver-

fassen, und beförderte überhaupt alle nüzlichen Anstalten seiner Lande. Diese selbst aber vermehrte er durch den Ankauf verschiedener Rechte und Antheile an den Dörfern Köndringen, Königsschafhausen und Theningen; oder er rundete sie ab durch Vertauschung seiner Antheile zu Schwan, Dobel und Tenach gegen das wirtembergische Dorf Dietlingen. Nachdem Markgraf Ernst seine Regierung acht und dreißig Jahre lang unter mancherlei Stürmen und Gefahren sicher und wohlthätig geführt hatte, entschloß er sich, den Rest seiner Tage, entfernt von den Geschäften, in bequemer Ruhe zuzubringen. Er hatte aber drei Gemahlinen, und von den zwei erstern drei Söhne erhalten. Albrecht, der Erstgeborne, starb jedoch schon im Jahre fünfzehnhundert zwei und vierzig, und nach einem Jahrzehent folgte ihm auch der zweitälteste, Bernhard, dessen ausschweifende Lebensart wahrscheinlich die Ursache seines frühen Todes war. Es erhielt also der jüngste Sohn Karl die Verwaltung der sämmtlichen Lande Markgraf Ernsts, welcher schon im ersten Jahre seines Privatstandes zu Offenburg verschied.

Das Leben Markgraf Karls, den man in der Reihe der badischen Fürsten den Zweiten nennt, war größtentheils der Einführung des neuen Glaubens in den baden-durlachischen Landen gewiedmet, wie wir unten ausführlich sehen werden. Ueber seinen Charakter sagt ein Geschichtschreiber des markgräflichen Hauses: „Redlichkeit und Sanftmuth, Freigebigkeit und Menschenliebe waren die vorzüglichsten Eigenschaften dieses vortrefflichen Fürsten. Seine Einkünfte verschwendete er nicht zu eitlen Wollüsten; er wandte sie vielmehr zum Besten seiner Unterthanen an. Er war in der That dem Herzen des Menschen gleich, welches das Blut, das sich in ihm sammelt, durch den ganzen Körper verbreitet. Auf den Reichstagen und andern zum Besten des deutschen Vaterlandes veranstalteten Konventen erschien Markgraf Karl als ein rechtschaffener Patriot in eigener Person, und suchte allezeit das allgemeine Wohl des Staates und der Kirche zu befördern. In allen seinen Geschäften leitete ihn eine große Klugheit und Vorsicht. Und diesen vortrefflichen Eigenschaften ist es wohl mehr, als der nahen Verwandtschaft zuzuschreiben, daß er

von Kaiser Ferdinand dem Ersten und Maximilian dem Zweiten so besonders hochgeschätzt wurde."

Anstatt, wie viele andere Fürsten, das eingezogene Klostervermögen in seine Privatkasse zu legen, verwendete Karl solches zum Besten des Landes für öffentliche Anstalten, für die Armen und die studierende Jugend. Zur Vervollständigung des badischen Gebietes erkaufte er von den Herren von Remchingen um fünf und vierzigtausend Gulden das Sch[illegible] dieses Namens nebst dem Dorfe Kleinsteinbach, und von den Herren von Staufen mehrere Höfe. Ein Verdruß aber, den ihm die Pforzheimer durch Verweigerung einer Bitte verursachten, bestimmte den Markgrafen, seine Residenz nach Durlach zu verlegen. Es wurde daselbst mit vielem Aufwand ein Schloß erbaut, wozu er den Riß selbst entworfen hatte, und welches man nach seinem Namen die Karlsburg nannte. Außerdem ließ Karl auch die Stadt möglichst verschönern, und namentlich die Thore neu errichten. Die Bürgerschaft bezeugte ihm hiefür ihren Dank, indem sie den Brunnen auf dem Marktplaze mit seiner Statue zierte. Markgraf Karl folgte seinen Vätern im Merzmonat tausend fünfhundert sieben und siebzig, zu Karlsburg, von wo sein Leichnam nach Pforzheim in die Familien-Gruft unter der Stiftskirche gebracht wurde. Er hinterließ aus seiner zweiten vortrefflichen Gemahlin Anna, der Tochter Pfalzgraf Ruprechts von Veldenz, drei Söhne und eben so viele Töchter, von denen die älteste an Herzog Ludwig zu Wirtemberg vermählt wurde.

Die Söhne aber, Ernst Friedrich, Jakob und Georg Friedrich, stunden unter Vormundschaft bis fünfzehnhundert vier und achtzig, wo sie zwar gegen die leztwillige Verfügung ihres Vaters, aber wegen den mancherlei Schwierigkeiten und Gefahren einer gemeinschaftlichen Regierung wohl zum Nuzen des Landes, eine Theilung desselben vornahmen. Der älteste bekam die ganze untere Markgrafschaft mit den Herrschaften Besigheim, Mundelsheim und Altensteig, während sein jüngerer Bruder die Herrschaft Hachberg mit Sulzburg, Höhingen und Landeck, und [illegible] gen badischen Lande im Breisgau, nämlich die [illegible] senberg, Röteln und Badenweiler erhielten. [illegible] genheit, welche das Gesammthaus von Bade[illegible]

Haupte desselben besonders oblag, brachte den Markgrafen Ernst Friedrich so in Schaden, daß er seine sämmtlichen Besizungen jenseits des Waldes verkaufen mußte. Wir haben gehört, wie leichtsinnig Markgraf Eduard Fortunat Schulden auf Schulden häufte. Als nun die Gläubiger immer ernstlicher auf Bezahlung drangen, und sich meistens an Markgraf Ernst Friedrich hielten, indem vertragsgemäß die Pfandschaft für beiderseitige Schulden gemeinschaftlich auf beiden Markgrafschaften haftete, so entschloß sich derselbe zu dem einzigen Schritte, der bei Eduards Nichtswürdigkeit dessen Lande seinen Kindern retten konnte. Er versammelte sein Kriegsvolk unter dem Hauptmanne Wolf Dietrich von Gemmingen, und beorderte denselben, die Städte Baden, Ettlingen, Kuppenheim, Stollhofen und andere Orte einzunehmen und zu besezen. Dies geschah im Wintermonat tausend fünfhundert vier und neunzig, einst nächtlicher Weile, worauf sich der Markgraf von der obern Markgrafschaft unter dem Namen eines Administrators huldigen ließ, und seinen Schritt beim Kaiser mit dem Bemerken entschuldigte, daß derselbe ganz im Sinne der badischen Hausverträge gethan worden sey. Aber bald wußten allerlei Uebelgesinnte die Sache in ein übles Licht zu sezen, und Eduard Fortunat selbst gieng mit nichts Geringerem um, als den Markgrafen heimlich aus dem Wege zu schaffen. Schon längst waren die Mörder gedungen; der Italiener Muskatelli hatte ein scharfes Giftwasser bereitet, welches der Graubündner Pestalozi an den Hof nach Durlach nahm, um es dem Markgrafen unter das Getränke zu mischen. Aber Ernst Friedrich kam zufälliger Weise nicht nach Hause, und als Pestalozi durch den Kaplan seines Herrn zu Zaubermitteln seine Zuflucht nahm, gerieth das ganze Gewebe des schändlichen Mordanschlages an den Tag. Es ergab sich, daß sogar des Markgrafen eigner Amtmann zu Rohrburg von Eduard Fortunat gedungen war, im Falle die Vergiftung mißlingen sollte, seinem Herrn bei schicklicher Gelegenheit eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Nach Beendigung des Prozesses über die Theilnehmer an dem Verbrechen ließ Ernst Philipp denselben, wie auch sein ganzes Verfahren gegen Eduard und dessen skandalöse Lebensumstände durch den Druck öffentlich bekannt machen, »obwohl es ihm leid thue, von einer fürstlichen Person

seines Hauses der Welt ein so unangenehmes Bild vor Augen legen zu müssen.“ Eduard wurde dadurch auf's heftigste erbittert, und dürstete nach Rache. Er sammelte in seinen luxemburgischen und sponheimischen Landen dreitausend Mann Kriegsvolk, ließ in Lothringen anwerben, und erbat sich von dem Gouverneur der span[illegible]chen Niederlande einige Hilfe. Als Ernst Friedrich diese[illegible] vernahm, verstärkte auch er seine Macht, von der [illegible] dam[illegible] S[illegible]tete, daß es eine auserlesene [illegible]nschaft gewesen [illegible] man in Deutschland noch [illegible] gesch[illegible]e. [illegible] Vermittlungsversuch durch einige Chu[illegible] und endlich sah sich der Kaiser ge[illegible] die Ablegung der Waffen zu befehlen, [illegible]weiter um sich greife. Aber Ernst Friedrich e[illegible] Befehl, daß die nothgedrungene Sorge [illegible] weder dem allgemeinen Völkerrechte, noch den Reichsgrundg[illegible]n widerspreche, da sie Niemanden zum Schaden gereiche und die Folge eines Schrittes sey, den er aus den gerechtesten Ursachen, im gemeinsamen Interesse seines fürstlichen Hauses gethan habe. Eduard, der ohnehin nicht im Stande war, seine Mannschaft längere Zeit auf den Beinen zu erhalten, zeigte sich geneigt, dieselbe abzudanken, worauf Ernst Friedrich wiederholt durch kaiserliche Schreiben zum Gehorsam ermahnt wurde. Er gab endlich nach, und überließ sein Kriegsvolk unter gewissen Bedingnissen dem Könige von Frankreich. Die Gefahr eines Krieges der beiden Markgrafen war hiedurch entfernt; aber außer mancherlei Verdruß und Kränkung hatte Ernst Friedrich durch die Unterhaltung seiner Truppen einen so großen Verlust erlitten, daß er sich genöthiget sah, zuerst um dreimalhundert und vierundachtzigtausend Gulden die Aemter Besigheim und Mündelsheim an Friedrich von Wirtemberg zu verkaufen, und später die Aemter Altensteig und Liebenzell gegen die Flecken Malsch und Langensteinbach sammt dem Mönchshof mit den dazugehörigen Orten, verschiedene Gefälle und Rechte, um eine Summe von viermalhundert zwei und achtzigtausend Gulden, an ebendenselben Herzog abzutreten. Dieser Verkauf und Tausch war aber für das markgräfliche Haus ein damals kaum berechenbarer Verlust. Denn nicht nur büßte es dadurch die schönsten Waldungen

ein, sondern auch eine wichtige Schiffahrt, da der Neckar bei Besigheim die Enz aufnimmt, während sich bei Pforzheim die Würm und Nagold mit dieser vereinigen.

Inzwischen starb Markgraf Eduard Fortunat, und Ernst Friedrich gedachte sich jezt für alle Verluste zu entschädigen, indem er die badische Hälfte der Grafschaft Lahr und Mahlberg einnahm, und sich von den Unterthanen der obern Markgrafschaft huldigen ließ, weil weder die Brüder noch die Kinder des Verstorbenen erbfähig seyen. Aber der Kaiser ernannte den Herzog von Baiern zum Administrator der baden-badenschen Hinterlassenschaft, und unser Markgraf, so eifrig er auch sein Interesse betrieb, erlebte die Entscheidung der Sache nicht mehr. Er starb im April tausend sechshundert und vier, ein im Grunde guter, für alles Edle eingenommener, nur in leidenschaftlichen Aufreizungen zu heftiger Fürst. Da sein jüngerer Bruder Jakob schon seit mehreren Jahren todt war, und dessen nachgeborner Prinz, Ernst Jakob, als Kind verstarb, so vereinigte jezt der jüngste, Markgraf Georg Friedrich, alle baden-durlachischen und baden-badenschen Lande wieder in einer Hand, bis die leztern im Jahre sechszehnhundert zwei und zwanzig dem ältesten Sohne Eduard Fortunats, dem Markgrafen Wilhelm wieder mußten eingeräumt werden.

Achtes Kapitel.

Einführung der Reformation in den badischen und pfälzischen Landen.

Von allen Orten der jezt badischen Lande hatte sich die Stadt Waldshut, wie wir gehört haben, zuerst für die Reformation erklärt. Aber das hubmeierische Neuerungswerk war auch bald wieder gleich einem Traume verschwunden, und die Bürgerschaft, durch so viel vergebliche Anstrengung erschöpft und beschämt, fügte sich nach Einnahme der Stadt schweigend in die Wieder-

herstellung des alten Gottesdienstes und der alten Geistlichkeit; nur einige Familien wollten lieber ihren väterlichen Heerd verlassen, als die Grundsäze des neuen Glaubens! Das gleiche Schicksal einer gewaltsamen Unterdrückung erfuhr die Reformation auch zu Kenzingen und zu Konstanz. In jener breisgauischen Stadt hatte die Bürgerschaft, ohngefähr zur nämlichen Zeit, als Hubmeier in Waldshut auftrat, ebenfalls einen evangelischen Prediger angenommen und sich durch ihn reformieren lassen. Aber sein Wirken dauerte nicht länger, als die hubmeiersche Neuerung, und die eingeschreckten Kenzinger waren des gnädigen Fürwortes, welches Markgraf Ernst bei dem zürnenden Erzherzoge für sie einlegte, ebenso froh, wie die Bürger von Waldshut. Wie sollten auch diese kleinen Städte sich halten können mitten unter treukatholischen Orten, und in der Vertheidigung ihres erneuerten Glaubens von aller auswärtigen Hilfe verlassen! Nur in Konstanz konnte sich ein großartigerer Kampf entwickeln, wo eine starke Bürgerschaft und die Nachbarschaft sowohl der Schweiz als mehrerer verbündeten Reichsstädte einen höhern Muth und mehr Gewicht gaben. Wirklich ist der Kampf, welchen die Konstanzer für die Erhaltung der unternommenen Reformation gegen den Kaiser geführt haben, einer der merkwürdigsten Züge in der Geschichte ihres Gemeinwesens.

Wie überhaupt die Reichsstädte es vorzüglich waren, wo die Verkünder der neuen Lehre empfängliche Gemüther fanden, so hörte man solche auch zu Konstanz schon frühzeitig gerne, von den Kanzeln herab die alten Mißbräuche tadeln und den wahren Sinn des Evangeliums auslegen. Ein geborner Konstanzer, dessen heller Sinn auch in der öden Abgeschiedenheit des Klosters Alpirsbach das Wehen des bessern Zeitgeistes vernahm, Ambrosius Blaarer war es, welcher seine Mitbürger zuerst auf den Weg der Neuerung führte. Ein innerer Drang veranlaßte ihn, die düstere Mönchszelle zu verlassen, und in seiner Vaterstadt einem höhern Berufe zu leben. Zwar machte der Bischof mit seinem Anhange unter der konstanzischen Geistlichkeit genug Umtriebe und Hindernisse; aber Blaarers muthvoller Eifer, seine Gelehrsamkeit und sein Talent gewannen die Oberhand, so daß die Parthei der Verbesserung in der Bürgerschaft und im Rathe bald die zahl-

reichere war, und sich täglich vergrößerte. Nach einigen unbedeutenden Veränderungen im öffentlichen Gottesdienste folgten die Konstanzer dem Beispiele mehrerer benachbarter Städte. Sie schafften im Jahre fünfzehnhundert acht und zwanzig die Messe ab, und thaten die Heiligenbilder aus der Kirche. Wer sich der neuen Ordnung nicht fügen wollte, mußte die Stadt verlassen. Die Trennung von der katholischen Kirche war nun entschieden ausgesprochen, und als die protestantische Konfession dem Kaiser zu Augsburg übergeben wurde, beschickte auch die Stadt Konstanz diesen Reichstag, um ihr beizutreten. Zwar geschah es diesmal nicht, weil Blaarer mehr den zwinglischen als den lutherischen Grundsäzen zugethan war, sondern die konstanzischen Abgeordneten unterzeichneten mit denen von Memmingen und Lindau eine besondere Konfession, welche die Straßburger hatten verfertigen lassen, und die jezt im Namen der vier Städte von Kaspar Hedio dem Kaiser übergeben wurde. Als aber dieser Schritt nichts anderes zur Folge hatte, als einen strengen Befehl der Rückkehr zur katholischen Kirche, so sahen sich die Konstanzer genöthigt, mit ihren Meinungsgenossen dem schmalkaldischen Bunde beizutreten, und der Beitritt wurde ihnen nicht anders gestattet, als unter der Bedingung ihres Beitrittes auch zur augsburgischen Konfession.

Wie der schmalkaldische Bund durch die siegreichen Waffen des Kaisers bedroht und von vielen Mitgliedern kleinmüthig oder nothgedrungen verlassen wurde, haben wir gehört. Aus der Zahl der oberdeutschen Städte, die demselben beigetreten waren, blieb ihm allein Konstanz getreu bis zu seiner Auflösung. Aber die muthvolle Bürgerschaft erlitt hernach auch eine um so härtere Demüthigung, als sie der Gewalt des Siegers nicht mehr zu widerstehen vermochte. Umsonst hatten die konstanzischen Gesandten auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre tausend fünfhundert sieben und vierzig alles angewendet, die Gnade des Kaisers zu erbitten; umsonst schrieb der Rath nun selbst an seine Majestät und stellte ihm mit den eindringlichsten Worten die traurige, ja verzweiflungsvolle Lage der Stadt vor; umsonst erbot er sich zu einem Opfer von achttausend Goldgulden und vier Stücken Geschüz, wenn man sie bei ihrer nun schon seit zwanzig Jahren gehabten Religionsübung belassen wolle. Karl blieb unerbittlich,

und gab endlich die entschiedene Antwort: „Da ich sehe, daß die Konstanzer hartnäckig den Frieden verschmähen, so werde ich gegen sie andere Mittel ergreifen." Diese Mittel wurden wirklich auch angewendet, noch ehe sich die Stadt eines Weitern besinnen konnte. In der Nacht des vierten Augusts tausend fünfhundert acht und vierzig brach der kaiserliche Kriegsoberst Vives mit drei tausend Mann spanischen Fußvolkes von Ueberlingen auf, um Konstanz unversehens zu überfallen, und in seine Gewalt zu bringen. Er theilte seine Mannschaft in zwei Haufen, ließ den einen auf dem Hard im Walde zurück, und näherte sich mit dem andern in tiefster Stille der Vorstadt Petershausen. Hier aber witterte ein Wächter die Gefahr, und warnte den Bürgermeister. Es war Morgens zwei Uhr. Eilends wurde der Rath versammelt und die Bürgerschaft unter die Waffen gemahnt. Zwei hundert Mann besetzten die Vorstadt, während es die trocknen Graben dem Feinde erlaubten, an die Mauern heranzuschleichen. Plötzlich erschien nun auch der Hinterhalt im Walde und erstürmte ein Thor. Die Bürger wichen aber nur unter dem heftigsten Widerstande zurück. Jeder Schritt kostete Blut, da sie mit grobem Geschütze in die Reihen der Feinde feuerten. Und als man auf die Rheinbrücke gerieth, wurde der Kampf noch blutiger. Da stritt zunächst am Feinde lang ein Metzger mit aller Kraft seines starken Armes. Mehrere Feinde lagen getödtet vor ihm, und über ihre Leichname hinweg drang er auf die übrigen ein, und zwang sie zum Weichen. Endlich gelang es zwei Spaniern, sein Schwerdt zu unterlaufen, und schon war es an dem, daß sie ihn rücklings zu Boden stürzen wollten, als er beide mit der lezten Anstrengung seiner Kraft umfaßte, sich an den Rand der Brücke hindrängte, und von da in die Fluthen des Rheins begrub! Inzwischen hatten sich seine Mitbürger in die Stadt gerettet, und von den Mauern herab verbreitete jezt das schwere Geschüz so schrecklich Tod und Verwundung unter dem Feinde, daß er genöthigt war, sich in die Vorstadt zurückzuziehen. Die Spanier hatten einen Verlust von fünfhundert Mann nebst ihrem Anführer Vives erlitten. Ihre Wuth äußerte sich daher um so unmenschlicher; sie zündeten die Rheinbrücke an, verübten in Pe-

tershausen die abscheulichsten Grausamkeiten, und übergaben es hierauf ebenfalls den Flammen.

Diese glorreiche Vertheidigung der Stadt Konstanz gegen fremde List und Gewalt zog ihr aber die ganze Rache des entrüsteten Kaisers zu. Er sprach die Acht gegen sie aus, und während die Bürger von ihrer tapfern Waffenthat ausruheten, sahen sie mit banger Ahnung ein schweres Gewitter über ihre Heimath heraufziehen. Schon bereuten viele den gethanen Schritt. Denn die kleine, beinah' erschöpfte Stadt gegenüber dem mächtigen, siegesstolzen Kaiser! Und wo zeigte sich eine Hoffnung fremder Hilfe, wo ein Weg der Rettung? Nichts konnte der Rath unter diesen Umständen thun, als sich an die benachbarten Eidgenossen und einige ihr geneigte Fürsten um Vermittlung bei dem Kaiser wenden. Aber es war umsonst, und kalt erwiderte Karl den eidgenössischen Abgesandten: „Es wundert Uns, wie Ihr Euch für Leute verwenden möget, die Wir mit der Reichsacht belegt haben. Hier handelt es sich nur um eine reuige und gehorsame Unterwerfung.“ Diese Aeußerung des Kaisers benahm den Konstanzern die lezte Hoffnung. Blarer und die übrigen Prediger seiner Parthei mit vielen Bürgern derselben flohen aus der bedrohten Stadt, wo überall Bestürzung und Muthlosigkeit herrschten. Doch war der Abscheu einer unbedingten Unterwerfung noch größer, als alle Furcht, da man den Rachedurst der Kaiserlichen kannte, und er steigerte die Gemüther auch auf's Aeusserste; denn eher wollte die Bürgerschaft ihr größtes Kleinod, die Reichsfreiheit dahingeben, als sich den Demüthigungen und Mißhandlungen eines barbarischen Kriegsvolkes aussezen, und all' den Untersuchungen, Verhaftungen und Hinrichtungen, die das kaiserliche Strafgericht verhängen würde. Also wandte sich der Rath mit dem Erbieten an Erzherzog Ferdinand, den Bruder des Kaisers, daß die Stadt Konstanz bereit sey, sich an das Haus Oestreich zu ergeben, wenn er die kaiserliche Ungnade von ihr abwenden wolle. Dieser Schritt aber war das Werk der bekannten östreichischen Praktik, wie sich dieselbe schon im vorigen Jahrhunderte bei Erwerbung der Städte Villingen und Freiburg gezeigt hatte. Unverweilt erschien jezt ein östreichischer Bevollmächtigter, welcher den Rath des Schuzes von Seite seines Herrn versicherte,

und der Bürgerschaft die Bedingnisse verkünden ließ, unter denen der Erzherzog sich für die Begnadigung der Stadt verwenden wolle. Sie wurden alsogleich beschworen, worauf der Reichsvogt mit den meisten Rathsgliedern traurig ihre Heimath verließen, um die Schmach der Abschwörung ihres Glaubens und der Unterwerfung unter das Joch eines Fürsten nicht zu erdulden. Am sechs und zwanzigsten Jänner aber tausend fünfhundert neun und vierzig, nachdem die Reichsacht aufgehoben worden war, versammelten sich beide Bürgermeister, beide Räthe und gemeine Bürgerschaft, und leisteten in die Hände des Bevollmächtigten die Huldigung an das Haus Oestreich. Sie schwuren nämlich, dem Erzherzoge, seinen Erben und Nachkommen jezt und für ewige Zeiten getreu, gehorsam, dienstlich und gewärtig zu seyn; alsdann gegen dasjenige, was der Erzherzog zur Erhaltung der wahren, alten, christlichen Religion verordnen und aufrichten werde, niemals zu handeln, und sich überhaupt als fromme, getreue und gehorsame Unterthanen zu erzeigen.

Dieses Schicksal der Stadt Konstanz erregte zwar von verschiedenen Seiten eine solche Theilnahme, und zumal bei den Reichsstädten solche Befürchtungen, daß am nächsten Reichstage laut genug von ihrer Wiederherstellung die Rede war. Aber alle Klagen und Beschwerden wurden von dem Erzherzoge damit erwidert, daß sich die Stadt in ihren bedrängten Umständen freiwillig in seinen Schuz ergeben habe, und daß er sie allezeit auf den Reichstagen getreulich vertreten werde. Und hiebei verblieb es auch, da die Verwendung der betheiligten Stände viel zu schwach war gegen die Macht von Oestreich. Schon längst hatte der Bischof seinen Wieder-Einzug in die alte Kathedralstadt gehalten, dazu einen Schadenersaz von zwanzigtausend Gulden erlangt, und alles auf den alten Fuß zurückgesezt. Konstanz ruhte nun wieder im Schoos der katholischen Kirche und blieb eine gehorsame Landstadt des Hauses Oestreich bis in die neueste Zeit. Aber ihr Flor, welcher durch die Folgen des Konziliums schon so sehr gelitten hatte, war nun vollends dahin; denn unter den ausgewanderten Familien befanden sich hauptsächlich die Leinweber, und das große Gewerbe mit der berühmten Konstanzer Leinwand, wodurch die Stadt einst reich geworden war, gieng

jezt in die benachbarten Schweizerstädte über, wo jene Familien Aufnahme fanden.

Inzwischen geschah in der Markgrafschaft Baden die Einführung der Reformation durch ihre Fürsten, doch für beständig nur in der niedern. Wir haben gehört, mit welchem Eifer Markgraf Christoph der Beförderung alles Guten in Staat und Kirche oblag. Nur gehörte er nicht zu denjenigen Verbesserern, welche alles neu machen wollen, sondern sein Bestreben gieng dahin, das Alte vom Rost der Mißbräuche zu reinigen. Diese Gesinnung äußerte auch im Jahre fünfzehnhundert ein und zwanzig, auf jenem berühmten Reichstage zu Worms der abgesandte und Kanzler des Markgrafen, der gelehrte Vehus, in einer Rede, womit er die Heftigkeit der Partheien zu mildern suchte, und den Vorschlag that, die Entscheidung der großen kirchlichen Frage einem Konzilium zu überlassen. Schon entschiedener für die Glaubensänderung zeigten sich Christophs zwei ältere Prinzen. Philipp einmal, dieser edle Freund der Wissenschaft und ihrer Diener, welchem Oekolompadius und viele andere Schriftsteller ein so schönes Lob ertheilten, Markgraf Philipp war stets von eifrigen Beförderern des Evangeliums umgeben, und erließ auf Betrieb derselben an die Geistlichkeit und die Beamten der obern Markgrafschaft mehrere Ausschreiben, worin die Abschaffung oder Verhinderung der auffallendsten Mißbräuche befohlen war. Alle Priester sollten Bürger im Lande werden, und sich zur Vermeidung der Hurrerei in den ehelichen Stand begeben. Wer seine Konkubine nicht abschaffe, den habe die weltliche Oberkeit gefänglich einzuziehen, und wenn er sie etwa nur in eine andere Behausung bringe, so müße er entweder eine Summe von zehn Pfund Pfenningen erlegen, oder das Land verlassen. Ferner sollen in der Kirche einige Psalmen deutsch gesungen werden, die Kreuzgänge aber abgeschafft seyn, und die Prediger ihre Vorträge gemäß dem Evangelium halten. Endlich möge das Abendmahl jedem Sterbenden, der es begehre, in beiderlei Gestalten dargereicht werden. Als nun im Jahre fünfzehnhundert drei und dreißig durch den Tod Markgraf Philipps die obere Markgrafschaft an Bernhard erbte, führte dieser die Reformation im Lande eigentlich ein, und sein Sohn Philibert suchte sie möglichst zu befestigen. Aber der Erbe, welchen Philibert hinterließ, Mark-

graf Philipp der Zweite, war von seinen Vormündern in der katholischen Religion erzogen, und stellte dieselbe bei seinem Regierungs Antritt in den baden-badenschen Landen wieder her.

In der niedern Markgrafschaft dagegen gewann die neue Kirche eine bleibende Dauer. Zwar während Markgraf Bernhard für sich und seine Unterthanen entschieden zu derselben übergieng, hielt Markgraf Ernst noch immer getreu am alten Glauben, und reformirte blos im Geiste seines Vaters. Er wußte einen glücklichen Mittelweg zu beobachten zwischen beiden Partheien, so daß ihn sowohl Pabst und Kaiser, als die Freunde der Neuerung ehrten. Von vielen Seiten richteten sich die Blicke auf den biedern frommen und besonnenen Markgrafen von Baden. So widmete ihm Jemand ein Büchlein unter dem Titel: „Wie man christlich beichten, Sakrament empfahen, und Meß halten soll." Ebenso versicherten die aufrühreriſchen Bauren im Breisgau seinen Gesandten, daß sie die markgräfischen Lande schonen werden, weil er „das Evangelium begehre zu fördern." Auch haben wir gehört, welches Vertrauen die bedrohten Städte Waldshut und Kenzingen zu dem Markgrafen hegten, und wie angelegentlich sich derselbe für ihre Begnadigung verwendete. Sein Hofprediger war sehr eifrig evangelisch, und dem ersten Prediger zu Pforzheim ertheilte er gerne die Erlaubniß, sich zu verehelichen. In Betreff des ehelosen Lebens der Geistlichen überhaupt aber verbot er das Halten von jungen Köchinen, weil daraus die meisten Aergernisse entsprängen. Ferner hob Ernst auch einige Klöster auf, und verwendete deren Einkünfte zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts. Selbst die lutherische Bibel wurde auf seine Veranlassung zu Durlach gedruckt, und endlich soll er in der That mit dem Plane einer völligen Umstaltung der kirchlichen Verhältnisse in seinem Landesantheile beschäftigt gewesen seyn. Doch überall, wo die Religionsangelegenheit öffentlich zur Sprache kam, suchte Markgraf Ernst das große Uebel einer Trennung der Kirche darzustellen, und wollte eine Reformation nur im Sinne der Konzilien von Konstanz und Basel. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr fünfzehnhundert sechs und vierzig hatte sein Gesandter folgende Instruktion: „Der Zwiespalt in der Kirche entstehet hauptsächlich, weil man zwischen den zwei Schwerdtern, dem geistlichen und

weltlichen, keinen Unterschied mehr macht, und weil man geistige und zeitliche Religion mit einander verwechselt, gleichwie die geistlichen und zeitlichen Diener der Kirche. Soll die Einigkeit des Glaubens wieder hergestellt werden, so ist das erste Erforderniß ein aufrichtiger Gehorsam gegen die zwei Schwerdter, wie es Christus befohlen hat mit den Worten: gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Geistliche Diener der Kirche aber sind diejenigen, welche das Evangelium verkündigen, worin die ewige geistliche Religion gefunden wird. Die andern Diener dagegen, welche den Geist des Evangeliums nicht verstehen, sondern einer menschlichen und vergänglichen Religion anhangen, diese muß man zur Erhaltung des Friedens und der Einigkeit geduldsam ertragen, damit das Gesez der Liebe unter uns erhalten und der gute Saame nicht mit dem Unkraut ausgerottet wird. Wer hier einen Splitter in dem Auge seines Nächsten sieht, mag zuvor den Balken aus dem seinigen ziehen. Drei Fragen aber sind vorzüglich wichtig. Ist ein andrer Weg der Seligkeit in der Schrift zu finden, als der in Jesus Christus vollbrachte Eid und Bund Gottes? Können äußere Dinge zur Seligkeit führen, und kennet außer Gott dem Herrn irgend Jemand das Herz des Menschen?"

In diesen Grundsäzen wurde der Sohn und Erbe des Markgrafen erzogen; aber es war ihm bei dem fortgeschrittenen Gange der Reformation nicht mehr möglich, eine gleich kluge, oder unentschiedene, oder redlich gemeinte Stellung zwischen beiden Partheien zu behaupten. Karl der Zweite erklärte sich im Jahre fünfzehnhundert fünf und fünfzig öffentlich zur augsburgischen Konfession, und sein ganzes Leben war der Einführung und Befestigung der neuen Kirche in seinem Lande gewidmet. Das schwierige Werk wurde begonnen mit Hilfe mehrerer Gottesgelehrten, welche er sich von einigen protestantischen Fürsten erbethen hatte. Der Herzog von Wirtemberg schickte ihm den tübingischen Professor Andreä, der Pfalzgraf bei Rhein seinen Hofprediger Diller, und der Herzog von Sachsen den Superintendenten Mörlin und den Prediger Stößlein von Koburg. Zu diesen Männern gesellte der Markgraf selbst seinen Kanzler Achtsnit, seinen Rath Sechel und seinen Leibarzt Renz. Den bei weitem größten Einfluß behauptete aber Andreä, nach dessen Meinungssäzen und Anordnungen die

baden durlachische Reformation sich modelte. Sie begann mit einer Kirchen-Visitation in den untern Landen. Man prüfte die Prediger überall und entsezte die unwissenden oder unsittlichen ihres Amtes. Nach Vollendung dieses Geschäftes kehrte Andreä auf Tübingen zurück, und sein Kollege Doktor Heerbrand begab sich jezt an den markgräflichen Hof, um die neue Kirchenordnung auszuarbeiten. Es wurde dieselbe in vierzehn Abschnitte gesondert, welche von der Lehre und Predigt, von der Taufe, vom Katechismus, von der Buße, vom Abendmahl, Gebet und Gesang, von der Kirchenkleidung, von Werk- und Festtagen, von den Kirchen-Aemtern und vom Krankenbesuche handelten. Der erste Abschnitt war auch der wichtigste. Die Prediger wurden darin auf ein fleißiges Studieren der heiligen Schrift verwiesen, damit sie solche „recht verstehen, und all' ihre Predigt und Lehr', ihr Ermahnen und Strafen darauf gründen.“ Die Schriften der heiligen Väter sollten zwar werthgeschäzt, aber keineswegs der Bibel gleichgestellt werden. Als Richtschnur übrigens mußten die augsburgische Konfession und die schmalkaldischen Artikel gelten. In den Kanzelvorträgen habe der Geistliche besonders folgende Lehren zu erläutern: von Gott und göttlichem Gesez, von der Sünde, vom Evangelium, von den Sakramenten, vom Glauben, von der Gerechtigkeit, Auferstehung der Todten, ewigen Seligkeit, den guten Werken und den Geschäften eines jeden christlichen Standes und Berufs. Diese Kirchenordnung wurde an den Doktor Andreä überschickt, und auf dessen Gutachten gedruckt und im Lande eingeführt. Heerbrand aber erhielt die Oberaufsicht über die markgräflichen Kirchen, und reiste mit dem Markgrafen in die breisgauischen Lande, um daselbst das Werk der Reformation fortzusezen. Zum Gehilfen erhielt er den Prediger Simon Sulzer von Basel, welchem hernach die Aufsicht über die Kirchen dieses obern Fürstenthumes anvertraut wurde, und auf dessen Verwendung auch andere bedeutende Aemter an basel'sche Theologen gekommen sind, wie die Superintendentenstelle zu Röteln an Grynäus und der Predigerstuhl in Lörrach an Paul Stoßer.

Nach diesen Vorgängen erließ Markgraf Karl im August fünfzehnhundert sechs und fünfzig an die Amtleute und Gemeinden seiner sämtlichen Lande einen Befehl, worin die Nothwendigkeit

der Glaubensänderung dargestellt, hierauf sein Uebertritt zu derselben verkündigt und die neue Kirchenordnung zur Nachachtung empfohlen wird. „Wiewohl unser Herr Vater, sagt er unter anderm, in Zeit seines Lebens nichts lieberes geschehen, dann daß die zweispaltige Religion durch christliche, friedliche Mittel verglichen, auch möglichen Fleißes gern gefördert, damit das göttliche Wort rein gepflanzet, was demselben entgegen, gänzlich abgethan, und neben anderem, auch seiner Liebden getreue und gehorsame Unterthanen und Landschaften, zu dem rechten christlichen Wege der Wahrheit hätten mögen geführt werden; so hat doch der arge Sathan nach und nach allerhand Verhinderungen eingeworfen, also daß seine väterliche Lieb aus mancherlei hochbeweglichen trefflichen Ursachen, ein solch christlich, gottselig Werk, wie sich gebührt und die Nothdurft erfordert, nicht verbringen, oder ein solch erwünschte Freud erleben mögen, sondern nach dem Willen des Allmächtigen aus diesem Jammerthal abschieden, und seiner Lieb gehorsamen Unterthanen, mehrer Theils, in beschwerlichem Irrthum und mancherlei gröblichem Wahn und Aberglauben verlassen müssen. Und wiewohl auch wir, als seiner Lieb einziger Erb, für unser Person, mit höchstem, christlichem Eifer und Ernst, in Zeit unserer Regierung bedacht gewesen, den armen und irrigen Gewissen unserer getreuen und gehorsamen Unterthanen, mit der wahren apostolischen Lehre zum förderlichsten Trost zu verschaffen und die ärgerlichen, beschwerlichen Mißbräuch in den Kirchen unserer Lande abzuthun; so hat doch der arge Teufel, als ein starker Feind unsers christlichen Glaubens, nicht unterlassen, seine List nud Tück auch bei unserer Regierung zu üben, und solches unser christlich Vornehmen eine zeitlang aufzuhalten, wie dann leider auch geschehen. Dieweil uns aber der allmächtige, ewige Gott, durch seine Gnad und Erleuchtung des heiligen Geistes, die Wahrheit des heiligen Evangelii zu erkennen lassen, haben wir endlich dafür gehalten, und billig halten müssen, daß solches nicht allein uns zu Gnaden und Gutem, sondern auch darum geschehen, daß wir dasselb unsern von Gott anvertrauten Unterthanen, getreulich christlich vortragen, dieselben aus dem Irrthum führen, solch übermäßigen Schaz unter dieselben mildiglich ausbreiten lassen, damit länger nicht verziehen, uns eine zeitliche Furcht und

Schrec[illegible] demselben abbringen, und also dem allmächtigen Gott v[illegible]n Dingen billig hierin gehorsamen sollen."

Der Fortga[illegible]ng des begonnenen Werkes entsprach ganz diesem Eifer des [illegible]mens. Der Markgraf ließ von Zeit zu Zeit durch besondere Dep[illegible]tationen die Kirchen und Schulen besuchen, um das Einschleichen von Mißbräuchen und Irrthümern zu verhindern. Auch unterhielt oder unterstützte er aus dem Vermögen eingezogener Klöster [illegible] Leute an den Hochschulen zu Basel, Tü[illegible]ge[illegible], um stets einen Vorrath tüchtiger Lehrer [illegible]ben. [illegible] denn in der niedern Markgrafschaft, [illegible] und Landgrafschaft Sausenberg der ne[illegible]a[illegible]n des Volkes eingepflanzt, und ungeh[illegible]ert er[illegible]uf den gegenwärtigen Tag. Nur drohte den [illegible]n[illegible]erthanen vorübergehend die Gefahr, zum Rücktritt [illegible] Kirche genöthigt zu werden. Dies geschah durch den Wankelmu[illegible] Markgraf Jakob des Dritten, welchem jene breisgauische Landschaft als väterliches Erbe zugefallen war. Denn er ließ sich von Pistorius, einem übermüthigen, mehr beredten als gründlichen Manne, der von der augsburgischen Konfession zur Lehre Kalvins und hernach wieder zur katholischen Kirche übergegangen war, zu dem gleichen Schritte verleiten. Nach zwei zu Baden und zu Emmendingen gehaltenen Religionsgesprächen, erklärte Jakob im Juli tausend fünfhundert und neunzig zu Thennenbach öffentlich seine Rückkehr in den Schoos der römisch katholischen Kirche, und befahl den protestantischen Geistlichen seiner Lande, innerhalb dreier Monate ihre Stellen zu verlassen. Aber er selbst verließ noch vor Ablauf dieser Frist das Leben, wodurch das sausenbergische Volk an seine Brüder fiel, und mit den Unterthanen derselben beim evangelischen Glauben verblieb.

Unter weit mehr Abwechslungen und Stürmen als in den badischen Landen geschah die Glaubensneuerung in der Pfalz. Nach dem kinderlosen Hingange Churfürst Ludwig des Friedfertigen hatte dessen jüngerer Bruder Friedrich der Zweite die Erbfolge erlangt, und da derselbe ebenfalls keinen leiblichen Erben hinterließ, kam sie an Otto Heinrich, den Sohn weiland ihres ältern Bruders Ruprecht. Aber auch dieser Fürst starb ohne

Manneserben, wodurch die Linie Ludwig des Bärtigen nun völlig erlosch, und das pfälzische Stammland mit der Churwürde an die simmerische übergieng. Der damalige Herzog von Simmern war Friedrich der Fromme, welcher im Jahre fünfzehnhundert und sechszig die reformirte oder kalvinische Glaubensform öffentlich annahm und in seinen Landen einführte, dabei aber auch sowohl das Glück und die Bevölkerung derselben als das Ansehen seines Hauses, durchthätige Beförderung der Gewerbe, des Handels, der Künste und Wissenschaften rühmlichst emporhob. Nach dieser so wohlthätigen, leider nur siebzehnjährigen Regierung folgte ihm sein Erstgeborner, Ludwig, der aber schon nach wenigen Jahren verstab, und über dessen unmündigen Sohn Friedrich, sein Bruder, Johann Casimir eine neunjährige Vormundschaft führte. Durch den kinderlosen Tod Richards von Simmern erbte Churfürst Friedrich dieses Herzogthum, und vermachte es nachmals seinem jüngern Sohne Philipp.

Der erste Saame zur Glaubensneuerung in den pfälzischen Landen war durch Luther persönlich ausgestreut worden. Denn als derselbe in Angelegenheiten seines Ordens von Wittenberg eine Reise nach Rom gemacht hatte, nahm er seinen Rückweg über Heidelberg, und disputirte daselbst zum Wohlgefallen des Pfalzgrafen und der angesehensten Gelehrten nach so neuen Grundsäzen, daß ein junger Theologe ausrief: „Wenn die Bauern dieses hörten, sie würden uns steinigen.“ Von jener Zeit an war auch die heidelbergische Hochschule ein Versammlungsort der freisinnigsten Männer, und die Churfürsten betraten nach dem Rathe derselben immer entschiedener den Weg der Reform. Schon Ludwig der Fünfte hatte gesucht, durch Berufung der aufgeklärtesten Lehrer den düstern Geist der Scholastik aus den Hörsälen zu verdrängen; und wenn es weder ihm noch seinem Bruder Friedrich nach ihrem Wunsch gelingen wollte, so fand doch Churfürst Otto Heinrich die Sache vorbereitet genug, um unter der Leitung eines Melanchthon, Micyllus, Probus und Ehem mehrere Geseze und Einrichtungen zu treffen, welche als der Anfang der pfälzischen Glaubensneuerung zu betrachten sind. Dieser Herr war auch dem augsburgischen Glaubensbekenntniß mit solchem Eifer zugethan, daß er es versuchte, für den Herzog von Simmern, welcher

kalvinisch glaubte, den Herzog von Zweibrücken in die churpfälzische Erbfolge zu bringen. Friedrich siegte aber, und begann unter vorzüglicher Mitwirkung Kaspar Olevians, welcher mit Zacharias Ursinus den berühmten Heidelberger Katechismus verfertigt hatte, in seinen Landen die Einführung des reformirten Glaubens so richtig, daß er sich weder durch die katholischen noch die evangelischen Fürsten darin irren ließ, obwohl sie dem Kaiser inständigst anlagen, ihn mit der Reichsacht zu belegen. Ja, diesen Eifer fand selbst Maximilian achtungswerth, wie er denn eines Tages dem Herzog von Sachsen auf seine Anschwärzungen entgegnete: „Der Churfürst Friz ist weit frommer, als wir beide.“ Aber Mäßigung bei strenger Gerechtigkeitsliebe sollte die erste Tugend eines Fürsten seyn, und gegen diese vergieng sich Friedrich auf eine traurige Weise durch die Hingebung des ladenburgischen Superintendenten Sylvan, welcher mit einigen andern Geistlichen wegen Verdachts der arianischen Kezerei festgenommen, nach langer Gefangenschaft von den kalvinischen Theologen, namentlich von dem düstern Olevian, als Gotteslästerer des Todes schuldig erklärt, und troz der öffentlichen Stimme, troz selbst aller Einsprache der weltlichen Richter und Räthe des Churfürsten, endlich auf dem Marktplaze zu Heidelberg enthauptet wurde!

Was jedoch der Vater mit so vieler Anstrengung, mit Blutvergießen und unter den heftigsten und ärgerlichsten Streitigkeiten der Theologen durchgesezt hatte, hob der Sohn in kurzer Zeit wieder auf. Churfürst Ludwig der Vierte huldigte der augsburgischen Konfession, entließ die reformirten Prediger und die theologische Fakultät zu Heidelberg, welche streng den Grundsäzen Zwinglis und Kalvins huldigte, und bildete eine neue aus Männern seiner Lehrmeinung. Aber auch die Professoren und Magister der übrigen Fakultäten blieben nicht lang im Besize ihrer Stellen; denn als Ludwig das Konkordienbuch unterschrieben hatte, dankte er alle ab, welche es nicht auch thaten, oder nicht freiwillig ihren Abschied begehrten. Hiedurch litt die Hochschule ungemein, und sowohl in der Residenzstadt als a[illegible]
lauteten über diese gewaltsame Neuerung die unz[illegible]
men. Mit ungemeinem Jubel vernahm es dahe[illegible]
Glaubensparthei, daß nach dem Hintritte Ludwi[illegible]

von dessen minderjährigem Sohn alles wieder auf den alten Fuß zurücksezen werde. Wirklich begann Johann Kasimir die Wiederherstellung im November fünfzehnhundert drei und achtzig, nachdem er von einem großen Theile der heidelbergischen Bürgerschaft um Einräumung der Heiliggeist-Kirche zum Behufe ihres alten reformirten Gottesdienstes war ersucht worden. Seine edle Absicht gieng anfangs auf eine Vereinigung oder vielmehr eine friedliche Vertragung beider Partheien, auf eine Gleichstellung seiner reformirten und lutherischen Unterthanen. Er dachte billig und duldsam genug, den evangelischen Predigern die übrigen drei Kirchen ruhig zu überlassen, wenn sie sich nur enthalten würden, von den Kanzeln herab mit den Namen Sakramentirer, Zwinglianer, Kalvinisten und andern Schmähworten um sich zu werfen. Aber ihre zelotische Hartnäckigkeit nöthigte ihn endlich zur völligen Aufhebung des evangelischen Kirchendienstes, und nun erhoben dessen Anhänger in Schriften und Worten ein gewaltiges Geschrei über die siegreichen kalvinischen und zwinglischen Lehrer, als welche „das Kennzeichen haben des Geistes, der ein Lügner ist. Denn wer nicht erkennen will, sagten sie, daß dieselben vom Satan, dem Vater der Lügen, geritten und getrieben werden, der muß selbst entweder keinen Verstand haben, oder muthwillig sich wollen verblenden und ins Verderben seines Leibs und seiner Seele führen lassen." Das kräftige Benehmen des Administrators indessen, und die gleiche Gesinnung des jungen Churfürsten sicherten der Pfalz die von Friedrich dem frommen eingeführte Glaubensform und Kirchenordnung, wobei sich auch ein großer Theil der pfälzischen Unterthanen, troz des schmählichsten Druckes einer spätern Regierung, bis auf den heutigen Tag standhaft erhalten hat.

Neuntes Kapitel.

Von den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs.

Die Folge der traurigen Trennung Deutschlands durch die Reformation war ein innerlicher Krieg, welcher dreißig Jahre

lang die deutschen Länder beispiellos verwüstete, und endlich einen Friedensschluß herbeiführte, dessen Bedingnisse, von fremden Mächten diktirt, die schmählichste Ohnmacht des Reiches veroffenbart und befestigt haben. Er nahm seinen Anfang in Böhmen, wo die Protestanten durch den sogenannten Majestätsbrief vom Jahre sechszehnhundert neun die Freiheit erhalten hatten, in ihren Gemeinden ungehindert Kirchen und Schulen zu errichten, es aber bald erleben mußten, daß man ihnen dieselben wieder schloß oder niederriß. Durch dieses kirchliche Zerwürfniß war der Funke des Krieges gelegt; aber zur Flamme wurde er angefacht durch ein politisches. Denn als Kaiser Matthias verstarb, glaubten die böhmischen Stände von aller Verbindlichkeit gegen seinen Sohn Ferdinand, durch dessen Bruch des Majestätsbriefes befreit zu seyn, und wählten den Churfürsten von der Pfalz auf ihren Königsthron. Aber Ferdinand verschaffte sich durch die Gewalt der Waffen den Besitz von Böhmen wieder, und verpflanzte den begonnenen Krieg aus Rache auch nach Deutschland, dessen Boden von jezt an so lange mit Blut getränkt wurde, bis er keines mehr fassen zu können schien. Und zu denjenigen Reichstheilen, welche die härtesten Streiche des Kriegsgottes erfuhren, gehörte leider gerad' unsere Heimath, die schönen Gaue am Bodensee, am Schwarzwald, die altbadischen Landschaften und vor allen die Rheinpfalz!

Der Zustand aber dieser Lande beim Ausbruche des Krieges war ein sehr verschiedener. Das Fürstenthum Vorderöstreich hatte seit dem Hornung tausend fünfhundert zwei und zwanzig, wo Karl der Fünfte eine Landestheilung vornahm, dessen Bruder, Erzherzog und nachmaliger Kaiser Ferdinand der Erste, einige über vierzig Jahre lang, anfänglich als Statthalter, später jedoch als eigner Herr verwaltet, und ansehnlich vermehrt, namentlich bei uns durch den Ankauf der Grafschaft Thengen und den Erwerb der Stadt Konstanz. Nach Ferdinands Tod waren die vorderöstreichischen Lande an seinen gleichnamigen Sohn gefallen, bei dessen Hinscheid im Jahre fünfzehnhundert fünf und neunzig Kaiser Rudolf der Zweite, als ältestes Haupt des Hauses Oestreich, die ganze Verlassenschaft an sich zog. Hierüber erhob die steiermarkische Linie zwar ernstliche Beschwerden, der Kaiser aber

blieb streng bei dem durch alte Verträge ausgesprochenen Grundsaze der Untheilbarkeit der östreichischen Stammlande, und übertrug die Verwaltung des vordern Fürstenthums im Jahre sechszehnhundert zwei seinem Bruder Maximilian, welcher die ersten Unruhen in Böhmen noch erlebte. Während der ganzen Zeit, von den alten Schweizerkriegen bis zum Ausbruch des dreißigjährigen, waren die vorderöstreichischen Stände um Truppen- und Geldleistungen unaufhörlich in Anspruch genommen worden. Kaum hatten sie eine Anzahl gerüsteter Mannschaft, oder eine baare Summe, oder den Ertrag des Umgeldes auf einige Zeit bewilligt, so wurden unter dem Vorwand einer dringenden Gefahr oder Noth schon wieder neue Beisteuern verlangt, und selten besuchte ein Fürst die Vorlande in einer andern Absicht, als um auf den Landtagen durch seine persönliche Gegenwart die Bewilligungen zu beschleunigen! Den Ständen selbst, obwohl sie oft genug über Erschöpfung klagten, fiel dieser Druck noch leidlich, aber ihr armes Volk empfand ihn endlich so hart, daß es beinahe zu einem zweiten Bauernkrieg gekommen wäre. Als nämlich im Jahr sechszehnhundert und eilf dem Erzherzoge von den Ständen die neue Auflage des sogenannten Rappenpfennings, welcher von jeder verzapften Maaß Wein einen Kreuzer betrug, bewilligt worden war, weigerten sich die hauensteinischen Unterthanen, denselben zu bezahlen. Vergeblich ergiengen schriftliche Aufforderungen an sie, vergeblich erschienen fürstliche Kommissäre, vergeblich selbst wurde ein Landtag zusammen berufen. Der Aufruhr nahm täglich mehr überhand, und nicht allein die Hauensteiner, sondern auch andere Gemeinden ergriffen die Waffen, als man mit Gewalt zu drohen anfieng. Ein zahlreicher Hause überfiel die Stadt Rheinfelden und eroberte sie. Von da zog er rheinaufwärts nach Waldshut, um die Landfahne heraus zu fordern. Die Bürgerschaft war in der größten Verlegenheit, und nur die in Baden eben damals versammelte Tagsazung der schweizerischen Eidgenossen vermochte es, die drohende Gefahr durch eine glückliche Vermittlung zu entfernen.

Außerdem zwar genossen die vorderöstreichischen Lande seit langem her einer erfreulichen Ruhe; aber ihr innerer Zustand war keineswegs eben so erfreulich. Denn als Folge des Bauren-

Aufruhrs, der Kirchentrennung und des schmalkaldischen Krieges erblickte man überall blutige Trümmerhaufen, überall Armuth, Lebensnoth und feindseliges Zerwürfniß. Das ehemals nachbarlich gute Vernehmen der Städte und Landschaften war zerstört, der gegenseitige Verkehr da und dort verkümmert oder gehemmt; allenthalben herrschte mehr oder weniger Mißtrauen, offener und geheimer Haß, und in die Sitten riß eine bisher beispiellose, täglich drohendere Verwilderung ein. Konnte es auch anders kommen? Nachdem der religiöse [illegible]ube des Volkes so tief erschüttert worden, gab es im Privatleben für die unter dem Drucke einer trostlosen Restaurationszeit tausendfältig erweckte und gereizte Leidenschaft keinen Zügel mehr. Alle edlen und wohlthätigen Bande der Gesellschaft wurden los und loser, and öffneten allen niedrigen und schlechten Begierden den Zugang zu den heiligsten Verhältnissen. Liebe, Ehrbarkeit, Scham vermochten nichts mehr, man ergab sich in Städten und auf dem Lande allgemein den gröbsten Ausschweifungen des Müssigganges, des Trunkes, der Unkeuschheit und Rauferei. Nicht nur das junge Volk war überall den Waffen nachgezogen, sondern selbst eine Menge von Familienvätern hatten Weib und Kind verlassen, um unter der Fahne des Kaisers oder des schmalkaldischen Bundes ein besseres Glück zu verfolgen, als ihnen daheim gegönnt schien. Aber die meisten kehrten jezt völlig verwahrlost zurück, und fielen entweder ihren Gemeinden zur Last oder durchzogen das Land zum Schaden der öffentlichen Sicherheit! Allgemein giengen die Klagen über das herrenlose Volk, und eine alte Nachricht sagt von unserer Gegend: „Es geschah auch in diesen Zeiten viel Raub und Mord, und liefen allenthalben viel gefährliche Leute umher, welche Bettler, Keßler, Spengler und Löffler waren, und eine heimliche Krei unter sich hatten.“ Diese Uebel sahen die Oberkeiten mit wachsender Besorgniß, und viele waren rühmlichst bemüht, denselben durch kluge Anstalten und Geseze zu steuern. So hatte sich schon im Jahre fünzehnhundert vierzig der Adel des Ritterviertels an der Donau, welchem das am Schw[illegible] beitrat, unter anderen auch über einige Artikel [illegible] der Unsicherheit auf Straßen und in den [illegible] Das Ritterviertel im Hegau aber sezte durch [illegible]

zu Ueberlingen eine ausführliche Polizeiordnung von fünfzehn Artikeln fest, welche die Wiederherstellung der Religiösität, die Entfernung der herrenlosen Knechte, Bettler, Zigeuner und Landfahrer, ferner die Versorgung der Armen, die Abstellung des großen Aufwandes bei Hochzeiten, Kirchweihen und dergleichen betrafen. In den einzelnen Städten aber erließ der Rath fortwährend, wie schon früher, Verbote gegen übertriebene und unzüchtige Kleiderpracht, gegen Fluchen und Schwören, gegen ausschweifende Gesellschaften, und besonders gegen das Unwesen der gemeinen Frauen, welche öffentlich und insgeheim unter allerlei Namen und mit der frechsten Ausgelassenheit das Gift der Hurerei in beinah' alle Familien verpflanzten.

Aber gewöhnlich betrachtete man von Seiten der Regierung und Geistlichkeit die Reste der evangelischen Gesinnung unter dem Volke mit größerm Abscheu, als die herrschenden Laster, und verwendete eine weit standhaftere Sorgfalt auf die völlige Ausmerzung derselben, als auf die Wiederherstellung der Sittlichkeit. Zu Waldshut, Kenzingen und Konstanz hatte man durch die Strenge, womit der alte Gottesdienst wieder eingeführt und jede geschehene Verbesserung aufgehoben wurde, eine große Zahl der vermöglichsten und gewerbsamsten Bürger vertrieben. Um die hauensteinischen Unterthanen beim katholischen Glauben getreu zu erhalten, rieth der Waldvogt von Heideck dem Erzherzog, alle Verdächtigen ohne weiteres von Haus und Hof zu entsezen und aus dem Lande zu jagen. Die vorderöstreichische Regierung aber schickte von Zeit zu Zeit strenge Mandate, welche alljährlich von allen Kanzeln herab verlesen wurden, und auf deren Nachachtung das Volk beichten und kommunizieren mußte! Ueberhaupt hielt man in Kirchen und Schulen die allerstrengste Aufsicht auf die Glaubensmeinungen und religiösen Grundsäze, und berief endlich für die Bildungsanstalten der Jugend in größern Städten einen geistlichen Orden, dessen System ganz geeignet war, das Volk zu derjenigen blinden Masse heran zu bilden, welche es seyn muß, um desspotischen Gewalthabern als williges Werkzeug zu dienen. Die Gesellschaft Jesu war dieser Orden. Sie hatte im Jahr fünfzehnhundert und vierzig die päbstlische Bestätigung erhalten, und verbreitete sich schnell in alle süddeutschen Länder, wo man ihr

vorzüglich die Erhaltung der katholischen Religion verdankt, da sie sorgfältigst die dem Ordenszwecke dienlichen Leute auswählte und die öffentliche Erziehung der Jugend zu ihrem Hauptgeschäft erhob. Zu Konstanz bemühten sich nach einander drei Bischöfe, die Jesuiten einzuführen. Es waren Christoph Blaarer von Wartensee, der fünfte Nachweser Balthasar Merklins, Andreas von Oestreich, ein Sohn Erzherzog Ferdinands von der schönen Welser, und der schwärmerische Jakob Fugger von Kirchberg, welchem es endlich gelang, den Widerstand des konstanzischen Rathes zu besiegen und dem neuen Orden die Leitung der Schulen in die Hände zu liefern. Mit Beihilfe der benachbarten Klöster, der Ritterschaft im Hegau und vieler frommen Wohlthäter wurde ums Jahr sechzehnhundert zwanzig das Jesuiten-Kollegium vollendet, und zugleich ein Seminar für die angehenden Geistlichen errichtet. Zur nämlichen Zeit geschah durch einen Machtspruch Erzherzog Leopolds die Einführung der Jesuiten auch an der Hochschule zu Freiburg, nachdem der Senat lange dagegen gekämpft hatte. Dieser Sieg des Ordens wurde von vielen mit Jubel vernommen; aber seine traurigen Folgen zeigten sich bald. „Der Eintritt desselben, sagt der Geschichtschreiber von Freiburg, verscheuchte den schüzenden Genius der hohen Schule; ihr Ruhm sank, das Interesse ihrer Glieder ward getheilt, und ihre Erhaltung immer mehr gefährdet. Die alten Universitätsglieder waren zwar noch von Liebe für ihre „Alma Mater" beseelt; sie betrachteten menschliche Kenntnisse als ein Gemeingut der Menschheit, aber sie wurden verkezert und durch Kabalen unterdrückt. Die Jesuiten trieben mit ihren sparsamen Kenntnissen ein Monopol, sorgten nur für sich und ihr Kollegium, und suchten dasjenige, was sie nicht mit Gewalt durchzusezen vermochten, mit List zu erschleichen. Wie konnten unter diesen Umständen die Wissenschaften fortgedeihen? Nur einzelne Männer zeichneten sich noch aus: im Ganzen gieng die Universität ihrem Zerfalle entgegen. Fruchtlos hatten die Jesuiten einen ihrer gelehrtesten Männer herbeigezogen, den Pater Scheiner, jenen Entdecker der Sonnenflecken; fruchtlos wohnte Erzherzog Leopold mehrern Vorlesungen bei: die innere Ruhe war dahin, und der Wohlstand der Akademie gerieth in Verfall, welcher bald durch äußere Drangsale noch beschleunigt wurde.

Unter welchen Fürsten die badischen Unterthanen das siebzehnte Jahrhundert betraten, haben wir gesehen. Der Handel zwischen Markgraf Ernst Friedrich und Eduard Fortunat hinterließ eine unangenehme Stimmung und wegen des großen Kriegsaufwandes beschwerliche Folgen. Auch waren aus den Zeiten der Reformation noch mancherlei Irrungen im Gedächtniß, welche ein Streit über die Vormundschaft und religiöse Erziehung von Markgraf Jakobs nachgebornem Sohn auf die unangenehmste Weise wieder erneuert hatte. Selbst Markgraf Ernst Friedrichs persönlicher Charakter mochte zu mancher Beschwerde seiner Unterthanen veranlassen. Unter diesen zerrissenen Verhältnissen des badischen Hauses und Volkes, in einer so ungewissen, an hunderterlei Nachwehen früherer Stürme leidenden Zeit, wuchs derjenige Fürst heran, welcher die markgräflichen Lande wieder sämmtlich in seiner Hand vereinigte. Markgraf Georg Friedrich hatte als Jüngling durch einige Studien und Reisen, diejenige Bildung erhalten, welche damals von einem fürstlichen Prinzen gefordert wurde; auf einem Türkenzuge übte er später sein militärisches Talent und erwarb sich dabei die besondere Gunst Kaiser Rudolf des Zweiten. Nach dem Antritt der Regierung ließen seine Vorsäze und ersten Schritte eine würdige Führung derselben erwarten; er erkundigte sich genau über alle Verhältnisse der einzelnen Landestheile und veranstaltete eine geordnete Sammlung der verschiedenen Landrechte; seine Verordnungen und sein Benehmen verriethen eine edle Gerechtigkeitsliebe und einen aufgeklärten Geist, wie er denn im Breisgau den katholischen Theil der badischen Unterthanen bei der Ausübung ihres Gottesdienstes ungehindert verbleiben ließ. Man konnte ahnen, daß Markgraf Georg Friedrich einer der angesehensten Fürsten, und Baden unter dessen Verwaltung eines der glücklichsten Länder des Reiches werden würde. Aber der allverwüstende Dämon des dreißigjährigen Krieges erlas gerade i h n zu einem der traurigsten Opfer.

Im Jahre sechszehnhundert und fünf hatte Georg Friedrich die kaiserliche Belehnung über sämmtliche von seinem Bruder Ernst Friedrich ihm zugefallenen Länder erhalten; es war aber dabei bedungen worden, daß den Nachkommen weiland Markgraf Eduards eine Rechtsklage auf den baden-badenschen Antheil frei stehe. Und

somit erhob sich jezt ein Prozeß, welcher bald ein allgemeineres Interesse gewann, da die eduardischen Kinder der römischen Kirche angehörten und die katholischen Fürsten eifrigst dahin arbeiteten, durch deren Einsezung in die Erbfolge die obere Markgrafschaft für ihre Parthei zu erhalten. Denn seit dem augsburgischen Religions-Frieden hatte das Mißverständniß zwischen den katholischen und protestantischen Ständen wieder mehr und mehr zugenommen, und die leztern konnten aus dem Benehmen Erzherzog Ferdinands Befürchtungen genug schöpfen, um sich zu einem nähern Aneinanderschließen für ihr gemeinsames Interesse berechtiget zu glauben. Nach dem erfolglosen Ausgang des regensburgischen Reichstages vom Jahre sechszehnhundert und acht geschahen mehrere Zusammenkünfte der protestantischen Fürsten, wobei auch der badische Erbfolgestreit zur Sprache kam. Man versuchte endlich einen Vergleich, und die eduardischen Kinder würden sich mit dem markgräflichen Titel und der Grafschaft Sponheim begnügt haben; aber Georg Friedrich verweigerte ihnen auch dieses, und büßte dadurch in der Folge die Markgrafschaft Baden-Baden für immer wieder ein.

Der Hauptzweck jener Zusammenkünfte aber war die Bildung einer protestantischen Union, um hinlänglich gerüstet zu seyn, im Falle die katholischen Stände gewaltsame Schritte thun sollten. Sie kam wirklich zu Stande, und ihre Leitung wurde Churfürst Friedrich dem Vierten von der Pfalz übertragen. Das pfälzische Haus hatte seit einem halben Jahrhundert an Macht und Ansehen wieder so zugenommen, daß eben dieser Friedrich unter den deutschen Fürsten eine der ersten Stellen behauptete. Die traurigen Religionsstreitigkeiten, welche unter seinem Vater und Oheim den Frieden des Landes störten, waren vorübergehende Uebel, und als Friedrich die Regierung antrat, hatte Kasimir die Ruhe und Ordnung schon möglichst wieder hergestellt. Desto ungehemmter arbeitete der junge, edelmüthige, thätige und gelehrte Churfürst an der Emporbringung alles dessen, was den Flor und Ruhm eines Staates begründet. Seine Landesverwaltung war vortrefflich; er erhob das Dorf Mannheim zu einer Stadt, und sorgte mit besonderer Liebe für die heidelbergische Hochschule. Niemals hat dieselbe auch freudiger geblüht, als unter ihm. Ihre Geseze und Einrichtungen wurden nach dem fortgeschrittnen Zeitgeiste

verbessert, sie erhielt neue Lehrstühle für Geschichte und arabische Sprache, und in der zahlreichen Reihe ihrer Professoren glänzten die berühmtesten Namen. Um von den übrigen Fakultäten zu schweigen, so besaß nur die juristische einen Bachovius und Godofredus.

Doch, seitdem Churfürst Friedrich der Vierte als Haupt der protestantischen Union auftrat, erscheint das pfälzische Haus innigst in das traurige Verhängniß verflochten, welches zwischen dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderte über Deutschland gewaltet hat. Er starb im Jahr tausend sechshundert und zehn, und nach dreijähriger Vormundschaft übernahm sein gleichnamiger Sohn die Landesregierung. Dieser Friedrich war nun jener Churfürst, dessen Wahl zum Könige von Böhmen den Ausbruch des dreißigjährigen Krieges veranlaßte. Er hatte sich kurz vor seiner Großjährigkeit mit Elisabeth, der Tochter König Jakob des Ersten von England vermählt, und konnte einer glücklichen Zukunft entgegensehen. Denn sein Herz war gut, es liebte den Frieden, und schien für alles Edle empfänglich, was in ruhigen Zeiten gedeihen mag. Friedrich genoß dieses Glücks auch im vollen Maaße, „bis er, wie dessen Geschichtschreiber sagt, von dem schmeichelnden Glücke zu sehr eingenommen, und von auswärtigen Bundesverwandten, welche das Haus Oestreich mit neidischen Augen ansahen, zu einer gefährlichen Kron-Sucht verleitet wurde, welche ihn und sein ganzes churfürstliches Haus, sammt den unschuldigen Unterthanen und Landen, in einen Abgrund unbeschreiblichen Unglückes gestürzt hat.“

Zehntes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Als die Wahl Churfürst Friedrichs landkundig geworden war, und die Partheien dafür und dawider sich bildeten, veranlaßte diese wichtige Angelegenheit die übrigen Churfürsten zu einer ge-

meinsamen Berathschlagung, deren Ergebniß ein ernstes Abmahnungsschreiben war, welches die darin aufgeführten Gründe mit den prophetischen Worten schloß: „Hieraus möchte dann ein solch' allgemeiner Krieg und Aufstand im Reiche sich erheben, daß von dem schrecklichen Blutvergießen, Land- und Leutverderben, und von dessen Ursachen die Historien, so lange die Welt stehet, zu reden haben werden. Der Türke, als abgesagter Feind des christlichen Namens, wird besorglich s r Schanze nicht vergessen, sondern bei solcher Okasion seinen F so weit fortsezen, daß demselben zu begegnen und Widerstand : thun man viel zu schwach seyn würde. Ausländische Potentaten werden, auf Erfordern der streitenden Theile, oder vielleicht für sich selbst, mit in's Spiel kommen, und es wird das heilige römische Reich, das mit aller Welt Lob und Verwunderung soviel hundert Jahre floriert, dem Türken und den Ausländern zu einem Raubhaus gestellet, und die uralte deutsche Freiheit in unserm geliebten Vaterlande in eine erbärmliche Dienstbarkeit verändert, ja die uralten fürstlichen Häuser sammt vielen tapfern Grafen, Herren und Rittern, wie in andern Monarchien bei dergleichen innerlichen Kriegen auch geschehen, werden sich untereinander dermaßen zu Grunde richten, daß deren Namen und Gedächtniß, außer was zu ihrer Schmach gereichen mag, nicht wird übrig bleiben." Noch von hundert andern Seiten mißrieth man dem Churfürsten die Annahme der böhmischen Krone. Aber es war ein zu lockendes Ziel für seine Eitelkeit; er nahm sie an, ohne den Geist und Muth zu besizen, womit sie hätte können behauptet werden. Als Friedrich zu Heidelberg von seiner Mutter schied, rief sie ihm traurig nach: „Nun wandert die Pfalz gen Böhmen."

Diese schlimmen Ahnungen giengen bald genug in Erfüllung. Ferdinand rüstete sein Volk, drang in Böhmen ein, und eine große Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag stürzte den neuen König wieder von seinem Throne. Friedrich floh nach Breslau, wo er, vom Kaiser geächtet und von der aufgelösten Union verlassen, nur noch jenseits des Meeres, in seine
Stern der Hoffnung sah.

Sehr ernstlich hatten sich die meisten R
erklärung ihres Mitgenossen widersezt; aber d

aus, und die Exekution derselben wurde unverweilt dem Herzog Maximilian von Baiern und dem Erzherzog Albrecht von Oestreich übertragen. Bald rückten die feindlichen Heerhaufen von allen Seiten gegen die pfälzischen Lande heran, und besezten dieselben unter dem Feldherrnstab des Grafen Tilly. Churfürst Friedrich indessen hatte noch drei unerschütterliche Freunde gefunden, mit deren Hilfe er wenigstens sein väterliches Erbe zu retten hoffte. Es waren Herzog Christian von Braunschweig, Graf Ernst von Mannsfeld und Markgraf Georg Friedrich von Baden. Daher verließ der Churfürst im Jahre sechszehnhundert zwei und zwanzig sein Exil, kam verkleidet herauf nach Deutschland und vereinigte sich zu Landau mit dem Grafen Mannsfeld. Dieser tapfere Hauptmann sezte nun über den Rhein, und zog in voller Schlachtordnung durch das stiftspeierische Gebiet bis gegen Wiesloch, wo sich Tilly auf einer waldigen Anhöhe verschanzt hatte. Bei Malsch pflanzte er sein Geschüz auf und ließ den Feind durch einen verstellten Angriff und Rückzug aus seiner Verschanzung locken, worauf es zu einem blutigen Treffen kam, welches Tilly verlor. Zweitausend Mann hatte der General eingebüßt, und sein eignes Pferd war ihm unter dem Leibe getödtet worden; er mußte sich eilig zurückziehen, und schlug den Weg nach Wimpfen ein, um seine Armee daselbst wieder zu ergänzen. Mannsfeld aber benüzte den erfochtenen Sieg zur Einnahme von Sinsheim und Eppingen, eilte hierauf zurück und belagerte Ladenburg.

Der Markgraf von Baden hatte die Regierung seinem Sohne Friedrich übertragen, damit es ihrem Hause keinen Nachtheil bringen möchte, im Falle der Feldzug mißlingen, und er gleich dem Churfürsten geächtet werden sollte. Sein Heer, welches sich bei Staffort versammelte, bestund aus zwanzigtausend Mann geübter und wohlversehener Truppen; die eine Abtheilung führte er selbst, die andere aber der Herzog von Braunschweig. Als nun Tilly bei Wiesloch geschlagen war, schien der Augenblick günstig, ihn abermals anzugreifen. Der Markgraf rückte also durch die Pfalz hinab gegen Heilbronn, und lagerte sich auf dem breiten Felde bei Wimpfen, um den General unversehens zu überfallen. Aber Tilly hatte Nachricht hievon erhalten, und kam dem Markgrafen zuvor. In der Morgendämmerung nämlich des sechs und zwan-

zigsten Aprils tausend sechshundert zwei und zwanzig brach er auf mit seinem Heere und mit einer Verstärkung des spanischen Generals Kordova, und nahm dem Markgrafen gegenüber auf einer wohlgelegenen Anhöhe und durch einen Wald geschüzt eine sehr vortheilhafte Stellung. Beim ersten Strahl der Sonne verkündigte der Donner des groben Geschüzes den Anfang der Schlacht. Bald rückte die Reiterei gegen einander an und focht so hizig, daß eine große Anzahl auf dem Plaze blieb. Inzwischen war auch die Infanterie zum Kampfe gekommen; aber vergeblich bemühte sich Georg Friedrich, den Feind aus seiner Stellung zu verdrängen. Tilly besaß alle Vortheile für sich, die badische Mannschaft dagegen focht lange ohne allen Schirm gegen Sonne und Geschüz. Endlich bildete der Markgraf eine Wagenburg, und nach einer zweistündigen Mittagsruhe begann der Kampf wieder durch ein heftiges Feuer aus derselben. Aber nun eilte Tilly in voller Schlachtordnung heran, und als Georg Friedrich durch einen verstellten Rückzug verleitet wurde, seine Wagenburg zu verlassen, fiel ihm Kordova unversehens in den Rücken. Es war umsonst, daß er die vorige Stellung wieder zu gewinnen suchte; seine Reiterei gerieth in Unordnung und ergriff endlich die Flucht. Jedoch hielt die Infanterie um so tapferer Stand; sie schoß mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß drei Regimenter desselben beinahe völlig zu Grunde giengen. Schon begann der Sieg sich auf die Seite des Markgrafen zu neigen, und der Muth seines Volkes schien mit jeder Anstrengung zu wachsen, als plözlich fünf Pulverwagen in die Luft flogen und eine gräßliche Verwüstung anrichteten. Dieser Schlag versezte das badische Heer in die äusserste Bestürzung; es wandte sich grauenvoll in die Flucht, und der Markgraf selbst, nachdem er die lezten Kräfte aufgeboten hatte, wich jezo von der Wahlstatt. Aber eine unsterbliche That verherrliche diesen unglücklichen Ausgang des Tages von Wimpfen. Vierhundert Bürger aus Pforzheim, welche unter dem Namen des weißen Regimentes die Leibwache des Markgrafen bildeten, widersezten sich zur Deckung seiner Flucht der ganzen Macht des siegenden Feindes, schlugen die angebotene Gnade mit heldenmüthiger Todesverachtung zweimal aus, und fielen Mann für Mann auf dem Plaze, wo sie stritten!

Dieser Niederlage des Markgrafen von Baden folgte bald auch eine des Herzogs von Braunschweig bei Höchst, und vernichtete vollends die Hoffnungen des Churfürsten, der jezt froh war, mit dem Kaiser Unterhandlungen angeknüpft zu haben. Ferdinand veranlaßte ihn, seine Kriegsmacht abzudanken, wie es auch der Markgraf von Baden that. Allein, der gewünschte Vergleich schlug fehl, und die Länder beider Fürsten lagen wehrlos vor dem eindringenden Feinde da. Tilly rückte vor Heidelberg und brachte die Stadt nach vierzehntägigem Beschießen durch Erstürmung, das Schloß aber durch Kapitulation in seine Gewalt, worauf auch die neue Festung Mannheim sich ergab. Unerhörte Greuelscenen erfolgten nun in der unlücklichen Stadt; Raub, Blut und Flammen erfüllten sie, und ängstigten die Einwohnerschaft. Doch wurde später von allen Unfällen und Mißhandlungen, welche die Folge dieser Kriegsereignisse waren, nichts so sehr beklagt, als die Zertrümmerung der heidelbergischen Bibliothek, welche seit ihrer Gründung durch Pfalzgraf Ludwig durch Beiträge von dessen Nachfolgern, von einzelnen Professoren und namentlich auch von Reuchlin so angewachsen war, daß sie der „vorzüglichste Schaz des gelehrten Deutschlandes" genannt wurde. Denn nicht nur hatten einige feindlichen Reiter in der ersten Hize viele Bücher und Handschriften zerrissen und ihren Pferden damit gestreut, sondern der Herzog von Baiern machte mit dem kostbarsten Theile der Sammlung dem heiligen Vater ein Geschenk, und der abgeschickte päbstliche Bibliothekar führte diesen Raub von wenigstens zweimal hundert tausend Gulden Werth auf hundert Maulthieren nach Rom!

In den vom Feinde besezten pfälzischen Landen begann jezt eine traurige Restauration. Der Herzog von Baiern, an welchen der Kaiser die dem Churfürsten entrissene Churwürde verliehen hatte, ließ allenthalben die reformirte Geistlichkeit vertreiben, führte die katholische Religion wieder ein, und übergab die Heidelberger Hochschule den Jesuiten. Ein ähnliches Schicksal erfuhren die badischen Lande. Georg Friedrich war von der Wahlstatt bei Wimpfen in das Mannsfeldische Lager vor Ladenburg geflohen, und von da nach Durlach, wo er vergeblich die Ueberbleibsel seines Heeres wieder zu sammeln suchte. Der Feind rückte heran, überzog plündernd und verwüstend die untere Markgrafschaft, daß der

unglückliche Fürst auf die Feste Hachberg im Breisgau seine Zuflucht nehmen mußte. Aber auch Markgraf Friedrich der Fünfte war genöthigt, die Heimath zu verlassen, wie unschuldig er an den Unternehmungen seines Vaters seyn mochte. Und nicht allein wurde Pforzheim von dem liguistischen Kriegsvolke besezt, sondern dem Hause Baden-Durlach jezt auch die obere Markgrafschaft entrissen und dem Sohne weiland Eduard Fortunats zurückgegeben, nachdem derselbe versprochen hatte, die katholische Religion darin wieder einzuführen. „Wir haben beschlossen, lautete das kaiserliche Urtheil, daß Markgraf Georg Friedrich auf den Besiz des obern Theils der Markgrafschaft Baden zu verzichten, desgleichen alle Mobilien, Kleinode, Fahrnisse, Briefe und Dokumente mit Ersaz alles Schadens von Zeit der Einnahme an zurückzuantworten, und die während des Prozesses aufgelaufenen Gerichtskosten zu bezahlen, schuldig and verdammt seyn solle.“ Sobald das Land dem neuen Herrn gehuldigt hatte, wurden die evangelischen Prediger daraus vertrieben, und es erschienen auch hier die Jesuiten. Markgraf Wilhelm ließ ihnen zu Baden ein prächtiges Kollegium erbauen, und ein zweites in Ettlingen, wo er oftmals zu wohnen pflegte. Es erschienen ferner die Kapuziner, welchen man zu Mahlberg ein Kloster errichtete, wie gleichfalls zu Baden, wo ausserdem auch die Schwestern vom Grabe des Herrn eine Behausung erhielten; und endlich wurde das Gotteshaus Frauenalb wieder hergestellt.

Während nun die pfälzischen und baden-durlachischen Lande vom Feinde besezt waren, hatten sich die Könige von England und Dänemark umsonst bemüht, den Kaiser mit Churfürst Friedrich zu versöhnen, und droheten jezt mit Krieg. Wirklich erschienen auch der Graf von Mannsfeld und der Herzog von Braunschweig mit englischem Volk, und König Christian mit einem dänischen Heere in Deutschland; aber sowohl dieser als jener wurden von Tilly und Wallenstein geschlagen, und der Kaiser erließ bei diesem Triumphe seiner Macht das Restitutionsedikt, welches den protestantischen Ständen die unverweilte Zurückgabe aller seit dem Augsburger Religionsfrieden in Besiz genommenen geistlichen Güter gebot. Indessen hatte der Uebermuth Ferdinands, seine augenscheinliche Absicht, den Krieg zur Vergrößerung des östreichischen

Hauses fortzusezen, und die wilde Insolenz der kaiserlichen Truppen nicht nur die Protestanten in die äusserste Bestürzung versezt, sondern selbst die katholischen Fürsten, und namenlich den Herzog von Baiern, mit Unwillen und Besorgnissen erfüllt. Sie versammelten sich daher im Hornung tausend sechshundert neun und zwanzig zu Heidelberg und ließen dem Kaiser bedeuten, er möchte sich endlich mit dem Churfürsten von der Pfalz versöhnen, damit es zum Frieden komme, und sie nicht genöthigt würden, denselben durch ihre Waffen herzustellen. Aber, obgleich die Churfürsten das folgende Jahr auf dem Reichstage zu Regensburg eine noch freiere Sprache führten, und Ferdinand auf ihr Verlangen auch den gefürchteten Wallenstein von der Armee entfernte, so wurde doch das Restitutionsedikt bestätigt, und dessen Vollzug alsobald mit solcher Härte begonnen, daß die protestantischen Stände sich um einen Retter ausserhalb Deutschland umsahen.

Und sie fanden denselben in Gustav Adolf, dem edlen, tapfern und weisen Könige von Schweden. Mit fünfzehntausend Mann landete er an der deutschen Ostseeküste, verstärkte sich durch einige Fürsten, drang siegreich vor, und schlug den Grafen Tilly bei Leipzig auf das Haupt. Bald darauf starb derselbe an einer Wunde, und Gustav Adolf zog triumphirend in die Hauptstadt Baierns ein, während der Churfürst von Sachsen sich Böhmens bemächtigte. Von München begab er sich nach Augsburg und verschiedene Haufen rückten weiter gegen Schwaben herein, wo sie jedoch von den kaiserlichen Truppen unter dem Obersten Ossa wieder vertrieben wurden. Der König selbst aber, nachdem das Gerücht ergangen war, Wallenstein habe neuerdings den Oberbefehl über die kaiserliche Kriegsmacht erhalten, die Sachsen aus Böhmen wieder vertrieben und sich mit dem baierischen Heere vereinigt, er selbst zog dem trozigen Feldherrn sofort entgegen, that bei Nürnberg vergeblich einen Angriff auf dessen verschanztes Lager, und folgte ihm hierauf nach Sachsen, wo es bei Leipzig abermals zur Schlacht kam. Es war im November tausend sechshundert zwei und dreißig. Ohngeachtet die Vortheile in der Hand Wallensteins lagen, drang der König dennoch vor, und brachte durch das Ungestüm seines Muthes die Kaiserlichen zum Weichen, ward aber verwundet, und bald darauf raubte ihm ein feindlicher Schuß das Leben. Da ergriff Herzog Bernhard

von Weimar den Befehlsstab, führte die Schweden von neuem gegen den Feind und errang den Sieg. Von dem an wurde der Krieg in Deutschland durch diesen heldenmüthigen Prinzen und durch einige Feldherren fortgesezt, welche sich an der Seite Gustav Adolfs gebildet hatten. Die schwedischen Staatsangelegenheiten überhaupt aber leitete der Kanzler Orenstierna, mit welchem das schlaue, stets auf den Ruin des deutschen Reiches bedachte Frankreich jezt ein Bündniß abschloß, dessen Folge die Verlängerung des blutigen Jammers war, worunter Deutschland seit nun bereits zwölf Jahren geseufzet hatte.

Unsere Gauen am Oberrhein und Bodensee schienen vom Waffengetümmel bisher verschont geblieben zu seyn, um jezt plözlich die Gräuel des Krieges im vollsten Maße zu erdulden. Nach jenem ersten Einfalle einer schwedischen Abtheilung in Schwaben, erschien endlich im Sommer sechszehnhundert drei und dreißig der Feldmarschall Gustav Horn mit einem Heere am Bodensee, wo die Stadt Konstanz seine Blicke auf sich zog. Denn eines so wichtigen Ortes wollte er versichert seyn, ehevor die spanische und ligistische Armee herangerückt wäre, welche man erwartete. Die Stadt wurde also unverweilt umschlossen, und der schwedische Feldherr gedachte sie in kurzer Zeit zur Uebergabe zu nöthigen, indem das wenige in der Umgegend gelegene kaiserliche Kriegsvolk nichts zu ihrer Rettung unternehmen konnte. Aber die konstanzische Bürgerschaft bewies ihren altberühmten Muth neuerdings auf's glänzendste, und nach einer harten Belagerung von sechs vollen Monden feierte sie den Triumph, daß der Feind beim Heranzuge des kaiserlichen Feldmarschalls Altringer und des Herzogs von Feria mit einer starken Macht, unverrichteter Sache die so tapfer und mit so ungemeiner Aufopferung vertheidigten Mauern verließ.

Horn wandte sich nach Wirtemberg, wo er eine bereitwillige Aufnahme und zahlreiche Verstärkung fand, und wo ihn Markgraf Friedrich von Baden gegen die Kaiserlichen zu Hilfe rief, welche von Heidelberg aus neuerdings die baden-durlachischen Lande bedrohten, nachdem schon der General Montekukuli sie feindlich durchzogen hatte. Der schwedische Feldherr eilte herbei, entsezte die hartbedrängte Stadt Wiesloch, jagte den Feind über den Rhein zurück, und schickte eine Heeresabtheilung in die Ortenau

und den Breisgau. Da fielen Offenburg, Gengenbach und Zell, Haslach, Hausach und Wolfach in die schwedische Gewalt, wie sofort auch die breisgauischen Städte. Vergeblich hatte die Einwohnerschaft von Freiburg sich lang auf's standhafteste vertheidigt, um den Ruhm der Konstanzer zu erwerben. Das Belagerungsheer war zu stark angewachsen, und die Stadt besaß zu wenige Mittel; sie mußte die Thore öffnen, und dem aus Elsaß angelangten Marschall Horn eine Brandschazung von dreißigtausend Gulden erlegen. Nur das einzige Breisach blieb noch in der Hand der Kaiserlichen, aber bald sollte auch diese Stadt die Drangsale einer Belagerung erfahren.

Inzwischen gelang es dem Markgrafen Friedrich, die ihm schon von König Gustav Adolf versprochene Zurückstellung der obern Markgrafschaft zu erwirken. Denn Oxenstierna, welchem die Kreise Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein das Direktorium ihres gegen den Kaiser und die Lige geschlossenen Bündnisses übertragen hatten, verwendete sich so angelegentlich für denselben, daß ihm auf einer Kreisversammlung zu Heilbronn nicht allein die baden-badischen Lande wieder übergeben, sondern auch alle östreichischen zwischen dem Rhein und Schwarzwald von Rheinfelden bis Philippsburg zugetheilt wurden. Friedrich durchzog nun die neue Erwerbung und ließ sich huldigen, vereinigte seine Mannschaft mit dem schwedischen Generale Rheingraf Otto Ludwig, bestrafte einen Haufen breisgauischer Bauern, welche sich bei Kirchhofen zur Wehre gesezt, half dem Rheingrafen die Waldstädte einnehmen, und endlich das bisher unangetastete Breisach belagern. Da beiden Partheien an dem Besize dieser durch ihre Lage so wichtigen Stadt besonders gelegen war, so erschien jezt Montekukuli zu ihrem Entsaze, verlor aber ein Treffen, seine Freiheit, und durch die dabei empfangenen Wunden bald darauf sein Leben.

Damals aber waren auch die Städte Ueberlingen und Villingen vom Feinde umschlossen und hart bedrängt worden. Denn Horn hatte sich wieder nach Schwaben gewendet, und von Memmingen aus überzog er abermals die Seegegend, und ließ Streifparthien unternehmen bis hinab in den Kleckgau, wo mehrere hundert Bauern im Dorfe Lottstetten einen Angriff auf die schwedische Reiterei mit ihrem Untergange büßten. Er selbst inzwischen

betrieb mit allem Eifer die Belagerung von Ueberlingen, dessen Bürger sich mit bewunderungswürdigem Muthe vertheidigten. Die Stadt wurde unterminirt und theilweis eingenommen; aber von Gasse zu Gasse erhoben sich immer neue Verschanzungen, daß Horn die Belagerung endlich aufgab, und sich nach Ravensburg zurückzog. Villingen hatte das Schicksal gehabt, von der Heilbronner Versammlung an den Herzog von Wirtemberg verschenkt, und durch sein Kriegsvolk bereits zum drittenmal belagert zu werden. Doch scheiterten jezt ebenso, wie früher, alle Angriffe an der entschiedenen Gegenwehr der Einwohnerschaft, und das Erscheinen eines kaiserlichen Heeres unter Feria, welches den Rheingrafen verdrängte, befreite auch Villingen von den Wirtembergern, wie den ganzen Breisgau aus der feindlichen Gewalt. Und kaum hatten die schwedischen Waffen sich der Städte Freiburg und Rheinfelden wieder bemächtigt, als sie bei Nördlingen jenen Schlag erlitten, der eine so plözliche Wendung der Dinge herbeigeführet hat. Die Schweden verließen überall die oberdeutschen Länder und drängten sich durch die Pfalz dem Rheine zu. Wie auf dem Fuß folgte ihnen ein kaiserliches Heer; die vorderöstreichischen Lande wurden durch Besazungen verwahret, die badischen dem Markgrafen Wilhelm sämmtlich wieder übergeben, und der Feind aus den pfälzischen größtentheils vertrieben, so tapfer sich auch Heidelberg namentlich dem General Gallas widersezte.

Und jezt fühlte man beiderseits eine Ermüdung, welche der Grund zum endlichen Frieden gewesen seyn würde, wenn nicht die französische Politik es vereitelt hätte. Die protestantischen Fürsten waren meist von den Schweden zurückgetreten, und diese schon entschlossen, aus Deutschland abzuziehen, als Frankreich sich offen wider den Kaiser erklärte, und im Bündnisse mit Oxenstierna und dem Herzog von Weimar den Krieg erneuerte. Die östreichischen Länder wurden plözlich von allen Seiten angegriffen. Erzherzog Ferdinand hatte im Sommer sechszehnhundert sechs und dreißig die Rheingegenden selbst besucht, zu Durlach bei Markgraf Wilhelm gewohnt, Freiburg mit einer frischen Besazung versehen lassen, und zu Breisach neue Befestigungen angeordnet. Im folgen- Jahre erhielt er durch den Tod seines Vaters den kaiserlichen Thron, und sammelte nun all' seine Kraft, um die schwedischen

Waffen zu unterdrücken und hernach gegen Frankreich aufzutreten. Anfangs schien ihm auch das Kriegsglück günstig, denn Gallas that einen vortheilhaften Feldzug nach Pommern und Sachsen. Aber bald nahm ihm der schwedische General Banner alle errungenen Vortheile wieder ab, und bedrohte die kaiserlichen Erblande, während Bernhard von Weimar im Elsaß eine starke Armee zusammenzog.

Bei so einladenden Umständen versuchte es Churfürst Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Friedrich, welchen bald nach dem Falle Gustav Adolfs der Schmerz und Gram ins Grab gedrückt hatte, seine Erblande wieder zu erobern. Nach Anwerbung eines Heeres in Holland zog er herauf, um sich in Westphalen mit einem schwedischen Korps zu vereinigen; allein seine Kriegsmacht wurde plözlich von den Kaiserlichen überfallen und gänzlich gesprengt. Glücklicher war die Unternehmung des Herzogs von Weimar am Oberrhein, wo er durch Einnahme des Elsaßes, Breisgaus, der Ortenau und des Schwarzwalds ein Fürstenthum für sich zu gründen suchte. Im Anfang des Jahres tausend sechshundert acht und dreißig verließ er die Winterquartiere und überzog zuerst die vier Waldstädte. Waldshut, Laufenburg und Säckingen konnten ihm keinen dauernden Widerstand leisten, und der Vortheil, welchen die Kaiserlichen bei Rheinfelden errangen, diente nur dazu, ihm einen desto glänzendern Sieg zu verschaffen. Nachdem die Schweden aus ihren Laufgräben in die Flucht geschlagen worden, griff der Herzog drei Tage hernach den zu sichern Feind unversehens an, und schlug ihn so gänzlich, daß beinahe alle Hauptleute getödtet oder gefangen wurden. Die nächste Folge dieses Triumphes war die Einnahme der Stadt Rheinfelden und der Feste Röteln, alsdann die Belagerung von Breisach und Freiburg. Das leztere leistete zwar einen heftigen Widerstand, gegen die große Uebermacht des Herzogs blieb ihm jedoch bald nichts übrig, als eine Kapitulation unter annehmbaren Bedingnissen. Länger hielt sich Breisach, und wenn nicht durch Verschulden seines Kommandanten eine Hungersnoth in der Stadt entstanden wäre, so würde sie wohl unbesiegt geblieben seyn. Es war den Kaiserlichen, wie ehedem, alles an der Erhaltung Breisachs gelegen. Sie zogen sich in der Gegend zusammen, und dreimal

versuchte es der General Göze, den Ort zu entsezen. Aber immer geschlagen bis beinahe zur Vernichtung, mußte er sich endlich entfernen, und das Elend der Belagerten erreichte den höchsten Grad. „Täglich, schrieb ein breisachischer Kapuziner in sein Tagebuch, starben viele Bürger und Soldaten vor Hunger. Die leztern erhielten kein Brod mehr, sondern blos ein Pfund Pferdefleisch. In der Stadt herrschte ein solcher Jammer, daß die Kinder auf der Gasse nicht sicher waren. Man hatte nichts mehr zu essen als Pferde- und Kühhäute, deren eine eilf Reichsthaler kostete. Sie wurden nach weggebranntem Haare gesotten oder geröstet, und so verzehrt, daß die Soldaten davon aufschwollen und sich kaum erhalten konnten. Die Kranken und Ausgehungerten wollten die Gestorbenen nicht mehr begraben lassen, um sie zu verzehren. Einem verblichenen Marquetenter schnitten seine Kameraden das Fleisch vom Körper und aßen es. Ich sahe auch, wie ein Weib einen Todten ausgrub, und das Gehäng herausnahm. Und auf solche erbärmliche Art ergieng es den meisten entseelten Kindern.“

Nach vier Monaten eines so verzweiflungsvollen Zustandes, kapitulirte Breisach; die Besazung erhielt freien Abzug und die Bürgerschaft das Versprechen, bei ihrer Verfassung und Glaubensform unbeeinträchtigt gelassen zu werden. Und so waren nun das Frickthal, die vier Waldstädte, der Breisgau und die Ortenau völlig in Herzog Bernhards Gewalt, der sich wohl freuen mochte über solchen Fortgang seines Werkes, aber mitten aus seiner Thätigkeit durch den Tod unerwartet gerissen wurde; er starb im Juli sechszehnhundert neun und dreißig zu Neuenburg an erhaltenem Gift. Doch wurde durch diesen Mord die Gefahr von den Vorlanden wenig entfernt, indem jezt Frankreich begierig nach denselben griff, unter dem Vorwande einer Entschädigung für die bisher gehabten Kriegskosten. Die weimarische Armee wurde hingehalten und durch allerlei Künste geschwächt, Breisach durch Bestechung des Gouverneurs in französischen Besiz genommen, und endlich ganz Elsaß.

Im nördlichen und mittlern Deutschland hatte indessen der Feldmarschall Banner den Krieg gegen die kaiserlichen Generale mit abwechselndem Glücke geführt, und jezt, nach seinem Tode, übernahm Torstensohn den schwedischen Oberbefehl, ein Mann von gleichgroßem militärischem Talent. Unter solchen Umständen kam

es, daß Ferdinand die schon früher angeknüpften Friedensunterhandlungen weiter betrieb, da er, ohnedem milder und friedfertiger gesinnt als sein Vater, die Hoffnung einer Unterdrückung der schwedischen und französischen Waffen täglich mehr vereitelt sah. Denn während Torstensohn in Schlesien und anderwärts eine siegreiche Bahn verfolgte, thaten bei uns die Franzosen von Breisach, und die Schweden von Hohentwiel aus verheerende Streifzüge in die Nachbarschaft. Namentlich war der twielische Kommandant Wiederhold eine Geißel der Seegegend, und brachte endlich mit französischer Hilfe die tapfere Stadt Ueberlingen in seine Gewalt, nachdem sich dieselbe lange Zeit gegen seine heimlichen und offenen Ueberfälle glücklich verwahrt hatte. Der französische Marschall Guebrant aber und das weimarische Kriegsvolk durchzogen ganz Schwaben mit einer Wuth der Verwüstung, die überall Armuth, Blut und Trümmer zurückließ. Vergeblich suchte die baierische und kaiserliche Armee das breisgauische Freiburg, wie die Feste Twiel in ihre Gewalt zu bringen, und den Feind aus dem Schwarzwalde zu vertreiben. Nur erst nach einer Niederlage der Franzosen bei Tuttlingen, im Sommer sechszehnhundert vier und vierzig, konnte jene Stadt mit Erfolg belagert werden. Sie ergab sich dem Feldmarschall Mercy, welcher nun ihre Mauern gegen die wiederholten Angriffe der zwei größten Generale Frankreichs, gegen Turenne und Condee, so standhaft vertheidigte, daß sie nach einem empfindlichen Verluste den Plaz aufgaben und sich über den Rhein zurückzogen. Von dem an erschien kein Feind mehr im Breisgau. Mercy ließ eine Besazung in Freiburg zurück und zog durch den Schwarzwald hinauf an den Bodensee, wo er sich mit dem General von Werth vereinigte, welcher Ueberlingen eingeschlossen hielt. Nach einer äusserst hartnäckigen Vertheidigung wurde der französische Gouverneur zur Kapitulation genöthigt; aber wie die Baiern sofort in die Stadt einzogen, fanden sie nichts als Leichen und Trümmer!

Im untern Theile unseres Landes hatte Turenne bald nach seinem Abzuge von Freiburg die Städte Mannheim und Phlippsburg weggenommen; die erstere jedoch wurde ihm das folgende Jahr wieder entrissen. Sonst blieben in der Pfalz, wie in der Markgrafschaft Baden und im südwestlichen Vorderöstreich die



Verhältnisse von damals an fast unverändert, während sich rings umher, nah' und ferne, der Krieg noch wechselvoll und blutig bewegte, bis er in Böhmen endigte, wo wir ihn haben entstehen sehen. Im Oktober tausend sechshundert acht und vierzig wurden die vor drei Jahren zu Münster und Osnabrück begonnenen Friedensunterhandlungen endlich geschlossen, und die zerrütteten Länder durften wieder aufathmen, um wahrzunehmen, wieviel sie eingebüßt hatten!

JK

ngen

Neckar

Schweningen

Buchau

Herrs

WARTE

E R T

Donöschingen

Hüfingen

B A

Blomberg

Wartenb

Lau

einguarten

nsburg

Randen

MONTFORT

Grafschaft

schaft

K G A V

Sch

Tettnang

Balm

oder

V L Z

Eglisau

stühl

Lindau

T

Der

badischen Landesgeschichte

Siebte Abtheilung.

Von den Zeiten des westphälischen Friedens bis auf unsere Tage.

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Wenn ich diese siebte und lezte Abtheilung der badischen Landesgeschichte noch mit ein Paar vorläufigen Worten begleite, so geschieht es besonders, um den Leser wegen dem langsamen Voranschreiten und späten Schlusse des Werkes um Nachsicht zu bitten. Es war eine Verrechnung, den Erscheinungstermin der einzelnen Hefte nur auf zwei Monate auszudehnen, da ich im Grunde noch gar keine Bahn gebrochen fand, und mich mühsam durch die Menge des verschiedenen, an Gehalt und Form so ungleichartigen Materials hindurch arbeiten mußte; die Anordnung kostete oft mehr Zeit als selbst die Ausarbeitung. Weit schwieriger ist es überhaupt, die Geschichte eines so vielfach zusammengesezten Staates zu beschreiben, als diejenige eines ursprünglich einigen Volkes, und der Leser wird mir billig die Verzögerung des Werkes weniger anrechnen, als wie wenn ich, um die versprochene Zeit einzuhalten, nachläßiger im Plan und flüchtiger in der Ausführung gewesen wäre.

Niemand kann übrigens von den Mängeln dieses Buches mehr überzeugt seyn, als ich selbst; aber auch davon bin ich überzeugt, daß es Niemand mit redlicherm Herzen und Patriotismus würde verfaßt haben; denn Niemand vermag sein Vaterland aufrichtiger zu lieben, als ich das meinige. Ich habe meine Kräfte dem Dienste desselben ausschließlich gewidmet, und der süßeste Lohn meiner Anstrengungen wird es seyn, wenn ich einst glauben darf, für Baden etwas geleistet zu haben.

Freiburg, am 7ten Juni 1836.

Der Verfasser.

I

Baden.

Friedrich,
...hof zu Utrecht, st. 1517.

Ernst I.

...hern.
st. 1575.
Schweden.

Philipp, st. 1620.

Albrecht Karl, st. 1626.

... 1671.
...stenberg.

1716.

...rg,
Baden, st. 1777.
von Aremberg.

ammtafel.

Karl,
zu Birkenfeld, st. 1600

Christian I., st. 1654.

Christian II., st. 1717

Christian III., st. 1735.

Friedrich.

Maximilian Josef,
Kurfürst, erbt 1799 Baiern.

Erstes Kapitel.

Zustand der jezt badischen Lande nach dem dreißigjährigen Krieg.

Man kann sagen, daß der dreißigjährige Krieg die Hälfte, ja oft zwei Drittel und noch mehr von den Bewohnern unserer Städte und Länder hinweggerafft habe, so erbittert, so grausam und verheerend wurde er geführt, und so fürchterlich wütheten seine Begleiter, der Hunger und die Pest! Die Ursache jener Erbitterung und Grausamkeit lag zunächst in dem gegenseitigen Hasse der Religionspartheien, alsdann aber auch in der damaligen Rohheit der Begriffe und Sitten, und endlich besonders in der eigenthümlichen Beschaffenheit und Unterhaltungsart der Kriegsheere. Denn nachdem in den ersten Jahren des Kampfes die geordneten Truppen schon sehr geschwächt worden waren, rafften die Generale bald alles Volk zusammen, dessen sie habhaft werden konnten, und als zulezt die meisten Bürger und Landleute sich all' des Ihrigen beraubt sahen, liefen die rüstigsten aus Rache, Noth oder Verzweiflung allenthalben den Trommeln nach, und vermehrten so auf eine traurige Weise die Schaaren, welche das Vaterland nun vollends aussogen und verwüsteten, da die Feldherren keinen Sold mehr gaben, sondern es ihren Armeen freistellten, sich durch Mord und Plünderung selbst zu unterhalten. Nichts wurde alsdann von diesem bewaffneten Gesindel verschont; wo sie hinkamen, in Feindes- oder Freundes-Land, verübten sie Gräuel aller Art, und hinterließen nichts als Armuth, Trümmer und Blut. Wer die Begebnisse und Vorfälle des dreißigjährigen Krieges auch nur flüchtig durchgeht, weiß am Ende nicht, ob

seine Seele vom Eindrucke des ganzen Trauerspiels mehr niedergebeugt, oder von den einzelnen Szenen mehr empört sey!

Wie grausam sich die Schaaren Tillys in ihrem Siegestaumel an der Tapferkeit rächten, womit der Bürger seine Heimath vertheidigte, haben wir schon bei der Eroberung von Heidelberg gesehen; zu Durlach suchten sie viele Bürger, welche sich bei der Einnahme der Stadt nach der Schlacht bei Nördlingen, in den benachbarten Wäldern unter dem Schnee verborgen hatten, mit Jagdhunden auf, und zu Bretten hieben sie im Jahre sechszehnhundert fünf und vierzig die französische Besazung nieder bis auf den lezten Mann! Aber auch die schwedischen Anführer und Truppen begiengen Grausamkeiten ohne Zahl. „Aerger noch, schrieb der nassauische Oberamtmann zu Lahr an seine Regierung, ärger als der Feind, plünderten die Schweden. Sie schossen viele Leute todt und sprengten die bisher verschont gebliebenen Pfarrhäuser und Kirchen auf. Die Stadt wurde von ihnen rein ausgesogen, und die ganze Herrschaft ist durch Mord, Brand, Raub und Nothzucht ruinirt. Die Leute, welche aus den Wäldern und von den Bergen wieder zurückkehren, finden nur zerstörte Hütten, und müssen vor Hunger und Elend zu Grunde gehen." Noch bis auf diesen Tag ist das Andenken der schwedischen Wuth unter dem Volke nicht erloschen; wer kennt nicht die Reime: „der Schwed' ist kommen", und die Sage vom „Schwedentrank"? Gewöhnlich aber übertrafen die den Schweden verbündeten deutschen Schaaren dieselben an Mord- und Plünderungssucht, und ein empörendes Beispiel soldatischer Leuteplagerei gab Widerhold, welcher als Kommandant der im vorigen Jahrhundert von den Klingenbergern an Wirtemberg übrrlassenen Feste Hohentwiel, in Verbindung mit schwedischem und französischem Kriegsvolke die katholischen Ortschaften und Städte in der Seegegend durch Erpressung von Kontributionen, durch Plünderungen, durch offene und geheime Ueberfälle unaufhörlich quälte und ängstigte.

Welchen Anblick das Land damals dargeboten habe, läßt sich schließen, wenn man liest, daß nicht nur einzelne Höfe und Weiler, sondern ganze Dorfschaften abgebrannt oder menschenleer dalagen, und oft weithin das Feld von keiner Hand mehr umgebaut wurde. Denn wer vom Schwerdte verschont blieb, den rieb der Hunger

Erstes Kapitel.

Zustand der jezt badischen Lande nach dem dreißigjährigen Krieg.

Man kann sagen, daß der dreißigjährige Krieg die Hälfte, ja oft zwei Drittel und noch mehr von den Bewohnern unserer Städte und Länder hinweggerafft habe, so erbittert, so grausam und verheerend wurde er geführt, und so fürchterlich wütheten seine Begleiter, der Hunger und die Pest! Die Ursache jener Erbitterung und Grausamkeit lag zunächst in dem gegenseitigen Hasse der Religionspartheien, alsdann aber auch in der damaligen Rohheit der Begriffe und Sitten, und endlich besonders in der eigenthümlichen Beschaffenheit und Unterhaltungsart der Kriegsheere. Denn nachdem in den ersten Jahren des Kampfes die geordneten Truppen schon sehr geschwächt worden waren, rafften die Generale bald alles Volk zusammen, dessen sie habhaft werden konnten, und als zulezt die meisten Bürger und Landleute sich all' des Ihrigen beraubt sahen, liefen die rüstigsten aus Rache, Noth oder Verzweiflung allenthalben den Trommeln nach, und vermehrten so auf eine traurige Weise die Schaaren, welche das Vaterland nun vollends aussogen und verwüsteten, da die Feldherren keinen Sold mehr gaben, sondern es ihren Armeen freistellten, sich durch Mord und Plünderung selbst zu unterhalten. Nichts wurde alsdann von diesem bewaffneten Gesindel verschont; wo sie hinkamen, in Feindes- oder Freundes-Land, verübten sie Gräuel aller Art, und hinterließen nichts als Armuth, Trümmer und Blut. Wer die Begebnisse und Vorfälle des dreißigjährigen Krieges auch nur flüchtig durchgeht, weiß am Ende nicht, ob

seine Seele vom Eindrucke des ganzen Trauerspiels mehr niedergebeugt, oder von den einzelnen Szenen mehr empört sey!

Wie grausam sich die Schaaren Tillys in ihrem Siegestaumel an der Tapferkeit rächten, womit der Bürger seine Heimath vertheidigte, haben wir schon bei der Eroberung von Heidelberg gesehen; zu Durlach suchten sie viele Bürger, welche sich bei der Einnahme der Stadt nach der Schlacht bei Nördlingen, in den benachbarten Wäldern unter dem Schnee verborgen hatten, mit Jagdhunden auf, und zu Bretten hieben sie im Jahre sechszehnhundert fünf und vierzig die französische Besazung nieder bis auf den lezten Mann! Aber auch die schwedischen Anführer und Truppen begiengen Grausamkeiten ohne Zahl. „Aerger noch, schrieb der nassauische Oberamtmann zu Lahr an seine Regierung, ärger als der Feind, plünderten die Schweden. Sie schossen viele Leute todt und sprengten die bisher verschont gebliebenen Pfarrhäuser und Kirchen auf. Die Stadt wurde von ihnen rein ausgesogen, und die ganze Herrschaft ist durch Mord, Brand, Raub und Nothzucht ruinirt. Die Leute, welche aus den Wäldern und von den Bergen wieder zurückkehren, finden nur zerstörte Hütten, und müssen vor Hunger und Elend zu Grunde gehen.“ Noch bis auf diesen Tag ist das Andenken der schwedischen Wuth unter dem Volke nicht erloschen; wer kennt nicht die Reime: „der Schwed' ist kommen“, und die Sage vom „Schwedentrank“? Gewöhnlich aber übertrafen die den Schweden verbündeten deutschen Schaaren dieselben an Mord- und Plünderungssucht, und ein empörendes Beispiel soldatischer Leuteplagerei gab Widerhold, welcher als Kommandant der im vorigen Jahrhundert von den Klingenbergern an Wirtemberg übrrlassenen Feste Hohentwiel, in Verbindung mit schwedischem und französischem Kriegsvolke die katholischen Ortschaften und Städte in der Seegegend durch Erpressung von Kontributionen, durch Plünderungen, durch offene und geheime Ueberfälle unaufhörlich quälte und ängstigte.

Welchen Anblick das Land damals dargeboten habe, läßt sich schließen, wenn man liest, daß nicht nur einzelne Höfe und Weiler, sondern ganze Dorfschaften abgebrannt oder menschenleer dalagen, und oft weithin das Feld von keiner Hand mehr umgebaut wurde. Denn wer vom Schwerdte verschont blieb, den rieb der Hunger

auf oder die Pest, und wer dieser entrann, lief den Waffen nach oder sah mit dumpfer Gleichgültigkeit unthätig und muthlos der Zukunft entgegen. Die Theurung der Lebensmittel war ungeheuer; während man das Malter Korn um dreißig, oft vierzig Gulden kaum erhielt, gab man für dieselbe Summe ein halbes hundert Morgen Landes gerne hin. Die vermöglichern Landleute und der Adel hatten sich in die Städte geflüchtet, oder wo es die Nähe begünstigte, in die Schweiz, wie namentlich viele Geschlechter aus dem Hegau. Was aber die Städte erleiden mußten, war nicht erträglicher, als das Schicksal des Landvolks. Abgesehen von den Drangsalen, welche Heidelberg, Durlach, Pforzheim, Bretten, Offenburg, Freiburg, Breisach, Villingen, Konstanz und Ueberlingen durch harte, theils mehrmal wiederholte Belagerungen und Einnahmen erfuhren, so wurden auch die übrigen städtischen Gemeinwesen gleich schwer mitgenommen und in Zerfall gebracht. Die Reichsstadt Pfullendorf hatte schon im Jahre sechszehnhundert acht und zwanzig durch blose Einquartierung einen Verlust von zwei und dreißig tausend Gulden erlitten; bald darauf verlor sie durch Krankheit einen großen Theil ihrer Einwohner, und zulezt stunden nicht weniger als hundert vier und vierzig Häuser völlig leer. So war auch die Einwohnerschaft von Lahr auf den vierten Theil herabgeschmolzen; zu Renchen blieben von hundert und achtzig Bürgern nur noch siebzehn übrig; ja, in vielen Dörfern, wie namentlich in Malsch, von der ganzen Einwohnerschaft kaum noch zwei bis drei Männer.

Das Unglück war allgemein; es traf am Ende den Reichen wie den Armen, den Hohen wie den Niedern. Der Adel des Landes, aus seinen Schlössern vertrieben, die Mönche und Nonnen, aus ihren Zellen verscheucht, irrten unsicher umher, und selbst viele Fürsten, wie bitter erfuhren sie die Unbeständigkeit des menschlichen Glücks! Churfürst Friedrich von der Pfalz war vor Gram gestorben; sein Prinz Karl Ludwig, nach jenem mißglückten Versuche zur Einnahme seiner Erblande, rettete sich kümmerlich aus den Wellen der Weser, in die er sich vor dem nachsezenden Feind gestürzt hatte, und lebte in England von einer königlichen Pension. Markgraf Georg Friedrich von Baden aber, nach dem unglücklichen Tage von Wimpfen, zog unstät, unter mancherlei Planen,

einigen über anderhalbhundert Jahren vollends auflöste. Auch hat die während des Kriegs gemachte Bekanntschaft mit den Franzosen und ihr errungener Einfluß die Sitten und den Nationalgeist der Deutschen vergiftet; sie fiengen an, in allem die französische Manier nachzuäffen, so daß unsere ganze Geschichte keine geschmack- und geistlosere Periode kennt, als die Zeiten weiland Kaiser Leopold des Ersten und Karl des Sechsten.

In Betreff aber der Verhältnisse zunächst unserer Länder, bewirkten die Artikel des westphälischen Friedens einige besonders wichtige Veränderungen. Die vorderöstreichischen Lande waren durch den Tod Erzherzog Maximilians an Kaiser Matthias zurückgefallen, alsdann auf dessen Nachfolger Ferdinand den Zweiten geerbt, und von diesem im Jahre sechszehnhundert neunzehn an seinen Bruder, Erzherzog Leopold den Fünften, überlassen worden. Seit dem Tode Leopolds aber hatte seine hinterlassene Wittwe, Klaudia Felizia von Toskana, unter der Obervormundschaft des Kaisers die Vorlande verwaltet, und als sie während des münsterischen Friedensschlusses verstarb, gediehen dieselben an ihren ältesten Prinzen, Ferdinand Karl, dessen Regierungsantritt mit dem Verluste der einen Hälfte des schönen Fürstenthums bezeichnet ist. Denn die vier Waldstädte mit der Grafschaft Hauenstein und dem Schwarzwald, welche der Herzog von Weimar erobert und besezt hatte, wurden zwar von Frankreich an das Haus Oestreich zurückgestellt, und dasselbe in dem Besize des Breisgaues und der Ortenau bestätigt; dagegen aber kam jezt die Festung Breisach, dieser Schlüssel Deutschlands am Oberrhein, mit dem ganzen herrlichen Elsaß unter den französischen Szepter. Wegen der auf den beiderseitigen Landschaften und auf der ensisheimischen Kammer ruhenden Schuldenlast war ein Vergleich getroffen, aber das Geschäft der Berichtigung verzog sich und gerieth nie ins Reine. Ja, selbst die Räumung der Waldstädte, wie die Zahlung der gegen die abgetretenen Lande bedungenen drei Millionen Pfunde mußte dem französischen Hofe abgenöthigt werden, und geschah erst fünfzehn Jahre nach dem Frieden.

Für das markgräfliche Haus Baden brachte der Friede keinen Nachtheil, sondern er hob die Irrungen zwischen den beiden Linien auf, und befestigte die beiderseitigen Verhältnisse. Markgraf

Kultur und der gesellschaftlichen Verhältnisse möglich gewesen wäre. Nur langsam erhob sich der Ackerbau, und manche einst blühenden Fluren sind bis auf den heutigen Tag nicht wieder angepflanzt worden; ja, an manchen Hof, manchen Weiler und manches Schloß, welche damals ein Raub des Krieges geworden, erinnert allein noch der Name des Plazes, wo sie stunden. Und wie viele Bauern mußten es sich gefallen lassen, auf ihre einst blos zinsbaren Höfe jezt alle gewöhnlichen Lasten zu übernehmen, da die Verzeichnungen der alten Rechte in Rauch und Flammen aufgegangen waren! Auch fielen zahlreiche Freigüter ausgegangener Familien als herrenlos an die Landesfürsten, und wurden von denselben an lauter leibeigenes Volk verliehen. All' dies wirkte sehr nachtheilig auf die Wiederherstellung und den Fortgang der Landkultur zurück, und es ist eine traurige Wahrnehmung, daß der Bauernstand seit damals immer mehr an Freiheit, Kraft und Selbstgefühl verlor.

Aber langsamer noch, als der Ackerbau und die Gewerbe, erneuerten sich der Handel, die Künste und Wissenschaften. Jede großartige Betriebsamkeit war erstickt, aller Schwung des Geistes gelähmt; die Quellen der Thatkraft und des Reichthums schienen versiegt zu seyn, und es zeigte sich fast überall nur ein ärmliches, beschränktes, getrenntes und engherziges Fortbestehen. Hieran waren wohl hauptsächlich die Sazungen schuld, womit man den münsterischen Frieden schloß. Er gab dem deutschen Vaterlande zwar die längst ersehnte Ruhe, aber seine Folgen wurden verderblicher für das Leben der Nation, als der Krieg, welchen er beendigte, für das Land gewesen war. Frankreich und Schweden übten als Schiedsrichter und Gewährleister den entscheidenden Einfluß, und ließen sich durch Abtretung deutscher Provinzen entschädigen. Die alte Verfassung des Reiches wurde großentheils aufgehoben, indem nicht nur die bisher faktisch bestandene Landeshoheit der Reichsfürsten jezt erweitert und durch rechtliche Anerkennung befestigt, sondern das gesunkene Ansehen des Kaisers als Reichsoberhaupt noch mehr beschränkt und die Reichsgerichte allenthalben geschwächt wurden. Das Band, welches die deutschen Stämme und Länder zusammengehalten hatte, bekam hiedurch einen Riß und wurde von dem an immer lockerer, bis es sich nach

mit seinem Schwager, mit dem Churfürsten von Mainz, den Domstiftern Worms und Speier, mit den benachbarten Ritterschaften und dem Herzoge von Lothringen, in zu viel' hemmende Verdrießlichkeiten und Unfälle, als daß zur Aufnahme seines Landes und Volks vieles durch ihn hätte geschehen können.

Soweit die Folgen, welche der dreißigjährige Krieg und der münsterische Friedensschluß im Allgemeinen auf unsere Gaue und auf die besondern Verhältnisse der einzelnen Fürstenthümer ausgeübt haben. Unter den von ihnen unabhängigen Veränderungen, welche während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bei uns geschahen, erscheint zunächst der Anfall der Landgrafschaft Stühlingen und der Herrschaft Möskirch an das Haus Fürstenberg. Als nämlich im Jahre fünfzehnhundert zwei und achtzig mit Graf Heinrich das uralte Geschlecht von Lupfen erloschen war, hatte der Reichsmarschall Konrad von Pappenheim kraft einer durch Kaiser Maximilian den Zweiten für geliehenes Geld erhaltenen Anwartschaft, und nach Entschädigung der lupfischen Erben, die stühlingischen und die hohenhöwischen Lande in Besiz genommen, und da mit seinem Sohne im Jahr sechszehnhundert neun und dreißig nun auch die pappenheimische Familie abstarb, so gediehen dieselben durch dessen Erbtochter an den Grafen Friedrich Rudolf von Fürstenberg. Zu gleicher Zeit erwarb der ältere Bruder dieses Herrn, Graf Vratislaus der Zweite, durch die Hand der helfensteinischen Erbtochter die Herrschaft Möskirch, welche nach dem Ausgange der alten Freiherren-Familie von Zimmern im Jahre fünfzehnhundert drei und neunzig an die gräfliche von Helfenstein gefallen war. Das fürstenbergische Haus bestund damals in mehrern Linien oder Zweigen der beiden Hauptäste im Kinzigthal und zu Heiligenberg, wovon Christoph und Joachim die Stifter gewesen waren, die Söhne weiland Graf Friedrich des Dritten. Joachims Großenkel, Hermann Egon, wurde von Kaiser Leopold in den Reichsfürstenstand erhoben, welche Würde mit den heiligenbergischen Erbstücken nach dem kinderlosen Tode seines Sohnes Anton Egon im Jahre siebzehnhundert und sechszehn an die Stühlinger und Möskircher Linie übergegangen ist, deren Begründer wir in Friedrich Rudolf und Vratislaw, den Großenkeln des Grafen Christoph, so eben bezeichnet haben. Wenn

Friedrich ward in das Erbe der baden-durlachischen Lande wieder eingesezt, aller frühern Verpflichtung von Ersazgeldern entledigt, und erhielt demzufolge auch die Aemter Stein und Remchingen zurück, welche er als Unterpfand dieser Gelder an Markgraf Wilhelm hatte abtreten müssen; Siz und Stimme auf den Kreis- und Reichstagen sollten beide Linien abwechselnd ausüben. Friedrich empfieng hierauf von Kaiser Ferdinand dem Dritten die Belehnung der Regalien in der niedern Markgrafschaft und in den Herrschaften Hachberg, Eberstein und Usenberg.

Von allen Verhandlungen des westphälischen Friedens war diejenige über die pfälzische Sache die schwierigste. Denn einerseits verlangte Pfalzgraf Karl Ludwig nicht nur die Einräumung der untern Pfalz, sondern die völlige Wiederherstellung seines Hauses, wie es vor dem böhmischen Krieg bestanden hatte, während anderseits der Herzog von Baiern die pfälzische Churwürde mit den übrigen Erwerbungen hartnäckig zu behaupten suchte. Unter solchen Umständen mußte der Kaiser, um beide Theile zu befriedigen, für den Pfalzgrafen eine achte Chur, mit dem Titel eines Reichs-Erzschazmeisters einführen, und demselben zur Unterhaltung seiner Mutter, seiner Brüder und Schwestern eine Summe von viermal hundert vierzigtausend Reichsthalern übergeben, wogegen alsdann Karl Ludwig zu Gunsten des Herzogs von Baiern auf die achte Chur und die Oberpfalz völlig verzichtete, nachdem ihm für den Fall des Erlöschens der baierischen Linie des wittelsbachischen Hauses seine oder seiner Nachkommen Wiedereinsezung in alle Rechte des alten Churfürstenthums von der Pfalz zugesichert worden. Sobald nun der Pfalzgraf seine Angelegenheiten geordnet sah, begab er sich aus England wieder in die Heimath zurück, und „trachtete selbige, so viel möglich, von den ausgestandenen Troublen und Zerrüttungen wieder zu erholen, den churfürstlichen Stamm in voriges Wachsthum zu bringen, und sein Geblüt fortzupflanzen." Karl Ludwig vermählte sich auch wirklich mit Charlotte, der zweiten Tochter Landgraf Wilhelm des Beständigen von Hessen, gerieth aber wegen dieser unglücklichen Ehe, da ihn seine Gemahlin nicht liebte und er sich dafür bei ihrem Kammerfräulein von Degenfeld entschädigte, alsdann wegen seines gespannten Verhältnisses zu Baiern, und wegen mancherlei Prozessen

Zu Sankt Blasien hatte der zweite würdige Nachweser jenes trefflichen Prälaten Kaspar, welcher nach den Zeiten der Kirchentrennung sein Stift so glücklich zu reformiren begann, und mit einem mehr als gewöhnlichen Talent dessen Geschichte schrieb, hatte Abt Martin aus dem lupfischen Erbe die Reichsgrafschaft Bonndorf erkauft, welches später eine Gelegenheit war, die in den vorigen Zeiten der Noth um den Schuz des Hauses Oestreich hingegebene Reichsunmittelbarkeit wieder theilweis zu erlangen. Sankt Peter dagegen hatte der seinigen schon im Jahre fünfzehnhundert ein und zwanzig entsagt und war den breisgauischen Landständen beigetreten, wie auch Schuttern, um den Plackereien seiner Kastvögte zu entgehen. Auf dem Schwarzwald war Tryberg damals der Schauplaz einer blutigen Empörung. Die Herrschaft hatte seit ihrem Anfalle an das Haus Oestreich das traurige Schicksal gehabt, als Pfandschaft von einer Hand in die andere überzugehen, und von mehrern Pfandherren aufs härteste bedrückt zu werden. So führte dieser Druck schon im Bauernkriege die Zerstörung des Schlosses herbei, worauf ein neuer Wechsel von Inhabern folgte, bis die Herrschaft in dem kaiserlichen Generallieutenant Lazarus Schwendi von Hohenlandsberg einen seltenen Wohlthäter fand. Dieser edle Mann erkaufte sich nach Beendigung des ersten niederländischen Kriegs, worin er sich die ehrenvollsten Lorbeern gesammelt, die Pfandschaften Burgheim, Kirchhofen und Tryberg, um den Rest seines Lebens in dem schönen Breisgau, zurückgezogen von der Welt, den Studien und dem Wohle seiner Untergebenen zu weihen. Etliche über sechszig Jahre stunden jene Herrschaften bei der Familie Schwendi, von welcher sie die Enkelin Herrn Lazarus an ihren Gemahl, den Grafen Jakob Ludwig von Fürstenberg vererbte, dessen Sohn und Nachfolger ein schwacher Frömmler war, und von seinen Amtleuten auf Kosten der fürstenbergischen Unterthanen vielfach mißbraucht wurde. Im Trybergischen bildete sich bald eine Verschwörung unter dem kräftigen Waldvolk; am Tage vor Weihnachten tausend sechshundert zwei und vierzig erhob sich dasselbe, erstürmte das Schloß und übergab es den Flammen. Da erschien nach zwei Jahren ein neuer Pfandherr; aber die Tryberger, um dem steten Herrenwechsel ein Ende zu machen, kauften sich durch Erlegung des

nun auch eine so vielfache, immer wechselnde Theilung des allerdings reichen Länderbesitzes das fürstenbergische Haus niemals eine bedeutende Macht gewinnen ließ, so gehörte es dennoch zu den ansehnlichsten Dynastien, und schien bei dem Einfluß, welchen seine Glieder durch ihre Leistungen für Kaiser und Reich fortwährend ausübten, mehr und mehr wieder empor zu kommen.

Im Kleckgau dagegen war das gräfliche Haus von Sulz sehr in Abnahme gerathen und starb nicht lange hernach aus. Der gleichnamige Großenkel jenes Grafen Rudolf, den wir im schweizerischen und im Bauernkriege kennen gelernt, athmete ganz auch dessen Geist, und veranlaßte durch seine schlechte Verwaltung einen Aufstand des Volkes. Die Sache kam so weit, daß er das Land an seinen beliebtern Bruder Karl Ludwig abtreten mußte, welcher zur Beschwichtigung der Gemüther, unter Beiziehung der Volksabgeordneten, eine neue Landesordnung verfassen und einführen ließ. Die Früchte dieser Veränderung waren aber von keiner Dauer; denn Graf Karl Ludwig Ernst, Präsident des Kammergerichts zu Speier, ein gelehrter und guter Fürst, dem während des dreißigjährigen Krieges die kleckgauische Regierung oblag, hatte durch seinen Eifer für die kaiserliche Parthei den besondern Zorn der Feinde gereizt, und nur das zürichische Burgrecht schüzte die Landschaft vor einem völligen Untergange. Durch die übernommenen Schulden war sein Sohn und Nachfolger Johann Ludwig genöthigt, den Städten Zürich und Schaffhausen die obern Gerichte oder die Landeshoheit über ihre kleckgauischen Besizungen zu verkaufen, wodurch der Grund zu dem im Kleckgau gelegenen zürichischen und schaffhausischen Kantonsgebiete gelegt wurde. Johann Ludwig hatte sich zweimal vermählt, ohne aber einen männlichen Nachkömmling zu gewinnen, so daß also das uralte Geschlecht von Sulz mit ihm zu Grabe gieng; er starb im Sommer tausend sechshundert sieben und achtzig, nachdem Kaiser Leopold seine älteste Tochter Maria Anna, Gemahlin des Fürsten Ferdinand Eusebius von Schwarzenberg, als Erbin aller sulzischen Herrschaften und Vorrechte sanktionirt hatte. Auf diese Weise gieng die Landgrafschaft Kleckgau an das schwarzenbergische Haus über, unter dessen Herrschaft sie bis zum Jahre achtzehnhundert und zwölf verblieben ist.

sechszehnhundert vier und vierzig ihrem zweiten Gemahle, Friedrich dem Fünften von Baden-Durlach, verschrieben wurde. Und da nun der Markgraf entschieden auf Bezahlung drang, das Haus Nassau solche aber nicht leisten konnte, so versezte es ihm tausend sechshundert neun und fünfzig die Herrschaft Lahr auf so lange, bis er durch den Genuß der Einkünfte für seine Forderung entschädigt seyn würde.

Während die baden-durlachische Regierung um den Besiz von Lahr kämpfte, bewarb sich die baden-badische um das Reichslehen zu Bühl. Die alte Familie von Windeck hatte mit Herrn Jakob, welcher im Jahre fünfzehnhundert neun und achtzig zu Venedig verstarb, ihren Ausgang genommen, und nun bemühten sich die Gemahle von den zwei Schwestern des Verblichenen mit allem Eifer um den windeckischen Antheil an jenem Lehen. Markgraf Wilhelm aber wollte das vom badischen Gebiet umfaßte „Kleinod" nicht in fremde Hände gerathen lassen, und that die geeigneten Schritte; doch gelang es erst seinem Enkel Ludwig Wilhelm, dasselbe an das markgräfliche Haus zu bringen. Inzwischen war auch über das Erbe von Eberstein ein Prozeß entstanden, da Graf Philipp im Jahre fünfzehnhundert neun und achtzig ohne männliche Nachkommen verstarb, und die ebersteinischen Agnaten Philipp und Johann Jakob dessen Hinterlassenschaft in Besiz nahmen, seine Töchter aber, obwohl ihnen nach den alten Hausordnungen kein Erbantheil gebührte, durch den Einfluß ihrer Gemahle einen solchen wirklich erhielten. Zwar trug der Sohn und Erbe des Grafen Philipp auf eine Revision an, welche jedoch unterblieb, da er im dreißigjährigen Kriege gegen den Kaiser focht. Es geriethen also die ebersteinischen Eigen- und Lehengüter in verschiedene Hände, bis endlich, nach neuen langwierigen Prozessen, alles unter dem Hause Baden wieder vereinigt wurde.

Im Wertheimischen hatten zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Streitigkeiten über das Erbe der grafschaftlichen Lehen die Schranken der Geseze überschritten, und nach altfaustrechtlicher Weise zu blutigen Vorfällen geführt. Wir erinnern uns noch Graf Michael des Dritten, welcher von seinem kinderlosen Vetter Johann die Grafschaft Wertheim erbte, und mit dessen gleichnamigem Enkel das gräfliche Haus im Jahre fünfzehnhundert

Pfandschillings los, und kehrten an Oestreich zurück, nachdem der Erzherzog vertragsmäßig beschworen hatte, die Herrschaft nie wieder zu verpfänden, und ihre Rechte getreulich zu handhaben.

In der Ortenau wurden endlich die verwickelten Verhältnisse der Herrschaften Lahr und Mahlberg durch eine gänzliche Abtheilung gehoben. Wir erinnern uns, wie weiland Markgraf Jakob von Baden die eine Hälfte beider Herrschaften zuerst pfandschaftsweise, alsdann aber eigenthümlich an sich brachte, und wie die andere nach dem Ausgange der lahrischen Linie von Geroldseck an die Häuser Mörs und Nassau übergieng. Baden-Durlach und Nassau hatten in ihrer gemeinschaftlichen Verwaltung immer einträchtig gehandelt, und so auch die Reformation in den Herrschaften eingeführt. Als aber nun Markgraf Wilhelm, durch den Sieg der Kaiserlichen bei Wimpfen in den Besiz aller badischen Lande gelangte, so betrieb er jezt eine Trennung der Herrschaften, um in der badischen Hälfte die katholische Religion wieder einzuführen, was ihm unter den bisherigen Verhältnissen nicht hatte gelingen wollen. Nassau zwar, welches vorzüglich die Liebe und Anhänglichkeit der Unterthanen besaß, widersezte sich solcher Abtheilung ernstlich genug; aber der Kaiser befahl sie, und so geschah es denn, daß die Herrschaft Mahlberg das Opfer wurde, indem der lahrische Stadtrath durch seine Darlegung aller Nachtheile, die eine hälftige oder gassenweise Theilung der Stadt dem Gemeinwesen verursachen würde, die ungetheilte Verbleibung unter nassauischer Herrschaft erwirkte. Doch währte dieselbe nur kurze Zeit, und verwandelte sich in eine baden-durlachische Pfandschaft. Jakob von Hohengeroldseck nämlich, im vierten Geschlechte der Enkel jenes Diebold, welcher wegen des lahrischen Erbes den geroldseckischen Hauskrieg erregt hatte, sah sich in seinem Alter ohne männliche Nachkommenschaft, und nachdem die Nebenlinie von Sulz schon vor hundert und siebzig Jahren erloschen war, als den lezten Sprößling des ganzen Hauses von Geroldseck am Rande des Grabes; da sezte er seine einzige Tochter, Anna Maria, zur Erbin aller geroldseckischen Güter, Rechte und Forderungen ein. Unter diese leztern gehörte eine Schuld der Grafen von Nassau, welche als Entschädigungs-Summe der hohengeroldseckischen Erbansprüche noch aus der lahrischen Erbschaft herrührte, und von Maria Anna im Jahr

Zweites Kapitel.

Von den beiden Linien des markgräflichen Hauses bis auf Karl Friedrich.

Nachdem die Verhältnisse der beiden Linien des badischen Fürstenhauses wieder geordnet waren, verwaltete Markgraf Wilhelm seine Lande ziemlich ruhig und zum Gedeihen derselben und gegen dreißig Jahre lang. Zwei verwickelte Prozesse mit dem Herzog von Wirtemberg wegen der Klöster Reichenbach und Herrenalb konnte er nicht ins Reine bringen; dagegen glückte ihm ein gütlicher Vergleich seiner Streitigkeiten mit Pfalzgraf Christian von Zweibrücken wegen der Religionsübung in der Grafschaft Sponheim, und mit Churfürst Karl Ludwig von der Pfalz wegen der Lehendienste und Leibeigenen in den beiderseitigen Landen. Seinem Hause aber erwarb Wilhelm durch eine Schenkung Markgraf Karl Wilhelm Eugens dessen luxemburgische Besizungen, und vom Kaiser Leopold einen Bestätigungsbrief über alle seit König Ludwig des Baiern Zeit dem badischen Fürstengeschlechte zugekommenen Freiheiten und Vorrechte. Schon Kaiser Ferdinand aber, sein besonderer Gönner, hatte ihn zum Präsidenten des Reichskammergerichts in Speier ernannt, welche Würde Markgraf Wilhelm bis an seinen Tod mit vielem Ruhme verwaltete. Er starb im Frühling tausend sechshundert sieben und siebzig, und ward in der fürstlichen Gruft zu Baden beigesezt. „Gnade und Güte, sagt der Geschichtschreiber des badischen Hauses, Milde und Gerechtigkeit machten ihn seinen Unterthanen zu einem wahren Vater. Sparsamkeit und ein wohleingerichtetes Verhältniß seiner Ausgaben mit der Einnahme, befreiten ihn von vielen Lasten, die ihm die vorhergehende üble Haushaltung aufgeladen hatte. Gegen den Kaiser war er ein treuer Fürst, und dem Reich erzeigte er sich als ein redlicher Reichsstand. Mit den benachbarten Fürsten suchte er in Freundschaft zu leben. Im Kriege war er nicht glücklich, und seine Denkun[illegible]hr zu Friedensgeschäften aufgelegt.“

Markgraf Wilhelm hatte den Schmerz gehabt, seinen Erstgebornen, den hoffnungsvollen Prinzen Ferdinand Maximilian, durch das zufällige Losbrennen eines Jagdgewehres zu verlieren, und auch von seinen übrigen acht Söhnen nur zwei zu überleben. Der ältere, Markgraf Hermann, war dem geistlichen Stande gewidmet worden, verließ aber denselben, als sich eine Aussicht auf den polnischen Thron für ihn eröffnete, nahm hernach beim Verlust dieser Sache Kriegsdienste in der kaiserlichen Armee, und starb nach einem langen, ungemein thätigen Leben mit dem Lobe eines der ausgezeichnetsten Feldherren und Staatsmänner in Deutschland. Karl Bernhard aber, der ebenfalls in kaiserliche Kriegsdienste getreten war, fiel durch die feindlichen Waffen bald nach dem Absterben seines Vaters. Zum Nachfolger in der Regierung hatte Markgraf Wilhelm durch ein Testament seinen Neffen Ludwig Wilhelm eingesezt, den einzigen Sohn Ferdinand Maximilians, welcher schon als neunzehnjähriger Jüngling jene kriegerische Laufbahn betrat, deren Ruhm zu den schönsten Zierden der deutschen Geschichte gehört. Die Uebernahme der baden-badischen Landesregierung im Jahre sechszehnhundert sieben und siebzig konnte ihn nicht hindern, seine Kriegsdienste für das Reich und das östreichische Kaiserhaus fortzusezen. Auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen, am Rhein, in Schwaben, Baiern, Oestreich, in Ungarn, Siebenbürgen und in der Wallachei befehligte er als kaiserlicher Oberfeldherr seine Truppen, und führte sie von Sieg zu Sieg. Mehr als einmal sah das Vaterland in ihm den einzigen Hoffnungsstern und Retter; aber Undank war am Ende sein Lohn, und der von seinem Zeitalter bewunderte Held, welcher gegen dreißig Feldzüge gethan, fast eben so viele Belagerungen eröffnet und dreizehn Schlachten gewonnen hatte, ohne während seines dreißigjährigen Kommandos jemals besiegt worden zu seyn, starb im zweiundfünfzigsten Lebensjahre, aus Verdruß und Gram!

Für die Markgrafschaft konnte bei einer so großen auswärtigen Thätigkeit des Fürsten weniger geschehen; doch war ihm das Wohl seiner Unterthanen allezeit angelegen, und er gewährte dem Lande durch seine klugen Kriegsoperationen mehr als einmal rettenden Schuz gegen die Wuth der Feinde. Da die Stadt Baden im französischen Kriege zerstört worden war, so erbaute Ludwig

Wilhelm das Schloß zu Rastatt, und verlegte die baden-badische Residenz dahin. Durch seine Gemahlin Sibylla Augusta, die jüngere Tochter des letzten Herzogs von Sachsen-Lauenburg, hatte er billige Ansprüche auf die lauenburgische Erbschaft besessen, aber bei der Wortbrüchigkeit des Kaisers nur einige Herrschaften in Böhmen erhalten. Dies war die erste jener Unbilden, deren gehäuftes Maaß ihm einen so frühen Tod brachte. Er starb im Jänner tausend siebenhundert und sieben; seinen Leichnam führte man von Rastatt in die fürstliche Gruft nach Baden, wo ein Denkmal für ihn mit folgender Inschrift steht: „Betrachte, Wandrer, diese Trophä! Kindliche Liebe und Dankbarkeit hat sie dem Vater errichtet, Ludwig Wilhelm, dem Bekämpfer der Ungläubigen, dem Beschirmer Deutschlands, dem glorreichen Feldherrn, welchen nur der Tod besiegen konnte."

Markgraf Ludwig Wilhelm hatte mit seiner Gemahlin mehrere Söhne erzeugt, wovon ihn aber nur zwei überlebten, Ludwig Georg und August Georg. Der ältere trat nach einer neunzehnjährigen Vormundschaft im Juni siebzehnhundert sieben und zwanzig die Regierung an, während welcher er die verpfändete Herrschaft Herspringen im Luxemburgischen wieder einlößte, das Schloß zu Rastatt verschönerte und daselbst, wie in der Grafschaft Sponheim den Piaristen oder den Geistlichen vom Orden der gottseligen Schulen zwei Kollegien erbaute; sonst lebte der gemüthliche, leutselige Fürst fast ausschließlich dem Vergnügen der Jagd. Er starb im Jahre siebzehnhundert ein und sechzig, ohne einen leiblichen Erben zu hinterlassen, wodurch die Markgrafschaft Baden-Baden an seinen Bruder fiel. August Georg hatte zwar den geistlichen Stand betreten und bisher die Würde eines Dombechants von Augsburg bekleidet, ließ sich aber während seines Aufenthaltes zu Siena vom Pabste wieder in den Laienstand versetzen, nahm Kriegsdienste bei den niederländischen Generalstaaten, alsdann bei der Reichsarmee, und wurde nach seinem Regierungsantritte von Maria Theresia zum Generalfeldmarschall erhoben. Seine Verbindung mit Maria Viktoria, der Tochter des Herzogs von Aremberg, war unfruchtbar, und so erlosch mit ihm die eine Linie des badischen Fürstenhauses.

Ein volles Jahrhundert seit dem dreißigjährigen Kriege war also die niedere Markgrafschaft unter nur drei Fürsten gestanden, während die obere in derselben Zeit fünf Regierungswechsel erfuhr und manch' andere Veränderung. Markgraf Friedrich der Fünfte, in der Schule des Unglücks erzogen, da er sechs und zwanzig Jahre lang mit allen Widerwärtigkeiten eines besiegten, geächteten und vertriebenen Fürsten zu kämpfen hatte, erwies sich nach Herstellung des Friedens auch als einen um so besorgteren Vater seines Landes. Mit unverdrossenem Eifer suchte er die Wunden desselben wieder zu heilen; seine Sparsamkeit und Umsicht dienten hiezu als vortreffliche Mittel, und da er außer einem Prozesse mit dem Herzoge von Wirtemberg wegen Entschädigung für die abgetretenen Dörfer Malsch und Ottersweier, in keine weitere Händel verflochten war, so blieb seine Arbeit zur Aufnahme des Landes fast ungestört. Namentlich gieng seine Sorgfalt auch auf die Wiederherstellung der geistigen Kultur und der kirchlichen Dinge; er ließ die zerstörten Kirchen und Schulhäuser neu errichten und bestellte überall tüchtige Lehrer. Zu Röteln stiftete Friedrich im Jahre sechszehnhundert und fünfzig eine sogenannte Landschule, um seinen breisgauischen Unterthanen die Kosten für ihre dem Studium gewidmeten Söhne zu erleichtern, da sie dieselben nun nicht mehr so frühzeitig nach Durlach auf das Gymnasium zu thun brauchten. Diese Schule bestund aus zwei Klassen, worin die Anfangsgründe nicht nur des Lateinischen, sondern auch des Griechischen und Hebräischen gelehrt wurden, und es entstund später aus ihr das Pädagogium in Lörrach. Das durlachische Gymnasium aber brachte er in solchen Flor, daß man es einer kleinen Akademie gleich achten mochte. Stets war Markgraf Friedrich ein eifriger Beförderer der evangelischen Glaubensform, die er in ihrer Reinheit zu bewahren suchte, nicht selten selbst auf Kosten desjenigen christlichen Gesezes, das da Liebe fordert und Duldsamkeit auch gegen Andersglaubende. Er starb im Herbste des Jahres tausend sechshundert neun und fünfzig, und hinterließ aus den zwei ersten seiner fünf Ehen, mit Barbara, einer Tochter des Herzogs von Wirtemberg, und Eleonora von Solms, neben vielen Töchtern drei Söhne, den gleichnamigen Erstgebornen, welcher ihm in der Regierung folgte, und den Gustav Adolf,

der sich dem geistlichen Stande gewidmet, und im Jahre sechszehnhundert sieben und siebzig als Kardinal und Abt zu Kempten verschied; der Zweitgeborne, Karl Magnus, welcher sich noch unter Herzog Bernhard von Weimar zum Kriegsmann gebildet, unter Banner, Torstensohn und Wrangel im dreißigjährigen Kriege, wie im polnischen und dänischen für den König Karl Gustav rühmlich gefochten hatte, war seinem Vater ein Jahr vorausgegangen.

Auch Markgraf Friedrich der Sechste wuchs unter dem Herzog von Weimar in den Waffen auf und erwarb sich bald einen kriegerischen Ruhm; doch einen weit edlern suchte er nach seinem Regierungsantritte durch die Künste des Friedens in der Beglückung seines Volkes. Von allem, was dessen Wohl oder Weh betraf, mußte man ihn benachrichtigen; er besuchte öfters die Kanzleien, ließ sich alle Wochen die Protokolle aus den Kollegien zur Einsicht geben, und gewährte jedem Nothleidenden oder Bedrängten den Zutritt zu sich. Als ein besonderer Freund der Wissenschaft beförderte er auch die gelehrten Anstalten seines Landes, namentlich das Gymnasium zu Durlach durch Vermehrung der Stipendien, der Einkünfte und der Bibliothek. Seiner Baulust verdankten die Schlösser Hachberg, Röteln, Sausenberg, Badenweiler, Staffort und Graben ihre Wiederherstellung; besonders aber erweiterte und verschönerte er das markgräfliche Residenzschloß zu Durlach, wie die Feste zu Mühlburg, welches Dorf durch ihn zur Stadt erhoben wurde. Sein Hof war glänzend, doch auch nicht weniger gebildet, und athmete einen volksfreundlichen Geist. Dieser Markgraf Friedrich aber, welchen seine Unterthanen mit liebender Dankbarkeit den Vater des Vaterlandes nannten, regierte leider kaum achtzehn Jahre, und selbst während dieser kurzen Zeit zogen ihn mancherlei Reichsgeschäfte und neue Kriegsunternehmungen von der Heimath ab. Er schied mit dem Jahre sechszehnhundert sieben und siebzig von der Welt, und ward wie sein Vater in der Familiengruft zu Pforzheim beigesezt.

Mit seiner Gemahlin Christina von Zweibrücken hatte Markgraf Friedrich drei Söhne gezeugt, aber nur die zwei jüngern überlebten ihn, Friedrich Magnus und Karl Gustav; jener erhielt die Regierung, während dieser seine Lebenszeit in schwedischen und

kaiserlichen Kriegsdiensten zubrachte, und im Jahre siebzehnhundert und drei als Generalfeldzeugmeister des schwäbischen Kreises verstarb. Friedrich Magnus besaß viele Eigenschaften seines Vaters und trat die Regierung mit einer hoffnungsreichen Thätigkeit an; aber sie fiel in eine verwirrte, drangsalvolle Zeit, und er sah mit wachsendem Schmerze den Flor und Wohlstand des Vaterlandes unter dem wogenden Kriegsgetümmel verschwinden, seine Städte in Trümmer und Asche zusammensinken, und alle gesellschaftlichen Verhältnisse zerstört oder verkümmert. Und nachdem dieser traurige Zustand gegen zwanzig Jahre lang gewähret hatte, blieben dem Markgrafen nur noch wenige vergönnt, um an der Wiederaufnahme des Landes zu arbeiten. Eine ungewöhnliche Mattigkeit verkündete ihm eines Tages im Sommer tausend siebenhundert und neun das Herannahen des Todes; da ließ er seine Familie um sich versammeln, nahm Abschied von ihr unter frommen Bibelsprüchen, ermahnte namentlich seinen Erbprinzen, Karl Wilhelm, zur Tugend, und entschlief mit den Worten: „Herr, es ist genug; nimm nun mein Leben von mir, denn ich bin nicht mehr, als meine Väter."

Friedrich Magnus Gemahlin war Augusta gewesen, eine Tochter des Herzogs von Holstein, die ihm außerdem genannten noch zwei Prinzen gebahr, wovon aber der älteste schon als Kind verstarb; der jüngste war Christoph, welcher in der holländischen und hierauf in der kaiserlichen Armee Dienste nahm, und nach verschiedenen Feldzügen im Jahre siebzehnhundert drei und zwanzig voll Bedaurung der menschlichen Sündlichkeit zu den Vätern gieng, mit Hinterlassung dreier Söhne, welche ihm sämmtlich in der Kriegslaufbahn nachgefolgt sind. Karl Wilhelm selbst war daheim und auf Reisen zum Regenten sorgfältig herangebildet worden, und hatte sich im Jahre sechszehnhundert sieben und neunzig mit der Prinzessin Johanna von Wirtemberg vermählt, worauf er bis zu seinem Regierungsantritte als Oberst die Truppen des schwäbischen Kreises befehligte. Der wißbegierige, thätige junge Fürst ahmte in Vielem seinen Großvater nach, und hinterließ dem Lande mehrere Stiftungen, welche sein Andenken fortwährend bei uns erhalten werden. Zu Pforzheim allein gründete er im Jahre siebzehnhundert und vierzehn eine Anstalt zur Versorgung armer Waisen, dabei ein Irren-

und ein Zucht- oder Arbeitshaus; verlieh dem daselbst durch den Edlen von Menzingen errichteten adeligen Fräuleinstift seinen Schuz und ansehnliche Privilegien; ließ die bei Langensteinbach neu entdeckte Gesundquelle einfassen und mit einem Badgebäude versehen, und beförderte auch die Bäder zu Badenweiler, Sulzburg, Fischingen, Hauingen und Maulburg. Zur Vermehrung des baden-durlachischen Gebietes erwarb er durch Kauf von dem wirtembergischen Obristen von Sternfels das Schloß und Gut Bauschlott, von dem hessenkasselschen General-Lieutenant von Ertingen das Schloß und Gut Karlshausen mit einem Theil des Flekens Dürn; von der Familie von Rotberg das Dorf Hertingen, und von Friedrich von Bärenfels den Fleken Grenzach.

Markgraf Karl Wilhelms vornehmstes Werk aber ist die Gründung der Residenzstadt Karlsruhe. Um's Jahr siebzehnhundert fünfzehn nämlich hatte er mitten im Hardwald, zwischen Durlach und Mühlburg, auf einem lieblich grünen Plaz, unter den hohen beschattenden Eichen, ein Jagdschloß erbaut, um daselbst, entfernt von dem Zwang und Gelärme seines Hofes, in friedlicher Einsamkeit der Ruhe zu genießen. Aber bald sah er sich nicht mehr allein in der stillen Waldgegend; es kamen auch andere Leute herbei, und siedelten sich an. Und in kurzer Zeit waren diese Ansiedelungen so zahlreich, daß der Markgraf endlich auf den Gedanken gerieth, das Jagdschloß in eine neue Residenz zu verwandeln und eine Stadt dabei zu gründen, was um so schneller zum festen Entschlusse und zur Ausführung gedieh, da ohnehin die Karlsburg zu Durlach noch nicht völlig wieder hergestellt war, und die Hardwald-Gegend gesünder schien, als die durlachische. Karl Wilhelm entwarf selbst den Riß zu der neuen Residenzstadt und leitete den Bau derselben. Sie erhielt die Gestalt eines Fächers, so daß alle Straßen, welche auch außerhalb der Mauern bis tief in den Wald hinein fortgesezt wurden, als Radien von dem Schloßthurme ausgiengen. Im Herbste tausend siebenhundert und siebzehn geschah die Einweihung der Schloßkirche, und fünf Jahre später die der städtischen. Auch die evangelisch-reformirte Gemeinde erhielt eine Kirche, die Katholiken durften ein Bethaus errichten, und die Juden eine Synagoge. Von Durlach aber wurde nicht allein die fürstliche Kanzlei mit den zugehörigen Kollegien

nach Karlsruhe verlegt, sondern auch das Gymnasium, und so erweiterte sich denn die neue Stadt zusehens, da der Markgraf einem Jeden, welcher darin bauen wollte, eine zwanzigjährige Freiheit von allen Abgaben ertheilte, und das nöthige Bauholz unentgeltlich zukommen ließ. Freilich sah die größte Zahl der Häuser sehr bescheiden aus; sie waren klein, meist nur einstöckig und ganz von Holz. Selbst das Residenzschloß bestund nur aus Riegelwänden, so daß ein fremder Reisender sich gegen den Markgrafen äußerte, warum man nicht wenigstens mit Backsteinen gebaut habe? Karl Wilhelm aber erwiderte: „Ich wollte mir hier einen Siz errichten in möglichst kurzer Zeit und auf die wohlfeilste Weise. Ein Bau von Backsteinen würde zu viel gekostet haben, und ich hätte dies Werk nicht vollbringen können, ohne meinen Unterthanen eine drückende Schazung aufzubürden. Außerdem sind meine Lande fast immer der Schauplaz des Krieges, und ich bin nicht im Stande, die Stadt auch nur mit einer Mauer zu umgeben, viel weniger eine Festung anzulegen. Es wäre also höchst unklug gewesen, auf einen Ort so viele Kosten zu verwenden, der so leicht ein Raub der Flammen werden kann, wie mein Schloß zu Durlach und meine übrigen Lusthäuser. Ich will auch lieber, daß man von mir sage, ich wohne übel und sey schuldenfrei, als daß es heißt, ich habe ein prächtiges Residenzschloß erbaut, und stecke voller Schulden.“

Mit der Entstehungsgeschichte von Karlsruhe hängt auch die Stiftung des badischen Hausordens der Treue zusammen. Es geschah dieselbe nämlich, als Karl Wilhelm in Gegenwart seines ganzen Hofstaates und unter schallender Musik zu jenem Jagdschlosse den Grundstein legte. Der Markgraf hatte die Absicht, durch Verleihung des Ordens seine adeligen Diener zur fernern Treue zu ermuntern, und auswärtige Edle, welche eine besondere Zuneigung für das markgräfliche Haus bewiesen, mit gebührendem Danke zu ehren.

Seit beinah zwanzig Jahren hatte sich Karl Wilhelm mit seinem Volke eines gedeihlichen Friedens erfreut, und mochte jezt ruhig der Zukunft entgegen blicken, als der Abend seines Lebens sich plözlich verdüsterte. Nachdem ihn im Frühlinge sechszehnhundert zwei und dreißig der schmerzliche Schlag getroffen hatte, seinen

einzigen Sohn und Nachfolger, den Erbprinzen Friedrich zu verlieren, brachen das folgende Jahr auch die Stürme des Krieges wieder über seine Lande herein, und das einzige, was ihm in dieser Zeit für dieselben zu thun vergönnt war, bestund in der klugen Sorgfalt, womit er die Stelle eines Generalfeldmarschalls der schwäbischen Bundestruppen ausschlug, um den Feind nicht zu reizen. Er hielt sich damals zu Basel auf, wo ihn die Kriegsereignisse und eine zunehmende Kränklichkeit veranlaßten, sein Testament zu verfassen. Er bestimmte darin seinen Enkel Karl Friedrich, zum Nachfolger in den baden-durlachischen Landen; seine Gemahlin aber und den ältesten Prinzen seines Bruders Christoph, den Markgrafen Karl August zu dessen Vormündern, und ordnete ihnen ein vormundschaftliches Geheim-Rathskollegium bei. Es geschah dies im Jahre siebzehnhundert sechs und dreißig, worauf er im folgenden nach Karlsruhe zurückkehrte, und daselbst auch nach wenigen Monaten an einem Schlagflusse verschied. Karl Wilhelm war ein Fürst, welcher die Geschäfte der Regierung mit seltener Aufmerksamkeit besorgte, und sein Finanzwesen so in Ordnung hielt, daß er nach Abzahlung aller von seinen Vorfahren ererbten Schulden noch eine volle Kasse hinterließ. Auch hatte er auf die Rechtspflege ein besonders wachsames Auge, veranstaltete zur Entdeckung etwaiger Mißbräuche oder Vernachlässigungen mehrmals unvermuthet eine Landes-Visitation, und ließ in schwierigen Prozeßfällen seiner Unterthanen auf eigene Kosten die Rechtsgutachten auswärtiger Rechtslehrer und Universitäten einholen. Selbst den Künsten und Wissenschaften lag er ob, und beförderte so alles Edle und Gute, wie alles Nothwendige, was einen Staat geehrt und glücklich machen soll.

Drittes Kapitel.

Von den Zeiten des pfälzischen, spanischen und östreichischen Erbfolge-Kriegs.

Kaum hatten sich seit vier und zwanzig Jahren die Länder am Rhein wieder in etwas erholt, als sie von neuem zum Schauplaze eines verheerenden Krieges gemacht wurden. Der grenzenlose Ehrgeiz König Ludwig des Vierzehnten von Frankreich suchte Nahrung durch das Waffenglück Turennes und Kondes, und der frömmelnde Leopold, Kaiser Ferdinand des Dritten Sohn und Nachfolger, vermochte nichts gegen die Unbilden, womit der französische Uebermuth das deutsche Reich bedrängte und verhöhnte. Zuerst galt es den östreichischen Niederlanden, alsdann den Holländern, und endlich der rheinischen Pfalz. Denn als Churfürst Karl Ludwig dem Könige, ohngeachtet seiner Verwandtschaft mit demselben, den Beitritt zum Kampfe wider Kaiser und Reich versagte, rächte sich Ludwig durch einen Einfall in die pfälzischen Lande. Beim Herannahen der Gefahr hatte man Heidelberg mit einem fränkischen Kreisregimente besezt, und der Herzog von Lothringen war aus dem Elsaß über den Rhein gekommen, um sich bei Sinsheim zu lagern. Aber während sein Kriegsvolk gegen die Ermahnungen des wachsamen Churfürsten sich in den Quartieren versäumte, zog Turenne mit vierzehntausend Mann über Philippsburg eilends heran, eroberte und plünderte Sinsheim, und trieb nach einem kurzen Gefechte den um die Hälfte schwächern Herzog nach Mannheim und Ladenburg, wie bald hernach bis an den Main. So stund also das ganze Land dem Feinde offen, und Turenne überließ es völlig der Wuth des Soldaten. Von seinem Schlosse aus sah der Churfürst gegen dreißig Ortschaften in Flammen stehn. Da übermannten ihn Zorn und Wehmuth; er übersandte dem Marschall ein Schreiben voll bittrer Klagen und Vorwürfe über solch' grausame Verwüstung

eines unschuldigen Landes, und forderte ihn zur Genugthuung auf's Duell. „Betrachten Sie, schloß der Brief, meine Forderung nicht von einer falschen Seite; ich will nur meine armen Unterthanen rächen, und da ich dies nicht an der Spize eines Heeres thun kann, welches sich mit dem Ihrigen messen dürfte, so geschehe es auf diese Art." Aber der große Marschall wich der Sache mit höflichen Worten aus, und zog sich endlich wieder über den Rhein zurück.

Während dessen hatte sich die kaiserliche Armee am Main verstärkt und wendete sich jezt gegen Straßburg, um dem Marschall zu begegnen; aber er entwischte ihr nächtlicher Weile, und sie selbst wurde bald darauf genöthigt, das Elsaß zu verlassen. Unmuthig über diesen mißlungenen, so kostspieligen Feldzug, kehrte Churfürst Karl Ludwig mit seinem Prinzen nach Heidelberg und Mannheim zurück, wo er sich abwechselnd aufhielt bis an sein Ableben. Denn nachdem Turenne bei Sasbach gefallen, hierauf seine Armee bis nach Breisach zurückgedrängt, und das folgende Jahr nach Einnahme der Festung Philippsburg der Feind vom Mittel-Rhein so ziemlich vertrieben war, ruhten hier die Waffen, bis das Erlöschen der simmerischen Churlinie den pfälzischen Erbfolge-Krieg veranlaßte. Umsonst hatte der alte Churfürst, da er seinen Erbprinzen Karl bereits sieben Jahre ohne Kinder verehlicht sah, sich selbst zum zweitenmal zu vermählen gesucht; seine unglückliche, durch die Liebesintriken des Fräuleins von Degenfeld von ihm getrennte Gemahlin willigte nicht in die völlige Scheidung, und so verschied denn Karl Ludwig nach einem mühevollen Leben, ohne den Trost, seinen Stamm fortblühen zu sehen. Eine neue Mätresse nach dem Tobte der Degenfeld verkürzte ihm wohl seine alten Tage, welche er im Oktober tausend sechshundert und achtzig, zu Edingen, zwischen Mannheim und Heidelberg, unter einem Nußbaume beschloß. „Karl Ludwig, sagt ein Geschichtschreiber von ihm, verlegte sich in seiner Jugend mit vielem Fortgange auf die Sprachen und auf das Studium des Völkerrechts, der Geschichte und Politik. Nach angetretener Regierung ertheilte er den Fremden aus Holland, Frankreich, England und der Schweiz mehrere Einzugsfreiheiten, welche eine ziemliche Menge derselben in das gute, aber doch sehr verwüstete Land herbeizogen

und zur Aufbauung der Flelen, Dörfer, Weiler und Güter ermunterten; ferner erließ er allen denen, welche sich in Mannheim zu sezen begehrten, auf vierzig Jahre den Zoll und alle Beschwerden, wodurch der Ort zu einer ansehnlichen Handelsstadt empor gebracht worden. Ueberhaupt hielt er seine Unterthanen ganz leidentlich, bis der Krieg ausbrach, wo dann die Steuern auf's Vierfache stiegen. Nichts desto weniger aber nahm das Land an Bevölkerung immer zu, denn der Churfürst beschüzte es aufs Beste, und ließ sich daran weder Lust noch Schlaf dauern. Er hatte eine mittelmäßige, wohlgeordnete Hofhaltung, vermied alle Schwelgerei, achtete treue Diener, und war streng gegen die nachlässigen. Auch das Geringste in der Regierung geschah nicht ohne sein Vorwissen und ohne seine eigne Einsicht, nach dem Wahlspruche: Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen! Hiedurch und durch überall geübte Sparsamkeit wurde Karl Ludwig in den Stand gesezt, nicht nur keine Schulden zu machen, sondern die Einkünfte des Landes so zu vermehren, daß sie die Intraden von dem deutschen Kriege weit überstiegen. Dem Reiche war er mit steter Treue zugethan, und es verlor an ihm eine eben so starke Säule, als sein Land einen eifrigen Schuzherrn."

Die Stimmung der Pfälzer bei dem Todte ihres Fürsten, den sie gerne Vater des Volkes nannten, war wie die Vorahnung einer schlimmen Zeit. Und wirklich verfloß kein volles Jahrzehent, als über die Pfalz eine Verwüstung ergieng, wie sie vor- und nachher keine andere erlitten hat. Churfürst Karl folgte seinem Vater in der Regierung mit vielen guten Eigenschaften und löblichen Entschlüssen; aber schon im sechsten Jahre rief ihn der Tod hinweg. Durch sein kinderloses Absterben fiel die Churpfalz nach den Familien-Verträgen jezt an die neuburgische Linie des pfälzischen Hauses, deren Stifter Philipp Ludwig gewesen war, im vierten Geschlecht ein Nachkomme weiland Pfalzgraf Ludwigs von Zweibrücken, des Enkels von Kaiser Ruprecht durch dessen Sohn Stephan von Simmern. Es war Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg, ein siebzigzähriger Greis, welcher nun in das churpfälzische Erbe treten sollte, und schon hatten ihm auch einige Städte gehuldigt, als ein französischer Gesandter erschien, und im Namen seines Königs für dessen Bruder, den Herzog von

Orleans, die pfälzischen Lande ansprach, da derselbe die Schwester des verstorbenen Churfürsten zur Gemahlin hatte. Mit Recht gebührten dem Herzoge aber nur die Allodien, und da man wegen der Lehenschaften Einwendungen machte, so griff Ludwig der Vierzehnte ungesäumt zu den Waffen, und ließ ein Heer gegen den Rhein aufbrechen. Es mochte die französische Eitelkeit beleidigen, daß ein kleiner Reichsfürst sich ihrem großen Könige zu widersezen wage. Philipp Wilhelm indessen, obwohl ein Mann vom biedersten Charakter, hatte nicht den Geist seiner Vorfahren; er blieb unthätig im Angesichte der Gefahr, und als seine Unterthanen darüber murrten, verließ er das Land, und sah von Düsseldorf aus dem Untergange desselben zu. Die pfälzischen Festungen konnten der heranbrechenden Uebermacht nicht widerstehen, denn selbst Philippsburg war gefallen. Zu Heidelberg kapitulirten Stadt und Schloß; aber die Franzosen achteten der Kapitulation nicht, sondern bedrückten und mißhandelten die Bürger auf's unmenschlichste, und verbreiteten auch in der Umgegend überall Mord und Brand.

Durch diese schändliche Verlezung alles Völkerrechts war ganz Deutschland empört worden, und aus dem pfälzischen Erbfolge-Krieg entstund sofort ein allgemeiner des ganzen Reichs wider die ehrsüchtigen Plane König Ludwigs. Aber nun geschah auch das Unerhörte. Denn als Kaiser Leopold nach der Eroberung von Belgrad seine Macht am Rhein aufstellen wollte, kam ihm Ludwig zuvor, um dessen Kriegsanstalten durch eine gräßliche Maßregel zu vereiteln. Heidelberg, Mannheim, Sinsheim, Bretten und die meisten Städte am jenseitigen Rheinufer wurden plözlich in Brand gesteckt und alles Land umher in eine rauchende Wüste verwandelt. Der Minister Louvois hatte hiezu den Befehl gegeben, und das Werkzeug der Ausführung war Melak, ein soldatischer Wütherich, der sich rühmte, des Teufels Genosse zu seyn. Mit dem Lächeln einer wahrhaft satanischen Schadenfreude sah und hörte er zu, wie die großen Thürme des Schlosses zu Heidelberg durch das Sprengpulver einstürzten und die Flammen über dem herrlichen Otto-Heinrichsbau zusammenschlugen; wie rings umher die Rauchsäulen brennender Dörfer dieses gräßliche Schauspiel begleiteten, und das Jammergeschrei der „pfälzischen

Kezer" mit dem Gekrache ihrer einstürzenden Wohnungen sich vermischte. An diesem Triumph der Barbarei hatten auch die Diener der katholischen Kirche Theil, die Jesuiten, französische und deutsche Mönche, die sichs zu einem frommen Verdienste anrechneten, die Wuth der Soldaten auf's Höchste zu steigern!

Im März sechszehnhundert neun und achtzig verließ endlich die mordbrennerische Schaar den traurigen Schauplaz ihrer Frevel, und ein kaiserliches Heer erschien in der Pfalz, besezte die Städte und stellte die Befestigungen derselben möglichst wieder her. Auch erschien das folgende Jahr Churfürst Johann Wilhelm, der Sohn und Nachfolger des alten Philipp Wilhelm, welcher zu Wien unlängst verstorben war; er nahm die Huldigung ein, und fieng an, das Land aus seinen Trümmern wieder zu erheben. Aber noch hatten die Rheinlande das volle Maß der Drangsale nicht erschöpft. Die französische und die kaiserliche Armee zogen durch die Markgrafschaft, und die Besazung von Fort-Louis that mehrere Streifzüge in die Umgegend; so fand auch der große Ort Graben seinen Untergang, so wurden Durlach und Pforzheim wiederholt eingenommen und geplündert, und endlich auch Heidelberg durch Verrath seines Kommandanten in die Gewalt der Franzosen gebracht. Der Churfürst hatte sich unrühmlich genug nach Düsseldorf zurückgezogen, und die Regierung ganz seinen Räthen überlassen, welche als eifrige Katholiken die Bedrängniß des protestantischen Glaubens in der unglücklichen Pfalz mit geheimem Vergnügen betrachteten, und auf seinen Untergang hofften. Es würde ermüdend seyn, die neuen Gräuel zu schildern, welche namentlich über Heidelberg ergiengen; was noch aus den frühern Zerstörungen gerettet worden, und was man inzwischen mit vielem Aufwande wieder hergestellt hatte, gieng jezt alles unter, und die Wuth, womit sich der entzügelte Soldat selbst bis zur Unnatürlichkeit gegen Lebendes und Todtes vergieng, übertraf alles, was in den blutigsten Schreckenstagen des dreißigjährigen Krieges geschehen war. Und als Ludwig, welcher sich den großen König nannte, diese Heldenthaten seiner Soldknechte vernahm, ließ er singen: Herr Gott, dich loben wir!

Nach solcher Verwüstung der Pfalz trug Melak die Brandfackel auch in die badischen Lande. Markgraf Friedrich Magnus

war beim Herannahen der Gefahr nach Basel geflüchtet, und schrieb von dort aus vergebens um Hilfe an den Reichstag, während Markgraf Wilhelm Ludwigs Heldenarm den Erbfeind des Reichs von den Grenzen Ungarns siegreich zurückschlug! Nachdem unter Marschall Choiseul ein kleines Heer bei Hüningen über den Rhein gesezt und die breisgauischen Lande verwüstend durchzogen hatte, erschienen im Sommer darauf die Horden Melaks vor Durlach, nach dessen Uebergabe die Straßen mit Stroh und Pechgränzen angefüllt, und sofort alle Wohnungen bis auf fünf kleine Häuser niedergebrannt wurden. Zu Pforzheim, welches die Franzosen schon früher besezt hielten, legte man Pulver in die Thore, und steckte hierauf das Rathhaus und Schloß in Brand, wodurch zwei und achtzig Häuser in Schutt und Asche versanken. Inzwischen zog der General Duras ebenso mordbrennerisch durch die niedere Markgrafschaft; es fielen Ettlingen, Steinbach, Rastatt, Kuppenheim und Stollhofen, es fiel selbst Baden, die uralte Residenz, ohngeachtet einer Zusage der Schonung, welche sich die verwittwete Markgräfin Maria Franziska erfleht hatte. Unter dem Vorwande einer Schuzwache zog eine Abtheilung des französischen Heeres in die Stadt; bald folgte eine größere Zahl, und man fieng an, die Festungswerke zu schleifen. Die Markgräfin jedoch blieb standhaft, obwohl sie sehen mußte, wie man in der Stiftskirche die Gräber ihrer Ahnen erbrach, und die Gebeine frevelnd umherstreute, und wie der eigne Sohn Louvois die schallende Feldmusik vor das Schloß führte, um das Wehklagen der Einwohner zu übertäuben, und ihren Schmerz zu verhöhnen. Kaum rettete man den jungen Erbprinzen Leopold von der Burg Eberstein nach Fohrbach. Hierauf, früh Morgens am Bartholomäustag, legte der Feind das Brandfeuer, und in wenigen Stunden loderte es durch alle Straßen und Wohnungen der Stadt!

In dieser Noth hatte der fränkische und schwäbische Kreis den Kaiser ersucht, den Kommandostab am Rhein der Hand Markgraf Ludwig Wilhelms anzuvertrauen, und dieser gepriesene Feldherr kam nun, nach einem zehnjährigen ruhmvollen Kampfe gegen die Türken, nach Deutschland, wo er vom Oberrhein an über den Schwarzwald bis gegen Heilbronn eine verschanzte Linie zog, um

die Fortschritte der französischen Macht zu hemmen. Und von dem an scheiterten alle Unternehmungen derselben diesseits des Rheinstromes, wie auch bald in den Niederlanden, wodurch sich Ludwig zu Friedensvorschlägen genöthigt sah. Im Herbste tausend sechshundert sechs und neunzig kam durch Vermittlung Schwedens der Friede von Riswik zu Stande, welchen das Jahr darauf auch der Kaiser unterzeichnete. Frankreich behielt zwar Straßburg mit den übrigen Reichsstädten im Elsaß, mußte aber Freiburg und Breisach wieder an Oestreich abtreten, wie an das Reich die Festungen Philippsburg und Kehl; der Churfürst von der Pfalz erhielt all' seine außer dem Elsaß gelegenen Lande wieder zurück, gegen dreimal hunderttausend Thaler Entschädigungsgeld, und von Seite Orleans eine völlige Verzichtleistung auf die simmerische Allodialverlassenschaft; auch dem Markgrafen von Baden endlich wurde alles wieder eingeräumt, was er vor dem Kriege besessen, nebst dem Grund und Boden der Festungswerke, welche Frankreich auf der rechten Rheinseite erbaut hatte, aber nun demoliren mußte.

Seit mehr als zwanzig Jahren waren also unsere Rheingegenden mit weniger Unterbrechung von den Schrecken des Krieges heimgesucht worden. Die Pfalz lag völlig verwüstet; im Badischen rechnete der Markgraf den erlittenen Schaden auf neun Millionen, und hatte kein einziges Schloß mehr, wo er mit seiner Familie wohnen konnte, und im Breisgau empfand namentlich die Stadt Freiburg die Folgen der traurigen Kriegsereignisse bitter genug! Mit rühmlichem Eifer arbeiteten die Fürsten und Regierungen an der Wiederaufnahme der verwüsteten Länder; aber auf die Schläge des Kriegsgottes folgten Mißjahre, daß in vielen Gegenden das Elend durch Hunger und Krankheit den höchsten Grad erreichte. Und wie bald verschwand wieder die Hoffnung des Friedens! Das siebzehnte Jahrhundert schloß unter dem Nachhalle des Waffengeklirrs, und das achtzehnte begann mit neuem. Noch ein halbes Jahrhundert sollten die Rheingegenden abwechselnd zum Tummelplatze erbitterter Heere dienen, bis der Friede von Achen endlich jene ruhigen, gedeihlichen Tage herbeiführte, wo während die Wunden des Landes allmälig wieder vernarbten

Viertes Kapitel.

Fortsezung und Beschluß des Vorigen.

Nachdem im Winter des Jahres tausend siebenhundert König Karl der Zweite von Spanien verstorben war, ohne einen leiblichen Nachfolger zu hinterlassen, erhob sich zwischen Frankreich und Oestreich über die spanische Erbfolge ein vierzehnjähriger Krieg, welcher namentlich auch über unsere Heimath seine Gräuel verbreitete. Kaiser Leopold war der nächste im spanischen Mannsstamme, Ludwig der Vierzehnte aber gründete sein Erbrecht auf seine Mutter, die ältere Schwester jenes Königs, und zeigte sich gerüstet, den verwickelten Kabinetsstreit mit dem Schwerdte zu entscheiden. Unter solchen Umständen war Leopold genöthigt, sich mit dem Markgrafen von Baden-Baden wieder zu versöhnen, welcher ohngeachtet aller Verdienste um das Reich und das Erzhaus wegen seiner bewiesenen fürstlichen Selbstständigkeit seit einiger Zeit in Ungnade gefallen war. Er gab ihm die Landvogtei Ortenau zu Lehen und ernannnte ihn mit erhöhtem Gehalte zum obersten General der Reichsarmee und zum Gouverneur der Festungen am Rhein. Ludwig Wilhelm beeilte sich, die diesseitigen Rheinlande durch verschanzte Linien gegen Frankreich zu verwahren, und den Krieg auf die jenseitigen zu spielen. Mit einem Heere von sechszehntausend Mann sezte er über den Strom, um Landau zu belagern. Inzwischen hatten sich England und Holland mit dem Kaiser verbunden, und es begann sofort ein allgemeiner Krieg wider Ludwig, welchem sich der Churfürst von Baiern anschloß. Landau fiel, die Linie am Schwarzwald wurde gegen die Angriffe des französischen Heeres glücklich vertheidigt, und dessen Vereinigung mit dem baierischen durch das Treffen bei Friedlingen verzögert. Erst im folgenden Jahre gelang es dem Marschall Villars, bei Hüningen unversehens über den Rhein zu sezen, den Markgrafen aus seinem Lager bei Offenburg zu vertreiben, alsdann nach Wegnahme der Festung Kehl, welche Ludwig Wilhelm zur Belohnung

seiner Verdienste um das Reich zum Geschenk erhalten hatte, durch das Kinzinger Thal in die Baar, und mit Umgehung der tapfern Stadt Villingen in das Donauthal vorzudringen, wo er sich endlich mit der baierischen Macht vereinigen konnte. Es fiel sofort Augsburg, wie bei uns bald auch Breisach, in die feindliche Gewalt, und das Glück der französisch-baierischen Waffen schien entschieden, als jene auf dem Schellenberg und bei Hochstätt durch die drei Helden Ludwig von Baden, Marlborough und Prinz Eugen erfochtenen Siege das Vaterland vom Feinde gänzlich befreiten.

Markgraf Ludwig war bisher meistens der Schuzengel der Rheinlande gewesen, und das kaiserliche Heer blieb auch bei allem Wechsel des Krieges unbesiegt, so lange er selbst an dessen Spize erschien. Nach seinem Hingang aber im Jahre siebzehnhundert und sieben, nahm alles bald eine traurige Wendung. Der französische Marschall Villars durchbrach mit dreißigtausend Mann die Linie bei Stollhofen, und drang über den Schwarzwald bis nach Schwaben und Franken, wo alles schonungslos gebrandschazt wurde. Der Markgraf Friedrich Magnus gerieth in die Nothwendigkeit, abermals nach Basel zu entfliehen, und das arme Land den Unbilden des feindlichen Volkes zu überlassen, während sein Erbprinz, Karl Wilhelm, wegen eines Beinbruchs von Ulm aus den Kriegsbewegungen unthätig zusehen mußte. Ueberall wich das kaiserliche Heer zurück und hatte fast täglich neue Verluste zu erleiden. Mit tiefer Betrübniß gewahrte dies Josef der Erste, welchem nach dem Tode seines Vaters Leopold im Frühling siebzehnhundert und fünf die Kaiserkrone ertheilt worden war, und in der Hoffnung auf eine bessere Führung des Kommandostabes übergab er denselben aus der Hand des Markgrafen von Baireuth in die des Churfürsten von Hannover. Nur wenig aber half diese Veränderung. Zwar verjagte der neue Oberfeldherr unter Mithilfe der tapfern Generale Mercy und Lobkowiz, den Feind aus seiner Stellung bei Offenburg, und ersezte den Verlust der Stollhofer Linie mit einer neuen von Etlingen bis nach Dachslanden; doch kämpfte nur der Prinz von Savoyen auf entfernterm Schauplaze mit entschiedenem Vortheil gegen die französische Macht. Der Plan des Churfürsten, den Krieg aus unsern

Orleans, die pfälzischen Lande ansprach, da derselbe die Schwester des verstorbenen Churfürsten zur Gemahlin hatte. Mit Recht gebührten dem Herzoge aber nur die Allodien, und da man wegen der Lehenschaften Einwendungen machte, so griff Ludwig der Vierzehnte ungesäumt zu den Waffen, und ließ ein Heer gegen den Rhein aufbrechen. Es mochte die französische Eitelkeit beleidigen, daß ein kleiner Reichsfürst sich ihrem großen Könige zu widersezen wage. Philipp Wilhelm indessen, obwohl ein Mann vom biedersten Charakter, hatte nicht den Geist seiner Vorfahren; er blieb unthätig im Angesichte der Gefahr, und als seine Unterthanen darüber murrten, verließ er das Land, und sah von Düsseldorf aus dem Untergange desselben zu. Die pfälzischen Festungen konnten der heranbrechenden Uebermacht nicht widerstehen, denn selbst Philippsburg war gefallen. Zu Heidelberg kapitulirten Stadt und Schloß; aber die Franzosen achteten der Kapitulation nicht, sondern bedrückten und mißhandelten die Bürger auf's unmenschlichste, und verbreiteten auch in der Umgegend überall Mord und Brand.

Durch diese schändliche Verlezung alles Völkerrechts war ganz Deutschland empört worden, und aus dem pfälzischen Erbfolge-Krieg entstund sofort ein allgemeiner des ganzen Reichs wider die ehrsüchtigen Plane König Ludwigs. Aber nun geschah auch das Unerhörte. Denn als Kaiser Leopold nach der Eroberung von Belgrad seine Macht am Rhein aufstellen wollte, kam ihm Ludwig zuvor, um dessen Kriegsanstalten durch eine gräßliche Maßregel zu vereiteln. Heidelberg, Mannheim, Sinsheim, Bretten und die meisten Städte am jenseitigen Rheinufer wurden plözlich in Brand gesteckt und alles Land umher in eine rauchende Wüste verwandelt. Der Minister Louvois hatte hiezu den Befehl gegeben, und das Werkzeug der Ausführung war Melak, ein soldatischer Wütherich, der sich rühmte, des Teufels Genosse zu seyn. Mit dem Lächeln einer wahrhaft satanischen Schadenfreude sah und hörte er zu, wie die großen Thürme des Schlosses zu Heidelberg durch das Sprengpulver einstürzten und die Flammen über dem herrlichen Otto-Heinrichsbau zusammenschlugen; wie rings umher die Rauchsäulen brennender Dörfer dieses gräßliche Schauspiel begleiteten, und das Jammergeschrei der „pfälzischen

auf Entsaz mit der entschlossensten Hinopferung acht Wochen gegen die feindliche Uebermacht sich vertheidigte, während man schon am Frieden arbeitete, und ihr Schicksal nichts mehr entscheiden konnte!

Im Jänner siebzehnhundert und vierzehn befanden sich Eugen und Villars auf dem Schlosse zu Rastatt, um die vorläufigen Friedensbedingnisse zu unterhandeln. Anfangs schien sich das Geschäft wieder zerschlagen zu wollen; als aber Ludwig der Vierzehnte seine Forderungen etwas herabstimmte, kam es zu einem definitiven Friedensschluß, welcher zu Baden in der Schweiz von beiden Mächten unterzeichnet wurde. Er beschränkte das französische Gebiet wieder bis auf die Grenze des Rheinstromes; für Baden aber, welches nur einige Rheininseln erhielt, gieng die Herrschaft Rodemachern, und für die Pfalz das Amt Germersheim verloren. Der Breisgau kehrte also unter seinen Erbfürsten wieder zurück; aber in wie traurigem Zustand! Das Land war ausgesogen und die Städte lagen zertrümmert, oder stunden am Rande ihres Ruins. Neuenburg hatte schon im Beginne des Krieges das Schicksal gehabt, von den Franzosen unvermuthet überfallen und niedergebrannt zu werden; Breisach glich ohnehin einer Grabstätte, und Freiburg sah sich erschöpft und gelähmt, wie noch nie. Sein Handel war zerstört, seine Bevölkerung bis auf fünfhundert Bürger herabgeschmolzen, und seine Schuldenlast über dreimalhundert tausend Gulden angewachsen. Die Regierung, so unväterlich sie die treue Stadt sonst behandelte, mußte ihr jezt einige Erleichterungen verschaffen; die Hochschule kehrte von ihrem Zufluchtsort in Konstanz wieder zurück, und eröffnete ihre Hörsäle mit neuem Eifer, da die breisgauischen Stände, von diesem Kleinode des Landes überzeugt, ihr möglichst wieder emporzuhelfen suchten, wodurch die Wohlfahrt auch der Stadt und Umgegend gewann.

Wie eifrig in den baden-durlachischen Landen Markgraf Karl Wilhelm an der Wiederherstellung derselben arbeitete, haben wir gehört. Und man muß sich billig verwundern über den schnellen Fortgang des neuen Anbaues, da doch die Markgrafschaft in allen Theilen so außerordentlich gelitten hatte. Aber wie viel vermag nicht ein einsichtsvoller und sparsamer Regent! Als man dem Markgrafen beim Antritt seiner Regierung die Rechnungen vorlegte, rief er traurig aus: „Wenn dies richtig ist, so bin ich ein armer

war beim Herannahen der Gefahr nach Basel geflüchtet, und schrieb von dort aus vergebens um Hilfe an den Reichstag, während Markgraf Wilhelm Ludwigs Heldenarm den Erbfeind des Reichs von den Grenzen Ungarns siegreich zurückschlug! Nachdem unter Marschall Choiseul ein kleines Heer bei Hüningen über den Rhein gesezt und die breisgauischen Lande verwüstend durchzogen hatte, erschienen im Sommer darauf die Horden Melaks vor Durlach, nach dessen Uebergabe die Straßen mit Stroh und Pechgränzen angefüllt, und sofort alle Wohnungen bis auf fünf kleine Häuser niedergebrannt wurden. Zu Pforzheim, welches die Franzosen schon früher besezt hielten, legte man Pulver in die Thore, und steckte hierauf das Rathhaus und Schloß in Brand, wodurch zwei und achtzig Häuser in Schutt und Asche versanken. Inzwischen zog der General Duras ebenso mordbrennerisch durch die niedere Markgrafschaft; es fielen Ettlingen, Steinbach, Rastatt, Kuppenheim und Stollhofen, es fiel selbst Baden, die uralte Residenz, ohngeachtet einer Zusage der Schonung, welche sich die verwittwete Markgräfin Maria Franziska erfleht hatte. Unter dem Vorwande einer Schuzwache zog eine Abtheilung des französischen Heeres in die Stadt; bald folgte eine größere Zahl, und man fieng an, die Festungswerke zu schleifen. Die Markgräfin jedoch blieb standhaft, obwohl sie sehen mußte, wie man in der Stiftskirche die Gräber ihrer Ahnen erbrach, und die Gebeine frevelnd umherstreute, und wie der eigne Sohn Louvois die schallende Feldmusik vor das Schloß führte, um das Wehklagen der Einwohner zu übertäuben, und ihren Schmerz zu verhöhnen. Kaum rettete man den jungen Erbprinzen Leopold von der Burg Eberstein nach Fohrbach. Hierauf, früh Morgens am Bartholomäustag, legte der Feind das Brandfeuer, und in wenigen Stunden loderte es durch alle Straßen und Wohnungen der Stadt!

In dieser Noth hatte der fränkische und schwäbische Kreis den Kaiser ersucht, den Kommandostab am Rhein der Hand Markgraf Ludwig Wilhelms anzuvertrauen, und dieser gepriesene Feldherr kam nun, nach einem zehnjährigen ruhmvollen Kampfe gegen die Türken, nach Deutschland, wo er vom Oberrhein an über den Schwarzwald bis gegen Heilbronn eine verschanzte Linie zog, um

Verordnungen zur Abhilfe der von den reformirten Unterthanen erhobenen Beschwerden; allein die katholischen Beamten achteten nicht darauf, die alte gewaltthätige Weise dauerte fort; das Land wurde durch Auswanderungen entvölkert, und Handel, Gewerbe und jede edlere Betriebsamkeit geriethen in Zerfall, da die Regierung, unbekümmert um das zeitliche Wohl des Volkes, nur dessen ewiges zu sichern suchte durch die Ausbreitung der römisch-katholischen Religion!

In diesem verschiedenen Zustand befanden sich unsere Länder, als ein dritter Krieg ausbrach und auch am Rheine wieder die früheren Jammerscenen erneuerte. Schon im Jahre siebzehnhundert sechs und zwanzig veranlaßten die neuen Handelsabsichten Oestreichs ein Bündniß zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien, wodurch der Breisgau und die Pfalz in Gefahr eines französischen Ueberfalles geriethen, welche sich im polnischen Krieg so ernsthaft wiederholte, daß nur die trefflichen Vertheidigungsanstalten Prinz Eugens sie entfernen konnten. Aber bald nach dem Hingang dieses großen Mannes erhob sich durch den Tod des Kaisers jener östreichische Erbfolgestreit, welcher acht Jahre lang die Länder des Erzhauses verwüstete, und dasselbe mit einem gänzlichen Untergang bedrohte. Karl der Sechste, der lezte Mannssprosse des habsburgischen Fürstengeschlechtes, hatte durch eine pragmatische Sanktion seine Tochter Maria Theressa zur Erbin eingesezt, und diese Einsezung war von den meisten europäischen Mächten feierlich garantirt worden. Aber so schlecht erschien der Geist der damaligen Kabinette, daß man alles beschworenen Rechtes vergaß und von allen Seiten wider die junge Königin zu Felde zog. Das schöne Erbe von Oestreich reizte die Raubsucht der Fürsten; Spanien, Frankreich, Sardinien, Baiern, Preußen und Sachsen erhoben ihre Ansprüche, und vereinigten sich zum Entwurfe eines Theilungstraktats, worauf durch die Vermittlung des französischen Hofes der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern zum Reichsoberhaupte erwählt wurde. Und nun sollte der vernichtende Schlag gegen Maria Theresia geführt werden; aber die Treue des östreichischen Volkes, die Begeisterung der Ungarn für ihre Herrscherin, und eine Hilfe aus England retteten sie. Die Feinde wurden überall zurückgedrängt, und im Jahre siebzehnhundert drei

und vierzig konnte sich der Prinz Karl von Lothringen, welchem die Hauptleitung der östreichischen Kriegsmacht anvertraut war, schon zum Uebergang über den Rheinstrom bereiten, um Frankreich auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Er kam mit einem zahlreichen Heere aus Schwaben nach Pforzheim, rückte durch die Markgrafschaft, durch die Ortenau herauf in den Breisgau, schlug bei Kenzingen ein Lager, und versuchte hernach bei Breisach und Rheinweiler den Uebergang über den Strom, der aber mißglückte, worauf man die Winterquartiere bezog. Besser gelang ein zweiter Versuch im Sommer des folgenden Jahres, wo das Heer bei Schröck und Weiße an das jenseitige Ufer glücklich erreichte, und siegend stromaufwärts zog bis Straßburg; hier aber kam die Nachricht von einem Einfalle Friedrichs des Zweiten in Böhmen, und die ganze östreichische Kriegsmacht wurde jezt dahin abgerufen, so daß die Vorlande sämmtlich dem Feinde preisgegeben waren. Sogleich erschien auch ein französisches Heer, welches dieselben für Kaiser Karl den Siebenten in Besiz nahm. Es bestund aus sechs und fünfzig tausend Mann unter dem Oberbefehle des Marschalls Koigny, und trennte sich in zwei Abtheilungen; die größere war zur Belagerung von Freiburg bestimmt, während der Ritter Bellisle mit der kleinern bis nach Rothenburg vordrang, und auf dem Rückzuge die Städte Villingen, Stockach und Radolfszell, alsdann Waldshut, Laufenburg und Säckingen einnahm und sich huldigen ließ. Bald wurde auch der Widerstand, welchen Rheinfelden leistete, durch einen Brand vereitelt, worauf Bellisle über die Waldstädte wieder nach Radolfszell zurückmarschirte, um die Stadt Konstanz zu belagern. Der dortige Kommandant aber sahe sich zu schwach, und zog mit der Besazung nach Bregenz, indeß der konstanzische Rath dem französischen Befehlshaber freiwillig die Thorschlüssel entgegentrug, welcher sich jezt mit der Eroberung von Vorarlberg und Tyrol beschäftigte.

Während dieses unaufgehaltenen Vorrückens der Franzosen unter Bellisle hatte sich Frei[illegible] gegen Koigny auf's tapferste vertheidigt, und war also bis [illegible] Bodensee und Neckar die einzige östreichische Stadt, der [illegible] Feind sich noch nicht erfreute; doch auch sie sollte falle[illegible] en ersten Ta[illegible] ner heftigen Beschießung hatte Kön[illegible] er Fünfzehn[illegible] bst von Paris

auf den Schauplaz des Krieges begeben, und wohnte der Belagerung bei. Vier Wochen hielt sich die Stadt, und hätte es noch länger vermocht; aber bei so weiter Entfernung des östreichischen Heeres, und bei dem Eifer, womit der Feind seine Werke betrieb, wäre jeder längere Widerstand eine nuzlose Hartnäckigkeit gewesen. Im Dezember siebzehnhundert vier und vierzig geschah die Uebergabe, worauf Koigny sogleich die Zerstörung der sämmtlichen Festungswerke befahl, und unausgesezt damit fortfuhr, bis die ungeheuern Mauermassen in Trümmer lagen. Diese Belagerung und Einnahme der Stadt Freiburg gehörte zu den lezten Ereignissen des Krieges am Rhein. Denn der Tod des Kaisers auf der einen Seite, und die Siege König Friedrichs auf der andern, stimmten Baiern und Oestreich zum Frieden, und als dieser geschlossen, und der Gemahl Maria Theresias, der Großherzog Franz Stephan von Toskana, als deutscher Kaiser anerkannt war, verstummte das Waffengetümmel in Deutschland, und erscholl nur noch aus Italien und den Niederlanden zu uns herüber. Endlich, nach gegenseitiger Ermüdung der streitenden Mächte, wurde der Friede allgemein, und im Oktober tausend siebenhundert acht und vierzig zu Aachen ein Definitivtraktat unterzeichnet, welcher die frühern Friedensschlüsse und die pragmatische Sanktion bestätigt hat.

Fünftes Kapitel.

Die jezt badischen Lande während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Abgesehen von den Bestrebungen der Fürsten, ihre Hoheitsrechte überall zu erweitern und zu einer despotischen Herrschaft zu vereinigen, so trat nach dem Aachener Frieden einer der glücklichsten Zeiträume für die meisten unserer Länder ein, und dauerte, bis die französische Staatsumwälzung in ihren Folgen auch bei uns alle alten Verhältnisse zerriß und eine neue Ordnung der Dinge

Gegenden hinweg und nach dem Elsaße zu versezen, wurde durch ein Treffen bei Ottmarsheim vereitelt; den kaiserlichen Truppen blieb nichts übrig, als der Rückzug hinter die Ettlinger Linie, und bald würde das rechte Rheinufer die Drangsale des Krieges wieder empfunden haben, wenn nicht der Tod des Kaisers die Blicke König Ludwigs auf andere Interessen gelenkt hätte.

Josef der Erste war im April siebzehnhundert und eilf verstorben, und nun bemühte sich der französische Hof, den Churfürsten von Brandenburg auf den deutschen Thron zu bringen. Die Sache ward mit großem Eifer betrieben; als es aber zur Wahl kam, trug Erzherzog Karl, der Bruder des lezten Kaisers, welcher durch dessen Tod auch alle östreichischen Erblande ererbt hatte, den Sieg davon. Und so wäre die ganze Macht von Oestreich, die spanische und deutsche Krone in einer Hand vereinigt gewesen; doch eben diese Gefahr für das europäische Gleichgewicht ließ es dem französischen Kabinete gelingen, mit England und Holland ein Bündniß gegen den Kaiser zu errichten, welches hernach im Frieden zu Utrecht den Prinzen von Anjou als König von Spanien anerkannte. Karl indessen sezte den Krieg fort, und bald stunden sich Prinz Eugen und Marschall Villars, wohlgerüstet am Rheine entgegen. Jener hatte den Plan eines allgemeinen Aufgebotes gehabt, um durch diesen entschiedenen Schritt die überrheinischen Provinzen des Reiches zu retten. Allein die Stände wollten sich dazu nicht entschließen; sie waren saumselig selbst in ihren schuldigen Leistungen, und Eugen wußte nichts anderes zu thun, als die Zugänge des Schwarzwaldes und die Grenzen der Pfalz zu verwahren. „Ich stehe jezt, schrieb er von Mannheim aus an den Grafen von Sinzendorf, Schildwache am Rhein, und betrachte die Umgegend, wo es mir oftmals auf das Herz fällt, wie ruhig und ungestört die Bewohner im Genusse dieser reichen Natur seyn könnten, wenn sie nur Muth hätten und ihre Stärke zu benuzen wüßten.“ Indessen belagerte Villars die Festung Landau, und Eugen mußte unthätig zusehen, wie dieser wichtige Plaz sich übergab; er mußte zusehen, wie die französische Armee hierauf über den Rhein sezte, Freiburg umschloß, und die Kaiserlichen über den Schwarzwald bis an den Neckar zurück drängte; wie die verlassene Stadt immer in Hoffnung

auf Entsaz mit der entschlossensten Hinopferung acht Wochen gegen die feindliche Uebermacht sich vertheidigte, während man schon am Frieden arbeitete, und ihr Schicksal nichts mehr entscheiden konnte!

Im Jänner siebzehnhundert und vierzehn befanden sich Eugen und Villars auf dem Schlosse zu Rastatt, um die vorläufigen Friedensbedingnisse zu unterhandeln. Anfangs schien sich das Geschäft wieder zerschlagen zu wollen; als aber Ludwig der Vierzehnte seine Forderungen etwas herabstimmte, kam es zu einem definitiven Friedensschluß, welcher zu Baden in der Schweiz von beiden Mächten unterzeichnet wurde. Er beschränkte das französische Gebiet wieder bis auf die Grenze des Rheinstromes; für Baden aber, welches nur einige Rheininseln erhielt, gieng die Herrschaft Rodemachern, und für die Pfalz das Amt Germersheim verloren. Der Breisgau kehrte also unter seinen Erbfürsten wieder zurück; aber in wie traurigem Zustand! Das Land war ausgesogen und die Städte lagen zertrümmert, oder stunden am Rande ihres Ruins. Neuenburg hatte schon im Beginne des Krieges das Schicksal gehabt, von den Franzosen unvermuthet überfallen und niedergebrannt zu werden; Breisach glich ohnehin einer Grabstätte, und Freiburg sah sich erschöpft und gelähmt, wie noch nie. Sein Handel war zerstört, seine Bevölkerung bis auf fünfhundert Bürger herabgeschmolzen, und seine Schuldenlast über dreimalhundert tausend Gulden angewachsen. Die Regierung, so unväterlich sie die treue Stadt sonst behandelte, mußte ihr jezt einige Erleichterungen verschaffen; die Hochschule kehrte von ihrem Zufluchtsort in Konstanz wieder zurück, und eröffnete ihre Hörsäle mit neuem Eifer, da die breisgauischen Stände, von diesem Kleinode des Landes überzeugt, ihr möglichst wieder emporzuhelfen suchten, wodurch die Wohlfahrt auch der Stadt und Umgegend gewann.

Wie eifrig in den baden-durlachischen Landen Markgraf Karl Wilhelm an der Wiederherstellung derselben arbeitete, haben wir gehört. Und man muß sich billig verwundern über den schnellen Fortgang des neuen Anbaues, da doch die Markgrafschaft in allen Theilen so außerordentlich gelitten hatte. Aber wie viel vermag nicht ein einsichtsvoller und sparsamer Regent! Als man dem Markgrafen beim Antritt seiner Regierung die Rechnungen vorlegte, rief er traurig aus: „Wenn dies richtig ist, so bin ich ein armer

Fürst", und als ihn nach einer dreißigjährigen Verwaltung der Tod hinwegrief, hinterließ er troz neuer Kriegsunfälle ein wohlhabendes Land und in seiner Kasse einen nicht unbeträchtlichen Schaz.

Einen traurigen Gang nahmen die Dinge in der Pfalz, namentlich in Rücksicht der Religion, woraus bald auch andere Zerwürfnisse erwuchsen. Schon unter Kurfürst Philipp Wilhelm hatte die katholische Geistlichkeit sich im Lande wieder verbreitet. Sein Nachfolger war von den Jesuiten erzogen, und später in allen Regierungshandlungen geleitet worden. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts besaß dieser Orden mehrere Lehrstühle an der Hochschule zu Heidelberg, und sein Einfluß vermehrte sich so schnell, daß schon siebzehnhundert fünfzehn ein jesuitischer Professor öffentlich drucken und vertheidigen ließ, kein Katholik dürfe Umgang pflegen mit einem Kalvinisten oder andern Kezern, welche man willkürlich ihrer Aemter, ja ihres Lebens berauben könne, wie einen Fürsten seiner Lande, wenn er auf Verlangen der Kirche sich nicht bemühe, die Kezerei auszurotten. Zwar erfolgte eine ernsthafte Anklage dieser Artikel vor dem Reichshofrathe zu Wien; aber ihr Verfasser blieb ungestört bei seiner Stelle, und die Protestanten erfuhren jezt nur noch offenbarer den Haß der Regierung. Denn Kurfürst Karl Philipp, der Bruder und Nachfolger Johann Wilhelms, welcher während des Streites gestorben war, ruhte ganz in dem Neze der Jesuiten. Er unterließ die Bestätigung der Religionsfreiheiten seiner protestantischen Unterthanen, verbot auf's strengste den Heidelberger Katechismus, und verlangte von den heidelbergischen Reformirten die gänzliche Abtretung der Hauptkirche zum heiligen Geist. Sie aber widersezten sich standhaft diesen empörenden Verlezungen der Religions-Deklaration, und nun begann durch die Gewaltsmaßregeln des pfälzischen Hofs eine Verwirrung im ganzen Land, welche selbst auswärtige Mächte veranlaßt hat, für die unterdrückte Partei in's Mittel zu treten. Aber Karl Philipp ließ sich vom Pabste für sein Verdienst „um die Ausrottung der kalvinistischen Kezerei" fromme Lobsprüche spenden, und als ihm ein kaiserliches Mandat die Wiederherstellung der alten Verhältnisse gebot, verlegte er die kurfürstliche Residenz von Heidelberg nach Mannheim. Freilich erschienen nun wiederholte

Verordnungen zur Abhilfe der von den reformirten Unterthanen erhobenen Beschwerden; allein die katholischen Beamten achteten nicht darauf, die alte gewaltthätige Weise dauerte fort; das Land wurde durch Auswanderungen entvölkert, und Handel, Gewerbe und jede edlere Betriebsamkeit geriethen in Zerfall, da die Regierung, unbekümmert um das zeitliche Wohl des Volkes, nur dessen ewiges zu sichern suchte durch die Ausbreitung der römisch-katholischen Religion!

In diesem verschiedenen Zustand befanden sich unsere Länder, als ein dritter Krieg ausbrach und auch am Rheine wieder die früheren Jammerscenen erneuerte. Schon im Jahre siebzehnhundert sechs und zwanzig veranlaßten die neuen Handelsabsichten Oestreichs ein Bündniß zwischen England, Frankreich, Holland und Spanien, wodurch der Breisgau und die Pfalz in Gefahr eines französischen Ueberfalles geriethen, welche sich im polnischen Krieg so ernsthaft wiederholte, daß nur die trefflichen Vertheidigungsanstalten Prinz Eugens sie entfernen konnten. Aber bald nach dem Hingang dieses großen Mannes erhob sich durch den Tod des Kaisers jener östreichische Erbfolgestreit, welcher acht Jahre lang die Länder des Erzhauses verwüstete, und dasselbe mit einem gänzlichen Untergang bedrohte. Karl der Sechste, der lezte Mannssprosse des habsburgischen Fürstengeschlechtes, hatte durch eine pragmatische Sanktion seine Tochter Maria Theresia zur Erbin eingesezt, und diese Einsezung war von den meisten europäischen Mächten feierlich garantirt worden. Aber so schlecht erschien der Geist der damaligen Kabinette, daß man alles beschworenen Rechtes vergaß und von allen Seiten wider die junge Königin zu Felde zog. Das schöne Erbe von Oestreich reizte die Raubsucht der Fürsten; Spanien, Frankreich, Sardinien, Baiern, Preußen und Sachsen erhoben ihre Ansprüche, und vereinigten sich zum Entwurfe eines Theilungstraktats, worauf durch die Vermittlung des französischen Hofes der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern zum Reichsoberhaupte erwählt wurde. Und nun sollte der vernichtende Schlag gegen Maria Theresia geführt werden; aber die Treue des östreichischen Volkes, die Begeisterung der Ungarn für ihre Herrscherin, und eine Hilfe aus England retteten sie. Die Feinde wurden überall zurückgedrängt, und im Jahre siebzehnhundert drei

und vierzig konnte sich der Prinz Karl von Lothringen, welchem die Hauptleitung der östreichischen Kriegsmacht anvertraut war, schon zum Uebergang über den Rheinstrom bereiten, um Frankreich auf seinem eigenen Boden anzugreifen. Er kam mit einem zahlreichen Heere aus Schwaben nach Pforzheim, rückte durch die Markgrafschaft, durch die Ortenau herauf in den Breisgau, schlug bei Kenzingen ein Lager, und versuchte hernach bei Breisach und Rheinweiler den Uebergang über den Strom, der aber mißglückte, worauf man die Winterquartiere bezog. Besser gelang ein zweiter Versuch im Sommer des folgenden Jahres, wo das Heer bei Schröck und Weiße an das jenseitige Ufer glücklich erreichte, und siegend stromaufwärts zog bis Straßburg; hier aber kam die Nachricht von einem Einfalle Friedrichs des Zweiten in Böhmen, und die ganze östreichische Kriegsmacht wurde jezt dahin abgerufen, so daß die Vorlande sämmtlich dem Feinde preisgegeben waren. Sogleich erschien auch ein französisches Heer, welches dieselben für Kaiser Karl den Siebenten in Besiz nahm. Es bestund aus sechs und fünfzig tausend Mann unter dem Oberbefehle des Marschalls Koigny, und trennte sich in zwei Abtheilungen; die größere war zur Belagerung von Freiburg bestimmt, während der Ritter Bellisle mit der kleinern bis nach Rothenburg vordrang, und auf dem Rückzuge die Städte Villingen, Stockach und Radolfszell, alsdann Waldshut, Laufenburg und Säckingen einnahm und sich huldigen ließ. Bald wurde auch der Widerstand, welchen Rheinfelden leistete, durch einen Brand vereitelt, worauf Bellisle über die Waldstädte wieder nach Radolfszell zurückmarschirte, um die Stadt Konstanz zu belagern. Der dortige Kommandant aber sahe sich zu schwach, und zog mit der Besazung nach Bregenz, indeß der konstanzische Rath dem französischen Befehlshaber freiwillig die Thorschlüssel entgegentrug, welcher sich jezt mit der Eroberung von Vorarlberg und Tyrol beschäftigte.

Während dieses unaufgehaltenen Vorrückens der Franzosen unter Bellisle hatte sich Freiburg gegen Koigny auf's tapferste vertheidigt, und war also bis an den Bodensee und Neckar die einzige östreichische Stadt, deren der Feind sich noch nicht erfreute; doch auch sie sollte fallen. Nach den ersten Tagen einer heftigen Beschießung hatte König Ludwig der Fünfzehnte sich selbst von Paris

auf den Schauplaz des Krieges begeben, und wohnte der Belagerung bei. Vier Wochen hielt sich die Stadt, und hätte es noch länger vermocht; aber bei so weiter Entfernung des östreichischen Heeres, und bei dem Eifer, womit der Feind seine Werke betrieb, wäre jeder längere Widerstand eine nuzlose Hartnäckigkeit gewesen. Im Dezember siebzehnhundert vier und vierzig geschah die Uebergabe, worauf Koigny sogleich die Zerstörung der sämmtlichen Festungswerke befahl, und unausgesezt damit fortfuhr, bis die ungeheuern Mauermassen in Trümmer lagen. Diese Belagerung und Einnahme der Stadt Freiburg gehörte zu den lezten Ereignissen des Krieges am Rhein. Denn der Tod des Kaisers auf der einen Seite, und die Siege König Friedrichs auf der andern, stimmten Baiern und Oestreich zum Frieden, und als dieser geschlossen, und der Gemahl Maria Theresias, der Großherzog Franz Stephan von Toskana, als deutscher Kaiser anerkannt war, verstummte das Waffengetümmel in Deutschland, und erscholl nur noch aus Italien und den Niederlanden zu uns herüber. Endlich, nach gegenseitiger Ermüdung der streitenden Mächte, wurde der Friede allgemein, und im Oktober tausend siebenhundert acht und vierzig zu Aachen ein Definitivtraktat unterzeichnet, welcher die frühern Friedensschlüsse und die pragmatische Sanktion bestätigt hat.

Fünftes Kapitel.

Die jezt badischen Lande während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Abgesehen von den Bestrebungen der Fürsten, ihre Hoheitsrechte überall zu erweitern und zu einer despotischen Herrschaft zu vereinigen, so trat nach dem Aachener Frieden einer der glücklichsten Zeiträume für die meisten unserer Länder ein, und dauerte, bis die französische Staatsumwälzung in ihren Folgen auch bei uns alle alten Verhältnisse zerriß und eine neue Ordnung der Dinge

hervorrief. Nichts störte die gedeihliche Ruhe und das freudige Wiederaufblühen des Wohlstandes als einige Nachwehen des siebenjährigen Krieges und eine durch Mißwachs entstandene Theurung. Hierauf aber folgten eine Reihe gesegneter Erndten und Herbste; es folgten die weisen Staatsverbesserungen eines Josef und Karl Friedrich, wodurch Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe wetteifernd sich hoben, gleichwie besonders auch der Ackerbau die erfreulichsten Fortschritte nahm, und durch den Klee und die Kartoffeln für Menschen und Vieh zwei neue, ungemein wohlthätige Nahrungsmittel gewonnen wurden.

Ja, in der Geschichte der Landwirthschaft und Industrie macht das achtzehnte Jahrhundert eine eben so wichtige Periode, als die Zeit der aufblühenden Städte, als die Zeit der Kreuzzüge, und selbst jene frühere Karls des Großen. Namentlich bei uns, in den weiten Ebenen am Rhein, und an den sanften Vorhügeln des Schwarz- und Odenwaldes, gewann der Landbau eine mannigfach veränderte Gestalt. Viel ödes Erdreich wurde urbar gemacht; viele Waldstrecken verwandelten sich in Aecker, viele Berghalden, wo nur Gesträuch oder Haidgras wucherte, in Weingärten, und viele Sumpfgegenden in Wiesland. Allenthalben an Straßen und Feldwegen wuchsen Obstbäume auf, nicht nur die alteinheimischen, sondern mancherlei fremde und edlere. Die Veredlung der Gewächse überhaupt, und besonders der Weinreben, nahm einen sichtbaren Fortschritt; auch bessere Getraidearten kamen auf, und eine Menge neuer Garten- und Feldpflanzen. Dabei vermehrte und verbesserte sich nicht minder der Viehstand und die Zucht der Hausthiere, was alsdann wieder ungemein befördernd auf den Ackerbau zurückwirkte. So erhielt damals die Landwirthschaft den Impuls zu einer Vervollkommnung, welche schon jezt zu solchem Grade gediehen ist, daß mancher Gau beinah' das Doppelte seiner frühern Bevölkerung hinreichend ernährt.

Aber ein großer Theil unserer Landschaften besteht aus Gebirgsgegenden, meistens sehr hochgelegenen und unwirthbaren, wo der Mensch auf die von altersher gewohnte kümmerliche Nahrungsweise für immer beschränkt schien. Und gleichwohl haben sich auch hier während des achtzehnten Jahrhunderts die Erwerbsverhältnisse auf's glücklichste vermehrt und umgestaltet. Besonders

war solches der Fall im obern Schwarzwald, als dessen Zierde die reichen Ortschaften Tryberg, Furtwangen, Neustadt und Lenzkirch den Wanderer so gastlich einladen. Werfen wir einen Blick auf die Kulturgeschichte dieses Berglandes, wo einst zwischen den düstern Tannenwäldern nur einzelne zerstreute Hütten, hin und wieder ein Herrenthurm oder ein Kloster hervorblickten! Der Haferbau, die Viehzucht und die Waldung waren ursprünglich die einzigen Nahrungsquellen des Schwarzwälders; dem rauhen Erdreich konnte man selten eine bessere Fruchtart abgewinnen, und selbst das gemeine Obst gedieh nur an den Vorhügeln. Das Vieh dagegen war wegen der vielen kräftigen Weide sehr zahlreich und gut. In einigen Thälern wurde seit uralter Zeit auch eine starke Bienenzucht getrieben, und in den vielen Bergwassern ein ergiebiger Fischfang, der jedoch, wie das Gewild, meistens ein Lehen der Edelleute war. Aus den Waldungen zog man nebst dem Holz und Kohl noch das Harz, womit sich viele Menschen ihren Unterhalt verschafften. Ein Haupterwerb aber der Schwarzwälder bestund schon sehr frühe in dem Holzhandel. Sie flößten die Tannstämme auf ihren verschiedenen Flüssen in den Rhein oder die Donau hervor, oder schnitten dieselben in Bretter, Latten, Rebstöcke und Schindeln, welche dann, wie das Kohl und Harz, in die umliegenden Landschaften verführt wurden. Aber auch mancherlei Geschirr und Schnitzwerk verfertigte man, und während des siebzehnten Jahrhunderts kam endlich die Uhrmacherei empor, welche heut zu Tage der reichste Erwerbszweig der Schwarzwälder ist. Die Familien Kreuz und Dilger, jene auf dem Glashof bei Sankt Peter, diese zu Urach im Fürstenbergischen, erwarben sich das Verdienst, die neue Kunst zuerst in Ausübung gebracht zu haben, worauf dieselbe gleich einen so glücklichen Fortgang nahm, daß schon in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts jährlich gegen viertausend Uhren verschiedener Gattung verfertigt und nach allen Ländern Europas, selbst bereits nach Nordamerika verkauft wurden. Aber noch früher als mit Uhren, wurde mit Glas gehandelt, da die erste schwarzwäldische Glashütte schon im Jahre sechszehnhundert vier und achtzig bestund; ja, es hat wohl dieser Handel zu der Uhrmacherei die Veranlassung gegeben, wie bald auch zur Blechlöffel- und Strohhut-Fabrikation, welche

hauptsächlich im Trybergischen und am Feldberge aufkam, während in der Grafschaft Hauenstein von einem Gurtweiler die Baumwollenspinnerei gegründet, durch andere Unternehmer schnell verbreitet, und von Abt Gerbert zulezt auch im Sankt Blasischen Gebiete eingeführt wurde. Ruhig nährte sich ein großer Theil des Hauensteinischen Waldvolks von dem neuen Gewerbe, nachdem jene zerrüttenden Unruhen der Salpetrer seit siebzehnhundert fünf und fünfzig aufgehört hatten, und der lange Friede manche erlittene Unbill eher vergessen ließ. Und so sahe man im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts auf den einsamen Höhen und in den stillen Thälern des Schwarzwaldes eine Gewerbsthätigkeit aufblühen und einen Wohlstand begründen, um welchen sich dessen Bewohner von ihren an Erdreich weit gesegnetern Nachbarn doch immer beneidet finden.

Obwohl nun aber die Gründung ihrer Industrie ganz das eigene Verdienst der Schwarzwälder ist, so würde dieselbe keineswegs zu solcher Ausbreitung und Blühte gediehen seyn, ohne ein beförderndes Element, das nicht von ihnen abhieng; ohne jenen Geist freierer Bewegung und Thätigkeit nämlich, welchen Kaiser Josef erweckte, dieser größte Wohlthäter der Lande seiner Väter, an dessen Schilderung wir nur mit schüchterner Hand uns wagen. Die östreichischen Staaten waren theils durch die vielen Kriege des Erzhauses, theils durch die nachläßige Regierung Karl des Sechsten äußerst in Zerfall gerathen, als mit Maria Theresia und noch mehr mit ihrem Sohne Josef eine glänzende Periode für dieselben begann. Die Reform wurde zwar in einem Zweige der Staatsverwaltung begonnen, wo sie den allgemeinen Unwillen des Landes erregte, nämlich im Finanzwesen. Denn bei der Erschöpfung der Staatskasse und bei so vielfach vermehrten Bedürfnissen war eine neue Besteurungsart nothwendig. Alle Grundstücke wurden daher untersucht, abgeschäzt und in ein Verzeichniß gebracht, wornach man den Steuerfuß sodann regelte. Diese Neuerung griff aber als etwas Unerhörtes zu verlezend in die alte Sitte und Uebung und namentlich in die ständischen Rechte ein, da man bisher nur von Schuz-, Hilf- und Ehrengeldern etwas wußte, welche gegen Ausstellung eines Reverses von den Ständen besonders verwilligt wurden, und jeder Stand sich selbst besteuerte. Die gegen die

übrigen östreichischen Unterthanen so bevorzugten vorländischen Landstände schüzten eilend ihre Privilegien vor, und wendeten sich wiederholt mit den dringendsten Vorstellungen an die Monarchin; aber es durfte hier keine Rücksicht genommen werden, und bald machten die folgenden weisen Verordnungen und die heilbringende Staatsverwaltung überhaupt diese Kränkung der alten Freiheiten so ziemlich vergessen. Nach einer kurzen Trennung der Regierungsstellen zwischen Freiburg und Konstanz, wurden sie am Schlusse der fünfziger Jahre in lezterer Stadt unter dem Namen einer kaiserlich königlichen Regierung und Kammer wieder vereinigt, von wo an die vorderöstreichischen Staaten sie als eine eigene Landesstelle bis siebzehnhundert zwei und achtzig unverändert besessen haben.

Der übrige Theil der Verordnungen betraf meistens die Abstellung kirchlicher Mißbräuche und die Emporhebung des Volksunterrichtes. Durch jene hielt sich die Regierung überzeugt, die Aufnahme der katholischen Kirche, wie das Ansehen der Geistlichkeit und das gegen dieselbe höchst nöthige Vertrauen zu befördern; durch die Errichtung von Normal- und Trivialschulen aber glaubte sie einem der wesentlichen Bedürfnisse des vorangeschrittenen Zeitalters nachkommen zu müssen, und der Erfolg hat auch bald den unberechenbaren Nuzen dieser Anstalten gezeigt.

Nach einer so wohlthätigen Herrschaft starb Maria Theresia im Winter tausend siebenhundert und achtzig, billig mit dem schönsten Lobe, welches wohl je ein Weib auf dem Throne und im Familienkreise sich errungen hat. Und es folgte ihr jezt in der Leitung der östreichischen Erbstaaten Josef der Zweite, welcher schon seit dem Tode seines Vaters im Jahre siebzehnhundert fünf und sechzig die deutsche Kaiserkrone trug. Sogleich nach dieser Veränderung bemerkte man in der ganzen Monarchie eine neue Thätigkeit und Bewegung. Denn der junge, den heiligsten Interessen der Menschheit zugewendete Regent war voll des Eifers für das Ansehen und die Wohlfahrt seines Volkes; alles sollte ein neues, frisches Leben gewinnen, und die alten Vorurtheile, die alten Mißbräuche sollten fallen. Aber eben dieser Eifer für das ewige Recht, für die Aufklärung und allgemeine Wohlfahrt riß ihn zu hundert Verlezungen der Rechtszustände im Einzelnen hin,

und zur Untergrabung vieler Glücksverhältnisse; es erhob sich das beleidigte Vorurtheil der blinden Freunde des Alten; es erhoben sich die bevorrechteten Stände, der Adel und die Geistlichkeit, offen und insgeheim gegen den verhaßten Reformator, und der edelste und kräftigste Wille, welcher je einen Monarchen belebt hat, führte beinahe nur ein Mißlingen seines großen Unternehmens herbei! Doch, es ergieng hier, wie bei Karl dem Großen: von der reichen Aussaat, welche die Folgezeit wieder unterdrückte, hatte doch Manches feste Wurzeln gefaßt, und wuchs im Stillen fort bis zur erfreulichsten Blühte.

Auch Josef begann seine Staats- und Regierungsreform mit den Finanzen, welche noch immer nicht gehörig geordnet und hinlänglich gehoben waren. Er führte eine genaue Sparsamkeit im Staatshaushalte ein, wobei ihn jedoch der Grundsaz leitete, daß „nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staates soll beigetragen werden." Zu gleicher Zeit erfolgte die Aufhebung des Druckes der Bücherzensur, alsdann das Gesez der allgemeinen Duldung, und am Schlusse des Jahres siebzehnhundert ein und achtzig die Abschaffung der Leibeigenschaft, „da eine gemäßigte Unterthänigkeit sowohl auf die Verbesserung der Landeskultur und Industrie den nüzlichsten Einfluß habe, als auch von der Vernunft und Menschenliebe gefordert werde." Ferner suchte Josef durch verschiedene Verordnungen und Institute die Gewerbe, den Handel, und besonders den Ackerbau zu heben. Die unter der vorigen Regierung begonnene Reform in Kirchensachen sezte er eifrig fort, gleichwie die Beförderung der Volksbildung durch neue Schulen, und der allgemeinen Sittlichkeit durch Abschaffung des Bettels und der Hazardspiele, durch Spitäler und Findelhäuser. Künste und Wissenschaften erfreuten sich seiner sorgsamsten Pflege und verbreiteten ungemein schnell das Licht der Aufklärung durch die freie Bewegung, welche ihnen die entfesselte Presse gab; und endlich arbeitete er unermüdlich an der Verbesserung der gesammten Polizei- und Rechtsgesezgebung. Oestreich erhielt durch Josef eine Civil- und Kriminal-Gerichtsordnung, wie sich deren noch kein Land zu erfreuen hatte, und übereinstimmend mit dem Geist dieser Geseze suchte er auch die Männer zu wählen, denen ihre Ausübung anvertraut wurde. Sein Grundsaz hierin war,

daß Niemand einen Staatsdienst übernehmen möge, dem es nur um die Ehre und die Besoldung zu thun sey, sondern wer sich einem öffentlichen Amt widmen wolle, auch eine warme Seele für das Beste des Staates mitbringen müsse.

Die vorderöstreichischen Staaten bewiesen für Josefs Verbesserungen eine besondere Empfänglichkeit, und nachdem der Monarch diese herrlichen Länder selbst bereist hatte, erfreuten sie sich auch seiner besonderen Zuneigung. Freiburg, was würde diese kleine Stadt geworden seyn, wenn nicht mit dem Tode ihres edlen Pflegers und Beschüzers die so freudig aufgeblühte Pflanzung wieder erstickt worden wäre? Schon vor jener Reise, auf welcher der Kaiser durch seine Leutseligkeit die Herzen des Volkes gewann, hatte manche Neuerung und Verbesserung stattgefunden, die Aufhebung nämlich mehrerer Klöster und sämmtlicher Bruderschaften, die Einziehung unnüzer Pfründen, und die Umänderung mancher Theile des kirchlichen Ritus; alsdann die Einführung des neuen Gesezbuches und der neuen Prozeßordnung, die Institute zur Versorgung der Armen, und die Anordnungen im Schulwesen. Nachdem Josef die Vorlande aber kennen gelernt und mit seinem Scharfblick die vorhandenen Mängel, wie die zu benuzenden Vorzüge entdeckt hatte, erfuhren sowohl die meisten Städte in ihren Verfassungen, als die obrigkeitlichen Stellen überhaupt eine zeitgemäße Umänderung. So ward namentlich die Landesregierung zu Freiburg im Jahre siebzehnhundert zwei und achtzig umgeschaffen. Das Gubernium zu Insbruck war bisher Revisionsstelle in Justizfällen für die Vorlande gewesen, und die vereinigten breisgauischen Landstände hatten ein Priminstanzgericht. Alle Vorlande aber wurden nur in ihren politischen Angelegenheiten an eine eigene Landesregierung und Kammer zu Freiburg, in Justizfällen aber an eine eben daselbst neuerrichtete Appellationsstelle angewiesen. Diese leztere verlegte der Kaiser später nach Wien und verordnete dagegen zu Freiburg eine weitere Stelle, unter dem Namen der vorderöstreichischen Landrechte, welcher sofort auch die vereinigte Prälaten- und Ritter-ständische Priminstanz einverleibt wurde.

Das freiburgische Gemeinwesen war seit der hoffnungsreichen Zeit Kaiser Maximilians, ohngeachtet seiner Anhänglichkeit an das Erzhaus und seiner für dasselbe dargebrachten Opfer, von der

östreichischen Regierung oft sehr stiefmütterlich behandelt worden; sein Wohlstand war durch die vielen Kriege zerrüttet, und seine Hochschule unter dem Einflusse der Jesuiten, für die wahre Wissenschaft gleichsam todt. Doch besaß der Ort als Festung an der Grenze des Reiches gegen Frankreich, als Schlüssel des Hauptpasses über den Schwarzwald nach Schwaben, immer noch eine allgemeine Wichtigkeit. Nachdem aber seit dem lezten Kriege auch die Festungswerke zerstört lagen, schien die Stadt alle Bedeutsamkeit verloren zu haben. Sie gewährte wirklich damals einen traurigen Anblick. Ueberall stieß man auf Trümmer und Brandstätten; der Schloßberg erschien wie ein großer Schutthügel; die Bürgerschaft war zusammengeschmolzen und von der Last der Schulden niedergedrückt. Indessen verfloß kaum ein halbes Menschenalter, so bedeckte schon ein reiches Grün von Reben und Gärten die schwarzen Mauerstücke, und die freundliche Stadt ruhte wie in einem Walde von Maulbeerbäumen, da der Seidenbau mit vielem Eifer getrieben, und von der Regierungskammer selbst durch Prämien ermuntert wurde. Alles gewann mehr und mehr eine neue, freudige Gestaltung. Der Stadtmagistrat wurde neu organisirt, eine Normalschule errichtet, die Hochschule einer Hofstudienkommission unterworfen, und noch mancherlei angeordnet, was zur Belebung der Thätigkeit und zur Aufnahme der städtischen Wohlfahrt beitrug.

So erhob sich Freiburg wieder aus seinem Ruin, und mit dankbarer Erinnerung erzählet noch mancher Greis seinen Enkeln von jener guten alten Zeit. Für die Universität war die Aufhebung der Jesuiten, im Jahre siebzehnhundert drei und siebzig, der Anfang eines neu auflebenden Flors. Denn nicht nur wurde ihr Vermögen durch zwei jesuitische Probsteien vermehrt, deren Ertrag man größtentheils zur Vervollkommnung der Lehranstalten verwendete, sondern der Geist der Wissenschaft selbst sah sich von einer beengenden Fessel befreit, und lockte jezt immer mehrere Professoren und Schüler heran. Hierauf erfolgte durch Josef den Zweiten das kostbare Geschenk der Lehr- und Preßfreiheit, und die freiburgische Hochschule betrat sofort den Weg jener Bestrebungen, wodurch sie die alten Irrthümer und Mißbräuche der katholischen Kirche aufzudecken und zu bekämpfen gesucht hat.

Wer ehret nicht die Namen eines Sauter, Riegger, Klüpfel und Ruef? Das eifrige Zusammenwirken dieser Männer und ihrer Freunde erwarb der Anstalt bald den Ruhm einer der tüchtigsten und aufgeklärtesten, welcher auch Josef mit ausgezeichneter Liebe zugethan war, und deren Aussaat für die Folgezeit so wichtig wurde. Einen besonders heilsamen Einfluß auf die Geistlichkeit des Landes hatte der Freimüthige, eine theologische Zeitschrift, welche Ruef herausgab, und wovon unter der Begünstigung des Kaisers viele Exemplare selbst nach Wien gekommen sind. In welchem Geiste sie abgefaßt war, zeigen am deutlichsten die Wünsche des Herausgebers in der Einleitung: „Möchten meine Gegner wenigstens zugleich meine Freunde seyn; möchten sie mich nicht verdammen, nicht beklagen, sondern belehren! Möchten sie sich nur in Untersuchungen mit mir einlassen, um die Wahrheit zu entdecken, nicht um Recht zu haben. Möchten sie meine Zweifel und Urtheile zur öffentlichen Belehrung prüfen, das Wahre darin durch ihre Beistimmung empfehlen, das Mangelhafte berichtigen, das Irrige verwerfen, ohne mich selbst zu beschimpfen. Was für ein großer Vortheil könnte daraus dem wahren Christenthume zufließen, und wie beneidenswürdig wäre das Glück, zur Beschleunigung dieses Vortheils auch nur einen entfernten Anlaß gegeben zu haben! Mag alles andere, worin meine Gegner und ich von einander abweichen, dunkel, ungewiß und schwer zu entscheiden seyn, so ist doch dieses ausgemacht, daß wir einander Verträglichkeit schuldig sind. Diese fordert zwar nicht von uns, gegen die Religion gleichgültig zu seyn, oder Lehren, womit nach unserer Einsicht das Beste des menschlichen Geschlechtes nicht bestehen kann, ungehindert sich fortpflanzen zu lassen; sondern sie verlangt nur, daß wir alles, was wir zur Rettung der Religion unternehmen, mit Sanftmuth und Geduld unternehmen."

Bei den Umstaltungen der Verfassungsverhältnisse in den vorderöstreichischen Städten maßte sich die Regierungsgewalt freilich zu Vieles an, und das volksthümliche Prinzip erlitt einen zu empfindlichen Schlag, als daß die neue Organisation nicht einen entschiedenen Widerwillen der altgesinnten Bürger hätte erfahren müssen, wodurch Zwietracht und Haß in den Gemeinden vielfach

erzeugt und genähret wurden. Man verordnete einen Bürgermeister mit fünf Räthen, die aber von der Bürgerschaft nur aus einer doppelten Anzahl durch die Regierung vorgeschlagener Personen gewählt werden konnten. Außerdem mußten der Bürgermeister und zwei Rathsherren rechtsgelehrte Männer seyn, wodurch die Wahl vollends so beschränkt wurde, daß sie kaum noch diesen Namen verdiente. Zu Konstanz und Freiburg hatten sich die Bewerber um die Bürgermeister- oder Rathstellen über ihre Fähigkeit im politischen, ökonomischen und Justizfache einer Prüfung zu unterwerfen, konnten aber alsdann ohne Einfluß der Regierung ganz frei von der Bürgerschaft gewählt werden. Dieser Magistrat mit seinen Sekretären und Rechnungsbeamten bildete das allgemeine Ortsgericht, welches sowohl die politischen und ökonomischen Geschäfte der Stadt, als in deren Gebiet oder Burgfrieden die Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit nebst der Polizei zu besorgen hatte, insoweit solche nicht in den Kreis der Militärjustiz-Behörde, und etwaiger zwischen der Stadt und andern Herrschaften bestehender Verträge hinüberschritten.

Einer besondern Wohlthat erfreute sich damals Konstanz. Josef hatte auf seiner Reise durch die Vorlande mit Erstaunen die geringe Bevölkerung einer Stadt wahrgenommen, die einst Hunderttausende fassen konnte, und für eine ausgedehnte Betriebsamkeit so trefflich gelegen schien. Der edle Monarch wollte diese Umstände nicht unbeachtet lassen, und der Zufall fügte es, daß er das entvölkerte Gemeinwesen wieder durch Flüchtlinge aus demjenigen Lande verstärken konnte, wohin sich vor zwei hundert Jahren beim Anfall der Stadt an das Haus Oestreich ein großer Theil ihrer reichsten und gewerbthätigsten Bürger geflüchtet hatte. Ein blutiges Zerwürfniß nämlich der Bürgerschaft zu Genf nöthigte die eine Parthei größtentheils zur Auswanderung, und von dieser arbeitsamen Familien nahm der Kaiser gerne eine Kolonie in seine Staaten auf. Gegen dreihundert Köpfe, welche sich theils mit der Uhrmacherei, Gold- und Silberarbeit, theils mit Verfertigung von Kattun-, Indienne- und Baumwollzeugen beschäftigten, versezte er nach Konstanz, wie eine geringere Anzahl auch nach Säckingen. Es geschah dies unter Einräumung wichtiger Privilegien; namentlich wurde den neuen Ansiedlern die Errichtung eines

Bethauses und völlig freie Religionsübung gestattet, auf zwanzig Jahre war ihnen die Personalsteuer nachgelassen, und der konstanzische Magistrat durfte nicht mehr als hundert und vierzig Gulden für das Bürgerrecht von jeder Familie fordern; auch schenkte der Kaiser dem Fabrikanten de Lor die Dominikanerinsel mit allen ihren Gebäuden zur Anlegung einer Indiennedruckerei und eines Manufakturenhauses, unter der einzigen Verbindlichkeit eines jährlichen Zinses von fünf und zwanzig Gulden in den Religionsfond.

So umsichtig und väterlich sorgte Josef der Zweite für die Aufnahme seiner Erblande; die verschiedenen Geseze und Verordnungen, welche er für dieselben erließ, füllen mehrere Bände! Und der Himmel schenkte dem Unternehmen des edlen Fürsten, troz aller tausendfachen Hindernisse und Vereitelungen, doch nicht selten ein glückliches Gelingen. Daß ihm aber nicht Alles gelang, und daß nur wenige der getroffenen Verbesserungen ihn überlebten, davon lag die Schuld nicht sowohl in jener hastigen Eile, womit der zu lang von aller Regierungstheilnahme ausgeschlossene Monarch seine Reform so plözlich begann, sondern vielmehr in seinen unrichtigen Begriffen von der obersten Gewalt, da ihm der unumschränkte Wille des Fürsten als allgemeiner Grundsaz der Staatsverwaltung galt. Die damalige Wissenschaft der Politik stund noch zu tief, und das Beispiel Friedrichs des Zweiten war zu verführerisch. Man beachtete zu wenig die historischen Grundlagen der Staatsverhältnisse. Josef fand überall in seinen Ländern Landstände vor, deren traurige Ausartung ihm zwar freilich Ursache genug scheinen mochte, sie verachtend zu übergehen; aber wäre er in den Geist dieses Institutes eingedrungen, hätte er die von der ursprünglichen Landstandschaft fast überall verdrängten Städte und Landschaften wieder herbeigezogen, und alsdann mit solchen erneuerten wahren Volksrepräsentationen seine Staatsverbesserung unternommen und ausgeführt, so würde sie bleibend gewesen seyn; da er aber nur als Alleinherrscher einseitig seine Geseze und Einrichtungen traf, gingen sie großentheils auch mit ihm zu Grabe!

Indessen blieb die Arbeit Josefs des Zweiten für seine Staaten dennoch ein unberechenbarer Gewinn. Denn welcher Wohlstand

sammelte sich bald an manchen Orten, und welch' ein anderer Geist gegen früher durchwehte das Land! Sehr auffallend zeigte sich diese wohlthätige Veränderung zumal auch unter der konstanzischen Klerisei. Sieben Bischöfe seit jenem gemüthskranken Jakob Fugger, welchem man die Einführung der Jesuiten verdankte, hatten das bischöfliche Hirtenamt erhalten, aber gewöhnlich mehr mit einem blinden Eifer für die hergebrachten Sazungen und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, als mit dem ächten Ruhme eines geistlichen Vorstehers verwaltet. Da empfing es im Jahre siebzehnhundert und fünfzig der Freiherr Franz Konrad von Roth, ein Freund des Kardinals Ganganelli, zu dessen Erhebung auf den päbstlichen Stuhl er auch am meisten beitrug, und bot der östreichischen Regierung bereitwillig die Hand, als dieselbe zur Wiederaufnahme der katholischen Religion eine Reihe von Verbesserungen im kirchlichen Kultus verordnete.

Bald trennte sich die Geistlichkeit des Bisthums in zwei Partheien, wovon die eine den Reformen mit Vergnügen zusah, und ihren Fortgang kräftigst beförderte, während die andere jede Neuerung als ein Werk des Satans verschrie und zu vereiteln suchte. Mochte man beiderseits nun auch die Grenzen der Mäßigung überschreiten, und ungeistlich genug sich in die Haare fallen, so blieb doch dieser Kampf nicht ohne ungemein wohlthätige Wirkungen. Die Morgenröthe eines neuen Tages für das kirchliche Leben war aufgegangen und warf ihre Strahlen hoffnungsreich dem neunzehnten Jahrhundert entgegen. Als Bischof Roth nach ein und zwanzigjähriger Verwaltung starb, trat sein Bruder Maximilian Christoph in die erledigte Stelle, und würde sich durch die Tugenden eines ebenso aufgeklärten als menschenfreundlichen Prälaten, der auch die Kunst vorzüglich liebte, die allgemeine Hochachtung erworben haben, wenn er durch seine nachlässige Wirthschaft die Finanzen des Bisthums nicht in eine Zerrüttung gebracht hätte, aus welcher sein Nachweser Karl Theodor es kaum wieder herzustellen vermochte; ein desto glänzenderer Ruhm aber umgibt diesen leztern und dessen Koadjutor von Wessenberg!

Selbst in die Klöster, welche seit so langer Zeit für alles geistige Arbeiten völlig erstarrt zu sein schienen, drang allmälig die lebende Wärme des neuen Lichtes, und bei vielen zeigte sich ein

löbliches Streben nach Wiederherstellung ihres ehemaligen Glanzes. Zu Salem gründete Abt Robert, nachdem seine nächsten Vorweser das Kloster seit einem Brande im Jahr sechszehnhundert acht und neunzig aus den Trümmern wieder erhoben, und von der großen Schuldenlast befreit hatten, welche während des dreißigjährigen und französischen Krieges angewachsen war, in den neunziger Jahren eine Studienanstalt, worin Latein nebst andern Sprachen, Mathematik und Musik gelehrt wurden, und führte in den Dörfern des Klostergebiets die Volksschulen ein. Sankt Peter war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in schönem Style neu erbaut worden, worauf Abt Jakob, welcher mit vielem Fleiße die Jahrbücher des Stiftes verfaßt hat, eine nicht unansehnliche Büchersammlung gründete, und von dem an lebte die Liebe der Gelehrsamkeit wieder so auf, daß mehrere verdiente Männer aus dem Kloster hervorgiengen, und die sanktpetersche Schule eine der bessern war. In Sankt Trutpert hatte schon früher einige literarische Thätigkeit begonnen, blieb aber ohne Fortgang. Desto reicher war das Stift Ettenheimmünster an gelehrten Männern, welche in allen Zweigen der theologischen Wissenschaft emsig arbeiteten, und verschiedene damals schäzbare Werke zu Tage förderten. Noch mehr aber geschah in Sankt Blasien, wo Pater Herrgott die Reihe jener Männer eröffnete, welche in neuerer Zeit dieses Kloster zu einem der berühmtesten gemacht haben. Herrgott schrieb die genealogische Geschichte des Hauses Habsburg, wodurch er sich die Stelle eines kaiserlichen Raths und Historiographen erwarb, ärndtete aber außerdem wenig Dank für dies große, mühevolle Werk, und starb noch vor dessen Vollendung. Sein Ordensgenosse, Rustenus Heer, sezte es fort, und nach demselben Martin Gerbert, welcher im Jahre siebzehnhundert vier und sechszig die äbtliche Würde erhielt. Unter der Leitung dieses ebenso geschmackvollen als gelehrten Fürsten arbeiteten die Konventualen Eichhorn, Ussermann und Neugart an einer diplomatischen Geschichte der deutschen Bisthümer; er selbst gab die Geschichte des Schwarzwaldes und andere große Werke heraus, welche für den vaterländischen Geschichtsfreund, wie Herrgotts und Neugarts Arbeiten, eine reiche Quelle der Belehrung sind. Nach einem großen Brande im Jahr siebzehnhundert acht und sechszig hatte Gerbert die Klostergebäude

ganz neu aufführen lassen, und zwar die Kirche mit ungemeinem Aufwand in italienischem Geschmack, so daß sie jezo noch weit und breit der schönste Tempel ist. Wer damals nach Sankt Blasien kam, bewunderte das Stift und seine Ordnung, bewunderte den feingebildeten, freundlichen Abt, die gelehrten Konventualen, und die liberale Gastfreundschaft; selbst protestantische Reisende trugen den Ruhm des schwarzwäldischen Klosters durch ganz Deutschland, und die Akademien zu London, Berlin und München machten dessen Vorsteher zu ihrem Mitglied.

Aber freilich waren die gelehrten Bemühungen dieser Mönche nicht allezeit von der Art eines strengen Erforschers der geschichtlichen Wahrheit und eines redlichen Freundes wahrer Aufklärung. Vielmehr haben sie dieser zelotisch genug entgegengearbeitet, und ohne Achtung jener manchmal auch ihre Urkunden verfälscht. Man schäzte in den Klöstern mehr den sammelnden Fleiß als die verarbeitende Denkkraft und freie Bewegung des Geistes. Als zu Sankt Peter der Professor der Philosophie seinen Schülern vortrug, die Glaubenssäze der katholischen Kirche seyen so gewiß, wie das Einmaleins, ließ ihn Abt Jakob auf den Boden sizen, weil er meinte, sie wären noch gewisser. Und während der Fürstabt Gerbert mit vielen der gelehrtesten Männer literarische Briefe wechselte, denunzirte er in andern die edlen Bestrebungen der Freiburger Professoren bei dem Pabst!

Sechstes Kapitel.

Fortsezung des Vorigen.

Die schönste und merkwürdigste Zeit begann damals für das badische Haus und die badischen Lande durch die weise und thätige Regierung Markgraf Karl Friedrichs, dessen Tugenden wir das Daseyn unseres vaterländischen Staates, des Großherzogthums

Baden verdanken. Nachdem Markgraf Karl Wilhelm, der ruhmwürdige Erbauer von Karlsruhe, zu den Vätern gegangen war, erwarben sich die Vormünder des Erbprinzen sowohl durch die sorgfältige Erziehung desselben, als durch ihre treue Landesverwaltung ein ungetheiltes Lob, und als Karl Friedrich im Jahre siebzehnhundert und fünfzig die Regierung antrat, fand er alle Geschäfte wohl geordnet, die alten Schulden getilgt, dabei dennoch bedeutende Summen in der Staatskasse, und überhaupt die badendurlachischen Länder in einem Zustande, der ihm eine glückliche Zukunft verhieß. Aber wie große Hoffnungen der geistvolle, edelmüthige, durch fleißiges Studium und wohlbenüzte Reisen vielseitig gebildete junge Fürst auch hegen mochte, und wie begierig sein Herz nach jenen Verdiensten strebte, welche der schönste Schmuck der fürstlichen Würde sind, so konnte er gleichwohl das nicht ahnen, wozu ihn das Schicksal auserlesen hatte; er konnte nicht ahnen, daß es ihm gegeben sey, der Wiederhersteller des Glanzes seiner zähringischen Altvordern, und der Gründer eines der glücklichsten Staaten im deutschen Vaterlande zu werden!

Schon die ersten Jahre seiner Regierung bezeichnete Karl Friedrich durch die eifrigste Thätigkeit in Hebung der nächsten Uebelstände. Es erfolgten nacheinander die Verordnungen über Verbesserung der Heerstraßen und Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit, welche damals durch Straßenraub und nächtliche Einbrüche, als Folgen der langen Kriegszeit, noch sehr gefährdet war; über den Zinsfuß zu fünf oder höchstens zu sechs Prozent, da bisher das willkürliche Zinswesen dem Wucher einen zu gefährlichen Spielraum verstattete; ferner über den Verkehr mit Juden, wodurch namentlich die Ueberlistung des schlichten Landmannes durch die jüdische Gewissenlosigkeit möglichst verhindert wurde; dann über die Bankerutte, und endlich über die Baumpflanzungen an offenen Pläzen, welcher Verordnung noch beigefügt wurde, daß kein Unterthan heirathen soll, ohne drei junge Eichen gepflanzt zu haben. Während dieser Zeit gründete der Markgraf auch einen Schulverbesserungsfond, schloß mit dem Grafen von Thurn und Taxis einen Vertrag über das Postwesen ab, erwarb vom Kaiser die Belehnung mit den Regalien in seinen Herrschaften, und gab seinem

Hofe ein bestimmtes Ordnungsgesez, wodurch der Friede, die Sittlichkeit, Mäßigung und Dienstbeflissenheit desselben befördert werden sollte. Und nun, nach diesen nothwendigsten Schritten in der Verbesserung des Landes, verehelichte sich Karl Friedrich; es war zu Ende Jänners siebzehnhundert ein und fünfzig, in des Fürsten drei und zwanzigstem Lebensjahr. Seine Wahl hatte die Prinzessin Karoline Louise von Hessendarmstadt getroffen, eine ebenso gutgeartete als geistvolle Dame, welche mit zwei Kaiserinen im Briefwechsel stund, und sich mit Gelehrten und Künstlern über die höchsten Gegenstände der Bildung immer gerne unterhielt, während auch das geringste Geschäft in der Haushaltung ihrer aufmerksamen Sorgfalt nicht entging.

Karl Friedrich war kein Geist wie Josef der Zweite; aber beseelt von einem ebenso eifrigen Willen für das Glück seiner Unterthanen, und ebenso unermüdlich thätig, hat er dennoch Ungewöhnliches geleistet. Die zwanzig Jahre von seiner Vermählung bis zum Anfall der Markgrafschaft Baden-Baden enthalten eine ununterbrochene Reihe von Verordnungen und Anstalten zum Besten des Landes, und auch in den folgenden zwanzig bis zum französischen Krieg geschah nicht weniger, ungeachtet mehrfacher Störungen von Außen her und durch Mißverständnisse im Innern. Endlich, wie edel und deutschgesinnt hat sich Karl Friedrich bewiesen, als die napoleonische Tyrannei über das Vaterland hereinbrach, und der tausendjährige Bau des deutschen Reiches zusammenstürzte!

Alles, was der vorangeschrittene Geist der Zeit, was die nähern und nächsten Verhältnisse der Oertlichkeit im Justizwesen, in der Landespolizei, in der National-Oekonomie und in der Volksbildung zu fordern schienen, suchte Karl Friedrich theils durch Nachahmung anderer Regierungen, theils aus eigener Quelle wie immer möglich zu erstreben. So schaffte er, um nur das Wichtigste zu erwähnen, die Tortur ab, ließ die Gefängnisse menschlicher einrichten, und verbesserte die Hofgerichtsordnung und den Prozeßgang. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit führte er die Hatschiere ein und verbot das Hausiren; zur Hemmung des Verschuldens und Hebung des Wohlstandes unter dem Volke hob er den unnüzen Aufwand bei Leichenbegängnissen, Hochzeiten und Kindstaufen, und das zu frühe Heirathen auf, milderte den Zunftzwang, beschränkte

die Lotteriesucht, erneuerte die Frevelgerichte, verbesserte die Gemeindsverwaltung, das Armenwesen, namentlich auch das große Waisen-, Toll- und Krankenhaus zu Pforzheim, und gründete sowohl eine Brandversicherungsanstalt, als einen allgemeinen Land-Armenfond und eine Wittwenkasse. Die meisten öffentlichen Gebäude wurden mit Blizableitern versehen, und am Rhein, wie an andern Flüssen, gegen die Gefahr der Ueberschwemmung feste Dämme erbaut. Nicht weniger sorgte der edle Fürst für das Leben und die Gesundheit seiner Unterthanen durch die Anstellung geprüfter Aerzte, durch Verbesserung des Apotheker- und Hebammenwesens, und durch vielfache öffentliche Belehrungen.

Mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt aber hatte sich Karl Friedrich, wie in Oestreich auch Kaiser Josef, demjenigen Stande zugewendet, welcher die Grundlage des Staates ausmacht, dem Bauernstande; denn er fand eine gute Gesezgebung noch keineswegs hinreichend zur Begründung des allgemeinen Volksglückes, sondern hielt es für eine hauptsächliche Pflicht der Regierung, die Betriebsamkeit des Unterthans durch vorleuchtendes Beispiel, durch Unterstüzung und Leitung möglichst anzuspornen. Es waren diese Grundsäze die Frucht des physiokratischen oder des Systems der Oekonomisten, welches sich in Frankreich damals gebildet hatte, und dessen einfacher, menschenfreundlicher Endzweck das Herz eines Fürsten, wie Karl Friedrich, nothwendig gewinnen mußte. Schon früher waren die baden-durlachischen Unterthanen durch mehrfache Begünstigungen dazu angeeifert worden, öde Landstrecken urbar zu machen, und Karl Friedrich vermehrte jezt diese Begünstigungen. Das neu gewonnene Erdreich eignete sich vorzüglich für die Kartoffeln, welche man im Badischen bereits seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts kannte, deren allgemeinerm Anbaue aber solche Vorurtheile entgegen stunden, daß noch im Jahre siebzehnhundert neun und sechszig eine oberkeitliche Belehrung über die Nüzlichkeit dieser Fruchtart nöthig war! Neben den Kartoffeln wurden auch die Runkelrüben allmälig verbreitet, das Welschkorn, der Krapp und Tabak, namentlich in der Gegend von Karlsruh, Mühlburg und Durlach. Auf seinen Kammergütern machte der Markgraf Versuche in der alljährlichen Feldbepflanzung und Stallfütterung, da er sich bei dem damaligen Streit der Oekonomen über Brache

und Waidgang für den wichtigen Schritt entschied, welcher durch Aufhebung dieser Gewohnheit die Landwirthschaft so ungemein befördert hat. Jene Versuche fielen glücklich genug aus, um eine allgemeine Nachahmung im Lande zu finden, indem jezt auch der Kleebau und die Verbesserung der Wiesen einen vermehrten Viehstand erlaubten, welcher allezeit das Hauptmittel zur Aufnahme des Ackerbaues ist. Ueberdies wurden viele Sumpfgegenden durch Trockenlegung, und viele Sandstrecken durch Wässerung in fruchtbares Erdreich verwandelt; man veredelte ferner den Hanf- und Flachsbau, die Weinreben und die Obstbaumzucht, führte die Seidenzucht ein, und verbesserte die Schaafs- und Pferdezucht. Fast kein Zweig der Oekonomie entging der Sorgfalt des Fürsten, und um die Gemeinden zu einem nüzlichen Wetteifer zu ermuntern, sezte er Preise aus. So erhielten Anton Rindenschwender, welcher einen öden Berg bei Gaggenau zum schönsten Garten umgeschaffen, und Simon Schindler, welcher wegen seiner vortrefflichen Bienenzucht den Namen des Bienenvaters erhalten hatte, zum Lohne ihrer nachahmungswürdigen Bemühungen öffentliche Ehrensäulen. Sichtbar hob sich aber auch allenthalben die landwirthschaftliche Betriebsamkeit und mit ihr der Wohlstand des Landvolkes; bald erblickte man in keinem badischen Dorfe einen Bettler mehr, und von den Bauern des Oberlandes pflegten die benachbarten Baseler zu sagen: „Wenn der Markgräfler zehn Jahre lang Frieden behält, so fährt er mit einem silbernen Pflug in's Feld."

Keineswegs wurden jedoch bei dieser vorzüglichen Beförderung des Landbaues die Industrie und der Handel vernachläßigt, wenn Karl Friedrich auch nicht gerade für einen Gewerbsfleiß eingenommen war, wie er in großen Fabriken erscheint. Kleinere wurden in verschiedenen Städten gegründet oder gehoben durch Monopole und mehrfache Erleichterungen; es sollte auch das Oberland, wie das Unterland, für die Gewerbs- und Handelsthätigkeit einen Mittelpunkt haben. Dort war Lörrach unstreitig der geeignetste Ort; seine Lage am Wiesfluß, unweit Basel, wie zwischen den Handelspläzen Zurzach und Straßburg, ließ eine baldige Aufnahme erwarten. Karl Friedrich erneuerte und vermehrte daher den Lörrachern die schon von König Ruprecht und Markgraf Friedrich Magnus erhaltenen städtischen Privilegien, ertheilte ihnen die Be-

freiung von der Leibeigenschaft, von den Herrschaftsfrohnden außerhalb ihres Banns, und auf zehn Jahre von allen Staatsabgaben für diejenigen ihrer Mitbürger, welche nüzliche Stadtgewerbe betreiben würden. So blühte die kleine Stadt bald freudig empor, und erfreut sich bis heutzutage eines genüglichen Wohlstandes.

Im Unterland war Pforzheim schon längst ein vorzüglicher Siz der Industrie und des Handels, ebenfalls durch seine glückliche Lage, welche es zum Mittelpunkt namentlich des auf der Enz und Nagold betriebenen Holzkommerzes machte. Die uralte Flözerzunft daselbst verband sich im Jahre siebzehnhundert acht und fünfzig mit den wirtembergischen Flozvereinen der dortigen Gegend, und als diese Verbindung sich wieder auflöste, erwuchs aus dem pforzheimischen Flözerzunftverein auf Veranlassung des Markgrafen die holländische Kompagnie, welche ihre Hölzer nun selbst bis Holland verflözte. Außerdem entstunden mehrere Fabriken, und Pforzheim, dieses uralte badische Erbstück aus dem eberſteinischen Besizthum, und so lange die Residenz der obern Markgrafschaft, blieb der erste Ort einheimischer Betriebsamkeit, bis es in neuerer Zeit an Lahr eine würdige Nebenbuhlerin erhielt.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdiente auch der Weinbau, da er von jeher namentlich in unserm Oberland eine der ergiebigsten Nahrungsquellen war. Aber manche Gegenden betrieben ihn gleichwohl sehr nachläßig, oder hatten ein schlechtes Gewächs. Die markgräflichen Kammerhöfe dienten hier ebenfalls zum Beispiel und Sporn der Verbesserung, und unter der theilnehmenden Obsorge des Markgrafen gelang es bald, die bisher vielfach gehemmte Ausfuhr badischer Weine in die Schweiz und nach Schwaben zu vermehren, ja selbst bis Holland zu erweitern. Welche humane Grundsäze Karl Friedrich überhaupt auch in Bezug auf Handel und Wandel verfolgt hat, zeigte sich deutlich bei einer im Jahr siebzehnhundert und siebenzig eingetretenen allgemeinen Theurung, wo die deutschen Fürsten überall strenge Fruchtsperren verordneten, während er eine freie Ein- und Ausfuhr gestattete, und indessen aus den herrschaftlichen Magazinen das bedürftige Volk so reichlich mit Brod- und Saatfrucht versehen ließ, daß man im Badischen die anderwärts so drückende Noth am wenigsten fühlte.

Eine Grundbedingung der allgemeinen Wohlfahrt ist aber auch

die geistige und sittliche Kultur des Volkes, und Karl Friedrich verwendete darauf die gleiche Sorgfalt. Er ahmte hierin auf's lobwürdigste Josef den Zweiten nach, welcher durch seine Normalschulen für die Zukunft so unberechenbar wohlthätig gewirkt hat. Der Markgraf erklärte öffentlich, daß er die Verbesserung des Landschulwesens als ein Hauptmittel zur Beförderung des Glücks der ihm anvertrauten Unterthanen betrachte. Es ergingen sofort Verordnungen über die erforderliche Befähigung der Lehrer und über die Verbesserung der Schuldienste, wodurch der alte Gebrauch des Scheitrtragens und des Wandertisches aufgehoben wurde; über die Art und Weise des Unterrichts, welcher möglichst einfach und praktisch seyn sollte; alsdann gegen die Schultyrannei und gegen mancherlei den Lehrerstellen anklebende Mißbräuche; es wurde die Sonntagsschule eingeführt, und endlich in Karlsruh ein eigenes Seminarium zur Heranbildung guter Landschullehrer errichtet. Für die Aufnahme und Bewahrung der Sittlichkeit unter den Erwachsenen sorgte der Fürst, indem er die Synode der Landgeistlichen anweisen ließ, über die gewöhnlichsten Laster des Volkes und deren Ausrottung oder Hemmung, wie über die Ausbreitung eines ächt christlichen Sinnes sich gemeinsam zu berathen; indem er namentlich das Wirthshaussitzen und allen Müssiggang untersagte, das Eidschwören beschränkte und feierlicher machte, die Kirchenzensur schärfte, und besonders den Pfarrherren an das Herz legte, als würdige Lehrer des Volkes und Diener Gottes in ihrem öffentlichen und Privatleben nichts zu versäumen, was ihre erhabene Pflicht erheische. Zur Verbesserung der Geistlichkeit aber selbst mußten alljährlich die Protokolle über die Kirchenvisitationen und Synodal-Versammlungen an die Regierung eingeliefert werden, worauf alsdann ein gedruckter Hirtenbrief an die Geistlichen zurückging; ferner erfolgte eine Pfarrkandidaten-Ordnung, und gleichwie das Schullehrer-, so wurde jezt auch ein Pfarr-Seminarium gegründet.

Schwieriger war das Werk der Sittenverbesserung in den Städten, wo schon auch das Gift jener mißverstandenen französischen Aufklärung sich verbreitete, welche den Geist eines Voltär und Rousseau aus tiefem innern Haß gegen die Mißbräuche und Ausschweifungen der christlichen Kirchen und ihrer Diener zu Be-

schuldigungen des Christenthumes selbst verleitet hatte. Freigeister und Religionsspötter waren an vielen Orten nichts Seltenes, wie sogar in der Residenz, wo die strenge Religiosität des Markgrafen und seines Hofes doch eine besondere Scheu gebot; aber Karl Friedrich nahm hieraus keineswegs einen Anlaß, die Denk- und Redefreiheit zu unterdrücken, er litt nur auf den städtischen Kanzeln keine blinden Eiferer oder Frömmler mehr, sondern besezte diese wichtigen Stellen mit würdigen und erfahrenen Männern. Glaubenszwang war ihm schon völlig fremd; er gestattete den Katholiken zu Karlsruhe die Errichtung eines neuen Bethauses, einer Schule und Wohnung für die Geistlichen, worüber der Pabst durch ein Breve den Bischof von Speier in den freudigsten Ausdrücken zum Danke gegen den Markgrafen aufforderte, „von welchem sicher zu erwarten stehe, daß er auch künftig ein Freund und Beschüzer seiner katholischen Unterthanen seyn werde.“

Und in der That entsprach Karl Friedrich dieser Erwartung vollkommen, was sich nach dem Anfalle der baden-badischen Lande aufs erfreulichste erwiesen hat. Seit man mit Zuversicht annehmen konnte, daß Markgraf August Georg ohne Leibeserben verbleichen werde, wodurch dann mit ihm die Linie von Baden-Baden sich schließe, war ein sonderbares Verhältniß zwischen beide Höfe getreten. Auf Seiten des rastattischen zeigte sich immer deutlicher eine Abneigung gegen den künftigen Erbherrn, und im Volke sprachen sich besonders wegen der Religion mancherlei Besorgnisse aus, welche durch boshafte Gerüchte unterhalten und vermehrt wurden. Es war lange vergeblich, daß Karl Friedrich durch ein offenes Entgegenkommen diese Wolken zu verscheuchen suchte; sein mühevoll eingeleiteter Erbvertrag wurde plözlich durch den Einfluß des Beichtvaters von August Georg unterbrochen, und nur die Geldnoth des Markgrafen brachte das Vertragsgeschäft eher wieder in Gang, mußte aber entfernt und unbemerkt von der rastattischen Hofwelt betrieben werden. Im Jänner siebzehnhundert fünf und sechszig endlich unterzeichnete man beiderseits den Vertrag, welcher mit folgenden Worten schloß: „Im Uebrigen bleibt es dabei, daß wir beide Fürsten, es mag der Fall sich zutragen auf welcher Seite er will, die neuen Unterthanen, des Unterschieds der Religion ungeachtet, gleich unsern jezigen Unterthanen herzlich lieben, ihnen alle

Huld und Gnade, Schuz und Schirm bezeugen, auch ihren Wohlstand mit landesväterlichem Herzen, bei einer jeden Gelegenheit zu erheben und zu befördern suchen wollen. Wobei dann wir, Markgraf Karl Friedrich, insonderheit versprechen, auf den sich begebenden Fall, unsere baden-badischen Unterthanen in Schazung, Steuer und Umlagen, wie auch in Frohnen und dergleichen Lasten, unsern baden-durlachischen Unterthanen in allem gleich halten und damit unsere gegen beide vollkommen gleiche Liebe und Zuneigung an den Tag zu legen." Bald nach der Gewährleistung des Erbvertrags durch die fremden Mächte starb Markgraf August Georg, im Oktober siebzehnhundert ein und siebzig, und somit fielen jezt die baden-badischen Lande an Karl Friedrich, wahrlich den geeignetsten Fürsten, unter welchem diese Wiedervereinigung der seit dritthalbhundert Jahren getrennten badischen Lande geschehen konnte! Als ihm das Ministerium und der Hof zu Rastatt ihre Glückswünsche und Huldigung darbrachten, erwiederte er gerührt: „Die Regungen der Liebe zu meinen Unterthanen sind allezeit auch den Einwohnern des ehemals baden-badischen Landestheiles in gleichem Maße gewidmet gewesen; nunmehr aber sollen sie wirksam werden. Und Sie, meine Herren, können mir hierin den größten Dienst leisten, wenn sie den neuen Unterthanen die vortrefflichen Folgen der Uebereinstimmung der Gemüther zum Besten des Ganzen anrühmen werden. Denn ist dieser Zweck erreicht, so sind meine Wünsche erreicht, so genieße ich das Glück, über die Herzen meiner Unterthanen zu regieren, so vermehrt sich das Ansehen und die Größe des Hauses Baden; und es muß ein unumstößlicher Grundsaz bei unsern spätesten Nachkommen bleiben, daß das Glück des Regenten von der Wohlfahrt seines Landes unzertrennlich sey."

Durch das Erbe der Markgrafschaft Baden wurde Karl Friedrich der Beherrscher eines schönen und wohlhabenden Landes von beinahe zweimal hunderttausend Einwohnern, und gehörte jezt zu den ansehnlichsten Gliedern des deutschen Reiches, mit drei Stimmen im Fürstenrathe. Aber freilich stund das neu erworbene Gebiet hinter dem durlachischen fast in Allem weit zurück. Es war durch die rastattische Regierung weder für die Gesezgebung, noch für die Landes- und Volkskultur etwas gethan worden, und die Verwaltung

hatte einen Gang genommen, wie damals in den meisten katholischen Ländern. Denn wiewohl die beiden lezten Markgrafen manche von den vortrefflichen Eigenschaften ihres großen Vaters besaßen, so wurden sie dennoch in jene üppige Lebensweise hineingezogen, welche die Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts so traurig auszeichnet. Stets von einem zahlreichen Hofstaate umgeben, den Vergnügungen der Tafel, der Liebe und zumal der Jagd nachhängend, überließen sie das Regierungsgeschäft ihren Ministern und Beamten, welche nur allzuoft durch List oder offenbaren Druck ihre nächsten Interessen verfolgten, fast einzig um die Eintreibung der Gelder besorgt, welche sie geizig aufhäuften, oder leichtsinnig verschwelgten, während bei ihrer schlechten Aufsicht auf die Unterbeamten überall die Mißbräuche sich vermehrten. Wie Manches mußte abgeschafft, wie manches Andere umgeändert oder verbessert, und wie Manches neu geschaffen werden, bis die beiden Landestheile sich gleichstunden! Aber der väterlichen Obsorge Karl Friedrichs gelang es, seinen neuen Unterthanen eben das Glück zu bereiten, welches die alten genossen, und mit gleicher Liebe haben ihn jene bald auch wie diese verehrt.

Vor Allem wurden die neuen Unterthanen von einigen sehr drückenden Abgaben befreit, und für eine bessere Wahl ihrer Gemeindsvorsteher gesorgt; alsdann folgte die Verbesserung der bereits bestehenden, und die Stiftung neuer Land- und Stadtschulen, wozu das Vermögen der aufgehobenen Jesuiten-Kollegien zu Baden und Ettlingen verwendet wurde. So kam allmälig eine Gleichheit in die verschiedenenen Landestheile, und Karl Friedrich legte seine stets verbessernde Hand wieder an das Ganze. Er forderte in einem Schreiben voll der landesväterlichsten Sorgfalt seine Minister auf, ihm über das bisher Geleistete eine genaue Rechenschaft abzulegen, „denn die Zusammenhaltung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen gibt dem Staatsmanne Gelegenheit, auf alles Zukünftige zu schließen." Dieses Schreiben wurde der Sporn zu einer erneuerten großen Thätigkeit bei allen Landeskollegien, und die einlaufenden Berichte erweckten in dem Markgrafen ein belohnendes Gefühl, und gaben ihm die Richtschnur seines fernern Wirkens.

Solch' glücklicher Fortgang mochte ihn auch trösten über mancherlei kränkende Vorfälle, welche geheimer Neid und Haß er-

zeugten, und über einen harten Schlag, den ihm das Schicksal bereitete. Schon die längst betriebene Theilung der hintern Grafschaft Sponheim führte viel Unannehmlichkeiten herbei, und nachdem das schwierige Geschäft im Jahre siebzehnhundert sechs und siebzig endlich zu Stande gekommen war, begann mit dem folgenden ein Prozeß, welcher dem Markgrafen nicht geringern Schmerz verursachte, als seinem Ministerium Mühe und Arbeit. Einige Geistliche im Einverständnisse mit dem Bischofe von Speier hatten die verwittwete Markgräfin Maria Viktoria in Baden zu bereden gewußt, sich mit ihnen zu verbinden, um dem Markgrafen allen, auch blos das Aeußere der katholischen Religion betreffenden Einfluß zu entreißen, damit so „die Quelle der künftigen Gefahr verstopft werde.“ Durch mancherlei Umtriebe wurden mehrere ehemals baden-badische Gemeinden zu öffentlicher Klagführung beim Reichshofrathe verleitet, und der leidige Handel gedieh so weit, daß man katholischer Seits die Sache Gottes für angegriffen, die Reichsgeseze und Erbverträge für verlezt erklärte, während Karl Friedrich den Schuz der kaiserlichen Majestät und seiner Mitstände anrief. Das gemäßigte, aber feste Benehmen des Markgrafen siegte endlich, der Prozeß löste sich in ein freundschaftliches Einverständniß beider Theile auf, und die aufgereizten Gemüther des Volkes kehrten zur vorigen Ergebenheit bald wieder zurück.

Inzwischen war dem Markgrafen seine vortreffliche Gemahlin, deren Ruhm mit den Verdiensten Karl Friedrichs so eng verbunden ist, durch einen plözlichen Tod entrissen worden. Den Schmerz über diesen Verlust suchte er jezt zu vergessen in der Ausführung eines seit Jahren vorbereiteten Werkes, welches ihn würdig neben Josef den Zweiten stellt. Am drei und zwanzigsten Juli tausend siebenhundert drei und achtzig erging das Edikt, worin der unvergeßliche Fürst die Leibeigenschaft in all' seinen Landen aufhob. Das badische Volk empfing diese Wohlthat mit allgemeinem Jubel, der sich in Deputationen, Adressen, in Gottesdiensten, Gedichten und Denkmälern auf's dankbarste aussprach. Und der tief gerührte Landesvater antwortete ihm auf diese Danksagungen: „Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereiniget sey, so daß beider Wohl- oder Uebelstand in eins zusammenfließen, ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung nachzu-

denken gewohnt bin, ein fester Saz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, wohlhabendes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen läßt. Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands bewohnt, wo ihr schon vor sieben hundert Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich sieben und dreißig Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzustehen, vereiniget euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Laßt mich den Trost mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes Volk zurückgelassen habe. Seyd fleißig, seyd tapfer, liebet euer Vaterland, seyd sparsam ohne Geiz; gibt euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Ueppigkeit; laßt den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen; er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verdirbt, als dadurch, daß er der Habseligkeit wehe thut. Seyd lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; lehret sie, wahrhaft seyn und die Lüge hassen; gehet ihnen mit guten Beispielen vor; es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch; ihr seyd es euern Kindern, euch selbst, euerm Vaterlande schuldig; sie sind der Segen eures Hauses, die Stüze eures Alters, die Stärke des Staats, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen."

In so ächt landesväterlicher Gesinnung, welche zum Theil ein theures Vermächtniß der verstorbenen Frau Markgräfin war, fuhr Karl Friedrich fort mit dem Werke seiner Staatsverwaltung. Ueberall, in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Nationalökonomie und Polizei, wo noch Lücken oder Uebelstände bemerkt wurden, suchte er zu ergänzen und zu verbessern. Namentlich richtete sich jezt seine Sorgfalt auch auf das Forstwesen und den

Bergbau, welche ihr bisher entgangen waren. Lange zurückgehalten durch die Schwierigkeiten einer allgemeinen Waldadministration, veranlaßte ihn doch zulezt die hohe Wichtigkeit dieser Sache und die große Gefahr des Mißbrauchs vollkommen unbeschränkter Eigenthumsrechte der Gemeinden über ihre Wälder, zu einem Eingriffe der Staatsgewalt in dieselben, und er verordnete sofort, daß die gemeinen Waldungen, gleich den herrschaftlichen, in genauere unmittelbare Pflege genommen, alle Holzabgaben von den Oberforstämtern abgemessen, die Kultur durch forstmäßige Eintheilung und Pflanzung veranstaltet, und auch hier die Forstfrevel gethätigt werden sollen. In den Herrschaftswaldungen selbst aber wurde eine sorgsame Pflege eingeführt, um ein anspornendes Beispiel zu geben, und endlich stiftete Karl Friedrich auch ein Institut für Forstlehrlinge. Den Bergbau, welcher im badischen Oberland schon seit dem dreizehnten Jahrhundert betrieben worden, aber troz der Sorgfalt früherer Markgrafen immer wieder zerfallen war, hat Karl Friedrich eigentlich neu in's Leben gerufen, und er gedieh seither zu immer erfreulicheren Resultaten.

Im Finanzwesen verfolgte der Fürst solche Grundsäze, daß er die Staatseinkünfte weit über ein Drittel vermehrte, ohne den Unterthan stärker zu belasten. Sein Geheimniß hierin waren Sparsamkeit, Ordnung und eine möglichst gleiche Vertheilung der Abgaben. Die bei dem Anfall der baden-badischen Lande übernommenen Schulden und die eigenen baden-durlachischen wurden theils völlig abbezahlt, theils hinlänglich gedeckt, und Baden besaß damals in Deutschland und Holland solchen Kredit, daß ihm Gelder genug angetragen wurden, wovon man aber keinen Gebrauch machte, wenn sie nicht zu drei Prozent verliehen wurden. So erreichte die Markgrafschaft damals einen Grad der Ordnung, Freiheit und Aufklärung, der Blühte und des Wohlstandes, daß Karl Friedrich mit Recht als der beste Fürst, wie sein Land für das glücklichste galt.

Siebtes Kapitel.

Beschluß des Vorigen.

Ein trauriges Gegenstück zu den glücklichen Fortschritten der Aufklärung und des Wohlstandes in den östreichischen und badischen Staaten, gewährte der Zustand in den meisten unserer übrigen Länder. Die Unterthanen der kleinern Fürsten, der Reichsritter und Klöster genossen nur die allgemeinen Folgen des Friedens, und ebenso in den Reichsstädten blieb noch zu vieles beim Alten, als daß sie denjenigen Aufschwung hätten nehmen können, welcher in Oestreich und Baden ihre Aufmerksamkeit erwecken mußte. Ja, einige Länder mochten bei all' jenen Segnungen der langen Ruhe, und bei aller Ergiebigkeit ihres Bodens von ihrem Zerfalle gar nicht wieder aufkommen, indem der Druck schlechter Regierungen auf ihnen lastete, wie seit dem vorigen Jahrhundert nur allzuviele in Deutschland geworden waren.

In dem mainzischen und speierischen Gebiete ging alles den trägen Gang, der in geistlichen Fürstenthümern leider gewöhnlich ist, während es anderwärts zwischen Unterthanen und Obrigkeit zu traurigen Zerwürfnissen kam, wovon die Folgen zum Theil noch bis heute nicht völlig erloschen sind. So namentlich litt die stiftstraßburgische Herrschaft Oberkirch an einem Prozesse, der die bischöfliche Regierung beim Volk verhaßt machte, und mehr als einmal drohende Bewegungen, ja selbst gewaltsame Thätlichkeiten herbeiführte. Es handelte sich nämlich um die Holzungsberechtigungen in den dortigen Wäldern, und eine in Deutschland allgemeine Erscheinung trat dabei aufs grellste an das Licht. Ursprünglich betrachtete man die Waldungen, wie die Waidpläze, meist als Gemeingut einer Gegend, einer Mark, und jedem Gemeindsgenossen stund die Nuzung frei, nur hatte er sich nach den herkömmlichen Wald-Gesezen zu fügen, deren Aufrechthaltüng dem Holzgerichte oblag. Der Vorsizer dieses Gerichtes war der Holzgraf, gewöhnlich

ein reicher Herr, und mit seinem Amte ging es, wie mit demjenigen der Gaugrafen, es wurde erblich und umgab sich mit einer Reihe von Rechtsanmaßungen, welche ihn endlich als den Besizer der Waldungen seines Bezirkes darstellten. Durch Theilung und Uebertragung derselben auf andere Herren befestigte sich dieser Begriff im Verlaufe der Zeit, und so schienen die Gemeinden, welche ursprünglich selbst Eigenthümer eines Waldes gewesen, jezt die Benuzung desselben nur als Gnade des Herrn zu genießen. Doch ging Solches ohne Störung seinen Gang, bis bei zunehmender Kultur der Werth des Eigenthumes sich erhöhte und die Regierungen anfingen, alle Quellen des Einkommens möglichst zu benuzen; denn dies hatte eine scharfe Abgrenzung der wechselseitigen Befugnisse zur Folge, wobei es in dem Dunkel, welches über der Sache schwebte, bald zu Widersprüchen und Streitigkeiten kommen mußte. Wie oft verbietet man auch heutzutage den Armen das Holzsammeln, da es doch keine Gnade, sondern der lezte Rest eines ursprünglich wirklichen Besizrechtes ihrer Gemeinden ist!

In der Herrschaft Oberkirch war zwischen dem Stift Straßburg und dessen Unterthanen im Oppenauer Thale das Eigenthumsrecht über den Hochwald streitig, und zwischen dem Kloster Allerheiligen und den Gemeinden Waldulm, Ulm und Renchen bestund ein ähnlicher Prozeß. Schon im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts hatte die bischöfliche Regierung durch auffallend starke Holzschläge für die Eisenschmelze in Lautenbach den Widerspruch der Thalleute erweckt und durch eine Untersuchung über die Verjagung der herrschaftlichen Holzmacher zu noch gewaltthätigern Schritten veranlaßt, worauf die Sache an das Reichskammergericht gedieh. Dieses entschied im Wesentlichen für den Bischof, welcher zur völligen Beilegung des Streites sofort einen Vergleich mit den Unterthanen einging, dessen Abschluß man durch eine Prozession unter dem Donner des Geschüzes öffentlich feierte. Aber die ganze Frucht der langen Arbeit zerstörte im Jahre siebzehnhundert fünf und achtzig die neue Harzordnung, welche das Volk nicht undeutlich fühlen ließ, daß es bei jenem Vergleiche übervortheilt worden sey. Aufs neue geschahen Schritte der Gewalt, und wurden vermehrt durch unklugen Diensteifer oder Volkshaß einiger Beamten, durch die Einziehung der Anführer und andere Umstände, bis die Kunde vom Ausbruche

der französischen Revolution die Oppenauer Thalbauern zu einem allgemeinen Aufstand gegen die Amtei in Renchen ermuthigte wie auch die Kapplerthaler Gemeinden gegen das Kloster Allerheiligen. Nur die Beredsamkeit einiger geachteten Männer vermochte den Sturm für den Augenblick zu beschwören; zur Wiederherstellung der Ruhe aber ließ man die aufrührerischen Gemeinden unverweilt mit Kriegsmannschaft besezen, deren Verköstigung eine fast unerschwingliche Schuldenlast auf die betheiligte Landschaft brachte.

Aehnliche Unruhen fanden damals noch in andern Waldgegenden statt; überhaupt zeigten die Bewohner der Waldgebirge am meisten Selbstgefühl und eine oft freilich verblendete Eifersucht auf alte Rechte und Freiheiten, und ihr Widerstand gegen die anmaßlichen Veränderungen, welche sich die Regierungen und Oberkeiten im Verwaltungswesen mehr und mehr erlaubten, würde zu ehren seyn, wenn damit nicht immer eine blinde, oft boshaft erregte und genährte Abneigung auch gegen alle vernünftigen Neuerungen verbunden gewesen wäre. So hatte der Magistrat der Reichsstadt Zell schon längst den Unwillen der Bürgerschaft gereizt, als derselbe im Jahre siebzehnhundert und sechszig zum Ausbruche kam. Eine Rotte der Aufrührer drang in die Kanzleien, um sich der Schriften und Kassen zu bemächtigen, während die Mauern der Stadt so eifrig verwahret wurden, daß Einer ausrief: „Und wann selbst der Kaiser vor dem Thor wäre, so machten wir nicht auf.“ Der vielfach, doch auch nicht unverdient bedrohte und mißhandelte Magistrat, wandte sich eilends an den Markgrafen von Baden, als Inhaber der ortenauischen Landvogtei und Schirmherrn der Stadt. Allein dessen erste Maßregel durch Abschickung von Kriegsmannschaft erhizte die Bürger nur noch mehr; sie besezten die benachbarte Anhöhe, bemächtigten sich der Pulverthürme, führten das Geschüz auf die Mauern, und wollten sich eher bis auf den lezten Mann wehren, als einen fremden Soldaten einlassen. Markgraf Georg Ludwig ergriff daher friedlichere Mittel, womit es ihm auch unschwer gelang, die Ordnung wieder herzustellen, und der Bürgerschaft blieb jezt nur der gesezliche Weg einer Einreichung ihrer Klagen bei dem Reichshofrathe.

Es war damals überhaupt eine gewöhnliche Erscheinung in den Reichsstädten, daß die Magistratsglieder die bürgerlichen Rechte

beeinträchtigten, eine partheiische oder feile Justiz führten, und das städtische Vermögen eigennützig verwalteten. Doch geschah dagegen manches Gute und Lobenswerthe von einzelnen Privatmännern, dessen sich noch eine späte Nachkommenschaft erfreut, wie namentlich in Pfullendorf, wo während den siebzger und achtzger Jahren so bedeutende Stiftungen zur Erleichterung der Armuth und Aufnahme der Volksbildung gemacht wurden, daß der Geschichtschreiber dieser Stadt bemerkt: „Es schien, als habe die kluge Voraussicht die Gründer bestimmt, in diesem Jahrhunderte noch zu thun, was im folgenden nicht mehr möglich war.“

Wie es in den kleinen fürstlichen Ländern zuging, davon mag der Kleckgau zum Beispiele dienen. Durch den schwedischen und französischen Krieg war die Landschaft sehr herabgekommen; aber die schwarzenbergische Regierung zu Thiengen, wo der edle Direktor von Koller zu wenig würdige Vorgänger und Nachfolger hatte, that nicht nur keine Schritte zu ihrer Wiederaufnahme, sondern verfolgte einen Gang in der Verwaltung, welcher alle bessere Betriebsamkeit, alles Aufblühen der Gewerbe darnieder hielt, und übte eine Rechtspflege, deren Schlechtigkeit endlich zum Sprichworte ward. Dieser elende Zustand der Landgrafschaft mußte um so auffallender seyn, da der schweizerische Theil des Kleckgaus, von der Natur um nichts begünstigter als der schwarzenbergische, den erfreulichsten Anblick gewährte, und man seine Grenzen, ohne Markstein, schon an der ungleichen Bebauung zusammenstoßender Felder genau genug erkannte. Allein die Regierung schien den Unterschied nicht zu bemerken; der Fürst selbst sahe die Landschaft fast nie, und seinen Beamten war es einzig um sicheres Einkommen zu thun und bequeme Arbeit.

Welch' ein trauriges Bild jedoch diese Züge auch darstellen, wie weit wird dasselbe von dem übertroffen, was damals in der Pfalz geschah! Nachdem der Kurfürst Karl Philipp im Dezember tausend siebenhundert zwei und vierzig sehr hochbetagt verstorben war, ohne einen leiblichen Erben zu hinterlassen, erbten die pfälzischen Lande an den Gemahl seiner Enkelin Elisabetha Augusta, den Pfalzgrafen Karl Theodor von Sulzbach, welchen man schon als zehnjährigen Knaben nach Mannheim gebracht hatte, um ihn am dortigen Hoflager zum künftigen Kurerben zu erziehen. Eine

freudige Erwartung ging seinem Regierungsantritte voraus, da er bereits Beweise einer Sinnesart kund gegeben, woraus man die Hoffnung schöpfte, es werde sich die Pfalz nach einem halben Jahrhundert voller Unruhen und Zerrüttungen endlich des Segens einer glücklichen Regierung erfreuen können. Aber Karl Theodor besaß bei all' seinem guten Willen zu wenig Thatkraft, als daß er die Mängel der Verwaltung und die Uebel des Landes hätte entfernen mögen; seine Erziehung war durch die Jesuiten verdorben, welche ihn jezt schlau genug zum Werkzeug ihrer Plane benuzten. Sie wollten um jeden Preis die katholische Religion in die Pfalz wieder zurückführen, und begannen mit wohlberechneten Intriken gegen die reformirten und evangelischen Kezer einen Ausrottungs-krieg, der empörender ist, als der frühere durch die Gewalt der Waffen.

Der junge Kurfürst war an eine verschwenderische Pracht gewöhnt; schon bei seiner Vermählung hatte er den glänzendsten Aufwand gezeigt, und fortan trieb ihn diese Neigung zu den größten Ausgaben. Mannheim, welches im Jahre siebzehnhundert sechs und dreißig zu einer Handelsstadt war erhoben worden, verwandelte sich jezt in eine der prächtigsten Residenzen. Nicht nur wurden zahlreiche öffentliche Gebäude im größten Style erbaut, und kostbare Monumente errichtet, Karl Theodor stiftete auch eine Akademie der Wissenschaften und der bildenden Künste; errichtete eine deutsche gelehrte Gesellschaft, legte große Kupfer-stich-, Gemälde- und Büchersammlungen an, und gründete endlich jenes Theater, welches nachmals einen so entschiedenen Ruf in Deutschland behauptet hat!

Ueber vierzig Millionen Gulden wurden auf solche Art verwendet, wiewohl Karl Theodor das Finanzwesen als den drückendsten der ihm von seinem Vorgänger hinterlassenen Uebelstände erkannt hatte. Aber eben dieser Umstand war den Jesuiten erwünscht; sie bauten auf ihn und auf die Frömmigkeit des Kurfürsten den Untergang der Protestanten. Denn neben einer Reihe guter Grund-säze, welche der katholischen Glaubensform nicht schädlich seyn konnten, hatte man ihm unvermerkt viele andere beigebracht, nach welchen er es für ein Verdienst halten mußte, die mißfälligen Verträge seiner Vorfahren zu brechen, und an dem protestanti-

schen Theile seiner Unterthanen die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu begehen. Um den zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen, sah man sich genöthigt, eine Menge unnüzer Beamten und Diener abzudanken. Aber obwohl unter der vorigen Regierung gerade meistens Katholiken sich in solche Aemter eingeschlichen und eingedrängt hatten, so ließ man diese größtentheils bei ihren Besoldungen, und entfernte wo möglich nur die Protestanten. Daneben wurde jede erledigte Stelle aus der katholischen Bevölkerung besezt, oder sie stund den Proselyten offen. Und leider fanden sich Leute genug, welche aus Armuth oder schlechten Interessen ihre Religion verkauften um einen Dienst! So bildete sich in der Pfalz bald ein Aemterhandel, und erzeugte sich eine Feilheit unter dem Beamten- und Dienerstande, wie sie kaum irgendwo auffallender zu Tage kam; kaufte man ja schon den Kindern in der Wiege künftige Aemter, um welche nachher oft erst wieder prozessirt werden mußte!

Die Jesuiten feierten ihren Triumph; sie hatten sich der Regierung völlig bemächtigt, und Niemand durfte es wagen, sich der Ausführung ihrer Plane in den Weg zu stellen. Der Pater Seedorf wohnte zunächst neben den kurfürstlichen Gemächern; allstündlich war ihm der Zutritt zu dem Fürsten gestattet, und beinahe nichts geschah im Ministerium ohne sein Mitwirken oder Beistimmen. Verzweifelnd sahen die Protestanten den lezten Rest ihrer Freiheiten unterdrückt; selbst von der Hochschule zu Heidelberg wurden ihre Lehrer allmälig verdrängt, und so frech trieben es die Jünger Lojolas dabei, daß einer von ihnen seinen Lehrstuhl einst vor die Thüre des lezten Hörsaales stellen ließ, welcher den reformirten Professoren noch geblieben war! Unter solchen Händen versank die altberühmte, ehrwürdige Rupertina bald in ein Dunkel, woraus sie sich erst in neuerer Zeit wieder erhoben hat.

Mit tiefem Schmerze empfand der reformirte Kirchenrath zu Heidelberg diesen Lauf der Dinge. Er hatte sich, ob klagend oder bittend, immer vergeblich an die Regierung gewendet; sein ehemaliges Ansehen war dahin, man betrachtete ihn nur noch als eine Unterstelle, und die katholischen Beamten ließen seine Verfügungen willkürlich unbeachtet. Ja, es gelang den schlauen Lenkern der pfälzischen Geschäfte, bei dem allmäligen Absterben der noch würdigen Mitglieder die Rathsversammlung selbst endlich

mit Männern zu besezen, deren Denkungsart das Abscheulichste zuließ. Denn jezt wurde von ihr, unter Vorschub des Ministeriums, ein so schamloser Handel mit den Pfarr- und Lehrstellen getrieben, und auch die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche so treulos und nachläßig betrieben, daß die reformirte Geistlichkeit auf ihren Konventen offen dagegen sprach und sich an den Landesherrn zu wenden beschloß. Aber der Kirchenrath kam ihr zuvor; er erwirkte von der Regierung ein strenges Verbot der Konvente, und nun blieb keine Hoffnung der Abhilfe mehr.

Zu all' dem wurde das Volk durch die Last der Abgaben beinahe erdrückt, während der kleine Hof keine Summen scheute, um wie der größte zu glänzen. Die Geschäfte der Staatsverwaltung nahmen ihren Gang nach der Bequemlichkeit der Minister, und die Justiz befand sich bei der allgemein eingerissenen Käuflichkeit im schlechtesten Zustande, wie man denn das kurfürstliche Hofgericht wegen seiner unbärtigen Beisizer, spottweise nur das jüngste Gericht zu nennen pflegte. Die Gemeinden in Städten und Dörfern beraubte man all' ihrer Rechte; selbst keine neuen Bürger durften sie mehr aufnehmen, sondern die Aufnahme geschah durch die Regierung, und wurde oft zum größten Nachtheile der betreffenden Familien jahrelang verzögert. Konnten unter dieser doppelten und dreifachen Tyrannei der Landbau und die Gewerbe aufkommen? Konnte der Pfälzer sich seiner schönen Heimath erfreuen und seines Lebens froh seyn? Armes Volk, das ohne Gewährleistung, ohne Bürgschaft seiner Rechte, in die Gewalt einer durch nichts beschränkten Regierung gegeben ist! So kam es dahin, daß eine große Zahl der fleißigsten und selbst noch vermöglichen Unterthanen ihre Güter verkauften, und auswanderten. Sie zogen meist über England nach Westindien, wo ihre Menge die Veranlassung gab, alle Amerikawanderer überhaupt mit dem Namen Pfälzer zu bezeichnen.

Diese Auswanderung dauerte fort, bis in der Landesregierung nach Entfernung der Jesuiten eine wohlthätige Veränderung geschah, und der Kurfürst endlich selbst an die Spize der Geschäfte trat. Schnell gewann alles eine andere Gestalt, und man fühlte damals, was Karl Theodor seinem Volk hätte werden können. Aber der jesuitische Geist war am Hofe keineswegs erloschen, und

allmälig kehrte Alles durch seinen Einfluß wieder in das vorige Gleis zurück. Ein gewissenloser Diensthandel begann aufs neue, den sich die pfälzischen Minister ebenso zu Nuzen machten, wie der Kirchenrath die Versteigerung der Pfarr- und Schulämter. Das ganze Finanzwesen gerieth in Verwirrung und Zerfall, namentlich wurde die reformirte Verwaltungskasse völlig erschöpft, wobei die große Anzahl der katholischen Beamten eine reiche Beute davon trug. Was half die menschenfreundliche Gesinnung und der gute Wille des Regenten? Alle Nichtkatholiken blieben schmählich unterdrückt; ihre Gewissensfreiheit wurde tausendfältig verlezt, und jedes schlechteste Mittel nicht verschmäht, um Proselyten zu gewinnen. Ja, der im Jahre siebzehnhundert ein und siebzig zwischen Baiern und der Pfalz errichtete Erbvertrag bestimmte sogar ausdrücklich, daß „keinem Regenten erlaubt seyn solle, die pfälzischen Landesbehörden mit andern als katholischen Subjekten zu besezen."

Sechs Jahre nach diesem Vertrag starb Kurfürst Maximilian Josef von Baiern, als der lezte Sprosse der baierischen Linie des Hauses Wittelsbach, und das erledigte Herzogthum fiel somit an Karl Theodor, wodurch die seit dem Erbvertrage von Pavia über fünfthalb Jahrhunderte lang getrennt gewesenen wittelsbachischen Stammlande wieder vereinigt wurden. Die Gemüther des pfälzischen Volkes waren bei einer so wichtigen Veränderung sehr verschiedentlich angeregt. In Mannheim, welches jezt aufhörte die kurfürstliche Residenz zu seyn, und dadurch mehr als dreitausend seiner wohlhabensten Bewohner verlor, herrschte eine niedergeschlagene Stimmung, worin man sich einzig damit vertrösten mochte, daß die obersten Landesstellen, die wichtigsten Anstalten und eine bedeutende Garnison in der Stadt verblieben. Die protestantischen Gemeinden dagegen hofften auf irgend eine Linderung ihrer traurigen Lage, besonders da mit der baierischen Erbfolgsache auch der König von Preußen in Berührung kam, und sich für seine pfälzischen Glaubensgenossen zu verwenden versprach. Aber während den Mannheimern die Huld ihres geliebten Monarchen fortwährend auf die wirksamste Weise zugethan blieb, mußten sich die Protestanten immer mehr getäuscht finden. Man verbesserte in ihrem kirchlichen Zustande nicht nur nichts, sondern als einige über zweihundert reformirter Geistlichen bei dem Ministerium die Erlaubniß zur Abhaltung

einer General-Synode nachsuchten, wurde ihnen dieselbe entschieden verweigert. Erst nach langen und mühseligen Verhandlungen gelang es dem standhaften Muthe der reformirten Geistlichkeit, auf besondere Verwendung Josefs des Zweiten, vereint mit dem bisher immer schwachen und unthätigen Kirchenrathe, eine Synodal-Versammlung zu Stande zu bringen; doch unterbrach der plözliche Tod des aufgeklären Kaisers deren Erfolg, und das kurfürstliche Ministerium hatte wieder neuen Spielraum.

Achtes Kapitel.

Von der Gründung des Großherzogthums.

Unser vaterländischer Staat, das Großherzogthum Baden, ist ein Erzeugniß der großen und folgereichen Umstaltungen, welche durch Napoleons Eroberungskriege und Gewaltsherrschaft in Deutschland herbeigeführt worden sind. Aber keineswegs würde sich dieser Staat gebildet haben, ohne die Tugenden und Verdienste des Markgrafen, welchen wir also mit vollstem Rechte als den Gründer desselben verehren. Karl Friedrich beherrschte beim Ausbruche der französischen Revolution ein Land, dessen Flächenraum sich nicht über fünfzig Quadrat-Meilen mit ohngefähr zweimalhunderttausend Einwohnern belief, aus welchem er eine Million dreimalhunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte zog. Weite Strecken öder Gegenden aber waren in fruchtbare und wohlbewohnte Gefilde verwandelt worden, und keinem Reisenden entging es, wie erfreulich Baden, troz eines so vielfach ungünstigen Bodens, durch seinen sorgfältigen Anbau und den überall verbreiteten Wohlstand gegen die Nachbarländer abstach. Die verhältnißmäßige Abwechselung von Aeckern, Wiesen und Waldungen, die zahlreichen Ortschaften mit viel' neuen Gebäuden, die wohlunterhaltenen Straßen und Brücken, gewährten einen überaus frohen Anblick. In Städten und Dörfern waren die Gewerbe im schönsten Aufblühen, da kein

Leibeigenschaftsdruck den Trieb und Weg zur Thätigkeit mehr hemmte, und die Beschränkung des alten Zunftzwanges eine freiere Bewegung und Konkurrenz erlaubte. Das Volk überhaupt war ebenso arbeitsam, gesittet und religiös, als munter und kräftig; es liebte seinen Fürsten über alles, und nannte stets *mit dankbarster* Verehrung dessen Name. Die badischen Beamten *aber*, welche weit geringer bezahlt wurden, als in den meisten andern Staaten, fanden einen hinreichenden Ersaz hiefür theils in dem tröstenden Institute der Waisen- und Wittwenkasse, theils in ihrer liberalen Behandlung, und in dem Gefühle, einem Karl Friedrich zu dienen; kaum irgend auch mochte der Beamtenstand mit so treuer Anhänglichkeit seinem Fürsten zugethan seyn, wie im Badischen! Und dieses Land lag damals den Verwüstungen des ums Jahr siebzehnhundert neun und achtzig in Paris ausgebrochenen Vulkans zu allernächst blosgestellt; aber nicht nur wurden sie von ihm abgewendet, und das badische Volk aus dem Ruine Deutschlands glücklich gerettet, sondern um mehr als drei Viertheile vermehrt! Freilich, mancher harte Schlag, mancher Verlust, manche Furcht und Kümmerniß hat auch Karl Friedrich und seine Unterthanen getroffen, und es ist keine angenehme Erinnerung, daß die Gründung unseres Großherzogthums mit den Machtgeboten eines modernen Attila, und mit dem Untergange des uralt deutschen National-Reiches zusammenhängt.

Wir haben gehört, wie die ortenauischen Unterthanen des Fürstbischofs von Straßburg durch die Revolutionierung des Elsaßes zu einem Aufstande ermuthigt wurden; in Lahr hatte ein gegen die nassauische Regierung verlorener Prozeß, welcher die Stadt einmalhundert fünfzigtausend Gulden kostete, die Bürgerschaft mit solchem Hasse erfüllt, daß sie mit Frohlocken die Ankunft der Republikaner erwartete, während man die vorüberziehenden Kondéer öffentlich verhöhnte; und im Hauensteinischen regte sich der alte Freiheitsgeist wieder so fühlbar, daß zu Freiburg ein bewaffneter Einfall von dorther besorgt wurde. Viele Emissäre der Revolution durchzogen das Land; einzelne Männer wurden gewonnen, auch in ganzen Gemeinden eine aufrührige Stimmung erweckt, und schon offenbarten sich hin und wieder gefährliche Zuckungen. In dieser Furcht vor einer Aufregung auch des diesseitigen

Rheinufers, zeigte sich aber die Liebe der Badener zu ihrem Fürsten unzweideutig genug; die Masse des Volkes blieb ohne Theilnahme für die umwälzenden Ideen, und jene einzelnen Aufstände dämpfte Karl Friedrich in Verbindung mit der vorderöstreichischen Regierung, ohne grausame Mittel, so schnell und vollständig, daß man ihn allgemein als den Wiederhersteller der Ruhe dankbar anerkannte.

Glücklich war also die innere Gefahr entfernt, als im März siebzehnhundert drei und neunzig die Kriegserklärung des deutschen Reiches an Frankreich erfolgte, und die ersten republikanischen Waffen die Rheingrenze bedrohten. Der Markgraf mußte wegen Verstärkung seines Militärs und andern nothgedrungenen Aufwandes eine allgemeine Steuer ausschreiben; doch war sie mäßig, und das Volk fand dafür theilweis einen Ersaz in den Geldsummen, welche durch die vielen französischen Emigranten dem Lande zuflossen. Die Kondéer namentlich, in der zuversichtlichen Erwartung einer baldigen siegreichen Rückkehr in ihr Vaterland, verschwendeten die mitgebrachten Summen auf die leichtsinnigste Weise, und mancher unserer Landsleute hat sich durch diese Verschwendung bereichert oder gerettet. Aber es rückte jezo das Jahr sechs und neunzig heran, wo die Markgrafschaft Baden zuerst der Schauplaz des Krieges werden sollte. Die starkbefestigte und wohlversehene Stadt Mannheim hatte sich bereits dem Feinde übergeben, nachdem zwei Pulvermagazine in die Luft geflogen und mehrere großen Gebäude abgebrannt waren; aber die darauf eingetretene schlimme Witterung gebot von selbst einen Waffenstillstand, welcher beinahe ein halbes Jahr währte. Inzwischen hatte Erzherzog Karl das Kommando am Rheine erhalten; die Franzosen schritten jedoch weiter und weiter vor, und im Juni drang General Moreau von Straßburg aus auf verschiedenen Punkten zwischen Hüningen und Schröck unter fortwährendem Donner der Kanonen über den Rhein. In diesem Augenblick des Schreckens, der Furcht oder Ungewißheit, flüchtete sich Karl Friedrich mit seinem Hofe nach Anspach; viele Bewohner der badischen und vorderöstreichischen Städte suchten eine Zuflucht in den Gebirgen des Schwarzwaldes, während die Reichsarmee sich den eindringenden Feinden entgegenwarf, aber an der Murg, bei Renchen und Ettlingen von Moreau so geschlagen wurde, daß der Markgraf von Baden und der

Herzog von Wirtemberg sich genöthiget sahen, einen Waffenstillstillstand mit ihm zu schließen, welchem hernach auch Baiern beitrat. Und da diesen Fürsten vom Reiche aus kein Schuz für ihre Länder zu erwarten stund, so kam es bald zu einem Partikularfrieden, welcher in Paris vermittelt wurde. Karl Friedrich trat darin, obwohl mit dem schmerzlichsten Gefühle solcher Verlezung deutscher Fürstenehre, all' seine jenseit Rheins im Elsaß und in Holland gelegenen Herrschaften sammt allen Rheininseln und dem Leinpfade an Frankreich ab, um nur die diesseitigen zu retten, und ging Bedingungen ein, deren Annahme freilich allein in dem Gebote der Nothwendigkeit ihre Entschuldigung findet. Denn außer den genannten Abtretungen mußte er sich verpflichten, niemals gegen die Republik etwas zu thun oder zu leisten, ihren Truppen freien Weg und Aufenthalt in seinem Lande zu gestatten, ihr eine starke Quantität Schiffbauholz zu liefern, und bis zum Frieden mit Oestreich monatlich zwanzigtausend Franken zu entrichten, wogegen sich das Direktorium für den Markgrafen zu verwenden versprach, daß er mit den angrenzenden bischöflichen Gebieten hinlänglich entschädigt würde. Indeß waren Moreau und Jourdan auf verschiedenen Wegen siegreich bis nach Augsburg und Nürnberg vorgedrungen; die Vereinigung ihrer Armeen mit der bonapartischen in Italien schien gewiß, und Deutschland war verloren, als lezterer von Erzherzog Karl dreimal geschlagen, und der erstere dadurch gezwungen wurde, sich schleunigst zurückzuziehen. Dieser berühmte Rückzug geschah über Biberach, über den Schwarzwald und herab durch das Höllenthal in den Breisgau, wo der Erzherzog bei Emmendingen und Schliengen auch Moreau schlug, welcher sich nun bei Hüningen über den Rheinstrom flüchtete. Aber während in Deutschland das Glück so entschieden auf der Seite Oestreichs war, folgte es in Italien mit gleicher Entschiedenheit den Waffen Bonapartes, dessen Armee endlich über Tyrol herausrückte, und sogar die Kaiserstadt bedrohte. Doch war der junge Held jezt gleichwohl zum Frieden gestimmt, und der Kaiser, in so dringender Gefahr, nahm ihn an. Nach den Präliminarien von Leoben wurde derselbe zu Kampoformio definitiv geschlossen, und sein Erfolg für unsere Länder war, daß Oestreich das ihm allzeit so getreue Breisgau zur Ent-

schädigung an den Herzog von Modena abtrat, und daß eine geheime Verhandlung über die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich den Friedenskongreß von Rastatt herbeiführte, wo die Entschädigung derjenigen deutschen Fürsten sollte bestimmt werden, welche durch jene Abtretung in Verlust gekommen.

Bekannt genug ist der schmachvolle Verlauf dieses Kongresses und sein blutbefleckter Ausgang. Aber doch waren seine unvollendeten Leistungen eine gute Vorarbeit für spätere Zeiten, oder wenigstens seine lange Dauer vom November siebzehnhundert sieben und neunzig bis zum April neun und neunzig eine heilsame Erholungszeit für die rheinischen Länder, während in der Schweiz, in Italien und weiterhin der Krieg noch mit aller Härte seine Opfer traf. Für die badische Markgrafschaft brachte der Zusammenfluß so vieler und so verschiedener Personen in materieller wie in geistiger Beziehung mancherlei Vortheile, welche freilich durch den Einfluß frivoler Sitten wieder geschwächt wurden. Besonders aber verdankt Rastatt dem Kongresse nicht blos einen großen Geldgewinn, sondern auch seine Spitalstiftung, da man die Hasardspiele nur unter der Bedingniß öffentlich duldete, daß die Bankinhaber monatlich hundert und fünfzig Gulden ablieferten, welche mit einer Reihe reicher Geschenke zu einem so menschenfreundlichen Zwecke verwendet wurden.

Die rastattischen Friedensverhandlungen hatten nur das deutlich herausgestellt, daß zwischen Frankreich und dem Kaiser noch kein Friede möglich sey. Ehevor die Reichsdeputation jenes demüthigende Ultimatum der französischen Gesandten angenommen, war der Krieg schon beschlossen, und wurde jezt von Oestreich, im Bündnisse mit England, Rußland und der Pforte, so glücklich geführt, daß die auch von Innen vielfach bedrohte Republik sich in die größte Gefahr versezt sah. Drei französische Heere waren im Frühlinge tausend siebenhundert neun und neunzig über den Rhein gegangen, das eine bei Straßburg unter Jourdan, das andere unter Vendamme bei Hüningen, und das dritte bei Mannheim unter Ney, welcher zunächst die Festung Philippsburg, jedoch vergeblich, belagerte. Dem jourdanischen Heere indessen eilte Erzherzog Karl wohlgerüstet entgegen, und trieb es durch seine Siege bei Ostrach, Stockach und Liptingen zertrümmert über den Rhein zurück. Einen

gleichen Siegeslauf verfolgten die Generale Scherer und Suwarov in Italien, dessen man sich völlig wieder bemächtigte. Aber dieses glänzende Glück der verbündeten Waffen änderte sich bald, nachdem der große Kriegsmeister der Zeit aus Aegypten zurückgekehrt war, und die Anführung der republikanischen Armee selbst wieder leitete. Der Schluß des achtzehnten Jahrhunderts ist durch die Niederlagen bei Marengo und Hohenlinden traurig bezeichnet, und der Beginn des folgenden eben so traurig durch einen Frieden, welcher außer den Verlusten des Hauses Oestreich, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, und die Entschädigung der betheiligten Fürsten durch die Säkularisation und Mediatisirung bestätigte.

In Betreff unserer Länder wurde durch den Luneviller Frieden die Verleihung des Breisgaues an den Herzog von Modena erneuert, während nun auch die Pfalz für Baiern verloren ging, und unsere Reichsstädte und Reichsabteien sämmtlich ihre Unmittelbarkeit einbüßten. Von den pfälzischen Landen, welche sich nach dem Hinscheid Karl Theodors kaum der neuen Regierung Kurfürst Maximilian Josefs erfreut hatten, bekam der Fürst von Leiningen die Oberämter Mosbach und Borberg, und dem Fürsten von Nassau-Usingen wurde das Amt Kaub zugetheilt. Der Markgraf von Baden, den man einerseits als Grenzfürst gegen Frankreich verstärken, anderseits aber „wegen seiner anerkannten Tugenden auszeichnen und sich zum nachbarlichen Freunde verbinden wollte, trug billig den reichsten Gewinn davon; er wurde zum Kurfürsten erhoben, und empfing die pfälzischen Aemter Bretten, Heidelberg und Ladenburg mit der Stadt Mannheim; alsdann die diesseitigen Gebiete der säkularisirten Bisthümer Konstanz, Basel, Straßburg und Speier; die Reichsstädte Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Gengenbach, Zell, Wimpfen und Biberach, welch' leztern beide später an Wirtemberg ausgetauscht wurden; ferner das Stift Odenheim, die Klöster Lichtenthal, Frauenalb, Allerheiligen, Schwarzach, Gengenbach, Ettenheimmünster, Salem und Petershausen; endlich die hessischen Aemter Lichtenau und Willstätt. Dieser Zuwachs der badischen Lande betrug im Ganzen vier und sechszig Quadratmeilen mit mehr als zweimalhundert fünfzigtausend Seelen, wovon der Markgraf weit über eine Million Einkünfte zog.

Unverweilt begann Karl Friedrich sofort die Organisation des neuen Kurstaates; es erfolgten dreizehn Edikte, welche die Landes-Eintheilung in die drei Provinzen der Markgrafschaft, der Pfalzgrafschaft und des obern Fürstenthums, die Errichtung der Provinzialkollegien, die Archivordnung, die freie Religionsübung und verschiedenen kirchlichen Verhältnisse, die Entschädigung oder Verwendung der Klöster und Stifte, die Vorbereitung zum Staatsdienste, die Strafrechtspflege, den Militärbestand, die Befestigung und Erweiterung wohlthätiger Anstalten der Gesellschaft, und endlich die neue Dotirung der Hochschule zu Heidelberg betrafen. In all' diesen Verordnungen wehte ein Geist der Billigkeit, Duldung und Humanität, welcher von Jedermann bewundert wurde, und dem Kurfürsten bald das ganze Vertrauen der angefallenen Lande erwarb. Wie hoffnungsfroh jauchzte ihm das pfälzische Volk entgegen, als er zu Mannheim die Huldigung einnahm! Die Pfälzer hatten an ihrem Lieblinge Max Josef einen Fürsten verloren, welcher die Gräuel der vorigen Regierung wohl ausgesühnt haben würde; aber sie gewannen an Karl Friedrich noch mehr, nämlich den Wiederhersteller ihrer Rechte und ihres Glücks.

Inzwischen hatte in Frankreich der Sohn und Erbe der Revolution sich die Kaiserkrone auf's Haupt gesezt, und durch die Fortsezung seiner Vergrößerung eine dritte Koalition der europäischen Mächte wider sich hervorgerufen. Es waren England, Rußland, Schweden und Oestreich, gegen welche nun auch die ganze französische Macht unter die Waffen trat, und abermals das „leidensgewöhnte" Deutschland überschwemmte, dessen nächstgelegene Fürsten nichts übrig sahen, als durch Bündnisse mit Frankreich ihre Länder zu retten. Karl Friedrich, im Gefühle der Pflichten eines deutschen Reichsstandes, hatte sich lange gesträubt, gegen seinen Kaiser aufzutreten; er wollte neutral bleiben, und nur mit blutendem Herzen fügte er sich endlich dem Gebote der Gewalt. Die Armee Napoleos war bei Straßburg und andern Orten über den Rhein gegangen, und hatte die badischen und wirtembergischen Truppen aufgenommen, während Bernadotte aus Hannover an den Main heraufzog und sich bei Würzburg mit der baierischen Kriegsmacht vereinigte. Da stellte sich Mack mit den Oestreichern an der Iller dem andringenden Feinde entgegen; aber anstatt des

erwarteten Hilfsheeres aus Rußland erschien ein französisches unvermuthet in seinem Rücken, und nöthigte ihn, sich in die Festung Ulm zu werfen, welche er bald hernach ohne Schwertstreich dem Sieger übergab. An diesen harten Schlag knüpften sich andere Verluste, und die Niederlage bei Austerliz zwang Oestreich endlich zu einem Waffenstillstande, worauf im Dezember achtzehnhundert und fünf der Friede von Preßburg erfolgt ist.

Dieses neue Glück der napoleonischen Adler brachte dem badischen Staat die Erhebung zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung und Würde. Denn Karl Friedrich erhielt jezt aus den Trümmern des ehemaligen Fürstenthums Vorderöstreich den Breisgau, welcher inzwischen wieder an das Erzhaus gefallen war, alsdann die Landvogtei Ortenau, und die Stadt Konstanz nebst der Insel Meinau. So vereinigte er unter seinem Scepter die schönsten alt-zähringischen Stammlande wieder, und nahm auch den Titel eines Herzogs von Zähringen an. Aber die nächste Folge jenes verhängnißvollen Friedens war der Rheinbund, eine Vereinigung von sechszehn deutschen Fürsten, welche sich vom Reichsverbande lossagten, und unter dem Protektorate Napoleons, als Vasallen Frankreichs, das volle Souverainetäts-Recht in ihren Ländern mit erhöhter Würde erhielten. Ein französischer Geschäftsträger meldete die Errichtung dieses Bundes dem Reichstage zu Regensburg mit dem Beisaze, daß man hinfort kein deutsches Reich mehr anerkenne, worauf Kaiser Franz die Krone Karls des Großen niederlegte, und sich zum Erbkaiser von Oestreich erklärte. Der Kurfürst von Baden, welcher bei dieser Veränderung den Titel eines Großherzogs mit dem Prädikate „königliche Hoheit" annahm, hatte durch die rheinische Bundesakte das Fürstenthum Heitersheim, die Grafschaft Bonndorf, die Deutschordens-Komenden Beuggen und Freiburg erhalten; alsdann die Souverainetät über das Fürstenthum Leiningen, den größten Theil des Fürstenthums Fürstenberg, über die Besizungen der Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim diesseits des Maines, wie über das Gebiet des Fürsten von Salm-Krautheim am rechten Ufer der Jart, und über sämmtliche innerhalb des Kurfürstenthums gelegene Güter der Reichsritterschaft. Diese neue Vergrößerung jedoch konnte in Karl Friedrichs edlem Herzen eine schmerzliche Regung patriotischer

Gefühle nicht zurückdrängen. Als ihm einer seiner vertrautesten Räthe die erste Nachricht zugleich von der Aufhebung des deutschen Reichs und dem badischen Länderzuwachs hinterbrachte, versank der greise Fürst in ein tiefes Nachdenken, woraus er sich endlich mit Thränen im Auge erhob, den einzigen wohl, welche damals an einem deutschen Hofe um das deutsche Vaterland geweint worden sind!

Nichts beschäftigte ihn jezt so sehr, als wie er das Vertrauen der neuen Unterthanen gewinnen möge. Denn namentlich die Breisgauer hatten sich ungerne vom Hause Oestreich getrennt, und Baden erregte durch die Aufhebung der Klöster und Landstände anfangs eine sehr mißliche Stimmung gegen sich. Nachdem jedoch die Erklärung erfolgt war, das breisgauische Regierungs- und Kammerkollegium werde fortbestehen, Freiburg ein Hofgericht erhalten, dessen Distrikt sich auch über das altbadische Oberland erstrecke, jeder Staatsdiener bei Amt und Gehalt verbleiben, und die freiburgische Hochschule neue Unterstüzung erlangen; und als man überhaupt das humane Benehmen der badischen Kommissäre, wie den väterlichen Willen des Regenten sah, verloren sich die mißstimmenden Besorgnisse und Vorurtheile, und man erkannte zulezt, daß dem Lande der Verlust eines guten Fürsten durch den besten ersezt worden sey.

Das neue Großherzogthum wurde anfangs in die drei Provinzen des Ober-, Mittel- und Unterrheins abgetheilt, jede mit ihrer eigenen Regierung, Hofgerichtsstelle und Kammer; im Jahr achtzehnhundert und neun aber bildete man zehn Kreise, deren jedem ein Direktorium mit ziemlich ausgedehnter Gewalt vorstund. Karl Friedrich hatte auch einen besondern Minister der Justiz ernannt, während er das bisherige Kabinets-Ministerium aufhob, und den Geschäftsumfang der Ministerien des Innern, der Finanzen und des Kriegs genauer bezeichnete; seine Staatsschulden-Pragmatik erstreckte das Statut Markgraf Christophs von der Untrennbarkeit und Einheit des Landes auf alle neuen Erwerbungen, und sezte die möglichste Beschränkung der Staatsschulden fest; es war das liberale Standesherrlichkeits-Edikt erfolgt, und ein anderes über die Grundherrlichkeit; mancherlei schwierige Verhältnisse zwischen dem Großherzog und den benachbarten Souverainen hatte man durch

Verträge geregelt, die Lehnsachen neu umgeschaffen; es wurde die Milizpflichtigkeit, das Gastrecht und die Losungsgerichtigkeit bestimmt; eine Reihe anderer Verordnungen ergingen, welche in die so verschiedenen Verhältnisse der verschiedenen Landestheile eine möglichste Einheit bringen, die hier und dort bemerkten Mängel ergänzen, mehrfache Mißbräuche entfernen sollten,* und endlich wurde, wie in den übrigen Rheinbund-Staaten, gleichfalls in Baden der Kode Napoleon mit den nöthigen Zusäzen als gemeines Landrecht eingeführt.

Inzwischen hatte das Großherzogthum durch den Fortgang der politischen Ereignisse auch wieder neuen Zuwachs an Gebiet erhalten, was in der bisherigen Kreiseintheilung einige Veränderungen zur Folge bekam. Der preußische und russische Krieg war von Napoleon zum Erstaunen der Welt innerhalb weniger Monate siegreich beendigt, und durch den Frieden von Tilsit fast die lezte Hoffnung für die Freiheit Europa's untergegangen, als im Jahre achtzehnhundert und neun ein neuer Kampf mit Oestreich den Günstling des Glückes vollends auf die Höhe seines Glanzes erhob. Die Niederlage von Aspern wurde durch den blutigen Sieg bei Wagram wieder ersezt; Napoleon schloß zu Wien einen Frieden, welcher das östreichische Gebiet um zweitausend Quadratmeilen kleiner machte, ihm gleichwohl aber den Weg bahnte zur Vermählung mit Marie Louise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz, und die erste Frucht dieser Ehe war ein Sohn, welchem schon in der Wiege als „König von Rom" gehuldiget ward! Aber auch nicht länger ruhte jezt die Nemesis; sie bereitete dem stolzen Weltherrscher in seiner eigenen Unersättlichkeit den Untergang. Nach den empörenden Gewaltstreichen, welche Napoleon an dem Pabste, an Holland, an den Hansestädten und sonst in Deutschland verübt hatte, folgte sein russischer Feldzug, und endlich durch die Schlacht bei Leipzig sein Sturz.

Schon kraft des Wiener Friedens, und hierauf durch die zu Compigne und Paris geschehenen Verhandlungen gewann der Großherzog durch Abtretung von Seiten Wirtembergs die Landgrafschaft Nellenburg, nebst größern oder kleinern Theilen der Aemter Hornberg, Rothweil, Tuttlingen, Ebingen, Maulbronn, Brakenheim und Mergentheim, wogegen er an Hessen die Aemter Amorbach,

Miltenberg und Heubach abtrat. Hiedurch ging der odenwäldische Kreis ein, und seine Reste, wie die aufgezählten Erwerbungen, wurden den nächstgelegenen Kreisen beigefügt. Und um die kirchlichen und Schulgegenstände mit dieser neuen Organisation in Einklang zu bringen, theilte man das Großherzogthum in zwei und achtzig katholische und fünf und dreißig evangelische Dekanate, welche Eintheilung bis heute geblieben ist, während die politische einer wiederholten Veränderung unterlag, und jezt in dem See-, Ober-, Mittel- und Unterrhein-Kreise besteht.

Aber an den Regierungsgeschäften der lezten Zeit hatte Karl Friedrich wenig Antheil mehr genommen. Er war ein hochbetagter Greis, und durch die bisherige lange Arbeit, durch schwere Sorgen und vielfachen Verdruß an der Seele geschwächt, wie körperlich gebeugt. Schon seit dem Jahre achtzehnhundert und sechs kränkelte er; mehrfaches Familienunglück, der traurige Gang der großen Ereignisse, und namentlich Napoleons immer despotischere Richtung, die ihn schon durch den Mord des Herzogs von Enghien tief verlezt hatte, verdüsterten mehr und mehr seinen Geist, bis er denselben am zehnten Juni tausend acht hundert und eilf, im drei und achtzigsten Lebensalter, nach einer mehr als halbhundertjährigen Regierung, endlich aushauchte. „Karl Friedrich, sagt ein vaterländischer Gelehrter, hat nie ein Heer geführt, nie mit blutbeflecktem Lorbeer Siege gefeiert; seine heiligen Silberhaare umgab die Bürgerkrone; er hat in der Tugend Eroberungen gemacht und mit milder Weisheit seine Grenzen vergrößert; er hat nur einmal Menschen gekränkt, durch seinen Verlust.“

Neuntes Kapitel.

Von der Einführung der landständischen Verfassung.

Karl Friedrich hatte im fünften Jahr nach dem Hingange der unvergeßlichen Markgräfin Karoline, mit einer Tochter des Landes, dem Freifräulein Luise von Geyersberg, eine zweite Ehe getroffen, aus welcher noch drei Söhne hervorgingen. Die

Frucht jener ersten aber waren der Erbprinz Karl Ludwig, alsdann Friedrich und Ludwig Wilhelm August. Karl Ludwig vermählte sich mit Amalie Friederike von Hessen, und hinterließ bei seinem unvermuthet frühen Tode in Karl Ludwig Friedrich den Erben des badischen Staates, dessen Verwaltung derselbe bei der zunehmenden Altersschwäche seines Großvaters schon im Jahre achtzehn hundert und acht übernahm. Es bildeten jene vielbewegten, furcht- und hoffnungserfüllten Tage eine sehr lehrreiche Vorschule für den jungen Fürsten, welchen das Glück als würdigen Nachfolger Karl Friedrichs zum gleichen Wohlthäter seines Volkes bestimmt zu haben schien. Eine seltene Güte des Herzens gewann ihm allgemein die ungetheilteste Liebe, aber leider sank er allzufrühe in das Grab.

Karls kurze Regierung fiel in eine große, verhängnißvolle Zeit; auf die Demüthigung der preußischen Kriegsmacht durch die Niederlage bei Jena erfolgte jezt, nach dem schrecklichen Untergange des französischen Heeres in Rußland, eine allgemeine Erhebung Preußens, welche sich auch auf andere Länder ausdehnte, als die Proklamation von Kalisch den deutschen Völkern „die Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches, und eine dem ureignen Geiste der Nation gemäße, deren Einheit befestigende Verfassung" verhieß. Zwar lächelte das Glück dem neuen Kaiser nochmals; aber wohl mochte er fühlen, welch' ein ganz anderer Geist nun seinen Feind beseele, dessen Masse sich täglich vermehrte, bis endlich die Erinnerung der Tage von Marengo, Austerliz und Wagram auch Oestreich wieder gegen ihn unter die Waffen rief. Weit über eine Million Menschen stunden sich schlagfertig gegenüber! Es begann „der heilige Krieg", welcher Europa von der schmachvollen Tyrannei des übermüthigen Korsen befreite, und namentlich dem so lange und vielfach bedrückten, zerrissenen und blutgetränkten deutschen Vaterlande die ersehnte Ruhe wieder gab; es erfolgte die Auflösung des Rheinbundes, der Einzug der Alliirten in Paris und die Abdankung Napoleons; alsdann, nach dessen Wiederkehr von der Insel Elba, die Schlacht bei Waterloo und „der heilige Bund", endlich der Wiener Kongreß und die Gründung der jezigen Verhältnisse in Deutschland.

Sogleich nach der Schlacht bei Leipzig hatte sich Baden,

dessen Kriegsmannschaft seit dem Jahre achtzehnhundert und vier den napoleonischen Adlern überall, selbst bis in Spanien und Rußland treulich gefolgt war, wie seine Nachbaren Baiern, Hessen, Wirtemberg und andere Rheinbundsfürsten, der Allianz gegen Napoleon angeschlossen, und trat auf dem Kongresse zu Wien, im Jahre tausend achthundert und fünfzehn, dem daselbst gestifteten Bunde der deutschen Fürsten bei, welcher die Erfüllung jener der Nation verheißenen verfassungsmäßigen Freiheit und Einheit gewähren wollte. Die persönliche Gegenwart des Großherzogs bei der Kongreßversammlung mochte besonders wirksam seyn; es wurde ihm von den alliirten Mächten der Besitz und die Untheilbarkeit seines Landes feierlich garantirt. Das Großherzogthum Baden erschien sofort als der siebte Staat im deutschen Bund, mit einem bundespflichtigen Kontingente von zehntausend Mann, während es im Rheinbunde nur achttausend stellte.

Karl hatte bald nach der Vergrößerung seines Großvaters durch den Preßburger Frieden zu mehrerer Befestigung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Napoleon und dem badischen Fürstenhause, die Adoptivtochter des großen Kaisers zur Gemahlin erhalten, Stephanie Tascher, welche ihm vier Kinder schenkte, und in den lezten traurigen Jahren die liebevollste Pflege erwies. Denn der Tod seiner zwei Prinzen, das schmerzliche Gefühl seiner dahin geschwundenen Gesundheit, die große, das Land dem bittersten Elend preisgebende Theurung im Jahre achtzehnhundert sechszehn, und endlich mehrseitig wiederholte Ansprachen, welche das Gerücht einer nach seinem Hingang bevorstehenden Theilung des Großherzogthums erzeugten: dies Alles verdüsterte und beugte das Gemüth des guten Fürsten. Doch wies er jene Ansprüche und namentlich diejenigen von Seiten Baierns entschlossen zurück, und suchte durch wirkliche Einführung der im dreizehnten Artikel der Bundesakte den deutschen Staaten versprochenen landständischen Verfassung seinem Volke ein festeres Band zu geben und das Gefühl eines gemeinsamen Vaterlandes zu bekräftigen.

Die badische Verfassungsurkunde erging im Sommer tausend achthundert und achtzehn, vom Bade Griesbach aus, wo der Großherzog seinen leidenden Zustand zu erleichtern suchte; ihr Inhalt begreift folgende Hauptbestimmungen:

„Das untheilbare und unveräußerliche Großherzogthum, dessen Regierung in der großherzoglichen Familie erblich ist, bildet einen Bestandtheil des deutschen Bundes. Alle organischen Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäßigen Verhältnisse Deutschlands oder die Verhältnisse deutscher Staatsbürger im Allgemeinen betreffen, machen einen Theil des badischen Staatsrechts aus, und werden für alle Klassen von Landesangehörigen verbindlich, nachdem sie von dem Staatsoberhaupte verkündet worden sind. Der Großherzog, dessen Person heilig und unverlezlich ist, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt, und übt sie unter den in dieser Verfassungsurkunde festgesezten Bestimmungen aus. Das Großherzogthum hat eine ständische Verfassung. Die staatsbürgerlichen Rechte der Badener sind gleich in jeder Hinsicht, wo die Verfassung nicht namentlich und ausdrücklich eine Ausnahme begründet. Die großherzoglichen Staatsminister und sämmtliche Staatsdiener sind für die genaue Befolgung der Verfassung verantwortlich. Alle Badener tragen ohne Unterschied zu allen öffentlichen Lasten bei. Alle Staatsbürger von den drei christlichen Konfessionen, deren politische Rechte gleich sind, haben zu allen Civil- und Militärstellen und Kirchenämtern gleiche Ansprüche. Unterschied in der Geburt und der Religion begründet, mit den für die standesherrlichen Familien durch die Bundesakte gemachten Ausnahmen, keine Ausnahme der Militairdienstpflicht. Eigenthum und persönliche Freiheit der Badener stehen für alle auf gleiche Weise unter dem Schuze der Verfassung. Die Gerichte sind unabhängig innerhalb der Grenzen ihrer Competenz. Alle Erkenntnisse in bürgerlichen Rechtssachen müssen von den ordentlichen Gerichten ausgehen. Der großherzogliche Fiscus nimmt in allen aus privatrechtlichen Verhältnissen entspringenden Streitigkeiten Recht vor den Landesgerichten. Niemand kann gezwungen werden, sein Eigenthum zu öffentlichen Zwecken abzugeben, als nach Berathung und Entscheidung des Staatsministeriums und nach vorgängiger Entschädigung. Niemand darf in Kriminalsachen seinem ordentlichen Richter entzogen, Niemand anders als in gesezlicher Form verhaftet und länger als zweimal vier und zwanzig Stunden im Gefängnisse festgehalten werden, ohne über den Grund seiner Verhaftung vernommen zu seyn. Der Großherzog kann erkannte

Strafen mildern, oder ganz nachlassen, aber nicht schärfen. Alle Vermögens-Confiscationen sollen abgeschafft seyn. Die Preßfreiheit wird nach den künftigen Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt werden. Jeder Landes-Einwohner genießt der ungestörten Gewissensfreiheit und in Ansehung der Art seiner Gottesverehrung des gleichen Schuzes. Das Kirchengut und die eigenthümlichen Güter und Einkünfte der Stiftungen, Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten dürfen ihrem Zwecke nicht entzogen werden. Die Dotationen der beiden Landesuniversitäten und anderer höherer Lehranstalten, sie mögen in eigenthümlichen Gütern und Gefällen, oder in Zuschüssen aus der allgemeinen Staatskasse bestehen, sollen ungeschmälert bleiben. Jede, von Seiten des Staates gegen seine Gläubiger übernommene Verbindlichkeit ist unverlezlich. Die Institute der Amortisationskasse, die Wittwenkasse und Brandversicherung werden in ihrer bisherigen Verfassung aufrecht erhalten. Die Rechtsverhältnisse der Staatsdiener sind in der Art, wie sie das Gesez festgestellt hat, durch die Verfassung garantirt. Die Landstände sind in zwei Kammern abgetheilt. Die erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherzoglichen Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien, dem Landesbischof und evangelischen Prälaten, aus acht Abgeordneten des grundherrlichen Adels, aus zwei Abgeordneten der Landes-Universitäten, aus den vom Großherzog, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, zu Mitgliedern dieser Kammer ernannten Personen; die zweite aber aus drei und sechzig Abgeordneten der Städte und Aemter. Diese Abgeordneten werden von erwählten Wahlmännern erwählt. Wer wirkliches Mitglied der ersten Kammer oder bei der Wahl der Grundherren stimmfähig oder wählbar ist, kann weder bei Ernennung der Wahlmänner ein Stimmrecht ausüben, noch als Wahlmann oder Abgeordneter der Städte und Aemter gewählt werden. Alle übrigen Staatsbürger, die das fünf und zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben, im Wahldistrikt als Bürger angesessen sind, oder ein öffentliches Amt bekleiden, sind bei der Wahl der Wahlmänner stimmfähig und wählbar. Zum Abgeordneten dagegen kann mit obiger Ausnahme jeder Staatsbürger ernannt werden, welcher einer der drei christlichen Konfessionen angehört, das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt hat, und in dem Grund-, Häuser und Gewerbsteuer-

Kataster wenigstens mit einem Kapital von zehntausend Gulden eingetragen ist, oder eine jährliche lebenslängliche Rente von wenigstens fünfzehnhundert Gulden von einem Stamm- oder Lehnguts-Besitze, oder eine fixe ständige Besoldung oder Kirchenpfründe von gleichem Betrag als Staats- oder Kirchendiener bezieht, auch in diesen beiden leztern Fällen, wenigstens irgend eine direkte Steuer aus Eigenthum zahlt. Landes-, Standes- und grundherrlich Bezirksbeamte, Pfarrer, Physici und andere geistliche und weltliche Localdiener können als Abgeordnete nicht von den Wahlbezirken gewählt werden, wozu ihr Amtsbezirk gehört. Die Abgeordneten der Städte und Aemter werden auf acht Jahre ernannt, und so, daß die Kammer alle zwei Jahre, wo eine Versammlung stattfindet, zu einem Viertel erneuert wird. Jede neue Wahl eines Abgeordneten, zieht auch eine der Wahlmänner nach sich; jeder Austretende aber ist wieder wählbar. Der Großherzog ruft die Stände zusammen, vertagt sie, und kann sie auflösen. Die Ständeglieder können ihr Stimmrecht nur persönlich ausüben und sind berufen, über die Gegenstände ihrer Berathung nach eigener Ueberzeugung abzustimmen, dürfen also von ihren Kommittenten keine Instruction annehmen. Es besteht ein landständischer Ausschuß, dessen Wirksamkeit auf die Prüfung der Amortisationskasse-Rechnung und auf kleinere Geldanleihen, oder auf die von dem lezten Landtag mit Genehmigung des Großherzogs an ihn gewiesenen Gegenstände beschränkt ist. Ohne Zustimmung der Stände kann keine Auflage ausgeschrieben und erhoben, dagegen aber darf die Steuerbewilligung nicht an Bedingnisse geknüpft werden. Das Auflagen-Gesez wird in der Regel für zwei Jahre gegeben. Mit dem Entwurf desselben wird das Staatsbudget und eine detaillirte Uebersicht über die Verwendung der bewilligten Gelder von den früheren Etatsjahren übergeben. Es darf darin kein Posten für geheime Ausgaben vorkommen, wofür nicht eine schriftliche, von einem Mitglied des Staats-Ministeriums contrasignirte Versicherung des Großherzogs beigebracht wird, daß die Summe zum wahren Besten des Landes verwendet worden sey, oder verwendet werden solle. Es darf ferner ohne Zustimmung der Stände weder ein Anlehen gemacht noch eine Domaine veräußert und endlich die Civilliste nicht erhöht, aber auch ohne

Bewilligung des Großherzogs niemals gemindert werden. Jeder die Finanzen betreffende Gesezes-Entwurf geht zuerst an die zweite Kammer, und kann nur dann, wenn er von dieser angenommen worden, vor die erste Kammer zur Abstimmung über Annahme oder Nichtannahme im Ganzen ohne alle Abänderung gebracht werden. Tritt die Mehrheit der ersten Kammer dem Beschluße der zweiten nicht bei, so werden die bejahenden und verneinenden Stimmen beider Kammern zusammen gezählt und nach der absoluten Mehrheit sämmtlicher Stimmen der Ständebeschluß gezogen. Kein Gesez, das die Verfassungs-Urkunde ergänzt, erläutert oder abändert, darf ohne Zustimmung einer Mehrheit von zwei Drittheil der anwesenden Ständeglieder einer jeden der beiden Kammern gegeben werden. Zu allen andern, die Freiheit der Personen oder des Eigenthums der Staatsangehörigen betreffenden allgemeinen neuen Landesgesezen oder zur Abänderung oder authentischen Erklärung der bestehenden, ist die Zustimmung der absoluten Mehrheit einer jeden der beiden Kammern erforderlich. Der Großherzog bestätigt und promulgirt die Geseze, erläßt die zu deren Vollzug und Handhabung erforderlichen, die aus dem Aufsichts- und Verwaltungs-Recht abfließenden, und alle für die Sicherheit des Staats nöthigen Verfügungen, Reglements und allgemeinen Verordnungen. Er erläßt auch solche, ihrer Natur nach zwar zur ständischen Berathung geeignete, aber durch das Staatswohl dringend gebotene Verordnungen, deren vorübergehender Zweck durch jede Verzögerung vereitelt würde. Die Kammern haben das Recht der Vorstellung und Beschwerde; Verordnungen, worin Bestimmungen eingeflossen, wodurch sie ihr Zustimmungsrecht für gekränkt erachten, sollen auf ihre erhobene gegründete Beschwerde sogleich außer Wirksamkeit gesezt werden. Sie können den Großherzog unter Angabe der Gründe um den Vorschlag eines Gesezes bitten. Sie haben das Recht, Mißbräuche in der Verwaltung, die zu ihrer Kenntniß gelangen, der Regierung anzuzeigen. Sie haben das Recht, Minister und die Mitglieder der obersten Staatsbehörden wegen Verlezung der Verfassung, oder anerkannt verfassungsmäßiger Rechte förmlich anzuklagen. Keine Vorstellung, Beschwerde oder Anklage aber kann an den Großherzog gebracht werden ohne Zustimmung der Mehrheit einer jeden der beiden

Kammern. Sämmtliche neu eintretende Mitglieder legen bei Eröffnung des Landtags folgenden Eid ab: Ich schwöre Treue dem Großherzog, Gehorsam dem Gesez, Beobachtung und Aufrechthaltung der Staatsverfassung, und in der Ständeversammlung nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Bestes, ohne Rücksicht auf besondere Stände oder Klassen nach meiner *innigsten* Ueberzeugung zu berathen, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Kein landesherrlicher Antrag kann zur Diskussion und Abstimmung gebracht werden, bevor er nicht in besondern Kommissionen erörtert und darüber Vortrag erstattet worden ist. Die landesherrlichen Kommissarien treten zur vorläufigen Erörterung der Entwürfe mit ständischen Kommissarien zusammen, so oft es von der einen oder andern Seite für nothwendig erachtet wird. Keine wesentliche Abänderung in einem Gesezentwurf kann getroffen werden, die nicht mit den landesherrlichen Kommissarien in einem solchen gemeinschaftlichen Zusammentritt erörtert worden ist. Zur gültigen Berathschlagung über die Abänderung der Verfassung wird in beiden Kammern die Anwesenheit von drei Viertel der Mitglieder erfordert. Die beiden Kammern können weder im Ganzen noch durch Kommissionen zusammentreten; sie beschränken sich in ihrem Verhältniß zu einander auf die gegenseitige Mittheilung ihrer Beschlüsse. Sie stehen nur mit dem großherzoglichen Staatsministerium in unmittelbarer Geschäftsberührung; sie können keine Verfügungen treffen oder Bekanntmachungen irgend einer Art erlassen. Deputationen dürfen sie nur, jede besonders, nach eingeholter Erlaubniß, an den Großherzog abordnen. Die Minister und Mitglieder des Staatsministeriums und großherzoglichen Kommissarien haben jederzeit bei öffentlicher und geheimer Sizung Zutritt in jeder Kammer und müssen bei allen Diskussionen gehört werden, wenn sie es verlangen. Nur bei der Abstimmung treten sie ab, wenn sie nicht Mitglieder der Kammer sind. Nach ihrem Abtritt dürfen die Diskussionen nicht wieder aufgenommen werden. Die Sizungen beider Kammern sind öffentlich. Sie werden geheim auf das Begehren der Regierungs-Kommissarien, bei Eröffnungen, für welche sie die Geheimhaltung nöthig erachten, und auf das Begehren von drei Mitgliedern, denen nach dem Abtritt der Zuhörer aber wenigstens ein Viertel der Mitglieder

über die Nothwendigkeit der geheimen Berathung beitreten muß. Diese Verfassung wird unter die Garantie des deutschen Bundes gestellt."

Die Eröffnung des ersten Landtages war auf den Februar achtzehnhundert und neunzehn festgesezt, aber Großherzog Karl erlebte diese Zeit nicht mehr; er starb am achten Dezember vorigen Jahres, im schönsten Mannesalter, doppelt betrauert von dem badischen Volke, welches immer noch seiner edlen Herzensgüte sich liebend erinnert. Sogleich bestieg nun Ludwig Wilhelm August, der dritte Sohn weiland Karl Friedrichs, den Thron und ergriff das Staatsruder mit der Hand eines verständigen und energischen Fürsten. Das Land hegte große Erwartungen; was sein Vater durch jene aufgeklärte, liberale Regierungsweise vorbereitet, und sein Neffe urkundlich gegeben hatte, die ständische Verfassung, sollte er jezt eigentlich in das Leben rufen; dies war seine Hauptaufgabe. Wirklich versicherte Ludwig, sich innerlich hiezu gedrungen zu fühlen; er versammelte die Stände im April achtzehnhundert neunzehn, und eröffnete ihre Sizungen mit den Worten: „Meinem in Gott ruhenden Neffen und Regierungsvorfahrer gehört das erhabene Verdienst, dem Land eine Verfassung gegeben zu haben, dem Throne zur Stüze und Allen zum Schuz. Was er zu vollenden wünschte, ward ich berufen zum Ziele zu führen. Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, eine Verfassung in's Leben zu rufen, die von dem Vaterlande mit so einstimmigem Dank, und von dem Auslande mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Heilig sey uns der Sinn, so wie der Wortlaut der Verfassungsurkunde! In ihren Grenzen können und wollen wir des Vaterlandes Wohl suchen und auf ewige Zeiten begründen." Die Thätigkeit dieses ersten Landtages lieferte auch bald ein so erfreuliches Ergebniß, daß sich eine glückliche Entwickelung des konstitutionellen Lebens in Baden voraussehen ließ. Allmählig jedoch trübte sich die gegenseitig wohlwollende Stimmung der beiden Kammern und der Regierung, bis die Verhandlung über die Appanagen die Vertagung der Stände herbeiführte. Ihre Fortsezung im Sommer des folgenden Jahres ließ auf ein besseres Verständniß für die Zukunft hoffen; aber es schlug diese Hoffnung leider fehl, indem der zweite Landtag wegen Verweigerung von fünfzigtausend Gulden

an dem geforderten Militäretat aufgelöst wurde, der dritte und folgende dagegen durch Wahlbeherrschung in dem Grade servil waren, daß „die Regierung beinahe in Verlegenheit kam durch das Verschwinden jeder auch nur des Nennens werthen Opposition.“ Ja, selbst zu einer Verfassungs-Schmälerung liehen sich die damaligen Stände her, da mit Ausnahme von drei Abgeordneten die übrigen anstatt der nur theilweisen eine Totalerneuerung der Kammern, und eine Verlängerung ihrer Einberufung von zwei auf drei Jahre einstimmig zugaben, während aus verschiedenen Theilen des Landes von gewonnenen Ortsvorständen an den Großherzog Adressen eingingen, welche die Aufhebung oder Suspension sogar der Verfassung verlangten!

Diesen Gang nahm die ständische Wirksamkeit unter Ludwig. Wenn auch dessen militärische Bildung und Sinnesart mit einer Volkskammer in Widerspruch gerieth, so sind sehr rühmlich andere Seiten seiner Regierung und andere Schritte seiner öffentlichen Thätigkeit. Er hatte einen guten Blick für die Brauchbarkeit seiner Beamten, und brachte eine strenge Ordnung in die Staatsmaschine. Viel Wichtiges und Erfreuliches geschah unter ihm für die Befestigung und Aufnahme des Großherzogthums; so die erneuerte Anerkennung der vier Großmächte von dem untheilbaren Besitzstande des Landes und von dem Erbfolge-Recht, welches für die erstlich zu Grafen von Hochberg, alsdann zu Markgrafen zu Baden erklärten Söhne Karl Friedrichs aus zweiter Ehe auf den Thron ihres Vaters festgestellt worden; so ferner die erneuerte Stiftung und Dotations-Vermehrung der freiburgischen Hochschule, die Entdeckung und Einrichtung der Saline von Dürheim; alsdann die Feier des Vereinigungsfestes der beiden evangelisch-protestantischen Kirchen, wie jene des hundertjährigen Geburtsfestes von Karl Friedrich, woran sich einige Stiftungen knüpften, und endlich besonders die Gründung des Erzbisthums zu Freiburg.

Zur Zeit, als Großherzog Ludwig dem Ziel seines Lebens nahete, herrschte eine düstere Stimmung, und als er im März des Jahrs achtzehnhundert und dreißig verschied, machte die Nachricht davon überall im Lande einen sichtbaren Eindruck auf Hohe und auf Niedere. So mancherlei Gefühle erweckte dieser Todfall! Doch verschlangen diejenigen, welche der Zukunft ange-

hörten, bald alle übrigen; denn der Thronerbe war längst der Liebling des badischen Volkes, welches ihm jezt mit freudiger Hoffnung huldigte. Dieselbe Herzensgüte, wie den Großherzog Karl, zeichnete auch ihn aus; sein rechtliebender Sinn, sein Interesse an Kunst und Wissenschaft, sein stilles Familienleben, sein leutseliges Benehmen, seine jugendlich schöne Mannesgestalt, alles nahm für Leopold ein, und man sah es, man sagte es sich mit freudeglänzendem Blick, er liebe seine Badener!

Großherzog Leopold, der älteste der drei Markgrafen zu Baden, ward im Sommer siebzehnhundert und neunzig geboren, widmete einige Zeit seiner Jugend auf der Universität Heidelberg den Studien der Rechtswissenschaft, und vermählte sich im Jahre achtzehnhundert und neunzehn mit Sophia, einer Tochter König Gustav des Vierten von Schweden. Bei seinem Regierungsantritte hatte man besorgt, Baiern werde schon früher erhobene, theils auf den sponheimischen Erbvertrag, theils auf geheime Artikel des Rieder Vertrags gegründete Ansprüche auf die Pfalz erneuern; doch wurde die Gefahr beseitigt, und der legitime Thronfolger sahe sich ungestört im Besize seiner Lande. Nachdem Leopold eine Reise durch das Großherzogthum gemacht hatte, wo man ihn allenthalben mit dem ungeheucheltsten Enthusiasmus empfieng, waren seine ersten Regierungshandlungen die Veränderung des Ministeriums, an dessen Spize jezt der im Land beliebte Staatsrath Winter trat, und drei Verordnungen, wodurch der Wildstand eingeschränkt, das Straßengeld aufgehoben, und die Abgaben vom Weinbau ermäßigt wurden. Der Eindruck hievon auf die Gemüther des Volkes war ungemein wohlthätig, und mit der freudigsten Begierde blickte man jezt dem neuen Landtage entgegen.

Indeß nahmen die politischen Verhältnisse Europas durch die Pariser Julirevolution plözlich eine Wendung, welche man nicht so bald vorausgesehen hatte, und in deren Erfolgen auch für uns Begebnisse und Aenderungen herbeigeführt wurden, worüber der Freund des Vaterlandes und der Verfassung sich billig erfreute, wenn ihn Manches auch zu Befürchtungen veranlassen mochte. Es kamen hierauf Zeiten voll Bewegung, voll geheimer Unruhe und offener Partheiung; die Anhänger des Bestehenden, des Alten, die Liebhaber der Neuerung oder des Fortschrittes, die Mäßigen, die

Heftigen, die redlichen Patrioten und die Heuchler mit ihren schlechten Interessen, Alles erhob sich zu einem furchtbar drohenden Kampfe, und schon war es in verschiedenen Staaten Deutschlands zum Ausbruche gekommen, während in Baden, doch zunächst an der Grenze Frankreichs, die Ruhe nirgends gestört wurde, und der versammelte Landtag aber durch eine seltene Harmonie der Regierung und Stände eine Wirksamkeit entwickelte, und zu Ergebnissen führte, die ihn für die Geschichte des konstitutionellen Lebens in Deutschland ewig denkwürdig machen; selbst als später der politische Himmel sich mehr und mehr verdüsterte, als hier und dort die Gährung heftiger ward, auch da blieb es ruhig bei uns.

Der neue Landtag ward im Frühling achtzehnhundert ein und dreißig eröffnet und währte ganzer zehen Monate. Die Wahlen hatte man völlig frei gelassen, und sie waren entschieden volksthümlich ausgefallen. Voll Hoffnung blickte Baden, voll Begierde selbst ganz Deutschland auf den Fortgang der Verhandlungen, und der Erfolg entsprach auch der Erwartung. Von den frühern Landtagen unter Ludwig war die Studienfreiheit für alle Landeskinder, das Konscriptionsgesez, die Abschaffung einiger alten besonders aus der Leibeigenschaft herrührenden Abgaben, die Uebertragung einer Anzahl von Bezirksschulden auf die Staatskasse ausgegangen; dagegen hatten die Kammern eine Erhöhung des Budgets von ursprünglich neun Millionen einmalhundert achtzig tausend auf zehn Millionen sechsmalhundert tausend Gulden bewilligt, während die Staatsschuld von sechszehn auf fünfzehn Millionen herabgebracht wurde: die Wiederherstellung der Verfassung aber, die Preßfreiheit, die Aufhebung der körperlichen Züchtigung, der Leugnungsstrafe, der lezten Reste der Folter, der Frohnen, des Neubruchzehntens und einiger Accisabgaben, wie auch besonders einer Reihe von Mißbräuchen im Staatshaushalte; die Vorbereitung der Zehentablösung und Verbesserung des Volksschulwesens, mehrere Verwendungen von Staatsgeldern zu wohlthätigen und nüzlichen Unternehmungen in einzelnen Landesdistrikten; die Dotationsvermehrung der Universität Freiburg; die wirklich freisinnige Gemeindeordnung, eine neue Prozeßordnung, das Gensdarmerie- und Injurien-Gesez, und die Verminderung des Budgets um eine

Summe von siebenmal hundert tausend Gulden, waren das Werk des einen Landtags von achtzehnhundert ein und dreißig!

Die Heimkehr der Abgeordneten nach dem Schlusse desselben glich einem Triumphzuge; sinnreiche Ehrenbezeugungen wechselten mit schallendem Beifallsrufe, und überall vereinigten sich die Abgeordneten mit dem Volk in begeisterter Liebe und Verehrung auch zum Lobe des Fürsten, welcher so treu den Sinn der Verfassung geehrt! Ein neuer, jugendkräftiger Geist durchwehte das Land, und als im März folgenden Jahrs das Preßgesez verkündiget wurde, erreichte der vaterländische Enthusiasmus den höchsten Grad; „es war eine schöne, heilverheißende Zeit.“ Schnell nach einander entstunden mehrere Zeitschriften, namentlich in Freiburg, wie einst über kirchliche Angelegenheiten der „Freimüthige“, so jezt über die politischen der „Freisinnige“. Viel Wahres, Aufklärendes und Ermunterndes wurde durch diese Organe der öffentlichen Meinung zu Tage gebracht; aber, wie hätten nicht eines und das andere auch dem Mißbrauche dienen sollen, nach so langer Zeit eines drückenden Zensurzwanges, und in einem so aufgeregten, von hundert und hundert Meinungen durchkreuzten Augenblick? Doch lag auch das Tadelnswürdige mehr nur in dem unklugen, kecken, übertriebenen Ausdrucke einer sonst redlichen, freiheit- und rechtliebenden Gesinnung, als in verwerflichen Bestrebungen und Interessen. Indeß konnte es nicht fehlen, daß eine Parthei gegen die herrschende Stimmung sich bildete, um sie zu verdächtigen, und der Reaktion einen Weg zu bahnen. Manches, was übereilt oder verkehrt geschehen war, lieh den Grund zu Beschuldigungen und Anklagen; viele Gemüther wurden gereizt oder von Besorgnissen eingeschüchtert, und forschend blickte man nach Außen, um in dem Gange der großen Geschäfte und Ereignisse Trost oder Ermuthigung für die Zukunft zu schöpfen. Aber die Folgen von dem Falle Warschaus zeigten sich immer deutlicher, und endlich erfolgten die Bundestagsbeschlüsse vom Sommer zwei und dreißig; es erfolgte namentlich bei uns die Zurücknahme des Preßgesezes und manch' andere Beschränkung. All' das traf unser Volk mit einem betäubenden Schlag, und die Folge war eine sonderbar bewegte Stimmung der Gemüther, welche sich verschiedenartig, bald mehr, bald weniger lebhaft äußerte, bis das Herannahen des

neuen Landtags die Blicke von der Vergangenheit erwartungsvoll wieder auf die Zukunft lenkte.

Nachdem derselbe im Mai achtzehnhundert drei und dreißig eröffnet worden, legte die zweite Kammer, aus Veranlassung der Zurücknahme des Preßgesezes, vor allem eine feierliche Verwahrung in die Protokolle nieder gegen jede Auslegung der Bundesbeschlüsse, wodurch die Verfassung irgend möchte verlezt werden. Die hauptsächlichsten Früchte dieses Landtages aber waren das Forst- und Zehentablösungs-Gesez, welche nach langem Kampfe der beiden Kammern endlich zu Stande kamen, während man im übrigen eine große Mäßigung beobachtete, um nur den Frieden mit der Regierung zu erhalten. Der Geist einer noch mäßigern Opposition bezeichnete den jüngstverflossenen Landtag. Auch hier wurde die Preßangelegenheit wieder zur Sprache gebracht; allein sie blieb immer noch unentschieden. Eine andere hochwichtige Frage beschäftigte vor allem die Regierung und Kammern, die Frage nämlich über den Anschluß Badens an den preußischen Zollverein. Die Stimme des Volks, zumal in den obern Gegenden, lautete größtentheils dagegen, und die Verhandlungen waren sehr heftig; doch wurde er endlich unter besondern Bedingnissen auf sechs Jahre einstweilen angenommen. All' diese Dinge aber, wie überhaupt die damaligen Ereignisse und Veränderungen im Zustande unserer Länder und des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, sind noch zu neu, als daß sie in den Kreis geschichtlicher Würdigung konnten gezogen werden.

Schlusswort.

Mehr als zwei tausend Jahre sind seit der Zeit verflossen, aus welcher uns die Geschichte von den Schicksalen der Länder am Rheinstrome die ersten Nachrichten aufbewahret hat. So alt ist der Anbau dieser Gefilde! Aber vieles Erdreich war noch ein Spielraum für die Fluten des Rheines, und ungeheuere Strecken lagen mit undurchdringlicher Waldung bedeckt. Bis die Altwasser abgeleitet, die Sümpfe ausgetrocknet und ausgefüllt, bis die Sandflächen mit düngendem Grüne bekleidet, und die Forste gelichtet; bis die reißenden Thiere aus dem Bereiche der Menschen verscheucht, und die jezt so lachenden Ufer und Vorhügel nur für die erste Nothdurft bewohnbar gemacht waren, mit den spärlichen Werkzeugen unserer Altvordern, unter dem hemmenden Einflusse eines unfreundlichen Klimas, bei so mancherlei Störung durch Wanderungen und verheerende Kriege, welche Arbeit des Schweißes und der Langmuth!

Denn wer mag es berechnen, unter was für Noth und Mühe jene Kelten unsere heimathlichen Gaue zuerst in einen Aufenthalt der Menschen verwandelt? Von der großartigen Thätigkeit der Römer haben wir in ihren Schriften und in tausend Trümmerstücken über und unter der Erde, noch einen Maßstab; die Alemannen warteten vierhundert Jahre lang ihrer Aecker und Heerden, und gleichwohl begann erst unter Karl dem Großen ein sichtbarer Schritt der Erweiterung und Vervollkommung des Feldbaues, einen so hartnäckigen Kampf hatten unsere Vorväter mit dem Erdreiche zu bestehen, das uns nährt.

Aus der Ebene und aus den großen Thälern drang der Anbau zur Zeit der Kreuzzüge in das Gebirg; durch die Klöster wurde er allmälig ausgedehnt, und später haben selbst auch sonst ent-

völkernde Kriege die Kultur der Waldgegenden befördert; aus dem dreißigjährigen und nachfolgenden französischen stammt die erste Spur der schwarzwäldischen Betriebsamkeit. Am meisten aber wurde die Landwirthschaft befördert durch das aufblühende Städtewesen. Denn es vermehrte sich damals ungemein sowohl die Bevölkerung als die Beweglichkeit im Handel und Wandel. Die Bürger der städtischen Gemeinwesen verlegten sich ausschließlich auf die Handwerke, und es fand bei ihnen der Bauer jezt einen Absaz seines Ueberflusses, wodurch sich nicht allein die Masse des gebauten Grundes, sondern auch die Anzahl der Feldgewächse vermehrte. Endlich geschah in neuerer Zeit, namentlich bei uns durch Josef und Karl Friedrich, jene Verbesserung der Landwirthschaft und des Bauernstandes, welcher wir den blühenden Anbau unserer schönen Heimath zunächst verdanken.

Zweifelhaft ist es, ob die geistige und sittliche Kultur schneller voranschritt, als jene des Bodens. Unsere germanischen Voraltern lebten in einer natürlichen, nach den einfachsten Grundsäzen ausgebildeten Verfassung; sie waren dabei ein gesundes, starkes, ein reines und glückliches Volk. Aber der Kreis ihrer geistigen Thätigkeit beschränkte sich auf das Allernächste, ihr Gemüth lag gefangen in den Fesseln des Aberglaubens, und die Richtschnur ihres Fortschreitens war die Gewohnheit. Als hierauf irische und schottische Missionäre das Evangelium am Rheine predigten, verstund man es kaum. Ein Gemische heidnischer und christlicher Zeremonien galt für Christenthum; diese göttliche, das Herz des Menschen wahrhaft veredelnde und seinen Geist fortbildende Lehre selbst aber, welche Verwandlungen mußte sie durchlaufen, bis jene schwärmerische Zeit erschien, wo ein Markgraf Hermann für seinen Erlöser die Welt vergaß und zu Klugni des Klosters Heerden waidete! Alsdann Kunst und Wissenschaft, aus wie fast unmerklichen Anfängen erhoben sie sich mühsam im Verlauf langer Jahrhunderte! Die ersten Mönche in unsern Stiften schrieben die Bibel ab und verfaßten Legenden, die einzige Nahrung ihres Geistes; das Volk hatte nur Sagen und Denksprüche, Adel und Fürsten verstunden nichts als die Kunst ihrer Waffen. Da gründete Karl der Große Schulen, aus welchen allmälig ein Licht aufdämmerte, und einzelne Sterne das alte Dunkel erhellten. Um so verehrungs-

würdiger müssen uns die Namen seyn eines Walafried, Theoger, Hermann, Salomon und Berthold, eines Bernger und Otto. Auf diese ernsten Lehrer der Wissenschaft folgten die Sänger anmuthiger, wohlklingender, tiefgefühlter Lieder und Aventuren, das schöne Zeitalter der Hohenstaufen und Zähringer, wo sich der Gesichts- und Erfahrungskreis unserer Väter durch die Heerfahrten nach Italien und die Züge nach dem heiligen Land ungemein erweiterte. Aber es brach hierauf die traurige Nacht des vierzehnten Jahrhunderts herein, und erst tief in dem folgenden kam aus Italien neues Licht und Leben. Mehr als ein halbes Jahrtausend liegt also zwischen Walafried und Reuchlin.

Während deß' hatte das städtische Wesen seine Blüthe erreicht; es waren die Universitäten aufgekommen, die Malerschulen bildeten sich, und die Buchdruckerei verbreitete ihre wohlthätigen Folgen. Dennoch aber stehet Reuchlins klassische Zeit einsam zwischen der frühern Barbarei und einer folgenden noch größern durch die Kontroversen, die Religions- und Erbfolgekriege. Und so ist denn Josefs und Karl Friedrichs Zeitalter, wie für die Land- und Staatswirthschaft, auch für Wissenschaft, Kunst und Literatur die Periode neuen Aufblühens und Glanzes. Die Wiederbelebung der freiburgischen Hochschule, die Gründung der Akademie und des Nationaltheaters in Mannheim, und verschiedener wissenschaftlicher Institute in der markgräflichen Residenz geschahen innerhalb weniger Jahre; während in Freiburg der Freimüthige über kirchliche Dinge erschien, verbreiteten sich die „pfälzischen Akten“ und die Karlsruher „nützlichen Sammlungen“ über Naturlehre, Landwirthschaft, Geschichte und Staatsrecht; es gab auch schon Leseanstalten, Zeitungen und Wochenblätter. Und damals, wo Kurfürst Karl Theodor einen Lessing in seine Dienste zu ziehen suchte, und Karl Friedrich an Klopstock eine Pension bezahlte, schrieben im Badischen ein Schöpflin, Reinhard, Günterode, Brauer, Schlosser, Posselt und Hebel; in Vorderöstreich ein Sauter, Wanker, Jakobi, Hug und die gelehrten Mönche von Sankt Blasien, für die kurfürstliche Akademie aber ein Krollius und und Kremer. Endlich wurde nach Deutschlands Wiedergeburt auch in dem neugegründeten Großherzogthume jenen Männern

würdig nachgestrebt, und Baden hat jezt Namen aufzuweisen, die zu den ersten der Nation gehören.

Dies ist der Gang der materiellen und geistigen Kultur unserer Länder, ein sprechendes Zeugniß von der Mühe und Arbeit unserer Voraltern; ihre **Leiden** zeigt die politische Geschichte. Aber wir eilen hinweg über die traurigen Bilder vom Zerfalle der ursprünglichen Freiheit, von den Anmaßungen und Gewaltstreichen der bevorrechteten Stände, von dem Jammer des Landvolks und seinem verzweiflungsvollen Rettungsversuche im Bauernkrieg; hinweg über die Gräuelscenen des dreißigjährigen und der folgenden, und drücken nur unserere Bewunderung aus, **wie viel ein Mensch, wie viel ein Volk ertragen kann!**

Bis dahin hatten unsere Gauen das allgemeine Schicksal deutscher Länder; ein seltenes Glück sollte sie jezt vor andern auszeichnen. Denn während in dem nachbarlichen Wirtemberg ein Herzog Karl alle Willkührlichkeiten eines despotischen Herrschers verübte; während der Kurfürst von Hessen ungescheut seine Unterthanen als Soldknechte über das Meer verkaufte; während ähnliche Fürsten und Höfe alle Freiheit, allen öffentlichen Geist darniederhielten, und das Mark ihres Volkes gewissenlos verzehrten, sehen wir bei uns durch die edeln und großartigen Bestrebungen eines **Josef** und **Karl Friedrich** wetteifernd sich Aufklärung, Betriebsamkeit und Wohlstand verbreiten, eine Lichtseite der vaterländischen Geschichte, welche freilich durch jene traurigen Schatten jesuitischer Wirksamkeit in der Pfalz noch mehr gehoben wird.

Eine so große Ungleichheit der deutschen Staaten in kirchlichen und politischen Verhältnissen, in Kultur und Wohlstand, wie in ihrem Flächenraume: hier der auf's Höchste getriebene Mißbrauch der Regierungsgewalt zu despotischen, ehr- und habsüchtigen Zwecken des Fürsten, der Aristokratie oder Geistlichkeit, und dort die liberalste Reform vom Throne herab bis zur niedrigsten Hütte; hier der finsterste Aberglaube, ein blindes, hartnäckiges Verharren bei Gewohnheit und Herkommen, dort dagegen Verhöhnung und Umsturz des Alten; fast überall die tiefste Unwissenheit neben den erleuchtetsten Geistern, dies Alles war das Vorspiel eines großen Umschwunges der Dinge, dieselbe Erscheinung wie vor der Reformation. Die französische Revolution hat alle Gräuel erneuert,

wodurch die Geschichte Roms unter Marius und Sulla unsere Seele mit Entsezen erfüllt; die napoleonische Despotie alle Schmach auf uns gehäuft, wie einst Alexander auf die Opfer seiner Eroberungssucht.

Aber Eine schwere Schuld lastete auf nur zu manchen Fürstenhäusern und Regierungen. Schien es nicht das Racheschwert des zürnenden Geschicks, was in die Hand des einen Korsen gegeben war? Und als neben den Thronen, welche auf seinen Wink zusammenstürzten, der kleine Markgraf von Baden den Glanz seines Hauses, welchen er allein in dem Glücke seiner Unterthanen zu suchen gewöhnt war, auch äußerlich sich so unerwartet erheben sah, schien das nicht ein Lohn der bewahrten Tugend? Ja, es rächet und belohnt sich Alles hier auf Erden, und der Werth eben der Geschichte ist es, dieses mit mahnender Schrift uns vor Augen zu führen, auf daß wir nicht durch sorglose Trägheit oder frevelnden Uebermuth ebenso in unser Verderben gehen, wie Millionen vor uns gegangen sind!

Vor kaum noch einem halben Jahrhunderte gehörten unsere Väter einer Menge verschiedener Herren an, und lebten in Verhältnissen, welche auf wenigen Geviertmeilen hundertfach abwechselten. Wir nun bewohnen ein zusammenhängendes, soweit es die Beschaffenheit des Bodens erlaubte, gleichmäßig kultivirtes Land, und leben in einem wohlgeordneten Staat, unter einer thätigen Regierung, unter einem wohlwollenden Fürsten, im Besize und Schuz einer freien, landständischen Verfassung; es haben Ackerbau, Industrie und Handel, haben Künste und Wissenschaften, hat die Bildung und Aufklärung des Volkes sich merklich gehoben, und wahrlich, wir dürfen uns freuen, Bürger und Bewohner dieses Großherzogthums zu seyn!

Doch, gestehen wir es ebenso aufrichtig, Vieles noch ist keineswegs, wie es seyn sollte, wie es seyn könnte; hinter den Forderungen des vorangeschrittenen Zeitgeistes stehen wir in gar Manchem zurück, wie hinter nicht nur einer Tugend unserer Voraltern. Werfen wir nur einen Blick auf das Leben unserer Städte im Mittelalter. Ein wohlthätiger Geist beseelte diese Gemeinwesen, der uns fehlt, ein Geist der Mäßigkeit, Gediegenheit, Religiosität und aufopfernden Vaterlandsliebe. Jene alten Bürger suchten den

Genuß des Lebens weniger in nuzlosem, Zeit und Geld verschwendendem, Geist und Körper vergiftendem Luxus, als in der süßen Ruhe nach vollendeter Arbeit, und in unschuldigen Vergnügungen bei Musik und Wein. Was sie leisteten mit Kopf oder Hand, war nicht berechnet blos für den Augenblick, war nicht *ein glattes* Gehäuse ohne Kern, ein gefälliges Gebilde ohne Festigkeit, *sondern* all' ihre Werke trugen den Stempel des Gehaltes und der Dauer. Ihre Kirchen, ihre Rathhäuser, Spital- und andern öffentlichen Gebäude haben die Jahrhunderte überlebt und machen oft genug dasjenige zu Schanden, was heutzutage von Gemeinden oder vom Staate erbauet wird; ihre Geräthe und Kleider konnten auf eine lange Nachkommenschaft vererbt werden; selbst gewöhnliche Verzierungen waren kein oberflächlicher Flitter, sondern meist von künstlerischem Werth, zumal aber die Erzeugnisse des Geistes erschienen als reife und gesunde Früchte eines redlichen Sinns, angestrengter Forschung und Verarbeitung, mehr zu Nuz und Heil der Gesellschaft, als zu unterhaltender Befriedigung eitler Neugier. Jene ungeheuchelte, im Glück bescheidene, im Leiden tröstende und ermuthigende Frömmigkeit, wo weilet sie noch unter uns? Die Religion hat man längst aus unserm Herzen hinweggescherzt, und selbst unsere heranwachsende Jugend trägt sich damit, über Gegenstände des religiösen Glaubens zu spotten. Die heutige Erziehung ist kostbar, vielseitig, aufgeklärt; aber was für Leute hat sie gebildet? Eitle Weisheit! Eine Jugend, welche nicht ebenso strenge im Christenthum, in Gehorsam und Arbeit, in der Ehrfurcht vor Aeltern und Lehrern, als sorgfältig zu einem tüchtigen Wissen, wie zu körperlicher Gesundheit und Kraft herangebildet wird, gibt schlechte Bürger und Diener des Staats. Jene Alten haben hierauf am meisten gesehen, und ihr Privat- und öffentlicher Wohlstand war fest gegründet. Ueberhaupt lebten und sorgten sie beinahe mehr für ihre Nachokmmenschaft, als für sich selbst. Wir sind bedacht für die Spanne unseres Daseyns, was darüber hinausliegt, was die nachfolgenden Geschlechter betrifft, wen kümmert dies? Der Vater baut sich *ein* bequemes Haus; daß es aber ein Fundament habe, um nicht über seinem Enkel einst zusamenzustürzen, daran denkt er nicht. Immer schon den Genuß wollen wir von Allem, was wir thun; unsere Voraltern haben Gebäude und Anstalten gegründet, deren Vollendung

kaum ihre Söhne erlebten. Solche Opfer brachten sie der Nachkommenschaft; ihre reichen Stiftungen für das allgemeine Wohl sind der sprechendste Zeuge ihrer patriotischen Gesinnung, und wir, die wir noch im Genusse jener Stiftungen sind, haben keine Mittel nur zunächst für eine würdigere Stellung unserer Volksschullehrer!

Sind verbesserte Unterrichts- und Studienanstalten weniger ein Erforderniß unseres Zeitalters, als Eisenbahnen? Die Universitäten hat man beinahe zu blosen Präparatorien für den Staatsdienst herabsinken lassen, während in den Kreis der niedern Schulen schon alle Wissenschaften gezogen werden. Diese riesenhaft fortschreitende Zeit bedarf einer ganz andern Jugend, als die ist, welche wir gewöhnlich erziehen; sie fordert einen ganz andern öffentlichen Geist, als der in unsern Gesellschaften vorherrscht. Es sind Güter zu wahren vor Zerfall und Untergang, ohne die kein redlicher und gebildeter Mann wird leben wollen. Die ungeheuere Revolution der materiellen Interessen, welche sich vor unsern Augen verbreitet, und uns gewaltsam mit ihrem Strome fortreißt, kann nur alsdann von heilbringenden Folgen seyn, wenn sie den ideellen und moralischen nicht allein keinen Abbruch thut, sondern von denselben durchdrungen und beherrscht wird. Denn das Leben hat ohne Religion, ohne Wissenschaft und Kunst für edle Gemüther weder Werth noch Reiz, und es wird ohne die höhere Leitung jener belebenden und erhaltenden Ideen der Fortgang in der Vervollkommnung aller materiellen Verhältnisse und Interessen nur um so unvermeidlicher einen traurigen Ruin ihrer selbst herbeiführen, je glänzender er ist. Wenn aber von unsern Hochschulen mehr und mehr nur Leute ausgehen, welche allein abgerichtet sind für ihren Brodberuf; wenn der Jurist, der Mediziner nichts Allgemeineres und Höheres kennt, als den nächsten Kreis seines Fachs, und vollends der Theologe, dem sein Amt, seine Stellung und Muße eine höhere Bildung und die Wahrung der geistigen und sittlichen Interessen vor dem Ueberhandnehmen der materiellen ganz besonders zur Pflicht auflegt, wenn der Volkslehrer und Diener der Kirche nur allzuoft kaum so viel besitzt, um spärlich seine Funktionen zu verrichten: was darf man erwarten? Dem Militärwesen wird die mühsamste Sorgfalt und

größte Aufopferung gewidmet; die Finanzwirthschaft ist auf einen hohen Grad der Vervollkommnung gestiegen; Handel und Fabriken versprechen seit unserm Anschlusse an den Zollverein solche Fortschritte, daß Baden andern Staaten hierin bald nicht mehr nachstehen dürfte, zumal wenn die erwartete Eisenbahn eine schnellere Bewegung des Verkehrs herbeiführen wird. Wo dagegen lebt ein gleicher Eifer und die gleiche Thatkraft für Verbreitung und Aufnahme einer ächten Bildung, einer die Lebensverhältnisse durchdringenden und veredelnden geistigen und religiösen Kultur? Im Gegentheil, man scheint sie mehr und mehr zu vergessen, wahrlich in unverzeihlichem Leichtsinn, da unbestreitbar *sie* es ist, was einem Volke oder Staat jene innere Stärke und Lebenskraft verleiht, welche für Glück und Dauer desselben haften.

Möchten daher alle gebildeten Männer und Jünglinge unsers Landes sich die Hände reichen zu einem Bunde für die Wahrung und Fortbildung der Religiösität, der Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst; möchten namentlich die Mitglieder unserer Geistlichkeit den höhern Zweck in die Augen fassen, und nicht durch ein ebenso nuzloses als hartnäckiges Festhalten an veralteten Formen und Meinungen jeden zeitgemäßer Gebildeten von sich abstoßen, und so eine traurige Theilung und Trennung unter denjenigen Klassen der Gesellschaft erzeugen, welche berufen sind, die Opposition der sittlichen und geistigen Interessen gegen den Materialismus unserer Tage zu bilden!

Solche Opposition ist so alt als die Geschichte; wo sie ihr Recht geltend machte, blühten die Völker; wo sie unterlag, sehen wir nur Barbarei, Entartung und Knechtschaft. Als die nordischen Stämme während der Völkerwanderung die klassische Welt überschwemmten; als später die deutschen Könige ihre Macht erhoben und die Herrschaft des Schwertes Alles zu verschlingen drohte, wer hätte den Rest der geistigen Kultur und der Freiheit gerettet, wenn nicht die Kirche, der natürliche Bewahrer und Schirmer des Geistigen gegen die Anmaßungen der Gewalt und Geburt? Durch die Kirche erhoben sich tausend und tausend Männer von Fleiß und Talent aus ihrer Niedrigkeit in jene Regionen, wo man den großen Geschäften ihren Gang vorschreibt, und so sind unsere

Völker gerettet worden vor einer stupiden Versunkenheit, wie wir sie in vielen Reichen Asiens so traurig wahrnehmen.

Die Klöster haben in die anfängliche Nacht unserer heimathlichen Gaue dasjenige Licht verbreitet, welches nöthig war, um den Fortgang der gesellschaftlichen Kultur zu erhalten; sie gründeten sich auf ein geistiges Fundament, ihr Zweck war Religion und Wissenschaft. Aber alles ist nun anders. An die Stelle jener geistlichen Anstalten, welche durch ihren Reichthum verdarben, und deren Aufhebung allerdings zeitgemäß war, sind Kasernen und Fabriken getreten; die Kirche hat sich mit weltlichen Interessen zu sehr vermengt und einen verfinsternden Charakter angenommen, sie ist geschwächt und meist ein Unterthan des Staates. Doch, das ehrwürdige Institut der Universitäten haben wir noch; daneben ein wohlgeordnetes Schulwesen, und nicht mehr einem einzelnen Stande gehören Kenntisse an und Bildung, sondern ohne allen äußerlichen Unterschied nur dem Fleiße und Talent. Daher liegt es diesen ob, was uns an geistigen Erzeugnissen aus der Vorwelt überliefert ist, unermüdlich zu durchforschen, zu retten und zu bewachen. Der Gedanke unserer Zukunft ist nicht mehr erträglich, wenn wir sie losgetrennt denken von jenen Ueberlieferungen, und völlig hingegeben dem Strome materieller Erwerbs- und Gewinnsucht. Daß wir das Heiligthum unserer geistigen Bildung und dessen Asyle bewahren, das ist die laute Forderung, welche die Zeit an uns macht.

Den Kauf- und Fabrikherrn darf man seiner Spekulation, wie den Handwerker seinem Gewerbe und den Landmann seinem Pfluge ruhig selbst überlassen; denn wer wird befürchten, daß bei so starker Vermehrung der Volkszahl und Bedürfnisse der Thätigkeitstrieb etwa erlösche? Für das, was den Menschen nährt und äußerlich erhält, erschlafft er selten; nur für die Tugend und Weisheit bedarf er eines steten Sporns durch Belehrung und Beispiel. Nicht genug kann man es wiederholen, wie unendlich kostbarer die Güter des Herzens und Geistes sind, als aller materielle Besitz und Vorzug. Unser Volk ist aufgeklärt und hat noch einen sittlichen Kern; mag es ihn bewahren und immer deutlicher erkennen lernen, was ihm zustehe.

Wenn der Fürst, dessen Regierungsantritt unser ganzes Land

mit so einstimmigem Jubel gefeiert hat, den weisen Grundsaz seine großen Vaters, daß das Wohl des Regenten mit dem Wohle des Volkes innig verbunden sey, als auch de seinigen bethätigt; wenn die Regierung, im Gefühle einer über klein liche Interessen erhabenen Stellung, kräftig den Weg ihrer Pflichte verfolgt; wenn endlich unsere Stände, treu und fest den Sinn und Buchstaben der Verfassung im Auge, den Bedürfnissen und Wünschen des Volkes mit redlicher und unermüdlicher Thätigkeit entgegenzukommen bestrebt sind, so enthält dies eine zwei- und dreifache Forderung an die Bürger des Staates, auch ihr Obliegenheiten sowohl im Privat- als öffentlichen Leben nicht z versäumen. Wo der Hausvater aus Unwissenheit, oder Trägheit oder Leichtsinn seine Stelle nicht ausfüllt; wo die Hausmutte ihren Beruf vergißt; wo der Bürger seinen Mitbürger haßt un verfolgt; wo nicht Ordnung, Mäßigkeit, Eintracht und Fleiß i der Gemeinde, wie in der Familie herrschen, da stürzen beid unaufhaltsam in ihr Verderben, die Nachkommenschaft ist vergiftet und unberechenbar der Schaden für den Staat. Möchten di Bürger Badens, um diese Gefahr zu vermeiden, und nach Kar Friedrichs väterlichem Wunsche ein gesittetes, aufgeklärtes und wohlhabendes Volk zu seyn, die einfache Lehre sic allezeit vergegenwärtigen, welche ihnen der Geist des edlen Ab geschiedenen aus dem Grabe zuruft: „Seyd fleißig, seyd tapfer liebet euer Vaterland; seyd sparsam ohne Geiz, und fliehet de Luxus, der das Vermögen verzehrt und die Seele verdirbt; erziehe eure Kinder zur Tugend, und lehret sie wahrhaft seyn und di Lüge hassen; gehet mit gutem Beispiele voran, ihr seyd es ihnen euch und dem Vaterlande schuldig; sie sind der Segen eure Hauses, die Stüze eures Alters, die Stärke de Staates, wenn sie Tugend, Religion und Ehr kennen.“

Register.

Seite

J.

K.

L.

M.

Verbesserung einiger sinnstörender Fehler.

Seite XXVI. der Einleitung, Zeile 28 lies: Kauf- anstatt Raubsucht.

— 113 Zeile 4 lies: Vergleichung anstatt Verlezung.

— 147 — 2 — wenn gleich — wie gleich.

— 148 — 29 — umschliesset — umschliessen.

— 227 — 15 — zeigten — zegtien.

— 234 — 18 — Mässigung — Mässigkeit.

— VI. der Stammtafeln (4. Abthl.) sollte der Ausgang heissen:

Stephan,
Pfalzgraf zu Simmern, st. 1459.
Gem. Anna von Veldenz.

Friedrich, zu Simmern, st. 1480.	Ludwig, zu Zweibrücken, st. 1489.
Johann I., st. 2509.	Alexander, st. 1514.

— 432 Zeile 23 lies: Singer- anstatt Siegerorden.

— 438 — 22 — Enkel — Sohn.

— 451 — 17 schalte ein: zum Anführer.

— III. der Stammtafeln (7. Abthl.) seze Baden statt Hochberg.

Ankündigung

einer

badischen Landesgeschichte

für die Schuljugend.

So vielfach ist von Lehrern und Geistlichen unseres Großherzogthumes der Wunsch geäußert worden, es möchte auch für den Gebrauch der Schüler eine Landesgeschichte erscheinen, in demselben Geiste, wie die von mir für den Bürger und Landmann herausgegebene, daß die unterzeichnete Verlagshandlung mich ersuchte, ein solches Buch zu verfassen. Ich kam nun ihrem Ersuchen mit um so größerm Vergnügen entgegen, da der geäußerte Wunsch einen lohnenden Beifall enthält, der mich nur ermuntern kann, meinem Vaterlande auf derjenigen Bahn, welche ich erwählt habe, nach Kräften zu dienen. Das Manuscript dieser „badischen Landesgeschichte für die Schuljugend“ ist bereits vollendet, und befindet sich abschriftlich zur Prüfung und Verbesserung in den Händen einiger der vorzüglichsten Schulmänner, so daß ich die Hoffnung hege, das Buch werde den Zweck nicht verfehlen, für den es bestimmt ist.

Ich stelle mir vor, die vaterländische Geschichte, wenn ihre richtige Kenntniß die Masse des Volkes einmal durchdrungen hat, müsse von ungemeinem Nuzen seyn; denn sie lehret jeden Bürger und Diener des Staates, welche Güter wir besizen, die noch besser zu benuzen, welche Mängel und Fehler, die zu ergänzen und zu verbessern sind. Ueberhaupt aber gibt sie uns ein mehreres Bewußtseyn unserer Selbst, und nähret die Liebe des Vaterlandes, indem sie uns mit demselben vertrauter macht.

Daß aber die vaterländische Geschichte, wenn sie diesen allgemeinen Nuzen stiften soll, schon der Jugend interessant und angenehm gemacht werden müsse, sieht wohl Jedermann ein; es bleibt also nur die Frage, wie ihre Kenntniß den jungen Gemüthern am besten beigebracht werde. Und hier glaube ich, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Der größte Theil des Buches besteht nämlich aus kurzen Lebensbeschreibungen solcher Männer, welche auf die geistige und sittliche, gewerbliche und landwirthschaftliche Kultur unseres Landes einen ausgezeichneten Einfluß hatten, oder in deren Leben sich der Charakter ihres Zeitalters am getreuesten abspiegelt. Denn das ist wohl ausgemacht, daß Biographien auf die Jugend den stärksten und bleibendsten Eindruck machen, gleichwie sie auch am liebsten von ihr gelesen werden Was die Sprache und Darstellung betrifft, habe ich dieselbe möglichst einfach gehalten, und der Empfänglichkeit unserer Schuljugend anzupassen gesucht.

Möge nun diese Arbeit das Glück haben, im Volke und bei den Schulbehörden eine Theilnahme zu finden, welche der guten Meinung und dem Eifer entspräche, womit ihn der Verfasser gewagt hat!

Freiburg im Breisgau den 1. Juli 1836. **Bader.**

Den Verlag der „badischen Landesgeschichte für die Schuljugend“ hat Unterzeichnete mit Vergnügen übernommen. Die Geschichte wird 8 Bogen stark werden; den Preis für das Exemplar in Umschlag broschirt stellen wir zu 24 kr., bei Parthie-Bestellungen bewilligen wir außerdem noch einen angemessenen Rabatt.

Herder'sche Kunst- und Buchhandlung.



Neuhausen
Villingen
WARTEN
Hüfingen
haft
Fürstenb
Blumberg
BLUMEK
Blumek
Bargen
Rand
Mühlingen
SCHAFHAUSEN
Schaf
Neukirch
ZÜRCH
Herdern
Eglisau
Friedrichshafen
SEE






DD 801 .B18 B3 1834 C.1
Badische Landes-Geschichte von
Stanford University Libraries
3 6105 037 963 084
DD
801
B18B3
1834
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
JUL 11 1982

